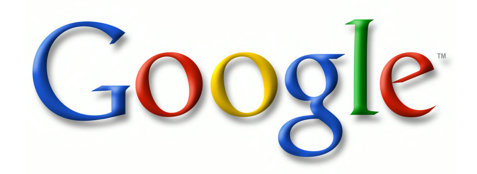
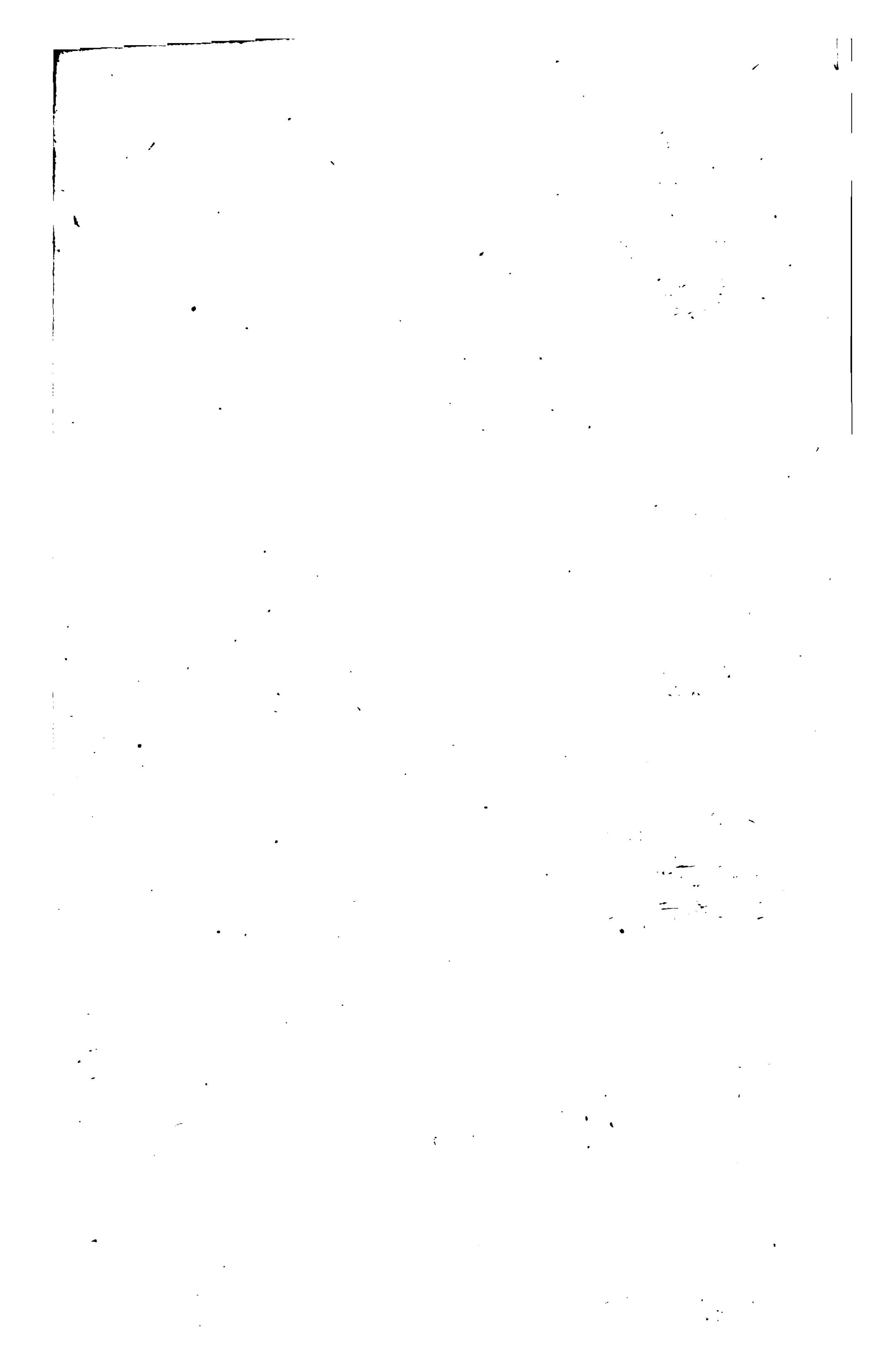
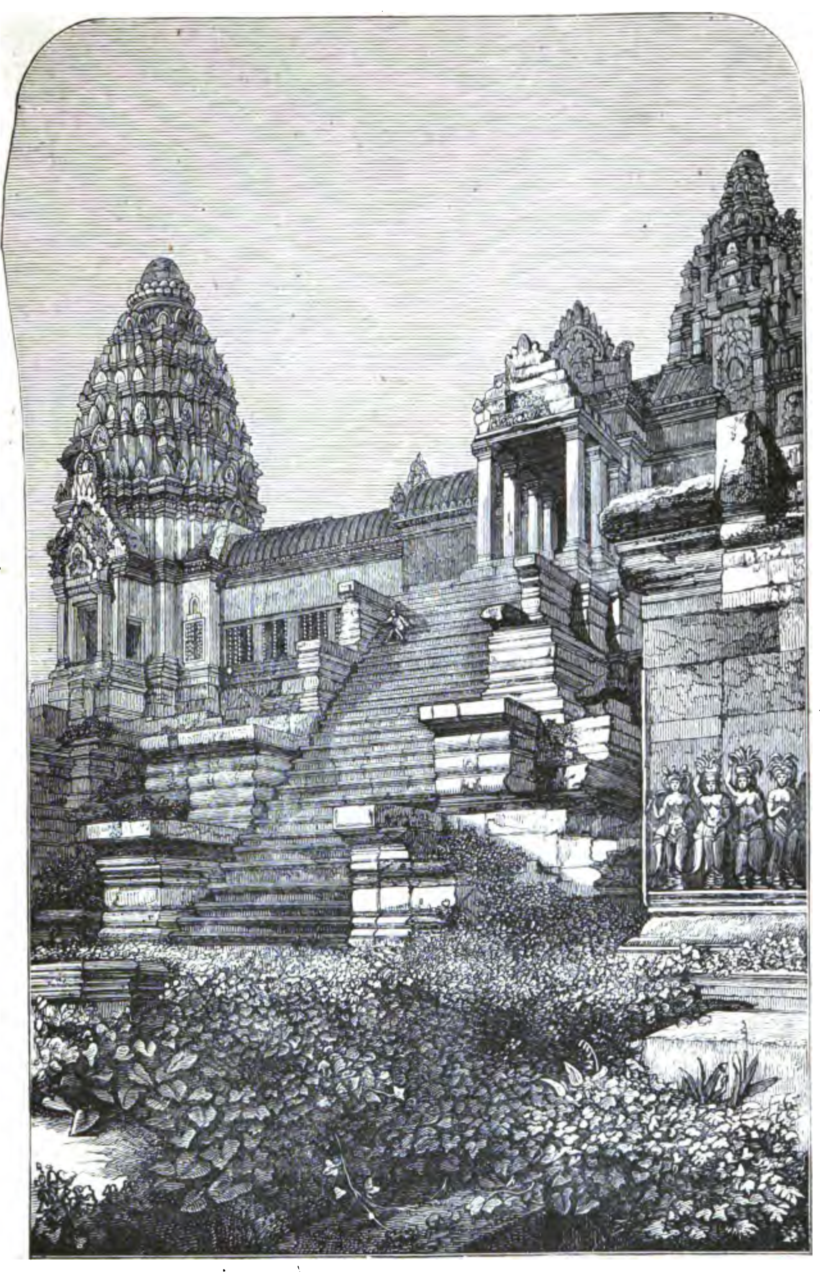






Große Treppe in Nakhon Wat.

Hinterindische Länder etc.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Das Neue

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Hinterindische Länder und Völker.

Von

Friedrich von Hellwald.

Das

Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Otto Spamer's

Illustrirte Bibliothek der Länder- & Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Unter Redaktion

von

Friedrich v. Hellwald und Richard Oberländer.

Hinterindische Länder und Völker.

Von

Friedrich von Hellwald.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1876.

Hinterindische Länder und Völker.

Reisen in den Flußgebieten des Irawaddy und Mekong; in Annam, Kambodscha und Siam.

Unter Benutzung der neuesten Quellen bearbeitet

von

Friedrich Anton Heller von Hellwald.



Mit 70 in den Text gedruckten Abbildungen und vier Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1876.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

In einem Zeitalter, wo der Völkerverkehr sich verdichtet und Euro nach immer entlegeneren Absatzgebieten die Hand ausstreckt, mußten die reich und fruchtbaren Gebiete Ostasiens naturgemäß an erhöhter Bedeutung g winnen. Japan ist in der That auch schon völlig und China zum großen The in den Strudel dieses gewaltigen Verkehrslebens hineingezogen; die gering Beachtung fanden noch die hinterindischen Reiche, die bis vor Kurzem strengste Abgeschlossenheit gegen alles Fremde zu bewahren wußten. Es e schien uns daher eine lohnende Aufgabe, zu versuchen, in dem vorliegend Buche den Standpunkt unseres heutigen Wissens über diese Länder niede zulegen, zumal die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit geeignet sind, Bälde die Aufmerksamkeit in größerem Maße auf die nur mehr dem Schei nach isolirten Völker hinzulenken.

Von den europäischen Nationen haben die Engländer und Franzosen d bedeutendsten Einfluß auf Hinterindien ausgeübt; theils haben sie große Lände strecken vollständig in Besitz genommen, theils sind ihnen dergleichen tribu pflichtig oder sonst von ihnen abhängig. Das große Reich Siam dagegen, der Mitte des Landes gelegen, mit der wichtigsten Handelsstadt von ga Indien ist — außer wenigen kleinen Staaten auf der Halbinsel Malakka — d einzige Staat, welcher sich unabhängig erhalten hat. Diese Eigenthümlichk Hinterindiens hat uns bestimmt, die Betrachtung der Halbinsel in der Wei vorzunehmen, daß wir die von England und Frankreich in Besitz genommen oder beeinflußten Länder, welche sich um Siam herum gruppiren, zuerst b handeln und den Schluß mit letzterem machen, da es nicht nur geographis sondern auch kulturgeschichtlich den Mittelpunkt von Hinterindien bildet.

Die Verlagsbuchhandlung war nach Kräften bemüht, dem Buche ei würdige Ausstattung zu verleihen, und hat namentlich behufs Anschaffung neu Illustrationen keine Kosten gescheut.

Cannstatt und Leipzig, im November 1875.

Die Redaktion des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen".

Friedrich v. Hellwald. Richard Oberländer.

Inhalt.

Die zu diesem Werke gehörigen Tonbilder sind einzuheften:

Hinterindische Länder und Völker

von

Friedrich v. Hellwald.



Eine Riesenstatue Buddha's am Irawaddy.

Einleitung.

Geographische Gliederung Hinterindiens. — England und Frankreich auf der hinterindischen Halbinsel. — Birma und seine Stellung zu England. — Pegu. — Die Missionare. — Umgebung des Irawaddy. — Das Reich Ava. — Die Schanvölker. — Siam. — Die Laos. — Siams Beziehungen zu den europäischen Mächten. — Annams Geschichte. — Kaiser Tuduk. — Der Konflikt mit Frankreich. — Kambodscha und Cochinchina. — Sieg der französischen Politik in Hinterindien.

Die große hinterindische Halbinsel zwischen den Meerbusen von Bengalen und Tonkin ist durch sechs Meridianketten in eben so viele Längenthäler gespalten, jedes von einem Strome durchflossen, welche die staatlichen Verhältnisse und geschichtlichen Ereignisse bestimmen. Nach dieser natürlichen Beschaffenheit zerfällt sie bald in sechs, bald auch in weniger Reiche; es hat sich bald in diesem, bald in jenem Thale dieser oder jener Stamm, diese oder jene Familie zur Herrschaft emporgeschwungen. Man findet jedoch in den meisten Jahrhunderten, vermöge der Rinnsale der Hauptflüsse, des Irawaddy, des Menam und des Me-khong, drei große Reiche: Annam, Schan und Pegu oder unter anderen Namen Cochinchina, Siam und Birma. Zum Theil sind diese drei Reiche von der meergebietenden europäischen Macht Albions umgeben. Sie beherrscht im Süden die Gestadelandschaften der malayischen Halbinsel,

den Haupthandelsplatz des indischen Ostens, das meergebietende Singapur, dann Tenasserim, Pegu und Arracan; im Norden die Gebirgsgauen Kaschar, Manipur und Assam, wo eine Anzahl Stämme gegen die herrschsüchtigen civilisirten Völker im Süden und Westen Schutz gesucht und gefunden haben, andere aber in beständiger Blutfehde mit den Briten leben. So war es vor zwanzig Jahren noch gestattet zu glauben, die Zeit werde schnell heranrücken, wo die Engländer auch über das Innere der vielfach gegliederten Halbinsel ihre Macht verbreiten würden. Und sie wird die Eroberer, die einsichtsvoll herrschenden, reichlich belohnen. Enthält die Halbinsel doch die begabtesten Länder des asiatischen Festlandes! Hier herrscht große mannichfaltige Fruchtbarkeit des Bodens und ein überschwenglicher Reichthum an den verschiedensten mineralischen Stoffen. Ueberdies gewähren die schönen und wasserreichen Flüsse einen ungehinderten Binnenhandel nach allen Richtungen; die Anzahl und Vortrefflichkeit der Häfen bietet Gelegenheit für jeglichen Weltverkehr nach Indien und China, nach Australien und Afrika. Dennoch hat die englische Herrschaft in Hinterindien nicht die erwarteten rapiden Fortschritte gemacht; sie blieb bis zur Stunde hauptsächlich auf die Westhälfte der transgangetischen Halbinsel, auf jene Regionen beschränkt, die wir in den nächsten Abschnitten dieses Buches zu schildern uns bemühen werden. Der ganze Osten, insbesondere das Reich Annam, dann das an Siam tributflichtige Königreich Kambodscha, die Stätten einer alten, der ägyptischen kaum nachstehenden Kultur des einst mächtigen Kamphuxa, geriethen dagegen, was freilich vor zwei Dezennien kaum irgendwer voraussehen konnte, unter den direkten Einfluß der Franzosen, welche in Hinterindien als ebenso gewandte wie glückliche Nebenbuhler der Briten auftraten und durch die Annexion von Niedercochinchina eben so festen Fuß im Osten faßten, wie die Engländer in Pegu im Westen. Wenn wir im späteren Verlaufe unserer Darstellung den freundlichen Leser aus dem zu einem Schattenreiche zusammengeschrumpften Birma nach Siam und Annam führen werden, haben wir das englische Kulturgebiet eigentlich schon verlassen und das französische hingegen betreten.

Das einstige Birmanenreich, von dem wilden Jäger Alompra in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts durch glückliche Kriege zu gebietender Stellung auf der hinterindischen Halbinsel emporgehoben, mußte den Schlägen unterliegen, welche im Interesse ihres Handels die überlegene britische Macht ihm versetzte. Der Erweiterung ihres Marktes, der Ausdehnung und Sicherung ihres Handels und des Absatzes ihrer Waaren gelten fast alle Kriege der Engländer in fernen Welttheilen, und Humanität, civilisatorische Interessen oder sonstige einschmeichelnde Begriffe sind stets bei der Hand, ihre schützende Maske dazu zu leihen. Der zweite Krieg gegen Birma ging durch die Besitzergreifung oder, um ein nun schon wieder in der Gunst der Zeitgenossen erblassendes Wort zu gebrauchen, durch die Annexion von Pegu zu Ende. Die Absteckung der neuen Grenzlinie zwischen dem angloindischen Reiche und dem noch übrigen, vorläufig unabhängig unter seinem eingeborenen Herrscher belassenen Birma, mittels eines ringsherum laufenden Pfahlwerkes, ward bald nachher vorgenommen. Lange nachher aber ward das Land noch

durch Guerrillasbanden und Räuberthum beunruhigt; je weiter vom Meere aufwärts, desto größer die Unsicherheit. Zum Theil, wenn schon in geringerem Maßstabe, ist dies noch heute so. Schon allein aus diesem Grunde wurden Straßen nothwendig, welche die Briten auch mit Hülfe der Talaing oder Peguaner erbauten, denen sie in der That in reichem Maße brachten, was man die Segnungen der europäischen oder christlichen Kultur zu nennen übereingekommen ist. Evangelische Sendboten drangen zu dem geistesarmen Bergvolke der Karen, um sie, die keinen Begriff des Uebernatürlichen zu fassen vermögen, für die transscendentalen Wahrheiten des christlichen Glaubens zu gewinnen. Deutlich erkennt man hier die enge Verbindung zwischen dem Christenthume und der Ausbreitung der englischen Herrschaft in Asien. Die Besitznahme von Pegu ist auch in politischer und strategischer Beziehung von großer Wichtigkeit. Alle Gesandtschaften von Ava müssen durch britisches Gebiet ziehen; die Birmanen sind gänzlich vom Meere abgeschlossen und keine Albion feindliche Flotte findet im Osten des bengalischen Golfes Zuflucht.

Die Umgegend des Irawaddy befindet sich noch immer in einem wilden Naturzustande, besonders in seinem oberen Laufe. Dichte Waldungen von herrlichen Tekbäumen ziehen sich längs der Ufer hin und weit ins Land hinein. Der angeschwemmte Boden ist fruchtbar in hohem Grade. Pegu kann leicht, wie ehemals geschehen, große Massen ernähren. Gleicht es doch Bengalen an Fruchtbarkeit und übertrifft es sonst in jeder Beziehung. Rangun erhebt sich schnell zu einer großen Stadt und zählt heute schon 100,000 Einwohner.

Minder günstig liegen die Dinge im unabhängigen Ava oder Oberbirma. Sichtbar ringt der Hof von Mandalay mit dem Geiste der Neuzeit, der, mit immer schärferem Hauche von Westen wehend, an den Pforten seines Reiches pocht, ohne die Kraft zu finden, sie ihm gutwillig zu öffnen, wie dies die erleuchteten Herrscher des siamesischen Nachbarreiches, Mongkut, und der jetzt regierende König gethan. Ein Theil seiner Herrschaft erstreckt sich auch über wilde Gebirgsvölker, deren Geneigtheit zur Aufnahme irgend welcher civilisatorischer Ideen erst noch erwiesen werden müßte. Es sind dies die Schan, in Siam Laos genannt, die alle die zahlreichen Gebirgsländer und Alpenthäler bewohnen, welche im Norden der goldenen Halbinsel und im Süden des Himmlischen Blumenreiches liegen. Die Hoffnungen sanguinischer Briten und Britenfreunde, daß diese Laos oder Schan, wie dies bei den Peguanern der Fall war, sich leicht in Verbündete der etwa vordringenden Engländer verwandeln würden, scheinen auf einer bitteren Täuschung beruht zu haben; wenigstens im Gebiete der Schan war es so, und diese ließen es zum mindesten geschehen, daß kürzlich die englische Expedition des Obersten Horace Brown in einen Hinterhalt fiel und der Ingenieur Margary meuchlings ermordet wurde, ein Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit Europa's neuerdings auf diese sonst wenig beachteten Gebiete gelenkt hat.

Unter Siam haben wir das Flußgebiet des Menam, also das eigentliche Siam oder Thai und ein gutes Stück der Laosländer, außerdem einen Theil des ehemaligen Kambodscha und dazu den mittleren Theil der Halbinsel Malakka zusammenzufassen. Dieses Gebiet ist mindestens ebenso groß

wie Deutschland und erstreckt sich von Norden nach Süden in einer Entfernung, welche jener von der schleswig-jütländischen Grenze bis zur Südspitze Italiens gleichkommt. Das eigentliche Siam besteht zum allergrößten Theile aus einer Niederung, die, vom Menam und von zahlreichen Zuflüssen, Abzweigungen desselben und Verbindungsrinnen durchzogen, ein großartiges Delta bildet, eine allmähliche Ablagerung des Flußschlammes, die unaufhaltsam weiter in den Meerbusen vordringt. Das im nördlichen Hintergrunde gelegene Laos ist mehr oder minder Gebirgsland, das sich wie ein Gürtel von dem Meerbusen von Tonkin nach Assam, an den Rändern der Reiche Birma, Siam, Annam und China hinzieht. Hier wohnen Völker, die sich selbst Lowas, woraus die europäische Benennung Laos, am liebsten jedoch, gleichwie die stammverwandten Siamesen, Thai, die Herrlichen nennen. Bei den Birmanen haben wir sie unter dem Namen Schan kennen gelernt, woraus der Name Siam entstanden, und die Chinesen nennen sie Lolos. Zu beiden Seiten der Menamniederung erhebt sich stufenförmig Waldgebirge; ein abgesondertes Tiefland bildet das zum Me-khonggebiete gehörende Kambodscha, zum Theil auch malerisches Gebirgsland. Für dieses erscheint der Me-khong von besonderer Bedeutung und werden wir auf demselben die Expedition der Franzosen unter Dondart de la Grée in einem besonderen Abschnitte verfolgen. Als eigentlicher Fluß des Reiches zieht nur der Menam, an dem auch Siams Hauptstadt liegt, die Aufmerksamkeit auf sich, da der Salween im Westen nur auf einer Strecke als Grenzfluß auftritt.

Den ersten Versuch zur Anknüpfung von gegenseitigen Beziehungen zu Siam hat in diesem Jahrhundert die portugiesische Regierung 1820 gemacht; ein Vertrag kam zu Stande, allein nie zum Vollzuge, so wenig wie jene Konventionen, welche England 1826 und 1850, dann die Vereinigten Staaten 1836 mit Siam eingingen. Endlich gelang es im Jahre 1855 den Engländern, durch Sir J. Bowring einen zweckdienlichen Vertrag zu Stande zu bringen, in dessen Spur nach und nach die meisten Staaten Europa's eintraten. Dermalen sind fast alle europäischen Mächte zu Bangkok durch besondere diplomatische Agenten repräsentirt. Durch den gedachten Vertrag ward Siam so zu sagen ein offenes Land, wo Fremde nicht blos Handel treiben, sondern sich, wenn auch vorläufig nur in Bangkok, niederlassen und beinahe so frei bewegen können wie in ihrer Heimat. Das Reisen steht durch das ganze Reichsgebiet frei und die Bürger europäischer Vertragsländer dürfen innerhalb eines genau in seiner Umgrenzung bezeichneten Gebietes nach zehnjährigem Aufenthalt oder unter besonderer Erlaubniß von Seiten der Regierung Ländereien oder Pflanzungen kaufen, verpachten oder pachten, Häuser kaufen, miethen oder bauen u. dgl. In den letzten Jahren hat in Siam ein ungeheuerer Fortschritt stattgefunden, den wir in unserem Buche zu beleuchten haben werden; das Innere des Landes wollen wir hauptsächlich unter der Führung des französischen Reisenden Charles Mouhot besuchen.

Der große Herrscher des Mittelreiches, welcher aus den Trümmern der Lehensreiche den chinesischen Administrativ- und Einheitsstaat gründete —

er nannte sich der glänzende König und Herrscher des ersten Geschlechtes der Tsin — bediente sich der südlichen Lande, von den Hindus, Malayen und Europäern Cochinchina, das westliche China genannt, zu Strafkolonien. Die östliche Abtheilung der Halbinsel und ihre einzelnen Marken erhielten im Laufe der Jahrhunderte von den Fremden wie von den Einheimischen verschiedene Namen, wie Tonkin, östliche Residenz, Cochinchina, Tsiampa und Kambodscha. Sie standen anfänglich unter chinesischen Statthaltern, zerfielen dann in mehrere selbständige Fürstenthümer, und wurden endlich zu einem Reiche vereinigt. Man faßt jetzt wol alle Länder, welche auf zwei Seiten vom Meere, im Westen und Nordosten von China und Siam umgeben sind, unter der Benennung Nyannan oder Annam, d. h. beruhigter Süden, zusammen. Kaotsong, der dritte Herrscher der Tangdynastie, gab dem Lande diesen Namen.

Die Könige Annams, welche von dem Hofe zu Peking ihre Belehnung erhalten, suchten sich von den fremden christlichen Völkern völlig abzuschließen. Alle Versuche der Engländer, Franzosen und Amerikaner, mit Annam in irgend eine gesetzliche Verbindung zu treten, wurden streng zurückgewiesen. Die Ereignisse in China mochten den Fürsten zur furchtbaren Warnung dienen. König Minh-Menh (1820—1841) erstrebte eine Neuerung der Landesreligion, um sein Volk gegen das Einschleichen der christlichen Missionäre zu bewahren. Ein Zehntafelgesetz wurde verkündet, welches so geläuterte Vorschriften der Moral und Menschlichkeit enthält, wie nur jemals unsere Philosophen sie erdacht haben. Sein Sohn und Nachfolger, Yuen Fustinen, — Yuen oder Ngnyen ist der Familienname der herrschenden Dynastie — gab seiner Regierungsperiode die Ehrenbenennung Thieutri, und erscheint von nun an selbst unter diesem Namen in der Geschichte. Das kaiserliche Dekret, mit welchem der König von Peking aus in seinem Lehen bestätigt wurde, ist vom 12. April 1842. Thieutri suchte die Religion und die Gesetze des Reiches zu erhalten und der Wirksamkeit der katholischen Missionare zu steuern. Der Franzose Lefebvre, ein apostolischer Vikar, ward festgenommen und nach Singapur gebracht. Da erschien 1847 Kapitän Lapierre mit einer Schiffsabtheilung in der Bucht von Turon, um die Regierung zur Rechenschaft zu ziehen. Auf Unterhandlungen ließen sich aber die Annamiten nicht ein und es kam alsbald zum Handgemenge, welches mit dem Siege der Franzosen endete. Dies war das erste feindliche Zusammentreffen zwischen Cochinchina und einem westlichen Volke. Der Sohn und Nachfolger des noch 1847 verstorbenen Thieutri, welcher seiner Regierungsperiode den Titel Tuduk, tugendhafte Nachkommenschaft, beilegte, hielt es für seine Pflicht, die Opfer des Kampfes an den Christen zu rächen. Schnell nach einander ergingen mehrere Bekanntmachungen gegen die „westliche Lehre, welche die Verehrung der Geister und Ahnen abschaffen und das greuelhafte Gotteſſen einführen wolle.“ Die einheimischen Christen mußten abschwören oder verloren ihr Leben unter den größten Peinigungen. Die europäischen Missionare wurden ans Kreuz geschlagen und jeder Verkehr mit dem christlichen Ausland ward unbedingt verboten.

Nun erhoben sich Thronstreitigkeiten und Tuduk mußte seine Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite richten. Kaum von diesen Sorgen befreit,

ging er wieder mit großem Eifer an die Ausrottung des Christenthums oder, wie es in einem seiner Erlasse vom 18. September 1855 heißt, „der zudringlichen Ketzerei der westlichen Barbaren". Dieses Ausschreiben der Regierung von Hue ist in dogmatischer wie in geschichtlicher Beziehung denkwürdig, weil die Annamiten darin die christliche Religion mit Vernunftgründen zu widerlegen suchen und ihre Lehrsätze mit einer wahren Flut von Hohn und Spott übergießen. Wiederholte Ermahnungen blieben ohne Erfolg und führten 1856 zur Erstürmung der Citadelle von Turon. Als endlich im Juli 1857 der Bischof von Tonkin, ein Spanier Namens Diaz, auf Befehl Tuduk's hingerichtet worden war, verband sich Spanien mit Frankreich zu einer gemeinsamen Expedition, die am 5. Juni 1862 zum Vertrag von Saigon führte, nach welchem die drei Provinzen Saigon, Bienhoa und My-tho an Frankreich zu vollem Eigenthum abgetreten und in Tonkin dem europäischen Handel drei Häfen eröffnet wurden; zwangen jedoch die Franzosen 1867, nochmals mit den Waffen einzuschreiten, und das Gebiet westlich von Me-khong mit den Städten Tschaudok, Ha-thien und Kinh-long zu erobern; die wichtige Insel Pulo Condor war schon 1862 von den Franzosen besetzt worden. Nachdem Annam im Jahre 1871, um sich der lästigen Bevormundung von Seiten Frankreichs zu entziehen, eine Gesandtschaft nach China gesandt, dieses aber natürlich nicht im Stande war, Etwas für Annam zu thun, so verlangte Frankreich im Jahre 1873 von Annam die Anerkennung seines Protektorates. Nach langen Verhandlungen kam 1874 ein Vertrag zu Stande, welcher Annam thatsächlich zum französischen Vasallenstaate macht, dessen auswärtige Beziehungen ganz von der französischen Regierung abhängig sind. Ganz dasselbe gilt von Kambodscha, dessen König über einen allenthalben herrlichen, fruchtbaren Boden mit einer sehr geringen, arbeitsscheuen und feigen Bevölkerung gebietet. Dem Eifer der zahlreichen, in Kambodscha wie in Siam zerstreuten katholischen Missionare, meistens geborenen Franzosen, ist es sicher zuzuschreiben, daß der Einfluß Englands immer mehr sank und, als im benachbarten Saigon die französische Tricolore aufgepflanzt wurde, das Königreich dem Protektorate Frankreichs sich nicht mehr entziehen konnte. Kambodscha ist heute ein französischer „Schutzstaat" im wahren Sinne des Wortes; ein französischer Resident zu Panompin, der jetzigen Kapitale, lenkt den Puppenkönig von Kambodscha kräftiger noch als der englische Gesandte zu Mandalay den minder gefügigen birmanischen Herrscher. Der Triumph der französischen Diplomatie im östlichen Hinterindien ist also so vollständig und glänzend als nur möglich. Dem Vordringen der Briten in Hinterindien ist durch dieses kräftige Auftreten Frankreichs ein ebenso unerwartetes als mächtiges Hemmniß entgegengesetzt, und unser Buch wird zeigen, wie die englische Politik von ihren thätigen Nebenbuhlern auch noch auf anderen Punkten aus dem Felde geschlagen ward. Siam, zwischen den Engländern im Westen, den Franzosen im Osten eingekeilt, bildet gegenwärtig das Terrain, wo sich die Einflüsse der beiden Rivalen noch die Wage halten.



Der Irawaddy.

I. Das britische Birma.

Land und Leute in Arracan. — Boden. Pflanzenwuchs. — Begrenzung. — Klima. — Ausfuhrartikel. — Eintheilung. — Bevölkerung. — Akyab. — Kapitän Tickell's Fahrt auf dem Koladyn. — Komui-Stamm. — Mahamunni-Tempel. — Areng-Khiängs. — Do-ungué. — Pitungdyn. — Kreroa. — Tuan. — Talak-me. — Schenbus. — Tangyong. Komui-Stamm. — Rangun, die Siegesstadt. — König Alompra. — Schoay-Dagon. — Reliquien. — Pegu. — Adolf Bastian's Reise. — Maulmeïn. — Schuy-ghin. Tonghu. Tantabin. Die Talaings. Die Karen. Geschichte derselben. Sitten und Gebräuche. — J. T. Wheeler's Reise. Birmanische Boote. Frauen in Prome.

Arracan, Rakhang oder Roschang, wie es theils von Mohammedanern, theils von Hindus genannt wird, ist ein langer, schmaler Landstrich an der Ostseite der Bai von Bengalen, etwa 480 Kilometer in der Länge. Von dem benachbarten Reiche Ava oder Birma trennt es eine hohe Bergkette, die im Süden an dem Vorgebirge Negrais entspringt, und, in nordöstlicher Richtung streichend, allmählich sich von der Küste entfernt, bis sie sich in den wilden und theilweise noch unerforschten Landstrich von Tschittagong verliert. Von der Küste aus gesehen ist das Land außerordentlich wild und malerisch; das blaue Meer ertönt traurig, wenn es an den weithin sich erstreckenden Ufern

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

In einem Zeitalter, wo der Völkerverkehr sich verdichtet und Europa nach immer entlegeneren Absatzgebieten die Hand ausstreckt, mußten die reichen und fruchtbaren Gebiete Ostasiens naturgemäß an erhöhter Bedeutung gewinnen. Japan ist in der That auch schon völlig und China zum großen Theile in den Strudel dieses gewaltigen Verkehrslebens hineingezogen; die geringste Beachtung fanden noch die hinterindischen Reiche, die bis vor Kurzem die strengste Abgeschlossenheit gegen alles Fremde zu bewahren wußten. Es erschien uns daher eine lohnende Aufgabe, zu versuchen, in dem vorliegenden Buche den Standpunkt unseres heutigen Wissens über diese Länder niederzulegen, zumal die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit geeignet sind, in Bälde die Aufmerksamkeit in größerem Maße auf die nur mehr dem Scheine nach isolirten Völker hinzulenken.

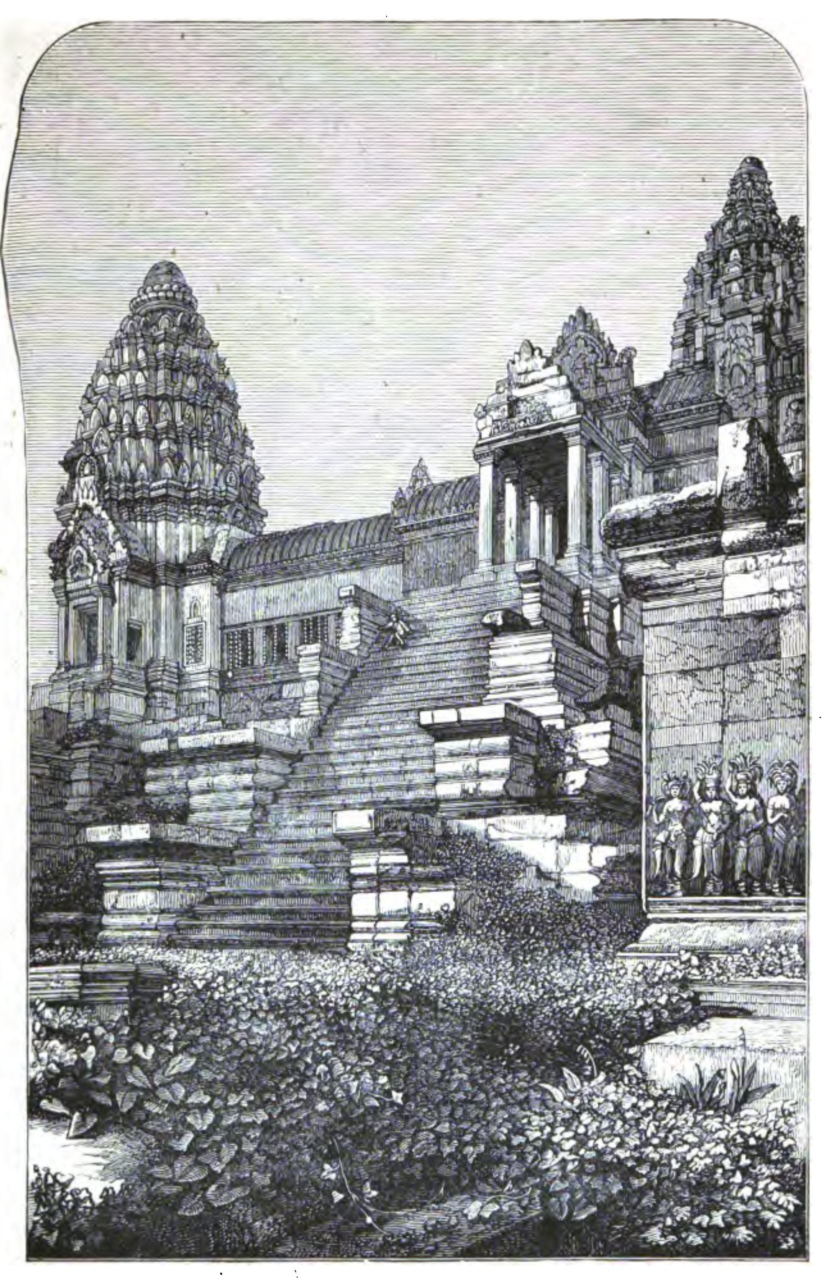
Von den europäischen Nationen haben die Engländer und Franzosen den bedeutendsten Einfluß auf Hinterindien ausgeübt; theils haben sie große Länderstrecken vollständig in Besitz genommen, theils sind ihnen dergleichen tributpflichtig oder sonst von ihnen abhängig. Das große Reich Siam dagegen, in der Mitte des Landes gelegen, mit der wichtigsten Handelsstadt von ganz Indien ist — außer wenigen kleinen Staaten auf der Halbinsel Malakka — der einzige Staat, welcher sich unabhängig erhalten hat. Diese Eigenthümlichkeit Hinterindiens hat uns bestimmt, die Betrachtung der Halbinsel in der Weise vorzunehmen, daß wir die von England und Frankreich in Besitz genommenen oder beeinflußten Länder, welche sich um Siam herum gruppiren, zuerst behandeln und den Schluß mit letzterem machen, da es nicht nur geographisch, sondern auch kulturgeschichtlich den Mittelpunkt von Hinterindien bildet.

Die Verlagsbuchhandlung war nach Kräften bemüht, dem Buche eine würdige Ausstattung zu verleihen, und hat namentlich behufs Anschaffung neuer Illustrationen keine Kosten gescheut.

Cannstatt und Leipzig, im November 1875.

Die Redaktion des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen".

Friedrich v. Hellwald. Richard Oberländer.



Große Treppe in Nakhon Wat.

Hinterindische Länder etc. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

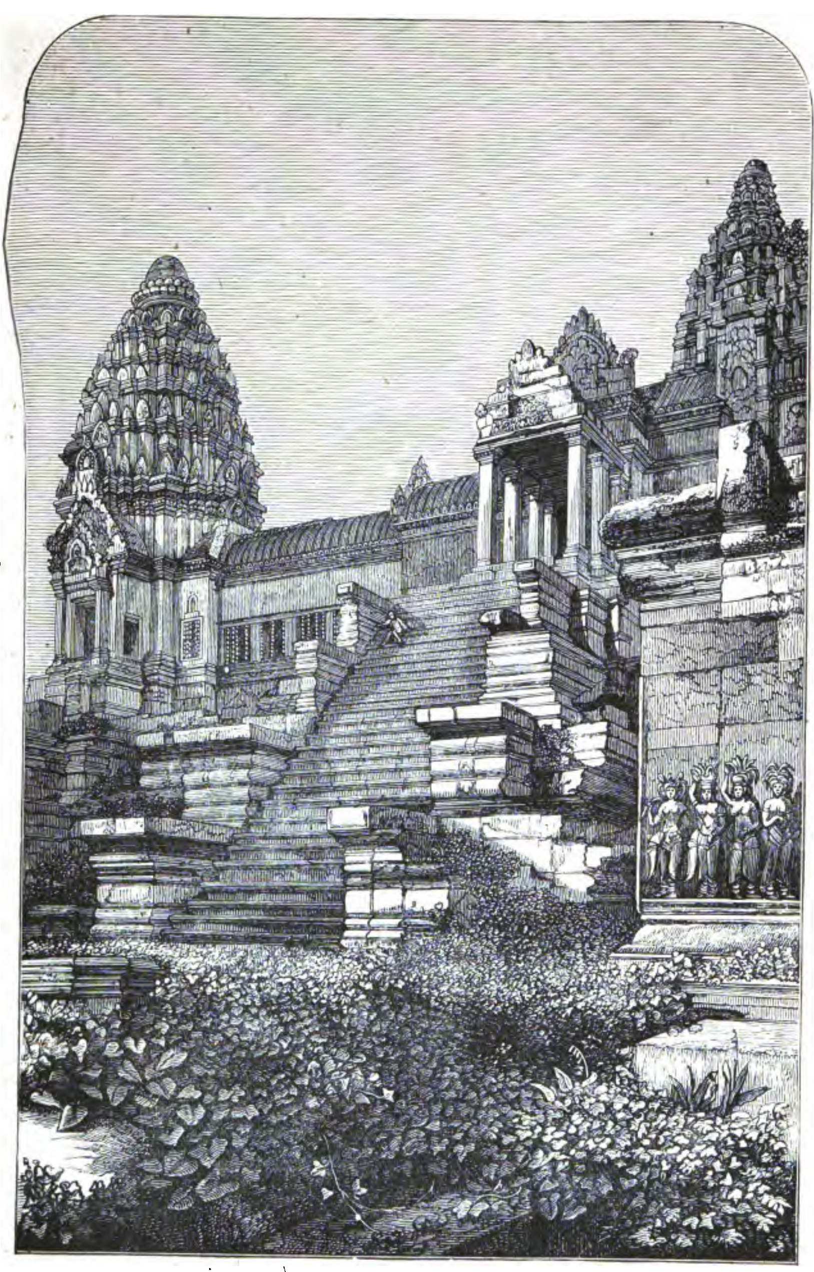
Das Neue

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Hinterindische Länder und Völker.

Von

Friedrich von Hellwald.



Große Treppe in Nakhon Wat.

Hinterindische Länder etc. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Das Neue

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Hinterindische Länder und Völker.

Von

Friedrich von Hellwald.

Das

Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Otto Spamer's

Illustrirte Bibliothek der Länder- & Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Unter Redaktion
von
Friedrich v. Hellwald und **Richard Oberländer.**

Hinterindische Länder und Völker.

Von

Friedrich von Hellwald.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1876.

Hinterindische Länder und Völker.

Reisen in den Flußgebieten des Irawaddy und Mekong; in Annam, Kambodscha und Siam.

Unter Benutzung der neuesten Quellen bearbeitet

von

Friedrich von Hellwald.



Mit 70 in den Text gedruckten Abbildungen und vier Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1876.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

In einem Zeitalter, wo der Völkerverkehr sich verdichtet und Europa nach immer entlegeneren Absatzgebieten die Hand ausstreckt, mußten die reichen und fruchtbaren Gebiete Ostasiens naturgemäß an erhöhter Bedeutung gewinnen. Japan ist in der That auch schon völlig und China zum großen Theile in den Strudel dieses gewaltigen Verkehrslebens hineingezogen; die geringste Beachtung fanden noch die hinterindischen Reiche, die bis vor Kurzem die strengste Abgeschlossenheit gegen alles Fremde zu bewahren wußten. Es erschien uns daher eine lohnende Aufgabe, zu versuchen, in dem vorliegenden Buche den Standpunkt unseres heutigen Wissens über diese Länder niederzulegen., zumal die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit geeignet sind, in Bälde die Aufmerksamkeit in größerem Maße auf die nur mehr dem Scheine nach isolirten Völker hinzulenken.

Von den europäischen Nationen haben die Engländer und Franzosen den bedeutendsten Einfluß auf Hinterindien ausgeübt; theils haben sie große Länderstrecken vollständig in Besitz genommen, theils sind ihnen dergleichen tributpflichtig oder sonst von ihnen abhängig. Das große Reich Siam dagegen, in der Mitte des Landes gelegen, mit der wichtigsten Handelsstadt von ganz Indien ist — außer wenigen kleinen Staaten auf der Halbinsel Malakka — der einzige Staat, welcher sich unabhängig erhalten hat. Diese Eigenthümlichkeit Hinterindiens hat uns bestimmt, die Betrachtung der Halbinsel in der Weise vorzunehmen, daß wir die von England und Frankreich in Besitz genommenen oder beeinflußten Länder, welche sich um Siam herum gruppiren, zuerst behandeln und den Schluß mit letzterem machen, da es nicht nur geographisch, sondern auch kulturgeschichtlich den Mittelpunkt von Hinterindien bildet.

Die Verlagsbuchhandlung war nach Kräften bemüht, dem Buche eine würdige Ausstattung zu verleihen, und hat namentlich behufs Anschaffung neuer Illustrationen keine Kosten gescheut.

Cannstatt und Leipzig, im November 1875.

Die Redaktion des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen".

Friedrich v. Hellwald. Richard Oberländer.

An einer der vielen Verästelungen, welche der Irawaddy in seinem Mündungsdelta bildet, an dem Rangunflusse, liegt die gleichnamige Hauptstadt Pegu's, der wichtigste Platz im britischen Birma, den wir nun an der Hand eines modernen Reisenden, des Herrn Frank Vincent, besuchen wollen.

Rangun (16° 47′ n. Br. und 96° 17′ ö. L. v. Gr.) liegt fast 42 Kilometer landeinwärts vom Meere entfernt, und die Schiffahrt auf dem durch zahllose Untiefen und Sandbänke gefährlichen Strome hat ihre Schwierigkeiten. An der Mündung in die See mag der Rangunfluß wol $3^1/_2$ Kilometer breit sein, bei der Stadt jedoch erreicht er höchstens etwas mehr als einen halben Kilometer Breite. Seine Ufer sind niedrig und bewaldet. Rangun selbst liegt in völliger Ebene und erstreckt sich etwa $1^1/_2$ Kilometer dem Flusse entlang und fast 5 Kilometer landeinwärts. Es nimmt also, wie man sieht, einen beträchtlichen Flächenraum ein. Längs des Flußufers läuft eine breite, macadamisirte Straße, der sogenannte „Strand", an dem die Regierungsgebäude und viele andere ansehnliche Bauten liegen. Reicher tropischer Baumwuchs beschattet viele der aus Tek oder Bambu erbauten Hütten, und von dem Verdecke des ankommenden Dampfers kann man eine kleine englische Kantonnirung, zwei oder drei europäische Kirchen und verschiedene große Pagoden mit vergoldeten und reich verzierten Spitzthürmen wahrnehmen. Jenseit der Stadt fällt das Auge auf ein dichtes Dschungel von Palmen, Bananen und Bambu, das gleich einer wogenden See den Horizont begrenzt. Die Umgebung Ranguns — das Delta des mächtigen Irawaddy — ähnelt in ihrem Charakter dem Gangesmündungslande; der Boden ist niedrig, sandig, schlammig und in der Regenzeit verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt.

Rangun ist keine alte Stadt; sie wurde erst 1753 von dem birmanischen Könige Alompra, dem Eroberer Pegu's, gegründet und Rangun, d. i. „Stadt des Sieges", getauft; um sie zu bevölkern, ließ der König die Bewohner der früheren Hauptstadt der Provinz dahin bringen. 1824 fiel sie zum ersten Male in die Hände der Engländer, ward jedoch wieder an Birma zurückgegeben; seit der Eroberung im Jahre 1852 ist aber Rangun definitiv englisch geblieben. Die Bevölkerung beläuft sich gegenwärtig auf etwa 100,000 Köpfe und besteht aus Birmanen, Chinesen und Hindu's. Die Straßen kreuzen sich im rechten Winkel und sind meistens breit, macadamisirt und reinlich. Der größere Theil der Privatwohnungen von Europäern erhebt sich auf einem Pfahlgerüst, gehört also in die Kategorien der Bangolos, denen wir schon in Akyab begegneten; sie sind hier ganz aus Tekholz erbaut, jedoch mit einem Ziegeldache versehen. Im Viertel der Eingeborenen sieht es allerdings weniger reizend aus; ihre Hütten sind aus Bambu gemacht und mit Palmblättern eingedeckt. — Zu den größten Sehenswürdigkeiten Ranguns gehört die große Schoay Dagon oder Goldene Pagode, das größte Gebäude dieser Art in Birma und wahrscheinlich in der Welt. Sie liegt vielleicht anderthalb Kilometer von der Stadt entfernt auf einem 24—30 m. hohen Hügel. Der Eingang, von zwei riesigen Greifen aus Ziegeln und Mörtel gehütet, führt zwischen langen engen Wänden mit Wetterdach, welches wunderbar geschnitzt und in Roth und Gold lebhaft bemalt ist, womit die Darstellungen der von

den Buddhisten den Verdammten zugedachten Höllenqualen abwechseln. Steigt man dann eine sehr verfallene Steintreppe hinan, so hat man die ungeheuere Steinterrasse, in deren Centrum die Pagode steht, erreicht. Ihre Form ist achteckig und ihr Umfang beträgt wol 460, ihre Höhe mehr denn 90 m. Die Pagode ist ganz aus solidem Mauerwerk und Kalkstein erbaut, mit Blattgold bedeckt und läuft allmählich in eine Spitze aus, welche, wie bei der schon beschriebenen Pagode von Mahamunny mit dem Ti (Sonnenschirm), einem $7^1/_2$ m. hohen eisernen Gitterwerke, endet. Das bei diesem Bauwerke zur Verwendung gelangte Gold soll angeblich dem Gewichte eines früheren Königs von Birma entsprechen; an der Basis des ungeheuern Gebäudes sind breite Steinstufen und kolossale Greife sowie einige kleinere Pagoden von gleicher Zeichnung und Vollendung angebracht.

Innerhalb des Pagodenraumes liegen viele Tempel, die meistens Kolossalbilder Gautama's, des letzten Buddha, der in Hinterindien die höchste Verehrung genießt, enthalten. Sie sind aus Holz, Ziegeln, Stein, Marmor und Metall hergestellt und fast alle schwer vergoldet; einige dieser sitzenden Figuren, wie sie unsere Abbildung darstellt, sind $3^1/_2$, jene, die Gautama aufrecht stehen lassen, gar $5^1/_2$ m. hoch. Der Gesichtsausdruck trägt bei allen den Stempel der Befriedigung mit sich selbst, ist stets ein mehr sinnlicher als intellektueller. Hier und da dienen zur Draperie kleine Stücke Glas; besonders die Fransen der Gewänder werden gern in dieser Weise hergestellt. Dies verleiht mitunter den Statuen das Ansehen, als ob sie mit Panzerhemden bekleidet wären, und die Zusammenstellung verschiedenfarbigen Glases ist gelegentlich von trefflicher Wirkung. Einige dieser Idole sind mit gelben Gewändern bekleidet, denn Gelb ist die vorgeschriebene Farbe für die Tracht der buddhistischen Priester. Auf kleinen Tischchen vor den Götzen stehen Kerzen, Blumen und kleine papierne Fahnen, theils zu kultlichen Zwecken dienend, theils von Gläubigen als Opfer dargebracht. Hohe Stangen, mit Ti's gekrönt, und mit den rothen Bildern des Kampfhahnes, des birmanischen Nationalemblems, geziert, sind in kurzen Entfernungen rings um die Pagode angebracht. Birma ist bekannt als eine der stärksten Festen des Buddhismus. Die Schoay Dagon ist aber gemäß der birmanischen Tradition besonders heilig, weil sie Reliquien der vier letzten Buddha's birgt, nämlich den Stab Kanthathon's, den Wasserschöpfer Gaunagon's, ein Kleid Kathapa's und acht Haare vom Haupte Gautama's. Birmanische Pagoden sind indessen, dies ist zu bemerken, keine Tempel, sondern zu Ehren Gautama's errichtete Monumente, die alle angeblich irgend eine heilige Reliquie enthalten und deshalb Gegenstand der Verehrung sind. Es ist sicherlich interessant und lehrreich zugleich, zu beobachten, wie der Buddhismus, der seiner ursprünglichen Anlage nach weit eher eine Irreligion als eine Religion genannt zu werden verdient, in seiner weiteren Ausbildung und Entwicklung unter fremden Völkerschaften zu einem Kultsysteme gelangte, das an abergläubischem Formelwesen hinter keiner der geoffenbarten Religionen zurückbleibt. So darf es denn auch dem Christenthume zum Troste gereichen, daß die abergläubischen Auswüchse, welche, wie die Reliquienverehrung u. dgl., den Zorn der Glaubensreiniger

erregen, der menschlichen Natur, dem menschlichen Geiste selbst entwachsen sind, der — dies lehrt die vergleichende Völkerkunde — bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genöthigt wird.

Dies bekundete sich recht deutlich an der im November 1871 vollzogenen Krönung der Goldenen Pagode, welche Ceremonie die Bedeutung einer religiös-politischen Frage erlangt hatte. Durch die Witterung hatte nämlich der Ti der Pagode stark gelitten und mußte, was ohnehin von Zeit zu Zeit geschehen war, erneuert werden. Aber einen neuen Ti zu bekommen, war nicht so leicht. Im Volke Pegu's herrscht nämlich der unausrottbare Glaube, daß nur der Herrscher des Landes berechtigt sei, den neuen Ti auf die Pagode aufzusetzen. Mengdon, der gegenwärtige König Ava's, ergriff nun diese Gelegenheit, um seinen Einfluß auf das britische Birma auszudehnen, und erbot sich, auf seine Kosten den Ti herstellen zu lassen. Daraus entstand nun das Dilemma. Erlaubte die britische Regierung, daß die Krönung durch den König von Birma vollzogen werde, so würde der religiöse Fanatismus des Volkes aufgestachelt worden sein, es hätte in Mengdon wieder den rechtmäßigen König gesehen, und ein Blutbad wäre vielleicht die Folge gewesen. Andererseits konnte die britische christliche Regierung das Werk auch nicht ausführen. Man suchte und fand daher einen Ausweg. Man gestattete nämlich dem Könige von Birma, was zugleich für die Engländer den Vortheil großer Billigkeit hatte, daß er den Ti anfertigen lasse. Dieser sollte der britischen Regierung übergeben werden, welche dann die Krönung durch Buddhisten vollziehen ließ. Nach einigem Sträuben willigte der König ein, und der Ti wurde von Mandalay, der Hauptstadt Ava's aus, begleitet von einem birmanischen Staatsminister, auf dem Irawaddy nach Rangun verschifft. Mit einem Gefolge von mindestens hundert Personen langte das kostbare Stück an und wurde vom britischen Gouverneur Ashley Eden würdig empfangen. Es bestand aus einem eisernen Gitterwerk von sieben Absätzen, war schirmförmig mit Goldplatten überzogen und oben mit einer goldenen, edelsteinbesetzten Fahne verziert; auch alle Goldplatten trugen Rubinen, Smaragden, Perlen, Diamanten und verliehen dem ganzen Ti, der $10^{m},67$ hoch war, bedeutenden Werth.

Der Weg von der Barke bis zur Pagode war mit weißem Tuche ausgelegt und das kostbare Stück wurde sorgfältig, gefolgt von einer feierlichen Prozession mit Fahnen und Schirmen, zum Orte seiner Bestimmung geleitet. Die ganze Bevölkerung Ranguns war tanzend und singend auf den Beinen, und Kapitän Robley, von dem dieser Bericht herrührt, schätzt die Zahl der von nah und fern herbeigeeilten Zuschauer auf 100,000. So schwer das Stück auch war, es wurde seiner Heiligkeit wegen nicht auf Rädern fortbewegt, sondern von der enthusiasmirten Menge getragen. Triumphirend ward endlich der Ti auf die Spitze der Pagode gesetzt, die jeder Reisende, der sich vom Meere her Rangun nähert, zuerst erblickt.

Die Goldene Pagode erhebt ihr stolzes Haupt aus einem prachtvollen Haine von Palmyra- und Kokospalmen und Mangobäumen, ihre Struktur ist indeß nicht sehr symmetrisch; ihre Basis ist bei weitem zu groß, der Bau selbst zu massiv, um den Eindruck der Eleganz zu erzielen.



Bild des Gautama.

In einem lebhaft verzierten Pavillon neben der großen Pagode ist die sogenannte „große Glocke von Rangun" aufgehangen. Frank Vincent konnte bequem darunter aufrecht stehen und noch ein Dutzend Menschen mit ihm. Die Glocke trägt rings um ihre Peripherie eine lange Inschrift in birmanischen Lettern zu Ehren des Königs, der sie stiftete. Darin wird die Hoffnung ausgesprochen, daß für dieses verdienstvolle Geschenk der von der Tugend der Wohlthätigkeit erfüllte König in Nieban (den buddhistischen Himmel) eingehen, die Segnungen der Menschen, Nat's (Geister) und Brahma's erhalten und bei seiner Transmigration den königlichen Rang unter Menschen und Nats einnehmen werde. Herr Vincent bestätigt, was wir schon aus Tickell's Bericht wissen, daß nämlich die Birmanen weniger religiösen Fanatismus zeigen als die Hindu's und die Mohammedaner. Obwol innerhalb der Pagodeneinfriedigung eine Menge Eingeborener sich befanden, durfte er sich doch vollkommen frei bewegen, in alle Götzentempel treten und Alles mit Muße in Augenschein nehmen.

Die Engländer haben um die Goldene Pagode eine starke Ziegelmauer mit Schießscharten für Musketen erbaut, um bei einem etwaigen Aufstande der einheimischen Bevölkerung als zeitweilige Citadelle zu dienen; zudem beherrscht sie, Dank ihrer hohen Lage, die ganze Stadt und sind auch Kantonnirungen nahe zur Hand.

Es giebt außerdem noch verschiedene kleinere Pagoden in Rangun, sie sind aber alle im nämlichen Stile erbaut. Die Basis besteht aus einem oder mehreren Vierecken, worauf ein glockenförmiges, spitz zulaufendes Bauwerk, rund oder polygonal, ruht, welches der unfehlbare Ti krönt. Ohne diesen wäre der Bau wol nicht vollständig. Das Gebäude selbst ist unabänderlich ein solides Mauerwerk aus ungebrannten Ziegeln mit einem äußeren Ueberzuge von Mörtel oder Stuck, der gewöhnlich reich vergoldet ist.

Trotz der relativ kurzen Dauer ihres Bestehens hat die Stadt Rangun schon eine Reihe von Unglücksfällen erlebt, ohne welche ihre Bedeutung vielleicht noch um ein Beträchtliches höher wäre. Geradezu vernichtend war die am 28. Januar 1851 ausgebrochene Feuersbrunst. Ein Bericht aus jenen Tagen erzählt: Das Zollhaus, die Hauptwerft, die Armenische Kirche und die ersten Kaufhäuser sind gänzlich zerstört, ganze Straßen von großer Länge bieten dem Auge nur Aschenhaufen dar, und so vernichtend sind die Wirkungen des Brandes gewesen, daß alle Einwohner Noth haben, die Stelle zu finden, wo ihre Wohnung gestanden. Nach einem ungefähren Ueberschlag sind mindestens 2000 Häuser ganz und gar vernichtet, und der Verlust an Eigenthum beträgt nach der niedrigsten Schätzung 30 Lack Rupien, während der Verlust an Menschenleben gar nicht zu berechnen ist. Das Feuer erstreckte sich 3¼ Kilometer in die Länge und über anderthalb in die Breite, und fürchterlich schnell um sich greifend, theilte es sich vom Lande einer Anzahl Ladebooten mit, welche mit zündbaren Waaren von bedeutendem Werthe vollgepackt lagen. Von diesen aus erweiterte die Flamme sich bis zu den Schiffen auf dem Strome, und neun derselben, wovon fünf die volle Ladung inne hatten, verbrannten bis ans Wasser. Die übrigen retteten sich nur dadurch, daß sie ihre Kabeltaue

kappten und an der anderen Seite des Flusses ankerten. In der Nähe der Armenischen Kirche wüthete das Feuer mit unbegreiflicher Heftigkeit; kaum irgend Etwas, was es auch war, konnte gerettet werden. Eine große Menge Eingeborener, um sich vor dem Verderben zu retten, stürzte in den Fluß und blieb da, auf keine Bitten hörend, die man an sie that, die Fortschritte des verschlingenden Elementes hemmen zu helfen. Abends um 10 Uhr flog das Zollhaus, wo eine große Masse Schießpulver aufgespeichert war, mit einer fürchterlichen Explosion in die Luft, nah und fern Tod und Zerstörung bringend. In der That, mit Ausnahme weniger geringer Hütten in der Vorstadt, ist kaum ein einzelnes Haus von der einstigen großen, in besonderem Wachsthum und Gedeihen begriffenen Stadt Rangun mehr übrig. („Ausland" 1851.) Kaum nach einem neuen Plane und etwa anderthalb Kilometer weiter am Flusse aufgebaut, war die Stadt 1853 und 1855 neuerdings durch äußerst verheerende Feuersbrünste heimgesucht, welchen die leichte Bauweise der Wohnungen und Hütten reichliche Nahrung bot. Die britische Regierung sorgte deshalb bei Gelegenheit der nothwendig gewordenen Um- und Neubauten für Maßnahmen, die sowol zum Schutze gegen die wüthenden Brände dienen, als auf Reinlichkeit der Straßen, genügende Bewässerung und andere sanitäre Vorsichtsmaßregeln abzielen.

Was nun die Gesundheitsverhältnisse Ranguns anbelangt, so haben die Beobachtungen in dem dortigen Feldspitale während des Feldzuges 1852 dargethan, daß die Nachrichten über die Ungesundheit des Klimas von Birma und speziell Ranguns auf Irrthum beruhten. Zwar brachen gleich Anfangs die Cholera und die Ruhr mit beunruhigender Heftigkeit unter den Truppen aus, doch bald verloren sich diese Krankheiten fast gänzlich. Auch waren während der Monate Mai bis August, obwol in dieselben ein bedeutender Theil der Regenzeit fällt, Fieber nicht vorherrschend. Im August kamen unter den englischen Truppen nur 16, unter den aus Eingeborenen bestehenden Corps nur 6 Todesfälle vor, und das Verhältniß blieb im September gleich günstig.

Einen ganz unrichtigen Begriff hatte man früher von der Menge des in Rangun fallenden Regens. In Maulmein, gegen den oberen Theil der Bai von Martaban, soll der Regenfall im Mittel $3^{m},_{81}$ (150 engl. Zoll) betragen. Die Aerzte des Feldspitals erfuhren aber von einem seit mehreren Jahren in Rangun sich aufhaltenden Naturforscher, daß der Niederschlag dort nie $2^{m},_{28}$ (90 engl. Zoll) übersteigt, und Beobachtungen, welche am Regenmesser vom 8. Mai bis zum 1. September von Dr. Fayrer angestellt wurden, zeigten einen Niederfall von $1^{m},_{7375}$ ($68\frac{1}{2}$ Zoll), sodaß derselbe für das ganze Jahr 1852 kaum über $2^{m},_{03}$ (80 Zoll) gestiegen sein wird. Während der Regenzeit hört der Regen in Rangun an vielen Tagen gänzlich auf, sodaß die Truppen im Freien exerziren können.

Das Maximum der Temperatur war bei Sonnenaufgang im Mai $18°,_{20}$ R., Juni 19°, Juli 19°, August $19°,_{75}$. Das Maximum um Mittag im Mai $28°,_{55}$, Juni 25°, Juli $25°,_{75}$, August 24°, und um 3 Uhr Nachmittags im Mai 28°, Juni 26°, Juli $25°,_{25}$, August 25°. Zu allen diesen Zeiten wird die Temperatur und das Gefühl der Hitze nach 2 Uhr Nachmittags

gemildert, entweder durch eine Seebrise, welche sich während der trockenen Jahreszeit um diese Stunde erhebt, oder durch Gewitter mit Regen. Jedenfalls ist die Feuchtigkeit der Atmosphäre in diesen Monaten sehr groß, und oft ist die Differenz der Temperatur zwischen dem trockenen und dem befeuchteten Thermometer (Psychrometer) sehr gering. („Monthly Journal of Medical science", Dezember 1852.)

Seitdem Pegu unter britischer Herrschaft steht und nicht mehr den Erpressungen der birmanischen Mandarinen ausgesetzt ist, gedeiht das Land sehr wohl. Die britische Herrschaft gewährt Sicherheit für Leben und Eigenthum, und ein Fortschritt ist unverkennbar. Am deutlichsten geht dies aus dem Wachsthum der Bevölkerungsziffer hervor. Im Jahre 1862 betrug die Volksmenge 1,897,897 Seelen; 1865 war sie auf 2,196,180 gestiegen. Um dieselbe Zeit zählten die wichtigsten Städte des Landes: Rangun 63,256, Maulmeïn 69,286, Bassein 24,907, Prome am Irawaddy 22,243 und Akyab in Arracan 15,512 Einwohner. Im Jahre 1862 waren 1,552,563 Acres unter Anbau, 1865 schon 1,767,093 Acres. Die Landtaxe warf 5,674,510 Reichsmark ab; der Ertrag der Zölle stellte sich auf 4,110,552 Mark, die Gesammteinnahme auf 20,511,470 Mark; die Handelsbewegung, also Ein- und Ausfuhr, stellte sich für 1865 auf die beträchtliche Summe von 206,834,676 Mark. Auf das Volksschulwesen verwandte die englische Regierung freilich nur 100,000 Mark.

Ein noch viel günstigeres Bild entrollt von dem Zustande Pegu's in neuester Zeit eine amtliche Schrift des Gouverneurs Ashley Eden. Zwar ist das Land so groß wie England und Schottland, hat aber nur zwei Drittel so viel Einwohner wie das letztere, dagegen eignet sich die Hälfte der Bodenoberfläche zum Anbau; auf jeden unter Kultur befindlichen Quadratkilometer kommen 15, die anbaufähig sind, und ebenso viele nicht anbaufähige Dschungeln. Im Jahre 1873 war die Zahl der bestellten Acres auf 2,200,000, also in etwa 10 Jahren um 35 % gestiegen. Die Anzahl der Verbrechen nimmt ab, und werden die meisten derselben aus Rachsucht begangen. In Rangun und auch an anderen Plätzen werden die Gefangenen zur Arbeit angehalten und decken dadurch zum größten Theile ihre Unterhaltungskosten. Der Ausfuhrhandel, dessen wichtigste Artikel Reis und Tekholz sind, nimmt zu und die gesammte Handelsbewegung, die inländische mitgerechnet, stellte sich 1873 auf einen Werth von 260 Millionen Reichsmark. Aus dem Gebiete des Königs von Ava her findet fortwährend eine beträchtliche Einwanderung statt; die Gesundheitsbehörden sind sehr thätig, und seitdem die Impfung sich immer mehr verbreitet, richten die Blattern nur noch geringe Verheerung an. Auch dem so hochwichtigen Schulwesen wendet nach des Gouverneurs Bericht die Regierung jetzt größere Sorgfalt zu. Eine Telegraphenlinie verbindet Rangun mit Mandalay, der Hauptstadt von Ava, von wo aus dieselbe kürzlich bis Menjam fortgesetzt wurde.

Dagegen gereichen andere Mittheilungen der englischen Verwaltung eben nicht zur Ehre. Vor Einführung derselben wurde der Gebrauch des Opiums mit dem Tode gestraft, das Volk war nüchtern, schlicht und harter Arbeit gewöhnt.

Eine der ersten Maßregeln der englischen Regierung war die Einführung von Gesetzen, welche der Opiumspekulation vollständig das Thor öffneten. Seitdem hat die Demoralisation riesige Fortschritte unter der leicht erregbaren, vergnügungssüchtigen Bevölkerung gemacht. Einer stattlichen, gesunden, kräftigen Generation folgte eine neue von hageren, schlaffen Opiumrauchern und Essern, die sich diesem Genusse so zügellos hingaben, daß ihre geistigen und physischen Kräfte ganz verkümmerten. Hierzu gesellten sich noch furchtbare Spielwuth und Räuberunwesen. Doch hat die Einführung des Pachtsystems diesen Uebelständen in den letzten Jahren theilweise gesteuert. In anderen Hinsichten haben sich die Zustände unter der englischen Verwaltung gebessert. So soll sich insbesondere der Sparsamkeitssinn bei der birmanischen Bevölkerung immer mehr entwickeln.

Nebst dem Irawaddy wird Pegu von dem fast parallel mit diesem fließenden Sittang- und dem Salweenstrome bewässert, welch letzterer als die Grenze gegen Tenasserim betrachtet werden kann. Zwischen dem Ozean und dem Irawaddy und dem Sittang, endlich zwischen dem Sittang und dem Salween, erheben sich gleichfalls parallele Bergzüge, welche die Systeme dieser Gewässer von einander scheiden. Hauptwasserader bleibt natürlich der gewaltige Irawaddy, doch auch den Sittang und den Salween müssen wir uns als große Ströme vom Range der Seine oder der Weser vorstellen. Diese östlichen Gebiete Pegu's lernen wir aus den Reisen der Herren Norris und Adolf Bastian kennen, welch Ersterer von Maulmeïn aus gegen Norden wanderte und hauptsächlich der Linie des Sittangflusses, wenn auch in einiger Entfernung von dessen Ufern folgte, während Letzterer umgekehrt den Sittang thalabwärts befuhr.

Diese Thalfahrt brachte den deutschen Gelehrten nach den Städten Schuy-ghin und Sittang-myo, welches Nicolo Conti in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Namen Xeythona schon besuchte. Der Sittang fließt durch ein großes Waldland, über welchem hier und da die Kette der Bergzüge von Martaban sichtbar wird. In diesem Walde lichten die Eingeborenen stellenweise Räume zum Feldbau aus. Sie brennen das Dickicht nieder und säen in die Asche. Verzögert sich der Eintritt der Regenzeit, so verweht der Wind die Asche, und tritt sie vorzeitig ein, so wird das Holz feucht und die Verbrennung erfolgt nur mangelhaft. In beiden Fällen droht Mißwachs. Eine einzige Ernte erschöpft den Boden, der sieben Jahre Ruhe bedarf, um ein neues Dickicht zu erzeugen. Die Eingeborenen warten diese Zeit gar nicht ab, sondern ziehen schon nach drei Jahren mit ihrem Dorf in andere Waldeinöden. Die Hauptfrucht ist der Reis, der im Norden das 15. und 20., in den südlichen Niederungen das 50. und 60. Korn liefert; aber auch Seidenzucht wird getrieben, und zwar sowol mit Maulbeerpflanzungen als von dem Wurm, der auf der Ricinuspflanze lebt. Sowie man das britische Martaban erreicht, zeigen sich Tiger, die weiter nach der Küste zu immer gefährlicher werden. Die Einwohner schweben in beständiger Gefahr eines Angriffes, verrammeln Nachts ihre Häuser und ziehen die Leitern, die in die Flur hinaufführen, in die Höhe. Ein Dorf, an welchem Bastian vorüberkam,

war halb ausgemordet. Zur Staffage des Flusses gehören ferner die wilden Büffel- und Elefantenherden, denen sich die Plage aller feuchten Tropenländer, die Moskitos, hinzugesellen. Die Birmanen erlangen durch frühzeitige Uebüngen eine große Virtuosität, die Blutsauger zu treffen, sowie sie sich auf die Haut niederlassen. Diese Kriegführung wird zuletzt so mechanisch, daß der Eingeborene sich gar nicht im Gespräche unterbrechen läßt, während er bald da bald dort einen Feind erlegt.

Von Sittang-myo nach Maulmeïn am Salweenflusse gelangte Bastian auf einer höchst interessanten Landfahrt zu Kahn. Es war nämlich die Regenzeit eingetreten und der Küstenstrich zwischen beiden Flüssen verwandelte sich dann aus festem Lande, dem Tummelplatz von Tigern und Elefanten, in eine Wasserfläche. Wo in der trockenen Zeit ein Wanderer vielleicht verdursten würde, da füllen zur Regenzeit sich alle Niederungen. Die Kähne folgen jedoch den schmaleren Betten, die oft so eng werden, daß sich zwei Fahrzeuge nicht auszuweichen vermögen. Die Dörfer standen überall unter Wasser und man legte unmittelbar an der Flur der hohen Pfahlbauten an, denn Pfahlbauten, wie Bastian beiläufig bemerkt, treten überall dort auf, wo periodische Ueberschwemmungen zu fürchten sind. Eine Strecke weit diente der Belingfluß als Fahrwasser, aber bald lenkte der Kahn wieder in einen Waldkanal hinein. In der Nähe der Stadt Thatung wird die überschwemmte Küste offen, sodaß man sich auf hoher See glauben könnte.

Bastian drang südlich bis zu der kleinen Küstenstadt Amherst vor, die 1826 in den Urwald hineingehauen wurde, dann erst wandte er sich zurück nach Maulmeïn, welches Martaban gegenüber eigentlich schon in Tenasserim liegt. Die schimmernden Wasserarme, die schwellenden Hügel mit ihren Laubhüllen, die Pagoden, die auf jeder Höhe gen Himmel sich spitzen, die Thäler, in denen sich Dörfer verstecken oder aus denen einzelne Hütten hervorlauschen, die dreimastigen Schiffe, die an ihren Ankern sich wiegen, die Ruderboote, die mit taktmäßigen Schlägen, oder die Fischerkähne, die mit viereckigen Segeln vorübergleiten, gewähren ein Bild voll Leben und Genuß. Auf Maulmeïns Markte erscheinen nicht nur alle gepriesenen Herrlichkeiten der tropischen Fruchtbäume, sondern es drängt sich dort auch ein Völkergewimmel beider Indien zusammen; doch bildet auch in Maulmeïn das Tekholz den vornehmsten Artikel des Welthandels. Auch Herr Norris entwirft eine freundliche Schilderung von Maulmeïn (16° 29′ n. Br. 115° 18′ ö. L. v. Gr.) und bemerkt, daß es dem Aeußeren nach die indischen Städte weit übertreffe. Großes Interesse erregt bei ihm das gute Naturell und das unabhängige Benehmen der Eingeborenen sowie die Freiheit und Verständigkeit der Weiber, welche das Hausregiment, namentlich die Kaufläden, zu führen und die Männer in einer sehr untergeordneten Stellung zu halten scheinen. Doch mag dies nur lokal sein, denn Herr Vincent berichtet andererseits, daß die Birmanen, wie fast ausnahmslos alle Völker, die schwerste und lästigste Arbeit, insbesondere alle häuslichen Verrichtungen, den Weibern aufzubürden pflegen; ja daß die Männer gemüthlich beisammensitzen, um zu plaudern und zu rauchen, selbst sich hinstrecken und schlafen, während die Frauen über und über beschäftigt sind.

Viele Kaufläden sind auch in den Händen der Juden, eines — man höre und staune! — reinlichen, hübschen und verständigen Menschenschlages, der mehrere Sprachen spricht und geistig weit höher zu stehen scheint, als dies in Europa der Fall zu sein pflegt. Frau Gräfin Nostitz, damals die Gattin des österreichischen Naturforschers Johann Wilhelm Helfer's, kam nach Maulmeïn im Frühjahre 1838, hatte also Gelegenheit, die damals neu aufblühende Hauptstadt der kürzlich erworbenen englischen Besitzungen in ihrem jugendlichen Werden zu beobachten. Der erste Anblick vom majestätischen Martaban- oder Maulmeïnflusse aus, zu dem sich der Attaran, Gyne und Salween vereinigen, war, so erzählt sie, kein sehr vortheilhafter. Unordentlich lagen die Hütten in dickster Wildniß zerstreut und machten einen nicht viel versprechenden Eindruck. Nachdem sie aber ans Land gestiegen und die hart am Ufer liegenden Wohnungen hinter sich hatten, änderte sich mit einem Male die Scenerie. Eine ganz neue Welt eröffnete sich da ihren erstaunten Blicken. Unter dem Schutze eines Chatters, ohne welchen hier kein Mann und keine Frau der höheren Stände ausgeht, nämlich eines Schirmes aus gefaltetem, braunem, in Oel getränktem Papier von der Größe eines Wagenrades, der auf einem langen Bambustabe von einem Diener, wol auch von zweien, über den Kopf des Herrn gehalten wird, durchwanderte das Helfer'sche Ehepaar einen Theil der Stadt und des Bazars. Die Wohnhäuser erheben sich auf Bambupfählen so hoch, daß man darunter stehen kann, und sind ohne irgend welche Eisenbestandtheile ganz aus Bambu konstruirt. Ihre äußeren Wände, von losem Flechtwerk oder breitgeschlagener und mit Holznägeln befestigter Bamburinde dürftig bekleidet, gestatten nach allen Seiten freien Aus- und Einblick. Der Fußboden besteht ebenfalls aus schwachen Bambustäben, die mit Holznägeln auf darunter liegende Balken genagelt sind, daher er unter jedem festen Tritte erzittert. Ein solches Haus ist einem in der Luft schwebenden Vogelbauer nicht unähnlich und auch nicht viel fester gebaut. Bei Stürmen schwankt es hin und her, widersteht ihnen aber deshalb besser als Gebäude von soliderer Bauart. Der Raum unter dem Hause gewährt erwünschten Schatten und der zwischen den Pfählen hindurchstreichende Luftzug angenehme Kühlung. Hier werden die porösen, mit angefeuchtetem Stroh umwickelten Wasserkrüge aufgehängt, wodurch das darin befindliche Wasser eine wahrhaft eisige Kälte erlangt. — In dem Bazar war ein chinesisches Kaffeehaus mit seinem Aufputz von großen Inschriften, buntfarbigen Papierlaternen und Fähnlein zu sehen. Selbst eine ganze Straße mit chinesischer Bevölkerung gab es schon; so hatte dieses industriellste und erwerbsüchtigste aller Völker sich bereits zu einem guten Theile des vielversprechenden Platzes bemächtigt. Die Verkaufslokale, ganz unseren Marktbuden ähnlich, nur von leichten, etwa meterhohen Bambupfählen errichtet, enthielten meist Gegenstände des täglichen Bedarfs, wie Fische, Früchte, Reis u. s. w., daneben aber auch schon einige Luxusartikel aus inländischen Stoffen, darunter die beliebten Pozo's. — Heute ist Maulmeïn eine große schöne Seestadt mit offenen Straßen, Kais, Märkten, Kirchen und Schulen, mit reich entwickeltem Handel, sehr bedeutendem Schiffsbau und einer Zeitung. Am Fluße entlang befinden sich die großen Holzlager, von Sägern

und Elefanten, die das Holz aus dem Wasser ans Land ziehen, belebt; auf den steilen Hügeln im Hintergrunde, die sich auf einer entfernteren Bergkette abheben, goldglänzende Tempel und stattliche weiße Wohnhäuser im Grün schattiger Bäume; auf dem höchsten Punkte der große Tempel mit entzückender Aussicht; die Straßen der Stadt meistens mit Schattenbäumen besetzt und reichlich mit Brunnen versehen, dies das heutige Maulmein.

Der nördliche Theil Pegu's bis 17° 40′ n. Br. nimmt an der Natur des weiter aufwärts gelegenen Ava Theil; unter 17° 40′ n. Br. nimmt das Delta und damit die Boden- und Naturbeschaffenheit eines solchen durch die Verzweigung des Irawaddy in einen östlichen und westlichen Arm seinen Anfang. Dem östlichen Arme verbleibt der bisherige Name, der westliche wird „Fluß von Bassein“ nach dem von ihm durchzogenen Gebiete genannt und schließt sich der Ostseite des Yumadunggebirges an, bis er in weiter Mündung neben Kap Negrais das Meer erreicht. An diesem Arme liegt die Stadt Bassein, einer der vier Reishäfen Birma's; er bietet den bequemsten und tiefsten Eingang zum Herzen des Delta, ist aber jetzt von dem Hauptfluß während der trockenen Jahreszeit durch eine mehrere Dezimeter über den Wasserspiegel hervorragende Sandbank abgesperrt, über welcher sich bei Hochwasser auch nur 3 m. Wasser finden läßt. Der Irawaddy verzweigt sich noch weiter in dem Raume zwischen den beiden, und sein Gewässer erreicht in vielen Armen das Ufer, während die Hauptader die Richtung nach Südost innebehält und als Rangunfluß in die See mündet. Der Hafen von Rangun ist mit dem Arme durch den Wasserlauf Panlang verbunden, allein dieser ist bei trockener Jahreszeit für Dampfschiffe nicht befahrbar, sondern die Schiffe müssen durch den Wasserlauf China Bukier hinaufgehen. Mit diesem Mündungsarme tritt von Osten her der Sittang durch eine Abzweigung in Verbindung, er selbst aber erreicht in einer fjordartigen Mündung, in welche eine heftige Bore — aus zwei Theilen der Flutwelle gebildet — eindringt, in derselben Breite, wo das große Delta anfängt, das Meer.

In Schuy-ghin, einer großen Stadt am Sittang, war Herr Norris Augenzeuge einer theatralischen Unterhaltung, Pui genannt, die ihm natürlich unverständlich war, obgleich sie einem ansehnlichen Zuhörerkreise großes Vergnügen zu machen schien. Sie fand unter freiem Himmel statt, bei Beleuchtung durch große flammende Becken, welche wahrscheinlich mit Steinöl gefüllt waren. Ein großer Theil des Amusement schien in den absonderlichen Mißverständnissen des Hauptschauspielers beim Anziehen seiner Kleider zu liegen — er suchte seine Beine in die Aermel eines Ueberrocks oder seine Arme in ein Paar ungewohnter Pantalons zu stecken. Der Pferdskopf — ein wahrer Doppelgänger des altenglischen hobby-horse, jetzt fast in Vergessenheit gerathen — lebt hier noch als lebendige Sitte unter dem Volke, und wurde von den Zuhörern vollkommen gewürdigt, die, wie man Herrn Norris sagte, allnächtlich an diesem Mummenschanz sich ergötzten. Herr Norris verweilte indeß nicht so lange, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen.

Tonghu, das er am Ende seiner Reise erreichte, hat etwas mehr als $2^1/_2$ Quadratkilometer im Umfang, ist von einer Mauer und einem Graben umgeben

und enthält mehrere Dörfer, ein paar Pagoden und viel offenen Grund. Die Häuser sind im Allgemeinen bloße Hütten, aus Bambu erbaut. Die Stadt ist jetzt britischer Garnisonsort und wird wahrscheinlich wieder dieselbe Blüte erreichen wie vor hundert Jahren, als sie ein fast unabhängiges Fürstenthum und, vor den Zeiten der birmanischen Herrschaft, im Besitze der Fürsten von Pegu war. Auch Adolf Bastian verweilte längere Zeit in Tonghu, dessen Kreis damals 66,773 Köpfe umfaßte und durch seine Ausfuhr von Tekholz den Engländern wichtig ist. Die Waldungen, als Krongut erklärt, werden forstwissenschaftlich ausgebeutet. Ein Sachverständiger bezeichnet die Bäume, welche geringelt oder gegürtelt werden sollen; hierauf werden die einzelnen Schläge öffentlich versteigert, und zwar schwankte der Preis zwischen 6000 und 2000 Mark, je nach der größeren oder geringeren Entfernung von einem floßbaren Wasser. Für jeden Stamm zahlt der Unternehmer außerdem 5—20 Mark, je nachdem der Durchmesser über oder unter $2^{m},_{75}$ fällt. Den Stämmen brennt der Eigenthümer einen Stempel ein, um sie wieder zu erkennen, wenn sie unterhalb der Gewässer aufgefangen werden. Bis ins Wasser werden sie von Elefanten oder Büffeln geschleift.

Die Straße von der Küste nach Tonghu war fast durchgehends nur ein enger Pfad, kaum weit genug für zwei neben einander gehende Männer, und durch einen dichten Wald von hohen Bäumen, die mit gewaltigen, von Baum zu Baum bis auf die Gipfel sich ziehenden Schlingpflanzen bedeckt waren, oder aber an anderen Stellen durch unendliche Bambu-Alleen gehauen. Da und dort zeigte sich eine mit 3 m. hohem Elefantengras bewachsene Ebene; allein „die ganze Wegstrecke entlang, in Dschungeln oder im Flachland, kamen wir in beständigen kurzen Zwischenräumen an langen Tekpfählen vorbei, welche bestimmt sind, die Drähte des elektrischen Telegraphen zu tragen.“ Wild traf man wenig oder keines; allein das beständige Geschrei des Pfaues und der Dschungelvögel sowie hin und wieder das Geheul eines Tigers zeigte, daß es daran nicht fehle. Die Nächte waren während des Marsches empfindlich kalt und nach Sonnenuntergang fiel schwerer Thau. Die britischen Soldaten, welche Herr Norris befehligte, unterhielten sich bis zur Bettzeit gewöhnlich damit, daß sie Lustfeuer mit ganzen Baumstämmen anzündeten. Eines Abends entfernte sich ein unglücklicher Bursche von der Abtheilung, und obgleich man die Nacht hindurch Signale mit Jagdhörnern gab, marschirten die Truppen doch am nächsten Morgen ohne ihn ab. Man ließ indeß eine kleine Anzahl Leute zurück, welche mit Jagdhörnern und einer Vogelflinte den Wald durchstreiften und den Mann, halbtodt von Mühsal und Schrecken, 6½ Kilometer von dem Haltplatz entfernt endlich wiederfanden.

In Tantabin, einen Tagmarsch von Tonghu, ging der Weg über den Sittang, welcher damals, in der trockenen Jahreszeit, gegen 230 Meter breit war und eine Strömung von etwa 4,80 Kilometer in der Stunde hatte. Zur Zeit des Monsuns ist seine Breite beträchtlicher. Der Uebergang wurde mit einiger Schwierigkeit, jedoch ohne allen Unfall, bei einer brusttiefen Furt vollzogen.

Noch erwähnt Herr Norris der von der indischen so ganz verschiedenen feuchten Atmosphäre des Landes, und schreibt sie den dichten Dschungeln und

der Menge Creeks und Flüsse zu, welche in großen Entfernungen vom Meere mehr oder minder noch von Ebbe und Flut berührt werden. Der Sittang ist, wie der Indus, einer Flut unterworfen, sodaß seine Gewässer zur Zeit des Neu- und Vollmondes auf durchschnittlich 13—14½ Kilometer in der Stunde anschwellen, was schon große Menschenverluste verursachte. („Ausland" 1856.)

Beiläufig 90 Kilometer von Tonghu entfernt liegt eine Gebirgskette, welche die Quellen des in den Salween fließenden Yunzalin und zugleich den höchsten Berggipfel im britischen Birma einschließt. Die Birmanen nennen ihn Nat Tung, die Wohnung des Nat, oder auch Tung Chung to, kahles Haupt. Die Karen bezeichnen ihn als Tan tieh, Kamm. Aus der Ferne gesehen ist der Gipfel, den Oberstleutnant Graham in den sechziger Jahren bestieg, allerdings ausgezackt. Der Kulminationspunkt des Nat Tung befindet sich nicht auf der Kammhöhe des Gebirges, sondern auf einem südöstlichen Vorsprunge, von welchem der Yunzalin herabkommt; seine Höhe beträgt 2285 Meter. Man hat von ihm aus einen prächtigen Blick auf die ausgedehnte Ebene von Pegu; dann und wann wird zwischen Wäldern der Silberstreifen des Sittangflusses sichtbar, und jenseit der Ebene steigt die Yumadungkette empor.

Von den vier Hauptvölkerschaften Birma's, den eigentlichen Birmanen, den Talaings, den Karen und den Schan, wohnen die drei erstgenannten in Pegu untereinander. Von diesen interessiren uns hier ganz besonders die Talaings und die Karen; die Birmanen werden wir später genauer kennen lernen. Die Talaings oder Mon's sind die eingeborene Rasse oder die ältesten Einwanderer in Pegu, doch begegnet man ihnen heute nur noch im Osten und Süden des Irawaddy-Deltas, in Martaban und Tenasserim. Im Alterthume reichten die Birmanen nur bis etwas südlich von Prome, wo der Akuktungfelsen in dem Irawaddy vorspringt; doch seither haben sie die Talaings allmählich birmanisirt. Die Talaings unterscheiden sich wenig von den Birmanen, und da sie dieselbe Tracht tragen, kann eine Verwechselung mit diesen wol vorkommen. Im Allgemeinen sind sie heller als diese, haben feinere Gesichtszüge und etwas Bartwuchs. Der Klang ihrer Sprache aber unterscheidet sie sofort von ihren früheren Herren, denn die birmanische Sprache kennt kein R, woran die der Talaing reich ist. Diese beiden Völkerschaften leben so gemischt unter einander und Zwischenheirathen sind bei ihnen so häufig, daß vielleicht die Zeit nicht mehr ferne ist, da die birmanische Rasse die dominirende ist, da die Sprache der Talaings vergessen sein wird und dieselben die der Birmanen angenommen haben werden; vielleicht bereits jetzt giebt es keinen Talaing, der nicht der birmanischen Sprache vollkommen mächtig ist. Obwol sie eigene Schriftzeichen besitzen, gebrauchen sie dieselben doch nur selten, sondern schreiben gewöhnlich ihre Sprache jetzt schon mit birmanischen Buchstaben („Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin" 1874). Das Talaingalphabet ist, wie uns Prof. Bastian belehrt, nur in einigen unwesentlichen Veränderungen, die durch die mehr gutturale Aussprache benöthigt wurden, von dem Birmanischen verschieden. Die Buchstaben sind rund und nicht unähnlich denen der Tamulier und Telinger an der östlichen Küste von Dekkan. Ihre Form scheint von dem viereckigen Pali abgeleitet zu sein, das, wie es heißt, bis ums 5. Jahrhundert im Gebrauch war.

Die ersten sicheren Nachrichten, die wir von den Talaings haben, stammen aus dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Ch., nach dem dritten Konzil (308 v. Ch.), wo die Apostel des Buddhismus, Uktara und Sauna, ihre Hauptstadt Thatung zwischen den Flüssen Salween und Sittang, circa eine Tagereise vom heutigen Maulmeïn gelegen, besuchten und ihre Lehre dort ausbreiteten. Die Ruinen dieser Stadt befinden sich jetzt noch im dortigen Dschungel. Im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung drangen sie nördlich, überschritten den Sittang und gründeten das Königreich Pegu.



Talaing-Mädchen aus Prome.

Durch die ganze Geschichte der Talaings zieht sich die Reihe ihrer Kriege mit den Birmanen und gelegentlich mit den Arracanern und Siamesen; Seeexpeditionen der Küste entlang werden erwähnt von Tavoy bis Tschittagong, und selbst Gefechte scheinen zwischen den verschiedenen Flotten stattgehabt zu haben. Nach dem Sturze des Paghanreiches durch die Chinesen gewannen die Talaings ihre Unabhängigkeit zurück, und sobald die kleinen Staaten der Birmanen am Irawaddy sich erhoben, begannen die Rivalitäten der beiden Rassen aufs Neue. Während des Mittelalters war jedoch Yaminjatein oder das Pegureich der Talaings das mächtigere, und die europäischen Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts beschreiben in übertriebenen Ausdrücken die Gewalt und den Reichthum des großen Königs von Pegu. In den Kriegen mit Ava wechselte das Schlachtenglück vielfach. Aber gerade als die Peguaner die letztere Stadt durch eine entscheidende Besetzung dauernd ihrem Reiche einzuverleiben schienen, fand eine Wendung zu Gunsten der Birmanen statt. Alompra rief das geknechtete birmanische Volk zu den Waffen und befreite nicht nur sein eigenes Land, sondern eroberte das ganze Pegureich.

Die Talaings waren von nun an der unterdrückte und verfolgte Theil und wurden allmählich birmanisirt. In allen Khyungs lehren birmanische Phongyis, und es giebt vielleicht nur einige Klöster nach der siamesischen Grenze zu, wo die Talaingsprache gepflegt wird. In dem ersten birmanischen Kriege bewiesen sich die Talaing, deren Nationalhaß gegen ihre alten Feinde aufs Neue erwachte, als nützliche Bundesgenossen der Engländer, hatten aber dafür schwer zu büßen, als diese nach dem Frieden von Yandabo fast alle von ihnen besetzten Städte zurückgaben. In dem zweiten Kriege waren sie deshalb schwieriger in ihrer Parteinahme, doch blieben sie diesmal durch die Annexion der Provinz Pegu unter der Oberhoheit der Briten. (Bastian in der „Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin“, 1863.)

Obwol die Talaings auch die buddhistische Religion mit den Birmanen gemein haben und dieselbe durch das gleiche Medium, die heilige Palisprache, kennen lernen, so weichen sie doch von den Birmanen durch eine besondere Geisterverehrung ab. Kaum hat ein erwachsener Talaing sein Noviziat in einem Kloster vollendet, worin Alle ihre Jugend zubringen, um sich auszubilden, so unterwirft er sich und sein künftiges Geschick ganz dem Einflusse und der Macht der „Nat's“, und der Geisterlehrer zeigt ihm den Tag an, wann er heirathen soll. Er baut dann sein Reisfeld, und in einem heimlichen Ort in der Nähe errichtet er sein Nat-tseng, ein Miniaturhaus für den Geist, in welchem er einen Theil seiner Nahrung und hier und da Arak, Weihrauch u. s. w. opfert. Er haut einen Theil des Waldes nieder, um einen Garten anzulegen, und auf dem ersten niedergeschlagenen Baum opfert er Reis, Salz und Ngapi mit einer Anrufung an den Nat, daß er Noth von ihm abwenden und ihm verzeihen möge, wenn er etwa einen Lieblingsaufenthalt des Geistes mit einem der Bäume gefällt habe. Das Nat-tseng wird mit allem Hausrath in Miniatur ausgerüstet. Wird ein Talaing krank, so ruft er den Geisterdoktor, daß er ihm den Geistertanz einrichte, zu welchem Ende das Opfer dargebracht, Weihrauch verbrannt und Musik herbeschieden wird. Die Anstrengung der frommen Uebungen, die er dabei in Ausführung bringt, hat in der That schon oft Schmerzen gelindert oder verscheucht. Das Merkwürdigste ist, daß sich die Weiber manchmal vom Geiste besessen glauben, und unter hysterischen Erscheinungen Tänze beginnen, von denen sie endlich erschöpft niedersinken. (O'Riley im „Journal of the Indian Archipelago.“ Oktober 1850.)

Einer ganz ähnlichen Geisterverehrung huldigen auch die Karen, die im Distrikte von Bassein in Pegu kompakt auftreten. Sie sollen schon vor unserer Zeitrechnung ein eigenes Reich Tongu im Norden von Ava besessen haben; im 11. Jahrhundert n. Ch. wanderten sie südlich und siedelten sich zwischen Birmanen und Talaing an, so daß sie jetzt, in separaten Dorfschaften wohnend, über ganz Birma verbreitet sind. Am häufigsten findet man sie, wie gesagt, im Basseindistrikte und von Maulmein nördlich bis zu den Schan. Schon Marco Polo gedenkt ihrer wahrscheinlich unter dem Namen Karayan. Der Name Karen stammt aus dem Birmanischen, sie nennen sich selbst Kaya. Sie zerfallen in viele Stämme, die aber sämmtlich dieselbe Sprache haben, und werden von den umliegenden Völkern schwarze, weiße, rothe Karen genannt,

doch sie selbst gebrauchen diese Bezeichnungen nicht. Die Hauptstämme sind die Sgau (birmanische Karen), Pwo (Talaing-Karen), und die Dau-Bya, welche die Berge im und bis zum Norden des Tungnudistriktes bewohnen. Aber außerdem giebt es Mopagha, Bghay, Taru und viele andere. Im Aeußeren besteht eine sehr starke Familienähnlichkeit zwischen den erstgenannten drei Stämmen, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen läßt; merkwürdigerweise finden sich aber in den Dialekten sehr bedeutende Verschiedenheiten. Die Karen-ni (rothen Karen) oder Talih, so genannt von dem Schellak, mit dem sie die meisten ihrer Kleider färben, sowie die wilden Stämme der übrigen Karen, leben an den Abhängen der Schanberge zwischen dem Sittang und dem Salween. Die weißen Karen sind aber außerdem über ganz Birma verbreitet und haben zum Theil sich den Gebräuchen der Birmanen assimilirt. — Die Karen wollen in alten Zeiten eigene Schriftzeichen besessen haben, dieselben sind aber verloren gegangen; jetzt haben die amerikanischen Missionare die birmanische Schrift ihrer Sprache angepaßt. Eine auffallende Eigenthümlichkeit der Sprache ist, daß sie zwei Buchstaben besitzt, welche sich nahezu auf dieselbe Weise aussprechen wie im Arabischen (Khai und Ghai); die benachbarten Stämme haben keine solchen Laute. Die Karen besitzen auch viele alte Ueberlieferungen und Sagen, die trotz der Schriftlosigkeit sehr treu erhalten sind. Wenn die von ihnen mitgetheilten religiösen Lieder richtig und nicht von Missionaren interpolirt sind, so ist eine Aehnlichkeit mit den Darstellungen des Alten Testamentes unverkennbar: nicht nur ist die Schöpfung des Menschen ähnlich, wie in der Genesis erzählt, sondern auch der Sündenfall durch das Essen der verbotenen Frucht, wobei ein Drache die Stelle der biblischen Schlange einnimmt, die Sintflut u. s. w. Ebenso sollen sie an Engel glauben, wenigstens an „Wesen", die nie sündigten und die Gott zur Vollstreckung seiner Befehle aussendet; ferner ist vom Satan die Rede, der „vor alten Zeiten heilig war, aber von der Liebe Gottes abwich und von Gott verjagt wurde". Dr. Macgowan sagt: „Ihre religiösen Lehren lassen sich nicht auf eine christliche, mohammedanische oder heidnische Quelle zurückführen; sie sind offenbar weder aus dem Neuen Testamente noch aus dem Koran oder den Vedas entsprungen, sie sind augenscheinlich hebräisch." Da erwiesenermaßen bereits vor unserer Zeitrechnung sich jüdische Ansiedelungen im Süden China's befanden, so sind die Missionäre rasch bei der Hand, diese Uebereinstimmung der Tradition aus jüdischer Quelle abzuleiten. Begreiflich fehlen aber alle weiteren Anhaltspunkte für eine solche Annahme; merkwürdig ist jedoch, daß sie Gott in ihrer Sprache Juwah nennen, was sehr an Jawäh (Jehova) erinnert; indeß sollen sie diesen Namen nicht gerne aussprechen, was allerdings auch eine jüdische Ueberlieferung, eine Erinnerung an den „unaussprechlichen Namen" wäre. Wie viel bei diesen Angaben auf die Phantasie der christlichen Missionare zu setzen ist, mag dahingestellt bleiben. Glaubwürdiger dünken uns die Angaben der Gräfin Nostitz, wonach die Karen gänzlich der höheren religiösen Begriffe entbehren. Fragt man sie nach übersinnlichen Dingen, etwa nach ihren Vorstellungen über eine Fortdauer nach dem Tode, so antworten sie: „Davon wissen wir nichts, denken auch nicht daran; wir wissen nur, daß

wir auf die Welt kommen und wieder hinausgehen müssen, und da es auf der Welt so schön ist, wird es wol auch hernach gut sein." Sie hatten endlich die Prophezeiung, die zufällig eintraf, daß „weiße Lehrer" übers Meer zu ihnen kommen würden, um sie zu unterrichten und der Knechtschaft der Birmanen zu entreißen. — Die Karen sind im Allgemeinen wohlgebildet, doch von kleinerer Natur, zwar kräftig, aber doch weniger kräftig als die Birmanen gebaut, dafür außerordentlich behend; in ihrer Physiognomie ist die mongolische Abstammung nicht so deutlich ausgeprägt wie bei diesen. Die Backenknochen treten minder hervor, die Augen haben eine nicht so schräge Lage und der Teint ist heller, dem der europäischen Südländer ähnlicher. Auffallend sind die gefärbten Wangen, die langen Gesichter und geraden Nasen, und überraschend ist, wie Gräfin Nostitz erzählt, das leichte Erröthen der Mädchen, das sie bei allen anderen asiatischen Typen vermißt hatte. Sie sind zwar nicht arbeitsamer als diese, aber gesucht für Waldarbeiten, da sie die Vorurtheile der Birmanen, Bäume in sogenannten heiligen Wäldern, auf alten Kirchhöfen stehende u. s. w. nicht zu fällen, nicht kennen. Sie tätowiren sich wie die Birmanen und Talaing, doch nimmt dieser Gebrauch bei den zum Christenthume Bekehrten entschieden ab. Der Buddhismus ist wenig unter ihnen verbreitet. Die Birmanen unterscheiden vielfach zwischen Rassen mit und Rassen ohne „Buch" (Pitagat ton pon, nämlich den heiligen Schriften Tiho's oder Ceylon's) und verachten die Letzteren gründlich. Diese Verachtung ist es wahrscheinlich, die unter den Karen die Tradition eines verlorenen Buches erzeugte und sie so eifrig das von den christlichen Missionaren dargebotene annehmen ließ. Das Volk selbst weiß wenig von seiner Geschichte und das Wenige, was man von demselben erfährt, ist in abgeschmackte Fabeln gehüllt. Die eigenen Angaben der Leute lauten dahin, daß sie ursprünglich vom Tafellande nordwärts in die Gegend des Yunzalen kamen, die jetzt von den Karen-ni bewohnt ist; daß sie sodann vor 300 Jahren von dort vertrieben wurden und darauf nach Süden wanderten. Ob sie in jener Periode noch ein vereinigtes Volk waren oder ob erst in einem jüngeren Zeitpunkte ihrer Geschichte eine Trennung der verschiedenen Stämme stattfand, kann man jetzt unmöglich mehr erkennen.

Ueber die Karen am Yunzalen (Yoon-tha-lin), einem nördlichen Zuflusse des Salween, hat Professor Adolph Bastian werthvolle Nachrichten gesammelt, die wir im Auszuge und Zusammenhange mit den Angaben eines britischen Offiziers, der 1857—1859 eine Stelle im Lande der Karen bekleidete, hier mittheilen wollen. Die Karen im Yunzalendistrikte gehören zu den Sgau-Karen und folgen alle der Sitte, eine wechselnde Feldwirthschaft zu betreiben, wie es als Jhum in Bengalen bekannt ist. Jedes Dorf besitzt einen Zokay (Zocke, Tsau-Kay), in dessen Familie die Häuptlingswürde erblich ist und der seinerseits wieder einem erblichen Zokay-Hyuk oder Oberhaupt untergeordnet ist. Auch wenn es die englischen Behörden den Leuten überlassen, nach Belieben ihren Aeltesten zu wählen, so nehmen sie ihn doch immer aus diesem Geschlechte. In früheren Zeiten entschieden diese Oberzokay's und die Aeltesten des Dorfes Streitfälle und verhängten Strafen; ihre Gewalt war ganz absolut, und Niemand dachte daran, sie ihnen streitig zu machen.

Jetzt hat sich dies freilich Alles geändert, doch ist das Amt der Zokay's beibehalten und ihnen der innere Haushalt der Gemeinde anvertraut worden. Das Amt ist mit keinem Gehalte verknüpft, und der Zokay hat keinen anderen Vortheil, als der Mühe überhoben zu sein, sein eigenes Feld zu bestellen, indem die übrigen Dorfbewohner dies für ihn mitbesorgen. Ein Karendorf besteht immer aus einem langen, kasernenartigen Hause mit einem Gange mitten durch und Zimmer auf jeder Seite, deren jedes durch einen Familienvater besetzt ist. Die jungen Männer leben für sich in einem abgesonderten Gebäude, das Lu-byu-kan genannt. Die Männer gehen den Tag über den Ackerbaugeschäften nach — Ackerbau, die Kultur des Betel inbegriffen, ist die hauptsächlichste und einzige Beschäftigung der Karen — die Frauen bleiben zu Hause, mahlen Reis, pflegen das Geflügel, die Schweine und Ziegen, und kochen die Mahlzeit. Zur Säe- und Herbstzeit aber zieht das ganze Dorf aus. Infolge der schon oben geschilderten Art der Bodenbebauung sind die Ansiedelungen alle drei Jahre zum Weiterwandern genöthigt; die Wechsel des Dorfes finden gewöhnlich längs eines Baches statt, den man periodisch hinauf- oder hinabsteigt. Das Dorf ist meistens nach diesem Bache benannt, aber der Reisende kann es oft im nächsten Jahre mehrere Meilen von der Stelle entfernt finden, wo er es im vorhergehenden getroffen hatte. Das Lichten des Waldes nennt man Toung-Yah, und bei der Auswahl und Vorbereitung werden folgende Gewohnheiten beobachtet. Ungefähr um den Neujahrstag wird eine Stelle als Toung-Yah vorgeschlagen, worauf die Umgegend untersucht und eine Probe des Bodens mitgenommen wird. Die zu lichtende Stelle wird durch eine Art von Augurium vermittels Knochen von Vögeln bestimmt. Man nimmt hierzu die Schlegel- oder Flügelbeine eines Huhns. Durch ein kleines Loch am äußersten Ende derselben wird ein Hölzchen gesteckt. Nun wird bestimmt, ob das rechte oder linke Bein gewinnen soll. Darauf nimmt der Zauberer die Knochen, der sie nebeneinander legt und der Länge nach zwischen seinem Daum und den zwei ersten Fingern hält. Wenn nun durch Vergleichung sich ergiebt, daß das Hölzchen des vorher bestimmten Beines höher ist als das Hölzchen des anderen, so ist das Augurium günstig; im entgegengesetzten Falle ist es ungünstig, und der Plan, um den es sich handelt, wird aufgegeben. Dieser Orakelspruch bestimmt alle Handlungen der Karen, gewöhnliche oder außerordentliche. — Ist die Stelle gewählt, so wird der Wald gefällt und Feuer angelegt. Es ist Pflicht jedes Karen, wenigstens einen Baum in dem Toung-Yah umzuhauen. Nachdem die Säuberung des Bodens geschehen und die Regenzeit begonnen hat, wird die Saat gestreut.

Wenn es ihnen gut geht, berichtet Bastian in Uebereinstimmung mit Gräfin Nostitz, kennen die Karen keine Art des Gottesdienstes, obgleich sie im Allgemeinen sehr abergläubisch sind und Zauber und Magie über Alles fürchten; aber — Noth lehrt beten; brechen Unglücksfälle herein, dann erinnern sie sich zweier Dämonen, die sie mit diesen Plagen schlagen und dadurch kund geben, daß sie gefüttert werden wollen. Zur Versöhnung werden ihnen Eßwaaren hingestellt und Feste gefeiert. Der eine dieser Nat's ist der Geist des Waldes, dessen Zorn mit allgemeinen Leiden, Hungersnoth, Pest u. dgl. trifft.

Bei gewöhnlichen Krankheitsfällen wendet man sich an den Hausgott, der neben der Hütte eine kleine Kapelle bewohnt, und der Familienvater fungirt als sein Priester, damit ihm in richtiger Beobachtung der schuldigen Ceremonie sein Recht werde. Er opfert also dem Nat=Sa, während welcher Zeit alle Verwandten des Kranken und dieser selbst animalische Nahrung genießen. Die Folge davon ist nicht schwer zu errathen und Niemand wird sich wundern, daß die Sterblichkeit groß ist. Es ist völlig vergebens, einen kranken Karen überreden zu wollen, irgend eine passende Medizin zu nehmen. Der Kranke hat den Nat=Sa genossen, heißt es, und dieser erhält ihm das Leben oder er stirbt. Die Frauen der Karen huldigen zur Zeit ihrer Kindbetten dem in Hinterindien weit verbreiteten merkwürdigen Gebrauche, daß die Frau neben einem großen Feuer sieben Tage hindurch halb gebraten wird. Diese Gewohnheit ist allgemein unter den Birmanen, Talaing, Karen und Schan und scheint keinen schlechten Erfolg zu haben.

Die Kleidung der Karen besteht in einer langen Blouse, Thin=Deing genannt, die nur bis zu den Knieen, wo sie mit rothen Streifen verbrämt ist, reicht und über den Kopf angelegt wird. Das Zeug wird aus ihrer einheimischen Baumwolle verfertigt. Ihr langes Haar wird in ein Stück weißes Musselin geflochten; ihre Ohren sind durchstochen und in Ermangelung von Gold und Silber gewöhnlich mit einer Blume geschmückt. In den Händen führen sie ein breites Buschmesser, Dah, um damit Bäume zu fällen. Ueber den Schultern hängt ein Sack, welcher einige Kleidungsstücke, die Betelbüchse und verschiedene Kleinigkeiten enthält, und auf dem Rücken tragen sie an Riemen einen umgekehrt konischen Korb, den Now=lo=way, worin alle möglichen Dinge untergebracht werden. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem blauen Unterrocke, über welchem ein blaues Thin=Deing mit rother Einfassung getragen wird, das gewöhnlich mit plumpen weißen Knöpfen aufgeputzt ist. An Festtagen wird ein röthlich farbiger Kopfputz mit Flügeln aufgesetzt; eine Halsschnur von Kügelchen und ein Band von Messing oder Glas um Handgelenk und Knöchel vervollständigen den Anzug. Männer und Frauen tragen den Now=lo=way und die Letzteren sind offenbar ebenso stark und gewandt wie die Männer. Beide sind so merkwürdige Fußgänger, daß sie nie zu ermüden scheinen. Ueber steile Berge steigen sie leicht und legen an 50 Kilometer per Tag zurück. Die Frauen haben nichts Einnehmendes; ihre Gesichter sind sehr breit, und Bein und Knöchel schwerfällig dick. Beide Geschlechter sind sehr unreinlich und das nämliche Kleidungsstück wird Monate lang getragen. Zuweilen baden sie zwar, aber die alten Gewänder werden immer wieder angezogen. Während der Regenzeit werden diese fortwährend naß, was sie einigermaßen reinigt.

In der Handhabung des Dah, im Tragen von Lasten, im Rauchen, Betelkauen und leider auch im Genusse starker Getränke besteht kein Unterschied zwischen Mann und Frau. Ihre Hauptnahrung ist gekochter Reis mit einer Würze von rothem Chilipfeffer, oder, wenn sie sich gütlich thun wollen, mit einem Zubiß von Ngapi, einem birmanischen Nationalgericht fauliger, verwesender Fische, das alle Theile des hinteren Indiens mit seinem Gestanke erfüllt.

Bei festlichen Gelegenheiten destilliren die Karen ein berauschendes Getränk aus dem glutinösen Reis, der bei den Birmanen Kauniin heißt und vielfach zur Bereitung von Kuchen dient. Die Karen sind im Ganzen besser genährt als die Birmanen, da sie nicht die buddhistischen Skrupel gegen das Tödten der Thiere haben und deshalb ungescheut Hühner schlachten. Auch Schweine findet man bei ihnen zur Mast gezogen, sodaß die Birmanen ihnen den unbegründeten Vorwurf machen, sie beteten das Schwein als göttlich an. An Gemüsen fehlt es den Karen nie, da der Wald ihnen eine große Auswahl aller möglichen Arten bietet. Die meisten derselben dürften schwer verdaulich und mehr für Wiederkäuer berechnet sein, dennoch wird die Schmackhaftigkeit mancher dieser Kräuter versichert. Bei der Reisernte bedienen sich die Karen einer kleinen Sichel, wie sie auch zum Grasschneiden dient. Das Korn wird entweder auf einer Matte gedroschen oder von Büffeln ausgetreten. Beim Pflanzen werden mit einem Stock kleine Löcher in die Erde gestoßen und in jedes einige Körner gesteckt. Wenn das schlechte Aussehen des Feldes mit Mißernte droht, so schreiben es die Karen der Abwesenheit des Reis-Kelah zu und bemühen sich, denselben zurückzurufen. Unter Kelah wird das Prinzip der Seele verstanden, die nicht nur in siebenfacher Manifestation den Menschen belebt, sondern auch allen Dingen zukommt. In jedem Baum oder Strauch, in Aexten und Messern, in jedem Einzelnen wohnt sein Kelah. („Zeitschr. d. Gesch. f. Erdk. zu Berlin" 1866.)

Wenn ein Kare stirbt, findet die ganze Nachbarschaft sich auf der Stelle ein; der Leichnam wird in ein abgesondertes Haus gebracht, um welches die jungen Männer und Mädchen fortwährend tanzen. Essen, Trinken und Festlichkeiten dauern unausgesetzt fort; der Körper wird sodann verbrannt und die Asche gesammelt, worauf dieselben Scenen sich wiederholen. Die Gräfin Nostitz hatte Gelegenheit, einer solchen Todtenfeier in dem Hause eines Zokay beizuwohnen, dem ein Kind gestorben war, und beschreibt dieselbe auf folgende Weise: „Wir fanden in dem Hause eine zahlreiche Versammlung von Männern in doppelter Reihe an den Wänden sitzen. In der Mitte der Längenwand brannte ein großes Feuer; darum standen Geschirre mit Reis, Fleisch und anderen Speisen. Der leidtragende Vater saß nahe dabei, ruhig und würdevoll der Feierlichkeit wie später auch dem Schmause präsidirend; in einem dunkeln Winkel kauerte die Mutter mit einem Säugling auf dem Schoße. In der Mitte des Raumes hingen auf Bambustöcken, wie Trophäen, die Habseligkeiten des verstorbenen Kindes, Kleidungsstücke und Putzsachen, Glasperlen, Metallringe u. dgl. Solchen Reichthum vor der versammelten Menge bei einem Todtenfeste zu entfalten gilt als Ehrensache, und viele Gegenstände werden nie getragen, sondern nur für diese Gelegenheit aufbewahrt. Unter den Trophäen bemerkten wir ein flaches, in Matten gewickeltes Packet; in ihm befand sich, wie uns gesagt wurde, die Leiche. Der Gebrauch ist, den Körper gleich nach dem Ableben zu zerquetschen, die Masse platt zusammenzupressen und fest eingewickelt mitten in das Gemach zu stellen. Um die Leiche herum begannen langsamen Schrittes und mit gesenkten Augen junge Mädchen, zwei zu zwei, von jungen Männern auf gleiche Weise gefolgt, den Todtentanz,

dabei einen Klagegesang erhebend, welcher auch in der Nähe nicht unangenehm gellend, vielmehr höchst ausdrucksvoll klang, und sich durch Melodie, Harmonie und Takt sehr vortheilhaft von dem wüsten Lärm der Trommeln, Cymbeln und Pfeifen unterscheidet, der bei allen asiatischen Völkern sonst die Stelle der Musik vertritt. Dazu verlieh die helllodernde Flamme, indem sie auf die düsteren Gestalten der älteren Männer und Frauen wie auf die umherwandelnden Jünglinge und Mädchen bald ein helles Licht warf, bald sie in dunkle Schatten hüllte, der Scene einen wildromantischen Anstrich. Bis zum anbrechenden Morgen währten Tanz und Gesang, dann folgte der Todtenschmaus, worauf die Leiche an einer anmuthigen Waldesstelle in die Erde gelegt wurde. Als wir uns des anderen Morgens zum Aufbruch anschickten, sahen wir, daß auch die Dorfbewohner Alles zur Auswanderung vorbereiteten. Nach der Ursache ihres Wegzuges befragt, sagten sie: „Wir sind unwissende Menschen, haben keine Hülfe, kennen keine Medizin für unsere Kranken; stirbt einer der Unserigen, können wir nicht länger an dem Orte leben, dann suchen wir andere Luft, und das ist unsere Medizin." Ein Jahr nach der Beerdigung wird die Leiche wieder herausgegraben und auf dem Gipfel eines Berges oder nach dem Ayo-Tung, zu deutsch Beinhügel, gebracht, dort nach einigen Opfergaben zurückgelassen und den Elementen preisgegeben."

Bei Hochzeiten finden ähnliche Festlichkeiten statt, obgleich in kleinerem Maßstabe. Der Ehebund wird immer durch die Eltern beider Theile zu Stande gebracht; das offene Freien, wie wir es bei den Birmanen kennen lernen, gilt für unehrbar. Die Frauen sind im Allgemeinen keusch; Trennung von Mann und Frau, Ehebruch oder Verirrungen junger Mädchen werden als eine große Schmach betrachtet. Der Sohn hält sich für verpflichtet, die Schulden seines Vaters zu bezahlen, und wenn er dies zu thun nicht im Stande ist, so erben seine Kinder die Verpflichtung. Eine Verjährungszeit kennt man nicht; dieselbe hat auch keine Geltung.

Gräfin Nostitz schildert die Karen als ein stilles, harmloses, sanftmüthiges Völkchen, das zum Blutvergießen weniger Neigung zeigt als irgendein europäisches, denn es ist kein Beispiel eines absichtlichen Mordes bei ihnen bekannt. Dagegen findet sich, nach englischen Quellen, auf der Kehrseite entschiedener Hang zur Trunkenheit, Unreinlichkeit und große Hinterlist. Namentlich dieses letztere Laster wiegt alle ihre übrigen guten Eigenschaften auf. Mit dieser Hinterlist verbinden sie den Anschein großer Biederkeit; sie kommen am offenen Tage und sehen unschuldig genug aus, obgleich ihnen die Lüge auf der Zunge liegt. Selten werden sie offene Gewalt anwenden, dagegen sind Halsstarrigkeit und passiver Widerstand ihre Waffen. Dabei geht ihnen der wahre Ehrgeiz völlig ab; kein Dienstanerbieten, wie vortheilhaft dasselbe auch sei, wird angenommen, wenn damit eine Abwesenheit vom Hause von mehr als einem Monat verbunden ist.

Bei ihrem Mangel an physischem Muth haben sich die Karen von allem Anfange an der britischen Regierung ruhig unterworfen. Blos im Jahre 1856 wurden sie mächtig erregt durch das Erscheinen eines Min-Lung, der sich selbst zum Könige der Karen proklamirte. Diese Bezeichnung bedeutet in der

buddhistischen Theologie so viel als die „fleischgewordene Gottheit auf Erden“. Da die Karen von der Wahrheit und Würde dieses Titels aufs Festeste überzeugt sind, so fällt es einem solchen Propheten nicht schwer, eine große Anzahl Anhänger um sich zu sammeln und mit diesen alle Pläne auszuführen, welche sein Ehrgeiz als Ziel sich ausersehen hat. Erst im Jahre 1858 gelang es den Engländern, besagten Min-Lung und seine Bande aus dem Distrikte zu vertreiben und durch eine strenge, aber versöhnliche Hand die Ordnung wieder herzustellen. Es ward ein Aushülfskommissar (Assistant commissioner) über die Karen ernannt, dessen Gewalt richterlicher, exekutiver und fiskalischer Art ist; doch kann er weder zum Tode verurtheilen noch lange Gefangenschaft verhängen. In den beiden ersten Geschäftskreisen wird er von einem eingeborenen Beamten, den Kung-Gyuk, unterstützt. Die Abgaben werden als Kopfsteuer entrichtet, und um sie einzusammeln, ist der Distrikt in Kreise getheilt und für jeden derselben ein eingeborener Beamter, der Myu-Thu-Gyi, ernannt, der seinerseits in seinem Kreise jedes Dorf besteuert. Alles wird schriftlich eingetragen und der Myu-Thu-Gyi erhält vom Staate zehn Prozent von dem Betrage seiner Sammlung für seine Mühe. Veruntreuung ist etwas höchst Seltenes unter diesen Leuten („Ausland“ 1861).

Im Allgemeinen sind die Karen befähigt und für Belehrung nicht unzugänglich, wie die Erfolge der christlichen Missionare beweisen. Namentlich amerikanische Baptisten sind unter ihnen thätig und haben viele zum Christenthume bekehrt. Sie möchten gern die katholischen Missionare vertreiben, um das ganze Feld für sich zu haben und so eine Art Staat im Staate zu bilden. Somit kommt auch schon unter diese Naturkinder der Streit zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen des Christenthums, und man will nicht einsehen, daß beide Theile einander durch ihre Widersprüche den Segen der Arbeit rauben und den Erfolg vernichten. Im Jahre 1857 während der Revolution im oberen Bengalen petitionirten die Amerikaner um Gewehre, um damit ihre Karen zu bewaffnen, damit diese, im Falle die Birmanen einen Aufstand versuchen sollten, denselben niederwerfen könnten. Dieses Gesuch wurde natürlich von Kalkutta aus abschlägig beschieden. Die Bekehrung der Karen zum Christenthume erfolgte übrigens so rasch, daß man nach 25jährigem Missionswirken schon 134 eingeborene Prediger unter ihnen zählte. Mit Bibel und Schulbüchern ist bereits, wie allenthalben geschieht, wo das Christenthum Wurzel schlägt, der Grund gelegt zu einer Karenliteratur. Und für die Karen ist das Evangelium wirklich eine frohe Botschaft geworden; sie hoffen dadurch englischen Schutz und Befreiung aus der birmanischen Knechtung zu gewinnen. „Meine Landsleute“, schreibt ein evangelischer Geistlicher des Karenvolkes, „sind Söhne des Waldes, ohne Ohr und Kopf; sie liegen allenthalben herumgestreut wie die Quellen im Thale. Fallen sie in die Hände der Siamesen, so werden sie Sklaven der Siamesen; fallen sie in die Hände der Birmanen, so werden sie Sklaven der Birmanen.“

Von dem Nutzen oder Schaden, den christliche Missionare in unseren Zeiten fremden Völkern bringen, ist schon viel geschrieben worden. Hier liegt die Thatsache vor, daß Kaufleute im Allgemeinen nicht zum Christenthume bekehrte

Eingeborene den Bekehrten vorziehen, und daß viele Europäer einen christlichen Diener nicht in ihrem Haushalte dulden würden. Einem vielleicht auf der Jagd befindlichen Europäer, der das Unglück hat, an einem Sonntag in der Nähe eines Karendorfes zu lagern, kann es leicht passiren, daß diese Christen vor lauter amerikanisch-baptistischer Frömmigkeit den Verkauf von Hühnern, Eiern oder Milch verweigern, und daß derselbe diese mit Gewalt nehmen muß.

Wer von Rangun nach Ava oder Burma proper, wie die Briten sagen, reisen will, thut unzweifelhaft am besten, sich der Wasserstraße des Irawaddy zu bedienen, und diesen merkwürdigen Fluß stromaufwärts zu befahren. Auf einer solchen oft wiederholten Fahrt wollen wir daher einige Reisende, unseren Bekannten Frank Vincent und den Sekretär des Oberkommissars von Britisch-Birma, Herrn J. Talboys Wheeler, begleiten, um die nördlichen Theile Pegu's kennen zu lernen.

Wir verlassen Rangun; der niedrige Wasserstand zwingt uns jedoch, den Weg durch den Bassain-Creek und dann den sogenannten China Bakier, einen engen, aber tiefen Kanal mit niedrigen, dschungelbewachsenen Ufern, einzuschlagen, um den eigentlichen Strom zu erreichen, was erst am Nachmittage des zweiten Tages der Fall ist. Die erste Tagereise bietet wenig Interessantes. Die Gegend ist etwas sumpfig, und Hr. Wheeler, der Anfangs November reiste, klagt über Hitze, besonders dort, wo der Fluß schmal ist und das Laub der Ufer die Luft absperrt. Die Moskitos waren von gewöhnlicher Größe, sehr zahlreich und sehr hungerig; sie peinigten die Unglücklichen, die nicht mit Netzen versehen waren, auf unbarmherzige Weise. Am nächsten Morgen wurde die Reise interessanter. Man fuhr an kleinen birmanischen Dörfern vorüber, die an den Ufern gelagert waren und aus Häusern bestanden, die aus Holz und Matten gebaut und von einer heiteren, lebensfrohen Bevölkerung bewohnt waren. Junge Männer und Frauen kamen ans Ufer gelaufen, um den Dampfer vorüberfahren zu sehen. Mehrere Knaben fanden ein Vergnügen darin, ihm in kleinen, schmalen Booten zu folgen und vom Kielwasser hin- und hergeworfen zu werden, unbekümmert darum, daß das Boot umkippen könnte, denn diese menschlichen Amphibien hätten sich wenig daraus gemacht. Andere schwammen lärmend im Wasser umher, welches sehr schlammig und schmuzig schien, aber dabei weich und mild ist. Bei einem Dorfe sah man Baumwollgarn um eine einheimische Dreschmaschine winden; weiter träge Hirten auf dem Rücken liegend ihre Büffel weiden, ein in Birma ziemlich gewöhnliches Schauspiel. Auch genoß Herr Wheeler hier zum ersten Male den Anblick grasender Elefanten. Das Gras war jetzt, wo die Regenzeit aufgehört hatte, welk und im Abnehmen; doch war es noch hoch genug, um die Elefanten zu verbergen, weshalb man dasselbe auch gemeiniglich Elefantengras nennt.

Nach sechsundzwanzigstündiger Fahrt kam der Dampfer „Colonel Fytche", der Herrn Wheeler trug, in Donaben an, welches der großen Menge der Boote, die am Ufer ankerten und, der bedeutenden Häuserzahl nach zu urtheilen, ein wichtiger Platz sein muß. Gesalzene Fische, Ngapi und Paddy (Reis in Hülsen) sind die Haupthandelsartikel. Die Scenerie weiterhin bietet wenig Mannichfaltigkeit.

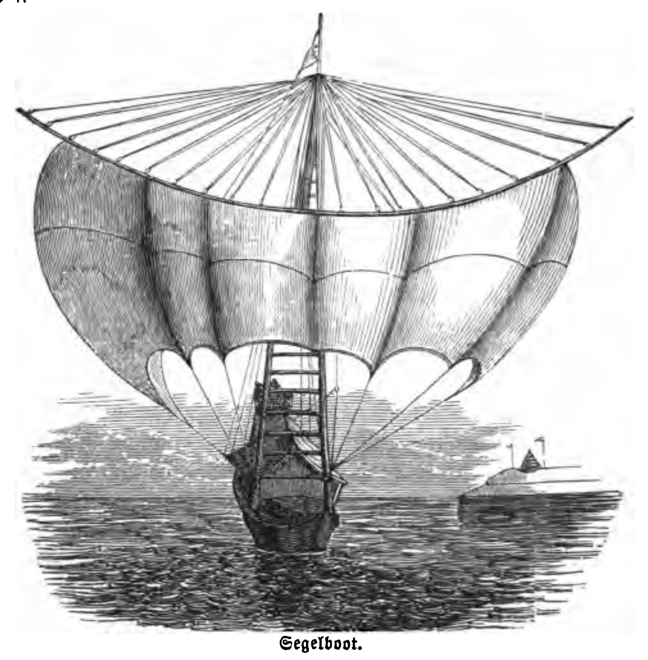
Götzentempel in Myanung.

Dichte Laubmassen wechselten mit sandigen oder schlammigen Uferstrecken ab; eine solche ist der trostlose Strand von Henzada, einer Stadt, die etwa 5 Kilometer vom Ufer entfernt ist und nichts Interessantes bietet. Etwa 32 Kilometer stromaufwärts von Henzada liegt der Ort Thedan und weiterhin Yay-gyin, der Hafen der weit wichtigeren Stadt Mingyi, welche der Mittelpunkt eines ausgedehnten Paddydistriktes ist.

In Myanung, einem kleinen, netten Dorfe ganz nahe am Ufer des Flusses, ging Herr Vincent ans Land, um die dortigen Pagoden und Götzentempel zu besichtigen, wovon nebenstehendes Bild eine Ansicht gewährt.

Die Engländer haben hier zu Nutz und Frommen Einheimischer und Fremder ein Markthaus aus Ziegeln mit Eisendach erbaut, worin Herr Vincent ausgezeichnete Fruchtsorten beobachtete. In den meisten der letztgenannten Orte wurde überall Paddy an Bord genommen. Die Bewohner von Myanung sind eben so lebensfroh und tragen eben so viel Roth und Gelb in ihrer Bekleidung zur Schau, wie ihre Landsleute an anderen Orten. Die Ankunft des Wheeler'schen Dampfers machte ihnen viel Freude und die jungen Weiber und die Knaben insbesondere betrachteten die Fremden mit Verwunderung und Befriedigung. Von Myanung an wird die Landschaft anmuthiger. Die hölzernen Häuser und die dunkeln, aus Ziegeln gebauten Pagoden sind von grünen Bäumen umgeben, zur Rechten deckt die Ebene eine dichte, üppig wuchernde Vegetation, und eine Menge seltsam gebauter Boote ankern am Ufer. Tekholz ist gewöhnlich das Material, aus dem sie gezimmert sind. Es giebt deren von allen Längen und Breiten, im Allgemeinen sind sie jedoch im Stile der phönikischen Galeeren gehalten. Sie besitzen einen hohen Mast und eine lange Raa, welche ein ungeheures Canevassegel trägt. Gewöhnlich führt solch ein birmanisches Boot zwei Lee- oder Prallsegel und zwei Obersegel; außerdem giebt es Ruder für acht, zehn oder zwölf Mann, für die Zeiten der Windstille. Bei den meisten verzieren schöne Schnitzereien den Stern, von dem aus der Steuermann das Fahrzeug lenkt. Manche dieser einheimischen Boote sind 34 Meter lang, und ihr Tauwerk erfordert 122 Rollen, um die Bewegung der Segel zu ermöglichen. Auch Kapitän Henry Yule, der 1855 mit Major Arthur Phayre eine Gesandtschaftsreise an den Hof von Ava machte und dabei den Irawaddy hinauffuhr, rühmt die birmanischen Boote, wobei er zunächst die Kriegskähne im Auge hat. Diese werden ursprünglich aus einem ausgehöhlten Baumstamme verfertigt, dann aber noch mit Planken versehen. Der Bug ist scharf zugeschnitten, während das Hintertheil hoch über das Wasser ragt. Die Formen sind von einer großen nautischen Eleganz, die in Einzelnheiten an die venetianische Gondel erinnert. Ueber den Stern des Bootes liegt eine große Fahne nach europäischem Geschmack ausgestreckt, und denkt man sich dazu, daß die äußeren Schiffswände und die Ruder der zwanzig bis dreißig Gondolieri vergoldet sind, so bekommt man einen Begriff von asiatischer Pracht und Kunst im Schiffsbau. Eben so merkwürdig sind die Kauffahrer am Irawaddy. Der Schnabel dieser Schiffe von 120—130 Tonnen im Durchschnitt ist scharf geschnitten und vereinigt so anmuthig ausgeschweifte Linien, wie man sie zierlicher nicht bei modernen Dampfern findet.

Hinter dem Mast stehen einige Hütten, wovon die letzte mit einem Balkon versehen ist. Das Hintertheil des Schiffes ragt mit dem Kiel hoch aus dem Wasser, sodaß der Mann am Steuer noch über die Dächer der Kajüten hinweg sehen kann. Der eigentliche Schiffskörper ist so schlank, und zeigt so wohlberechnete und gefällige Linien, als ob das Fahrzeug auf europäischen Werften konstruirt worden wäre, sodaß wir einen außerordentlich hohen Begriff von dem Schiffsbau der Birmanen bekommen.



Segelboot.

Dafür ist das Segelwerk um so eigenthümlicher. Der Mast besteht nämlich aus zwei Bäumen, die an der Spitze zusammenlaufen und durch Sprossen verbunden sind, sodaß das Instrument völlig wie eine Leiter aussieht, deren Füße von Bord zu Bord reichen. Die Segelstange hat ziemlich gleiche Länge wie der Mast, hängt aber nicht gerade, sondern bildet nach unten eine Kurve. Das Segel, dieser Form sich anpassend, ist nach oben und unten konkav, sodaß es in der Mitte schmal und nach dem Rande zu beträchtlich an Breite gewinnt. Bei 40 m. Länge hat es einen ungeheuern Flächenraum, sodaß, wenn das Tuch vom Winde geschwellt wird, ein solches Schiff beinahe aussieht wie ein Luftballon oder besser, wie unsere Abbildung veranschaulicht, wie ein ungeheurer weißer Schmetterling.

Das Segel wird aus dünnem baumwollenen Kleiderstoff verfertigt, sonst könnte das Schiff gar nicht solche Flügel ausspannen. Da diese Fahrzeuge nur mit dem Winde im Rücken zu segeln vermögen, so kommt es ihnen vortrefflich zu Statten, daß im Thale des Irawaddy während der Regenzeit beständig guter Wind zur Bergfahrt weht. Gegen eine starke Strömung und ohne Hülfe des

Windes können diese Boote sich dagegen nur sehr mühsam fortbewegen. Drei bis vier Monate, versichert Frank Vincent, ist die Durchschnittszeit, die sie benöthigen, um die Strecke von Rangun bis Mandalay, etwa 1130 Kilom., zurückzulegen. Diese geräumigen, galeerenartig geformten Schiffe fassen ganze Familien von Männern, Weibern und Kindern, die sich auf dem Irawaddy herumtreiben, und mit Paddy, Erdöl, gesalzenen Fischen und dem vielbegehrten Ngapi handeln, gelegentlich wol auch etwas Opium in die Uferstädte einschmuggeln.

Oberhalb Myanung sieht man in der Entfernung die blauen duftigen Umrisse der Arracanberge auf einer Seite, während auf der anderen die etwas niedrigere Yumakette auftaucht. Die monotonen Gras-, Sand- und Schlammufer verschwinden, schönes Waldland nimmt ihre Stelle ein und das Auge schweift über eine weite, heitere Landschaft. Man hat das flache, niedrige Delta hinter sich und betritt die obere Region, die mit schönen Waldungen, fruchtbaren Ebenen und schwellenden Hügeln verziert ist. Die dunkle Kette der Arracanberge tritt in schärferen und kräftigeren Umrissen näher, und man kann die Wälder und losen Dickichte auf ihren Abhängen unterscheiden. Der Fluß, obgleich noch immer vom Schlamme braun gefärbt, glitzerte ganz anmuthig in der hellen Morgensonne, denn seine Oberfläche ist spiegelglatt, die vielen Bäume verliehen ihm eine grünere Färbung und ihre Schatten unterbrachen die Monotonie der Beleuchtung.

Die Strömung des Flusses wird nun stärker, sein Bett gewundener, behält aber immer noch eine durchschnittliche Breite von 400 m. Dort, wo ein Vorsprung der Arracanberge plötzlich an den Uferrand tritt und jäh abfällt, bemerkt man eine Anzahl kleiner, in den Felsen eingehauener Nischen. Es sind ihrer vierzig in einer Reihe. Sie enthalten Gautamabilder verschiedener Stellungen aus Ziegeln, Stuck und Marmor, der in guter Qualität 60 bis 80 Kilom. von Ava entfernt gebrochen wird. Ein überaus großer Gautama erregte besonders Vincent's Aufmerksamkeit; er muß mindestens 10 m. hoch gewesen und erst unlängst neu bemalt und vergoldet worden sein.

Endlich wird die Stadt Prome (17° 40′ n. Br. und 112° 43′ ö. L. v. Gr.) erreicht, welche eine civilisirteres Aussehen als jede Ortschaft seit dem Abgange von Rangun besitzt. Der Name ist aus dem peguanischen Praue verderbt, und heißt bei den Birmanen Prji. Eine neue Militärstraße über das Yumadunggebirge verbindet diese Stadt mit Arracan. Auf dem Kamme des Ufers sieht man eine nette Anlage mit Ruhebänken für die europäischen Residenten. Die Stadt liegt in einer Ebene, welche gegen den Strom hin vorspringt, der sich hier plötzlich erweitert und eine seeähnliche, hellglänzende, nachenbedeckte Fläche wird. Ringsumher sind die Hügel mit Flaschenbäumen (Anona squamosa *L.*), Bananen und anderen Gewächsen bedeckt.

Im Uebrigen hat der Charakter der Landschaft um Prome eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den wechselvollen Rheingegenden. Prome hat seine goldene Pagode, sein verfallenes Fort, seinen mit Pfeilern versehenen Baniar und eine merkwürdige Palmenallee. Auch sind einige dem Westerwald ähnliche Abhänge gegenüber, welche aussehen, als berge sich, trotz der nicht auf Kanonenschußweite entfernten drei schneeweißen Pagoden, eine deutsche

Scheune hinter ihnen. Die viertgrößte Pagode Birma's befindet sich in Prome und Herr Frank Vincent ermangelte nicht sie zu besuchen. Er fand sie in ihrem allgemeinen Charakter dem Schoay Dagon von Rangun ähnlich, rühmt aber sehr die Ausführung der Gautamabilder und der Glocken, welche aus einer bronzeähnlichen Metallmischung gegossen sind.

Offenbar besitzen die Leute für Orientalen keine geringe Geschicklichkeit, gepaart mit Geschmack, doch sind sie zu indolent, um ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu Anderem als zum Essen, Schlafen, Schwatzen und Rauchen zu verwenden. Nach diesem Gange zur Pagode, welche auf einem Hügel im Rücken der Stadt liegt und wol über 30 m. Höhe zeigt, besuchte Herr Vincent noch mehrere Hütten von Eingebornen, wo er die Weiber auf sehr primitiven Webstühlen mit der Herstellung farbiger Seidenstoffe beschäftigt fand.

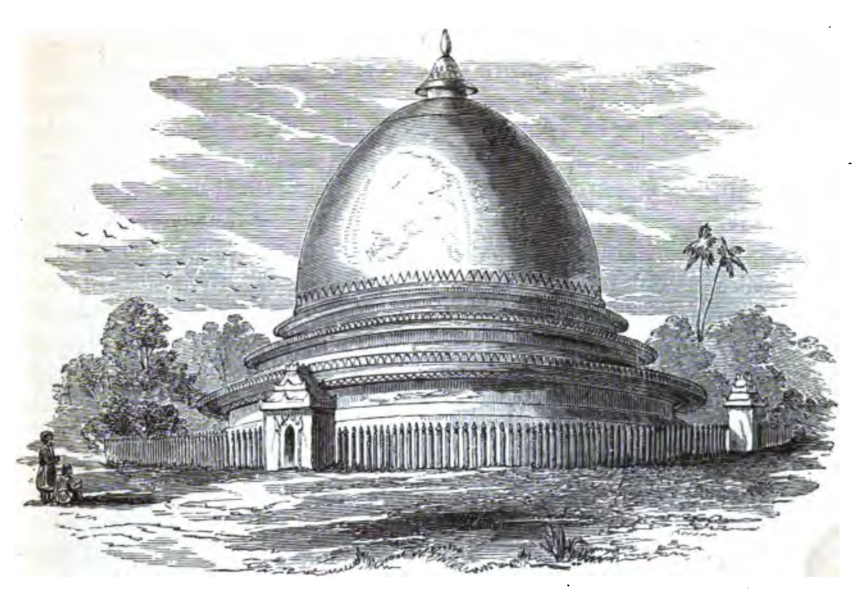
Züge, charakteristisch für die Damen von Prome, erzählt uns ein ungenannter Amerikaner, der den zweiten englischen Krieg gegen Birma mitzumachen Gelegenheit hatte. Es sei ihm hier das Wort gelassen: „Als wir Anker geworfen hatten, kam eine Schar munterer Mädchen, etwa zwanzig an der Zahl, herunter, um uns zu sehen; sie standen unter dem mütterlichen Schutze gewisser halbbärtiger, sehr häßlicher, geschwätziger und keineswegs zarter Weiber. Die hübschen Mädchen waren sehr neugierig und keineswegs scheu, vielleicht zu unschuldig, um scheu oder auch nur befangen sein zu können. Die Arglosigkeit ihres Benehmens auf dem Schiffe, wohin wir sie galanterweise eingeladen hatten, hatte zwar etwas Komisches, und Manche von ihnen würde vielleicht, wenn sie keine Heidinnen gewesen wären, in Verlegenheit gerathen sein. Sie durchstöberten unsere Bunks und machten sich ohne Erröthen lustig über die Geheimnisse des Innern der Konstabelkammer. Eine starkmüthige Jungfrau suchte mit Hülfe eines Midshipman in ein Paar meiner rothflanellenen Hosen hinein zu kommen. Die Sache ließ sich leicht machen, da Middy ein gewandter Bursche und das einzige Hinderniß ein kurzer, türkischrother, an der Seite von der Hüfte an offener Streifen war, der jeden Augenblick „einige bescheidene Linien eines nußbraunen Gliedes" ins Auge fallen ließ. Unsere promische Bloomer war über ihren Kleiderschmuck höchlich erfreut, und spazierte, um sich in ihrem Glanze zu zeigen, überall herum. Fragte man sie, wie ihr der rothe Flanell behage, so antwortete sie mit einer oder zwei birmanischen Silben, die höflich ausgedrückt „kitzeln" bedeuten. Sie war in der That voller Lustigkeit, bis ich auf den Einfall gerieth, die kundigste der alten Weiber, die sich für die Mutter bald dieses bald jenes der Mädchen ausgab und sich höchst geschäftig zeigte, — zu fragen: „Wie viele Rupien für die lustige Mima?" Kaum waren die scherzhaften Worte dem hübschen Wesen wiederholt worden, so überflog eine düstere Wolke ihr Gesicht, und sie warf plötzlich alle meine kleinen Geschenke mit schöner Zorngeberde auf das Verdeck, eilte mit Ausrufen, in welchen Erstaunen, Unwillen und Schrecken zugleich sich kundthaten, über die Laufbrücke und stürzte sich in ihr Boot. In den Strom abstoßend, ruderte sie langsam zwischen dem Dampfer und der Küste ab und zu, schluchzte und schmähte mit der reizendsten Kindlichkeit. Keine Erklärungen, keine Liebkosung, keine Entschuldigung konnte sie anderen Sinnes machen,

und als ich an die Seite des Schiffes ging und die Beleidigte zu beschwichtigen suchte, ward sie ganz dramatisch. Sie ließ ihr Ruder auf den Boden des Nachens fallen, tauchte ihre hübschen Finger in das Wasser zu beiden Seiten des schlanken Fahrzeuges, hob sie dann ganz triefend in die Höhe und wusch ihre Hände, zum Zeichen daß sie nichts mehr mit mir zu schaffen haben wolle. Die Anderen dagegen kicherten und lachten, schmunzelten und tändelten, als wäre nichts vorgefallen. Durch einige Stückchen türkischrothen Zeugs, eine Handvoll Korallenkügelchen und einige künstliche Blumen gewann ich die Vermittlung eines Dutzends von ihnen, denen es auch wirklich gelang, meine beleidigte Bloomer zu veranlassen, als Friedenspfand von mir ein neusilbernes Zündhölzchenbüchschen mit einigen Wachszündhölzchen anzunehmen, deren Knattern sie in ihren liebenswürdigen Augenblicken höchlich ergötzt haben würde. Sie nahm es, indem ich es ihr von der Laufplanke aus zuwarf, in ihre schlanken Finger, dann aber sah ich sie nie mehr."

Auf der Fahrt von Prome nach Thayet-myo wird die Scenerie immer mannichfaltiger. Die Bergabhänge in der Nachbarschaft von Prome, die dicht mit Ochsenherz bepflanzt sind, nehmen allmählich die Gestalt von Bergketten an. Man kommt an einzelnen Höhen vorüber, die mit Wald und Rohr bedeckt sind. Bemerkenswerth war der Fall der Wasserhöhe des Flusses seit dem Abschlusse der Regenzeit. Schon war der Strom um mehr denn 6 m. gefallen, und vor dem Ende der trockenen, heißen Witterung im darauf folgenden April beträgt die Abnahme über 12 m. Dadurch werden aber die Wälder und Dörfer an den Ufern bedeutend erhöht und sie entziehen dem Auge den Anblick manches Landschaftsbildes im Innern.

Thayet-myo ist der letzte Ort von einiger Bedeutung innerhalb des britischen Gebietes und hat eine ansehnliche Garnison. Das Cantonnement ist sehr hübsch angelegt und die Nettigkeit des Rasens und der Wege verleihen ihm ein ganz englisches Aussehen. Das Fort ist stark genug, doch scheinen neue Vertheidigungsmittel auf der anderen Seite des Flusses angezeigt. In der Nähe des Ortes hat man Kohlen in großer Menge entdeckt, doch ergab die von Dr. Oldham geleitete Untersuchung, daß die Qualität derselben eine ziemlich geringe sei. Oberhalb Thayet-myo folgt noch nicht sogleich die Grenze von Birma, sondern es liegt noch ein Streifen herrenloses Gut dazwischen, ehe man an das Zollhaus gelangt.

Nach Ueberschreitung der durch zwei Pfeiler bezeichneten Grenze gelangt man nach dem Orte Myagoung-pyai oder das „lachende Krokodil", von dessen Statthalter vorsichtige Reisende wie Bastian sich einen Paß ausstellen lassen. Ein solcher Talisman mit dem königlichen Pfau, dem Wappenthiere Sr. goldfüßigen Majestät von Ava, erwies sich als durchaus nicht überflüssig, und obwol seit Bastian's Reise mehr denn ein Dezennium verflossen, sind auch heute noch die Verhältnisse im unabhängigen Birma derart, daß der reisende Europäer in hohem Grade des Schutzes bedürftig ist, welchen ihm der birmanische Paß verleiht.



Kung-wu-Deu-Pagode.

II. Im Reiche Ava.

Birmanische Fuhrwerke. — Die Stadt Meng-la. — Men-gue. — Magwe. — Birmanisches Schauspiel. — Musik. — Marionetten. — Naphthaquellen. — Yayman-gyung. — Paghan, die Ruinenstadt. — Pagoden. — Die Tempel Ananda, Gauda Palen, Thapinya. — Kürbispagode. — Klöster. — Phongys. — Am Irawaddy nach Mandalay. — Die Städte Pokoku, Samait-gon. — Salpetermanufakturen. — Sagain. — Ratanapura. — Amerapura, die unsterbliche Stadt. — Palast des Prinz-Elefanten. — Mandalay.

Vom Flusse aus gesehen, verkündet nichts, daß wir nunmehr das britische Gebiet verlassen haben und uns in dem unabhängigen Reiche von Ava befinden. Beide Ufer haben dieselbe Physiognomie wie jene zwischen Thuyet-myo und der Grenze. Zwischen dem Strome und den Höhenzügen landeinwärts ist der Boden wunderbar üppig, und die Wälder, in denen auch Palmen zwischen den übrigen Bäumen hervorragen, sind ungemein kräftig. Die vielen Dörfer gewähren einen prächtigen Anblick und gewöhnlich ragt über Häuser und Bäume die düstere Masse eines Klosters mit drei Stockwerken hervor; sie hebt sich scharf ab von den grünen, mit Rasen bewachsenen Hügeln, auf welchen Pagoden erglänzen. Zu diesen führen dann allemal vielgewundene Pfade bergan.

Kapitän Yule bestieg hier eine Anhöhe und genoß eines herrlichen Ueberblickes über Landschaft und Strom. In der Ferne bemerkte er keine Dörfer, wohl aber Straßen, welche ins Innere führen und auf denen birmanische Fuhrwerke, Niat, von trabenden Ochsen gezogen wurden. Diese Thiere sind braunroth, kleiner als jene in Mittelindien und Dekkan, aber viel größer und stärker

als jene in Bengalen. Sie werden trefflich gehalten, man überbürdet sie nicht mit Arbeit, und die Kälber saugen an den Müttern, so lange sie wollen, denn die Birmanen trinken keine Milch. Das Land an der Grenze ist sehr gewellt und man beackert nur die Thalgründe, aber im trockenen Gelände nicht einmal mit einem ordentlichen Pfluge, sondern mit einer Kratze oder Harke, die aus drei großen Zacken von Akazienholz besteht. Dagegen haben die Bauern in der Umgebung der Stadt Ava, besonders auf den Reisfeldern, einen Pflug, welcher an den indischen erinnert. Die Aecker waren allerdings unvollkommen bearbeitet, aber doch regelmäßig gefurcht und von Unkraut rein gehalten.

Der erste bedeutende Ort im Gebiete von Ava und zugleich der Hauptort eines Distriktes ist Menhla oder Meng-la, welches Herr Frank Vincent nur ein kleines Dorf nennt. Kapitän Yule, welcher den Ort 1855 besuchte, sagt aber ausdrücklich, daß Meng-la eine Stadt sei, und zwar ganz neuen Ursprungs, damals kaum ein halbes Jahr alt. Er fand Alles sauber und in gedeihlichem Zustande; eine lange Straße läuft am Flusse hin und wird von drei anderen Straßen durchschnitten. Die Häuser liegen aber nicht am Strome selbst, sondern zwischen beiden ist ein mit hohen Bäumen bestandener Zwischenraum, welchen die Simul, d. h. „Baumwollenbäume" der Anglohindu's, Tamarinden und verschiedene Arten von Ficus beschatten. Die Straßen sind breit, gut unterhalten und abgewässert. Unweit vom Irawaddy erhebt sich zwischen Tamarinden, Talipat und Palmen eine Gruppe von Klöstern und Pagoden. An einigen dieser Gebäude fehlte die Kegel- oder eigentlich Birnenform, welche doch sonst bei den Pagoden in Pegu so allgemein ist. Viele große Handelsfahrzeuge von 120—130 Tonnen Gehalt lagen in Meng-la vor Anker. Es scheint indeß, daß der Ort seitdem keine Fortschritte gemacht hat, denn Herr Talboys Wheeler, dessen Irawaddyreise in die Monate November und Dezember 1870 fällt, fand Meng-la vornehmlich von Priestern, Kindern, halbverhungerten Schwänen und Paria-Hunden bewohnt. Männer, Weiber und Kinder waren mit gelben und rothen Kleidungsstücken versehen, und die Frauenzimmer hatten ihre Haare sehr zierlich mit Blumen geschmückt.

Oberhalb Meng-la wird die Strömung sehr heftig und die Dampfer kommen nur mit Mühe vorwärts; es handelt sich hier darum, den Myengan-Kanal hinaufzuschiffen. Zur Linken steil abfallende Ufer von rothem Sandstein, die manchmal Lücken zeigen und hübsche, krautbewachsene Thäler bilden; am Ufer prächtige Bäume, während oben auf einer steilen Felswand gleichsam die Pagode von Magenkataung hängt. Etwas oberhalb des großen Dorfes Men-gun, „die Lage des ländlichen Palastes", gewinnt der Strom einen ganz anderen Anblick. Er breitet sich seeartig bis zu 5—8 Kilom. weit aus und bildet viele angeschwemmte Inseln. So bleibt er bis zur Einmündung des Kayend-win. Auf jener ganzen Strecke sind die Ufer an der Ostseite abschüssig oder fallen sehr steil ab; der Pflanzenwuchs hat hier plötzlich sein tropisches Gepräge verloren, er tritt spärlich und gewissermaßen verkrüppelt auf; man sieht hier nur eine Art von Zizyphus jujuba, Acacia catechu und kränkelnde Madars, die man auf allen unfruchtbaren Stellen Indiens findet, von Peschawer bis Pegu. Auch diese steilen Sandsteinufer haben dann und wann

Unterbrechungen, und man sieht, daß im Innern anmuthige Thäler sich hin ziehen, die senkrecht nach dem Fluß hin einmünden. Dort liegen unter Palmen und großen Landbäumen niedliche Dörfer mit beackerten Feldern und wohlunterhaltenen Hecken; das Ganze bildet einen anmuthigen Gegensatz zu den kahlen Höhen. An der rechten Seite verschwinden die hohen Ufer bei Membu, 29 Kilom. von Meng-la, und eine weite Alluvialebene erstreckt sich bis an die Ausläufer der Gebirge von Arracan. Sie bildet die Provinz Tsalen, eine der ergiebigsten Gegenden des Birmanischen Reiches. Zwischen Mengun und Magwe erglänzen die Pagoden von Kue-so.



Patschaing mit Trommel.

Ein Besuch der Stadt Magwe an der Hand des Kapitän Yule ist geeignet, uns in manche Eigenthümlichkeiten des birmanischen Lebens einzuführen. Die Stadt zählte damals etwa 9000 Einwohner und am Ufer lagen wol an 300 Fahrzeuge aller Art. Unweit der Stadt konnte der britische Offizier die technischen Fertigkeiten der Birmanen an den Brückenbauten bewundern.



Patschaing mit Becken.

Die Brücken bestehen aus hohen Tekpfosten, welche durch Querbalken verbunden und über welche wieder Dielen gelegt sind. Die Geländer an der Seite sind reich geschnitzt, die Pfähle stehen fest, und die Bauten zeigen hohe Ueberlegenheit über ähnliche Produkte eingeborener Kunst in Indien. Die Hütten in den Vorstädten fanden sich in gutem Stande; fast alle hatten einen Vorbau von Gitterwerk, an welchen Schlingpflanzen eine grüne Laube bildeten.

In der Umgegend wird vorzugsweise Sesam gebaut, und Straßen und Felder hatten einen Anstrich von Civilisation, den die englische Gesandtschaft, zu welcher Yule gehörte, in solchem Grade nicht erwartet hatte.

Vom Dampfer aus bemerkte man eine dunkle Masse von Dächern, die einander überragten. Es waren zwei ungeheuere Klöster von einfacher, fester Bauart, eine Kapelle, Theïn, und eine Pagode; das Ganze war mit der dazu gehörenden Umgebung mit einem 2½ m. hohen Pfahlwerk von Tekholz umgeben. Die reich mit Schnitzwerk verzierte Kapelle bezeichnet Yule als das in seiner Art schönste Gebäude, welches er bisher gesehen hatte.

Abends lernten die englischen Herren das birmanische Schauspiel kennen, und zwar sowol die Darstellung eines Marionettenstückes als das klassische, regelrechte Drama. Das birmanische Orchester war dabei ganz vollständig, und sie sahen und hörten eine Anzahl höchst merkwürdiger, den Birmanen eigenthümlicher musikalischer Instrumente. Das größte davon ist eine Art „Trommelharmonika", Patschaing genannt. Das Gehäuse selbst gleicht einer großen offenen Trommel und ist so geräumig, daß der Virtuos darin sitzen kann. An den inneren Wänden sind 18—20 Trommeln und Pauken von 7—25 Centim. Durchmesser angebracht und verschieden gestimmt. Der Spieler schlägt sie mit den Fingern, sodaß man das Instrument auch ein Trommelklavier nennen könnte. Aehnlich ist das Gehäuse einer Beckenharmonika, die aber mit Trommelstöcken geschlagen wird und nach Yule's Versicherung von besonderem Wohlklange ist. Ihre Blasinstrumente (Klarinetten und Trompeten) verdienen wenig Lob, dagegen sind ihre Harfen, die einen Resonanzboden aus Büffelleder und 13 Saitenstränge besitzen, wegen ihrer äußerst eleganten Form zu erwähnen, da sie, wie die altägyptischen, keinen Pfeiler oder kein Frontstück besitzen, sondern die Saiten nur an einen schön geschwungenen Hals gespannt sind. Ganz vorzüglich ist aber ein anderes, den Birmanen eigenthümliches Instrument, welches unserer Glasharmonika gleicht, nur daß, statt der Glastasten, auf doppelten Schnüren kleine Bambussplitter mit der konvexen Seite nach oben schweben. Die Abstufung der Töne wird dadurch hervorgebracht, daß der mittlere Theil der Bambusstäbchen mehr oder weniger ausgehöhlt ist. Die Klaviatur hängt über einem luxuriös geschnitzten Kästchen von anmuthiger Form, und die Stäbchen, die mit zwei Stöcken geschlagen werden, geben einen äußerst weichen Ton. Obgleich das Material, woraus dieses Instrument verfertigt wird, keinen Werth besitzt, so haben gute Exemplare doch einen Affektionspreis wie Kremoneser Geigen, und die Virtuosen geben sie um kein Geld her. Schließlich gedenken wir noch einer dreisträngigen Guitarre, die aber wie eine Zither gespielt, und deren Gehäuse sehr sinnreich in der Form eines Alligators ausgeschnitzt wird. Aus solchen Instrumenten war das Orchester bei den Schauspielen gebildet, die fast jeden Abend die englische Gesandtschaft unterhalten sollten.

Die Bühne des birmanischen Theaters wird unter freiem Himmel aufgeschlagen und mit Matten bedeckt. Für vornehme Zuschauer sind erhöhte Galerien aus Bambu errichtet, während die Plebs umherkauert, wo sie Etwas sehen kann. Erleuchtet wird die Scene durch irdene Töpfe, in denen Baumwolle,

in Erdöl getaucht, in rothen Flammen qualmt. Könige und Prinzen waren stets die Mittelpunkte der Darstellung, auch sorgte eine Art „lustiger Person“ für Befriedigung des Humors, sonst aber wird über Mangel an dramatischer Handlung geklagt. Die Dialoge spinnen sich in die Länge wie feiner Draht, und zwar werden sie nicht gesprochen, sondern gesungen, sodaß die Darstellung den Europäern wie die Karikatur einer italienischen Oper vorkam. Indecente Gesten und Worte kamen äußerst selten vor, allein dies geschah wahrscheinlich nur, weil man den britischen Gästen gute Begriffe beizubringen wünschte, während Kenner der birmanischen Bühne versichern, daß oft die unglaublichsten Dinge szenisch dargestellt werden.



Birmanische Harfe.

Der Stoff des Spiels ist gewöhnlich dem Ramayan von Balmiec, einer Sammlung von Fabeln und mythologischen Gleichnissen, entnommen, die unter den Hindus sehr volksthümlich sind. Nur der Umriß der Geschichte wird beibehalten, den Wortlaut selbst geben die Schauspieler in Stegreifreden, worin sie große Fertigkeiten und Harmoniewirkung entfalten. Die weiblichen Charaktere werden gewöhnlich — mit Ausnahme der Hauptstadt — von Knaben oder Männern dargestellt, da das Gewerbe einer Schauspielerin für hundertfach schimpflicher betrachtet wird als in unseren sittenstrengen Gemeinden. Dessenungeachtet trat in einer dramatischen Darstellung, welcher der schon einmal erwähnte anonyme Amerikaner in Maulmeïn beiwohnte, eine hübsche und sehr anmuthige junge Frau auf, deren Leistung von den splitterrichterlichsten Zuhörern — Männer, welche in dramatischer Kritik ihre Schule im Queenstheater oder in der Comédie Française gemacht hatten — den rauschendsten Beifall erntete. Ihre Pantomime würde den Vergleich mit der erhabenen Deklamation der Rachel ausgehalten haben; sie malte die Empfindungen der Furcht, des Aergers, des Grams, des Erstaunens, der Dankbarkeit und der Freude mit einer Gewalt, welche dieser barbarischen Schaubühne und ihrer abergläubischen Umgebung fast Ehrfurcht abgewann. Mit ihren silbernen und

kupfernen Arm- und Knöchelbändern, ihrem reichen Engi von karmoisinfarbiger Seide, ihrem voluminösen Schleier von Nelkengaze, der ihre körperlichen Reize nur schwach verhüllte, mit ihren nackten, nußbraunen, niedlich gerundeten Armen, ihren schönen Fingern und dick beringten, beweglichen Zehen, ihren großen goldenen Ohrgehängen und dem Silberband in ihrem Haar, war sie in Wahrheit die „Prinzessin des Silberbergs" (es ist stets eine Prinzessin des Silberbergs). Allein diese Prinzessin war fast eben so leichtsinnig als unglücklich gewesen. Sie hatte einen Jägersmann (es ist stets ein solcher) zum Geliebten, und ein ihrem königlichen Vater (das Spiel kann ohne einen König nicht vor sich gehen) unbekanntes Knäbchen gehabt. Der König, aufgestachelt durch den Teufel in Gestalt eines ränkeschmiedenden Ministers (auch ein meist sehr frommer oder schlauer Minister darf nicht fehlen) verbannte sie und das Knäblein in die „Höhle der Furcht im Hexenpfühl", wo Hexen sie peinigten und Teufelchen (ebenfalls wesentliche Dinge) und Schlangen sie umgaben, welche den Knaben bissen, sodaß er dem Tode nahe kam. Und als sie bei dem winselnden Knaben wachte, welkte ihr eigenes Leben mit dem Licht seiner Augen dahin; viele Teufel kamen herbei, machten die gewöhnlichen Fratzengesichter und Lärmscenen, um den Knaben wegzuhaschen und ihn dem hungerigen Krokodil, das im „schwarzen Flusse heult", zur Speise vorzuwerfen. Allein mit dem Zauber der „Drei Gelispel" und der „Sieben Gedanken" und dem Zauber der „Wasserkügelchen" (ein Zauber ist eben so unabänderlich nöthig wie Harlekin's hölzernes Schwert) hielt sie dieselben von sich ferne, bis ihr geliebter Jägersmann kam und die Ungethüme mit dem „Donner-Gong" und dem „Flammen-Dhar" vertrieb. Sofort ward das Knäblein wieder gesund und der Schauplatz verwandelte sich in den „Goldgarten am Elfenbeinfluß", wo der Jägersmann den Segen des königlichen Vaters empfing und sich mit der Prinzessin des Silberbergs vermählte, um über die „unsterblichen Pfauen" zu herrschen.

Berücksichtigt man die Magerkeit des Stoffes, die Armuth an Eigenthümlichkeiten, das Improvisirte des Schauplatzes, die unharmonischen Elemente des Orchesters und die Ungeeignetheit von Allem und Jedem, mit Ausnahme des Lichtes, so war diese Darstellung keine schlechte. Nichts konnte ein kränkeres Aussehen haben als das Kind, oder teuflischer sein als die Teufel, oder hexenhafter als die Hexen, oder trotziger als der Jägersmann, oder schrecklicher als der König. Die Ausführung der Rolle der Prinzessin war wundervoll und in hohem Grade anstrengend. Als sie in wiegender Bewegung über dem winselnden Kinde saß und in unverständlichen Tönen ein Klagelied summte, oder als sie, beim Eintritt der Teufelchen, auf ihre Füße sprang und im Kreise herum, oder nach links und rechts, anfangs sehr langsam, dann schneller und schneller und endlich in toller Kreiselbewegung zwischen ihnen und ihrer Beute zu tanzen begann, sodaß ihr Haar in gerader, centrifugaler Richtung vom Kopfe abstand, ihre Arm- und Knöchelspangen klirrten und klingelten, und ihre Augen krampfhaft stierten — oder als sie, nachdem sie die Ungethüme weiter von sich abgetrieben, sich erschöpft, keuchend, zitternd, konvulsivisch auf den Boden warf neben ihr sterbendes Kind —, da war sie mit echt barbarischen Leidenschaften grausam tragisch in Allem.

Noch beliebter als die Dramen sind die Marionetten. Die hölzernen Darsteller spielen auf einer großen und hohen Bühne. An einem Ende steht ein Thron, am anderen stellen Baumzweige den Wald vor. Die Puppen sind 30—45 Centim. hoch und werden mit großer Geschicklichkeit gelenkt, mittels Schnüren, welche durch die Oeffnung eines vom Schauspieler gehaltenen Stockes gehen. Sie stellen beide Geschlechter dar, und sind in Gestalt, Tracht, Gesichtsbildung und Ausdruck bis zum Lächerlichen treu nachgebildet. Von jeder Puppe wird, mit Orchesterbegleitung, eine vollständige Pantomime ausgeführt, die, ungemein weitschweifig und lang, sich fast unabänderlich um die Liebesverhältnisse irgend eines sehr fetten alten Edelmannes mit einer durch die Vortrefflichkeit ihrer Tanzkunst und durch ihre freien Sitten sich auszeichnenden Mimin dreht. Bei dieser Gelegenheit affektirt das verschwenderische Mädchen zuerst Behutsamkeit, um ihrem Liebhaber Gelegenheit zu bieten, die volle Kraft seiner Verführungskünste an ihr zu üben; die Sprödigkeit auf der einen Seite und die sanfte Belagerung auf der anderen, die in Uebergabe und vollem Sieg endigt, werden mit Stellungen, Geberden und einem nur der Worte ermangelnden Ausdruck begleitet, die für den Abgestumpftesten zu genau sind, ja selbst die nackte, ungeschminkte Natürlichkeit bleibt auf dem Höhepunkt der Farce nicht aus dem Spiel. Vor der lebenden Darstellung haben die Puppentheater den großen Vortheil, daß sie die Märchenwelt, verzauberte Prinzessinnen, fliegende Wagen, Drachen, Nats (Geister) und den anderen Hausrath der Geisterwelt, sowie religiöse, auf Gautama bezügliche Dramen und Mysterienspiele darzustellen vermögen.

Wir müssen uns von Magwe mit seinen Theatervorstellungen verabschieden, um unsere Stromfahrt am Irawaddy fortzusetzen. So gelangen wir nach Yaynan-gyung, welches eine ansehnliche Stadt und ein großer Markt für Erdöl ist. Der Anblick des Ortes ist ein sehr malerischer, theils wegen der vielen zierlichen, altmodischen Barken mit ihren luftigen, gebogenen Vordertheilen, die am Ufer vor Anker liegen, theils wegen der vielen Pagoden und Klöster, welche die Anhöhen krönen und, von der Morgensonne angestrahlt, einen gefälligen Anblick bieten. Am merkwürdigsten sind aber die etwa 5 Kilometer von der Stadt entfernten Naphthaquellen. Diese Brunnen haben eine Tiefe von 54, 57, 81 und 93 m.; sie bilden einen einfachen Schacht, aus dessen Tiefe mit Eimern, die an Seilen über Walzen auf- und niederlaufen, das Erdöl ausgeschöpft wird. In Birma dient das Produkt zur Beleuchtung und zum Anstriche des Holzwerkes in den Häusern, weil es die Insekten vertreibt. Die Brunnen gehören nur wenigen Familien, die in älterer Zeit untereinander heiratheten, bis die „jungen Leute" vor Kurzem diese gute alte Gewohnheit brachen. Aber noch verstatten sie keinem Fremden einen Brunnen zu bohren, und wenn ein Besitzer seinen Brunnen verpfänden oder verkaufen will, so kann es immer nur wieder innerhalb der Zunft oder jener monopolsberechtigten Familien geschehen. Die Oelbrunnen von Yaynan-gyung unterscheiden sich von den amerikanischen also hauptsächlich dadurch, daß sie von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter vererben, was in den Vereinigten Staaten deswegen nicht der Fall ist, weil die Eltern lange schon vor ihrem Ableben die Brunnen

auszuschöpfen pflegen. Die birmanischen Oelbesitzer, die keine Pumpen mit Dampfkraft anwenden, sondern bescheiden nur Krüge in ihre Bohrlöcher hinablassen, genießen daher dieselbe Vergünstigung wie die Wittwe der Parabel mit ihrem Oelkrüglein. Ein Brunnen von 136 m. Tiefe kostet 9000—12,000 Mark zu bohren, und oft genug ist die Unternehmung eine Lotterie, da man sehr häufig gar nichts findet, wenn auch der neue Schacht nur wenige Schritte von einem reichlichen Brunnen steht. Die Arbeit wird auch lebensgefährlich, sobald man sich der Oelschicht nähert, wegen der irrespirablen Gase, die dann ausströmen. Wird dann der Bergmann herausgezogen und „es hängt ihm die Zunge zum Halse heraus", so ist nach den Beobachtungen einheimischer Aerzte keine Rettung mehr; außerdem wird er durch Friktionen leicht wieder hergestellt. Arme Brunnen geben nur 5—6 Viß (1 Viß = 3,6 Pf.), reiche dagegen 700, 1000, ja 1500 täglich, doch ist der Durchschnitt für die nördliche Gruppe 220, für die südliche 40 Viß im Tage. Natürlich nimmt der Ertrag mit der Zeit ab, doch behaupten die Unternehmer, daß, wenn man einen Brunnen brach liegen lasse, die Ausbeute beim Neubeginn beträchtlich schwächer erscheine. Das Petroleum von Yaynan-gyung hat eine grünliche Farbe, ist so dick wie Sirup und riecht in freier Luft und in nicht allzugroßer Menge keineswegs unangenehm.

Ueber Yaynan-gyung hinaus ist die Scenerie wieder sehr unfreundlich und öde. Man sieht nichts als sandige Ufer mit einem Hintergrunde von mäßigen, spärlich mit niedrigen Waldungen bedeckten Bergen. Die Pagoden, Tempel und „Dzyats", d. i. Ruheplätze, offene Häuser zur Benutzung der Reisenden, scheinen an Zahl zuzunehmen. Der wegen seines Handelsverkehres wichtige Platz Sim Phogun liegt in ziemlicher Entfernung vom Ufer, darauf folgt die belebte Stadt Sillay Myo, berühmt wegen ihrer Manufaktur von Büchsen, Trinkbechern und kleinen Unterlagen, welche nach innen bemalt und roth lackirt, nach außen mit seltsamen, unbeschreiblichen Goldfiguren verziert sind. Der Lack und die Arbeit sind vorzüglich daran. Die nächste Station ist die Trümmerstadt Paghan.

Schon von Weitem sieht man die Thürme und Kuppeln der Pagoden der Trümmerstadt Paghan auftauchen, dermaleinst im chinesischen Indien ein weit gehörter Name, wie Rom im Abendland, heute ein wildes Gewirre von alten Tempeln, seltsamen, zierlichen Thürmen, einst die Zierden einer großen Hauptstadt, seit Jahrhunderten aber verlassen und dem Verfalle preis gegeben. Eine fruchtbare Bevölkerung ist dahingegangen und hat nichts zurückgelassen als ihre Tempel, die gleich Denkmälern über ihren Gräbern emporragen. Die Entstehung Paghans ist wie die fast aller großen Städte in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Zwei Städte gleichen Namens liegen am Irawaddy, beide waren in frühen Zeiten Hauptstädte des Birmanischen Reiches, doch wurde das untere Paghan, wovon hier gesprochen wird, erst in den Jahren 847—849 der christlichen Zeitrechnung erbaut, und es regierten dort 22 Fürsten bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Dort wurde im Jahre 997 der Buddhismus in seiner gegenwärtigen Gestalt zur Staatsreligion erhoben und hat den Fall der glorreichen Stadt überlebt, welche nach einheimischen Quellen von

einer chinesischen Invasionsarmee im Jahre 1284 verwüstet wurde. Es ist dieselbe, von welcher Marco Polo erzählt, sie habe die Hauptstadt des Königreiches Mien (chinesischer Name für Birma) zerstört. Die Geschichte der Umstände, welche dieses Ereigniß herbeiführten, scheint auf folgende Thatsachen gegründet zu sein. Ein chinesischer Gesandter war an den Hof von Paghan abgeschickt und vom König in einem Anfalle übermüthiger Laune um's Leben gebracht worden. Der Kaiser von China entsandte eine große Armee, um diese grausame Beleidigung zu rächen. Der König von Paghan stellte sich an der Mündung des Bhamoflußes, der damals wie heute die Verkehrsstraße zwischen dem westlichen China und Ava war, auf. Gleichzeitig verstärkte er die Befestigungen von Paghan dadurch, daß er eine große Anzahl gewölbter und viereckiger Tempel niederreißen ließ. Aber die chinesische Armee war unwiderstehlich. Das birmanische Heer wurde am Bhamoflusse aufs Haupt geschlagen. Der König von Paghan verlor den Muth, verließ seine Befestigungswerke und floh nach Bassein. Die Chinesen rückten vor, besetzten und zerstörten die Stadt Paghan und verfolgten die birmanische Armee bis weit hinter Prome.

Obgleich die Ruinen von Paghan die Ueberreste einer der größten Städte auf der goldenen Halbinsel sind, wurden sie der westlichen Welt erst sehr spät bekannt. Ja, selbst die Existenz des Ortes wird von keinem Reisenden vor der Mitte des verflossenen Jahrhunderts erwähnt. Ungefähr um jene Zeit wurde Kapitän Baker und Leutnant Nerth von der Ostindischen Compagnie an den Hof Alompra's, des Gründers der noch jetzt regierenden Dynastie von Ava, geschickt; allein sie notirten nur die Zahl der Pagoden, welche noch aufrecht standen. Im Jahre 1795 besuchte Oberst Symes den Platz. Am 8. Februar 1826 hielten die Birmanen im ersten birmanischen Kriege zum letzten Male bei Paghan gegen die britischen Truppen Stand, und Oberst Havelock, der die Geschichte des Feldzuges geschrieben hat, erwähnt der großen Anzahl Monumente, bemerkt jedoch, daß sie kein anderes Gefühl erregen, als das einer unfruchtbaren Verwunderung. Yule, der die Ruinenstätte im Jahre 1855 besuchte, war daher beim Anblicke Paghans ganz überrascht. Er erklärt, seine Ansicht sei sehr verschieden von jener des Obersten Havelock, und widmete diesen merkwürdigen Resten einer sehr verfeinerten Kultur am Gestade des Irawaddy eine ausführliche Arbeit in dem Journal der asiatischen Gesellschaft für Bengalen (1857) sowie ein ganzes Kapitel seines „Narrative of the Mission to the Court of Ava 1855." Der Empfang der britischen Gesandtschaft in Paghan war imposant. Zuerst gewahrten die Engländer die gewaltige Kuppel der Tsetna-phaya-Pagode, dann stiegen hintereinander Pyramiden mit vergoldeten Dächern empor, oder düstere, wundersame Tempel mit viereckigem Grundbau, auf welchem ein Thurm in Gestalt einer Mitra sich erhebt; endlich gewahrten sie weiße und schwarze Kuppeln, die sich inmitten der Häuser, Palmengärten und Felsen seltsam und phantastisch ausnahmen. Bald waren sie von Kriegsschiffen umgeben; sie sahen vergoldete Sonnenschirme und wildspringende Tänzer; sie hörten den Gesang oder besser das Geheul der Ruderer und eine betäubende Musik. Dann erschien der Mayitsing-wun, der Gouverneur von Paghan. Bei der Auffahrt sahen sie immer mehr Tempel, Dörfer,

prachtvolle Bäume und eine ungeheuere Menschenmenge. Endlich fielen die Anker und man ging ans Land.

Die gesammte Architektur Paghan's nahm sich, vom Strome aus betrachtet, so phantastisch, eigenthümlich und fremdartig aus, daß Yule in einer anderen Welt zu sein glaubte.

In Pegu und im unteren Birma sieht man nichts Anderes als die glockenförmigen buddhistischen Pagoden, die den Topen in Indien, den Tschatya's in Tibet sehr ähnlich sind. Aber schon bei Tantabeng wurden andere Tempelformen wahrgenommen, die in den Grundzügen den Resten von Paghan gleichen. Der Grundplan des Gebäudes stellte ein Kreuz dar, während der mittlere, würfelförmige Körper der Kirche im Innern einen gothisch gewölbten Dom bildete. Den Würfel krönte ein Thurm, welcher sehr viel Aehnlichkeit mit asiatischen Pagoden besaß. Es war nämlich eine hohe Pyramide mit aufgeschwollenen Seiten. Die Gebäude waren sämmtlich aus Backstein erbaut, die Mauern und Gewölbe mit Gips überzogen, und reich bedeckt mit zarten Freskomalereien. Dies ist im Allgemeinen auch der Charakter der Tempelbauten von Paghan, die sich nur durch ihre, zwischen 10—100 m. ins Gevierte schwankenden Dimensionen unterscheiden. Die Ruinen erstrecken sich 13 Kilom. in die Länge bei einer durchschnittlichen Breite von $3^1/_4$ Kilom. Achthundert bis tausend Tempel verschiedener Größe und verschiedener Physiognomie bedecken diesen Raum. Eine birmanische Tradition spricht von 999, eine andere sogar von 4444 Tempeln, aber beide Berechnungen sind offenbar mythisch. Drei der größeren und etliche kleinere sind restaurirt worden und werden noch heutigen Tages besucht. Von der alten Stadt ist nichts übrig als ein Wall aus Ziegelsteinen und Bruchstücke eines alten Thores. Straßen und Häuser und selbst der königliche Palast sind verschwunden und haben nichts zurückgelassen als dies wilde Gewirr von Tempeln aus Ziegeln und Stein.

Der größte und merkwürdigste dieser Tempel, welcher um die Zeit des Normanneneinfalls in England erbaut wurde, heißt entweder Ananda nach dem Lieblingsschüler Gautama Buddha's, oder Ananta, die Endlose. Die Ananda ist nach dem oben beschriebenen Plane erbaut; die Holzskulpturen aber, mit denen sie geschmückt ist, sind von so hoher Vollendung, daß sie nur mit Hülfe der Photographie sich wiedergeben ließen; besonders sorgfältig ausgeführt waren darunter die Gruppen von Kriegern, von Tänzern, Genien (Nats) und Ungeheuern (Bilus). Zahlreich waren auch Vögel im Profil in jeder Stellung, schlafend, pickend, flatternd und hüpfend angebracht. Auch gab es eine Reihe von Bildern mit Darstellungen aus der buddhistischen Hölle, welche Malereien nach Herrn Wheeler jenen in der Schoay-Dagon Pagode zu Rangun gleichen. Teufel schlagen mit Keulen das Gehirn aus den Schädeln der Verdammten, Elefanten zertreten sie mit ihren Füßen und an einer Stelle sah man eine Wiederholung der Prometheussage: einen unreinlichen Vogel, der aus dem Leibe eines dahingestreckten Opfers sich äzte. Das Aeußere der Ananda erinnert mächtig an südeuropäische Dome. Sie bildet auf der Grundfläche einen Würfel, der an jeder Seite eine Vorhalle besitzt, so daß der Grundplan in ein vollkommenes Kreuz verwandelt wird. Die Vorhallen sind

ein wenig niedriger als der mittlere Würfel, dessen Höhe sich auf $10^{m},_{67}$ beläuft. Auf der Plattform des Würfels steigen dann sechs Terrassen treppenförmig in die Höhe, auf deren letzter Stufe sich der Pyramidenthurm erhebt, sodaß das Gebäude von der Spitze bis zum Grunde 51,24 m. mißt. Vier große, 10 m. hohe Idole, welche die vier bis jetzt erschienenen Buddha's darstellen, sind die Gegenstände des Gottesdienstes und der Verehrung in dem Tempel.

Neben der Ananda ist in Bezug auf Kunst der Tempel Gauda Palen zu erwähnen, ein Wort, welches Thron von Gauda d. h. eines Nats oder Geistes bedeuten soll. Der Vergleich des Reisenden, als stiege dieser hellschimmernde, mit Gips bekleidete Bau, geschmückt mit unzähligen Thürmchen und der Pyramidenspitze, wie eine traumartige Wiederholung des Mailänder Domes am Gestade des Irawaddy auf, läßt auf die Schönheit des Tempels schließen.

In der Thapinya-Pagode befinden sich einige rothe Gautama's in den Kreuzgängen, während im Centrum des Gebäudes eine rothe, 6½ m. hohe Statue sich erhebt. Zu jeder Seite des Eingangs dieser Pagode, auf dem obersten Absatz der Treppe, oberhalb der Drachen, sieht man zwei kleine Priestergestalten in langen Gewändern, mit Sonnenschirmen über den Häuptern; eine derselben glich vollkommen der Statue eines englischen Bischofs aus dem Mittelalter; der Sonnenschirm über derselben hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem kleinen kreisrunden Dache über der Kanzel einer englischen Kathedrale, dem man gewöhnlich einen akustischen Zweck zuschreibt. Von der Terrasse der Thapinya-Pagode aus sah Herr Wheeler ein Gebäude, in welchem die Backsteinarbeit von dem Bildniß abgefallen war, und dieses Bildniß schien nicht ein Gautama zu sein, sondern es hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Stirnseite einer Sphinx oder irgend einer ägyptischen Statue.

Schließlich bleibt noch die wegen der Gestalt ihres Thurmes sogenannte Kürbis-Pagode zu erwähnen, welche auch Herr Wheeler besucht hat. Sie liegt hart am Stromufer und ihre Kuppel hat die Gestalt eines Eies, dessen dickes Ende nach oben steht; von diesem steigt die Spitze empor. Das gewaltige Ei ruht auf einer Terrasse von Tschunam, einer aus Muschelwerk und weißen Korallen aufgebauten Kalkmasse, welche in einer Anzahl abgestufter Böschungen bis zum Strome hinabgeht; die Mauerwände sind mit Bändern von mystischem Klee geziert. Man erklimmt eine lange, in mehrere Absätze getheilte Stiege, deren Stufen aus alten Backsteinen bestehen. Das Plateau bildet einen gepflasterten Hof, der von einer Mauer eingeschlossen ist. Diese Pagode ist vollkommen weiß, sodaß ihr großer, wie ein Kürbis geformter Thurm aus weiter Entfernung gesehen werden kann. Innerhalb des Thurmes, dem Hofe gegenüber, befindet sich ein großes Bild Gautama's in der sitzenden oder vielmehr niedergekauerten Stellung, worin er gewöhnlich abgebildet wird. Er ist aus Alabaster gemeißelt und mit Vergoldungen bronzirt. Im Hintergrunde steht ein geschnitzter, vergoldeter Heiligenschrein und ein Theïn aus Backsteinen mit einem pyramidenartigen Thurm. Er ist von wunderbar schöner Arbeit.

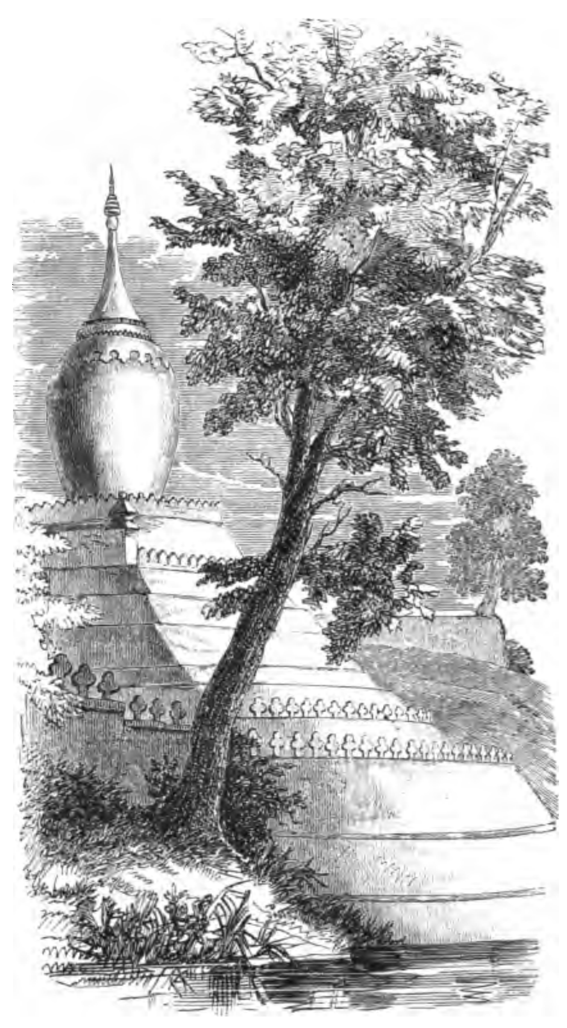
Der gothische Spitzbogen fehlt keinem dieser Denkmäler, er ist die regelmäßige Form der Portale und an den Seiten und auf der Spitze mit wunderlichen Hörnern und flammengleichen Thürmchen versehen. Alle diese Bogen

ruhen auf Pilastern, deren Basis, Kapitäler und Karniese den Mustern an römischen Bauten so nahe kommen, daß der erste Anblick den Beschauer in die höchste Betroffenheit versetzt. Man hat daher schon die Vermuthung geäußert, daß vielleicht christliche Missionäre nach Birma gedrungen wären, und in der Hoffnung, einst ihre Religion über den Buddhismus siegen zu sehen, die Kreuzesform und andere christliche Elemente in die ostasiatische Architektur eingeschwärzt hätten. Leider aber bietet die Geschichte Birma's in der Zeit, wo diese Tempel erbaut wurden, keine Beweise für eine solche Hypothese. Die Ornamente, deren Reichthum nicht geringer scheint als bei gothischen Bauten, sind theils in Formen gedrückter Ziegel, theils glasirt, theils in den Stuck gehauen, theils und namentlich das Blätterwerk durch bloße Einschnitte mit solch meisterhafter Leichtigkeit ausgeführt, daß sie aus der Entfernung für Skulpturen gehalten werden. Den Ursprung der birmanischen Kunst sucht Yule theilweise bei den Hindu, und in der That ist auch die Form der Thurmspitze sowie die meisten Details der indischen Kunst entlehnt. Es fanden sich sogar vollständige Wiederholungen von Bauresten wie auf Ceylon und auf Java, die auch brahmanischen Ursprunges sind. „Zugegeben", fährt aber der Beobachter fort, „daß alle Details aus Indien entlehnt wurden, wo sollen wir aber dort irgend ein Muster für den gesammten Plan finden? Die Bogen und Gewölbe, die bei den Bauten von Paghan ein so stark hervortretendes Element bilden, sind der Hindubaukunst gänzlich fremd." — „Soweit meine Kenntnisse reichen", behauptet Fergusson, der Verfasser des Werkes über altindische Baukunst, „habe ich niemals Spuren eines Bogens in altindischen Bauwerken zu entdecken vermocht."

In der That kann man sein Staunen nicht unterdrücken über die Aehnlichkeit dieser Monumente mit europäischen, gothisch-italienischen Mustern. Einzelne Sachen sind so schön, daß man die Bevölkerung am Irawaddy nur um ihre ästhetische Vergangenheit beneiden kann. Auch wächst das Staunen über die Begabung dieses eigenthümlichen Volkes, je mehr wir ihm durch die Schilderung näher treten. Manche der Schloßruinen würden völlig an die Ufer des Rheines oder in ein grünes Thal der schottischen Hochlande passen, und Thürme mit gothischen Fenstern treffen wir an, die uns an Prager Bauwerke erinnern. Die birmanische Kunst hat etwas Anheimelndes, einen europäischen Zug mitten in einer tropischen Welt, und es scheint beinahe, als ob sich bei dem Bewohner des Irawaddy-Thales die guten Eigenschaften zweier großer Kulturvölker, die geistige Begabung des Hindu und der Fleiß wie die Geschicklichkeit des Chinesen verschmolzen fänden.

Nach dem Berichte des Herrn Talboys Wheeler ist diese gewaltige, verlassene Trümmerstätte des alten Paghan heute noch nicht ganz menschenleer. In der unmittelbaren Nähe der Kürbispagode befinden sich einige aus Holz gebaute Hütten, die von Fischern und Verfertigern lackirter Becher und Büchsen bewohnt sind; außerdem giebt es hier noch einige hölzerne Klöster, in denen die Phongyis — so heißt man die buddhistischen Priester — in grobe gelbe Gewänder gehüllt, ein ganz abgeschiedenes Leben führen. „Einige Pariahhunde bellten uns wie gewöhnlich an", erzählt Herr Wheeler; „sonst herrschte

allgemeine Stille, bis auf ein Gewirre von Stimmen, das aus einer Klosterschule hervorschallte. Wir blieben vor einem elenden Schuppen stehen, in welchem einige halbnackte Birmanen lackirte Büchsen verfertigten und entdeckten, daß ihre Arbeiten nicht aus Papiermaché gemacht waren, wie wir gedacht hatten, sondern aus einer zierlichen Rahmenarbeit von Bambusmatten, welche mit einem dicken schwarzen Lack von einheimischer Komposition überzogen wird."



Kürbispagode in Paghan.

Belustigend ist Wheeler's Begegnung mit einigen Phongyis in Paghan, die er in Folgendem beschreibt: „Nach einigen Augenblicken fanden sich drei Phongyis bei mir ein, und zudringlich neugierigere Menschen sind mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Sie besahen meinen Sonnenhut von außen und von innen mit großer Verwunderung und beifälligen Geberden. Sie geriethen in Extase über meinen seidenen Sonnenschirm, welchen ich zu ihrer großen Befriedigung auf- und wieder zumachte. Auch meine Schuhe und Socken nahmen ihre vollste Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie fanden großen Gefallen an meinem weißen Alpaccarock, besonders aber an meinem Hemd und Kragen, die sie kritisch mit ihren Fingern betasteten und mit dem gröberen Stoffe ihres eigenen gelben Gewandes verglichen. Einstweilen waren andere Leute herbeigekommen, betrachteten mich ruhig und blieben in Verwunderung versunken von ferne stehen, als ob ich ein Gemälde eines der alten Meister wäre.

Ganz verdutzt waren sie, als ich mit einem Streichhölzchen eine Cigarre anzündete. Ich bot den Phongyis eine Cigarre an, allein sie nahmen sie nicht an, dagegen verlangten sie meinen Sonnenhut, was ich ihnen natürlich abschlug. Der Aelteste unter ihnen wollte meinen Sonnenschirm haben, und als ich ihm auch diesen verweigerte, verlangte er meine Schuhe zum Andenken an meinen Besuch. Statt dessen bot ich ihm einige Silbermünzen an, die er entrüstet zurückwies. Sie schienen nun sehr beleidigt und zogen sich mit Zeichen großen Aergers in die Pagode zurück. Ich hielt es jetzt für rathsam, die Terrasse zu verlassen und meine Begleiter aufzusuchen. Im Fortgehen hörte ich, daß sie mir nachriefen, zurückzukommen; ich fand es aber für besser, meinen Weg fortzusetzen."

Von Paghan aufwärts ist das östliche Ufer des Irawaddy prächtig bewachsen und dick besäet mit Palmenhainen, aus welchen dann und wann Pagoden, eingehegte Felder und vergnügte Dörfer hervorlauschen, während hinter ihnen lange Hügelketten sich erheben. In dem hohen Sandsteinufer bemerkt man, gerade an den unzugänglichsten Stellen, kleine Oeffnungen, welche zu Kammern im Innern des Felsens führen, worin ascetische Mönche ein beschauliches Leben in schauerlicher Abgeschiedenheit führen. Der Strom erweiterte sich dann in der Regel bis zu 8 Kilometer, doch schien er infolge von Hochwasser sein Bett überschritten zu haben. Lustige Inseln mit Wohnungen, die hart am Wasserspiegel lagen, und Dörfer, die auf venetianische Art mitten in den Strom gebaut waren, belebten die mit reizend bewachsenen Ufern eingeschlossene Wasserfläche.

Die wichtigsten Orte zwischen Paghan und den Hauptstädten des Landes, Ava, Amerapura und Mandalay, sind Pokoku, Mayen-Kayan, Samait-gon und Sagain. Bei Pokoku schimmert eine Menge Pagoden in der Ferne, und ihre Zahl ist größer als die der Thürme von Oxford. Pokoku ist ein lebhafter Handelsplatz für rohen Zucker, Baumwollenzeuge, welche die Eingeborenen um die Lenden tragen, u. dgl. Wheeler bemerkt, daß überhaupt beinahe in jeder Nation am Irawaddy eine große Zunahme des Handelsverkehres wahrnehmbar sei. Ein anderer wichtiger Handelsplatz ist Mayen-Kayan, der bedeutendste Reismarkt in Birma. Yule fand hier die Straßen sehr belebt; hier drasch man Reis, dort wurde er geworfelt, weiterhin verpackt und auf große Barken von 50—100 Tonnen gebracht. Auch luden diese Schiffe Baumwolle, die nach China bestimmt, aber nicht rein war und nur kurzen Stapel hatte.

Wegen der Höhe des Stromes, der Felder und Wiesen überschwemmt hatte, konnten die Herren der britischen Gesandtschaft über den Fluß Keyenduen kein richtiges Urtheil fällen, der hier von Nordwesten kommend in den Irawaddy sich ergießt. Sowol die ältere Berghaus'sche Karte von Hinterindien (1832) als jene, welche Yule seinem Reiseberichte beigegeben, und die neuere Karte Asiens von H. Kiepert (1864) verzeichnen den Keyen-duen (Kjen-duen) als eine mächtige Wasserader, welche im Thale von Huchong oder Pajen-duen (26° 35′ n. Br. und 113° 20′ ö. L. v. Gr.) entspringt und im Ganzen mit dem Irawaddy ziemlich parallel fließt. Indeß ist der mittlere Lauf dieses Flusses noch fast gänzlich unbekannt. Hier, an seiner Mündung in den Irawaddy, steht auf Pfählen ein kleines Kloster, ein Kay-ung,

das man der Schiffsleute wegen erbaut hat. Oberhalb der Stadt Samait-gon hatte man Gelegenheit, große Salpetermanufakturen zu sehen. Das Salz wird, wie in Indien, aus der oberen Bodenschicht gewonnen. Der Apparat ist sehr einfach, denn er besteht nur aus konischen Körben, in welche die Erde hineingeschüttet und mit einer Lage von Reisstroh bedeckt wird. Man läßt dann von oben Wasser durchgehen, welches den Salpeter aufgelöst in untergesetzte Geschirre führt. Das Aufgießen wird zweimal wiederholt, und die Krystalle durch Abdampfen des Wassers in eisernen Pfannen gewonnen. Das erste Produkt ist roth und voll erdiger Unreinheiten; wenn aber das Salz noch einmal im Wasser aufgelöst und wieder eingedampft wird, erhält man bei einem Gewichtsverluste der Hälfte reine weiße Salpeterkrystalle. Das Auflegen des Reisstrohes geschieht nur in der Absicht, damit das unreine Wasser seine fremden Bestandtheile an dem Stroh zurücklassen soll. Der Salpeter wird hauptsächlich zu Feuerwerken verbraucht, worin die Birmanen gleiche Wunder leisten wie die Chinesen.

Ehe die britische Gesandtschaft sich der damaligen Residenz des Königs, Amerapura, näherte, konnte man einen Blick auf Sagaïn mit dem benachbarten Ava werfen, welches mehr als einmal die Reichshauptstadt gewesen war. Die Birmanen haben nämlich wiederholt die Hauptstadt des Landes verlegt, theils infolge von Revolutionen oder Dynastienwechsel, theils aus Aberglauben oder wegen königlicher Laune. So war denn Ava seit 1364 Hauptstadt; um 1740 ward sie nach Mutschob und 1782 nach Amerapura verlegt; 1819 kam sie zurück nach Ava, 1837 wanderte sie abermals nach Amerapura und 1857 nach Mandalay, wo sie sich noch heute befindet.

Ein verfallender Wall umgürtet das wohlbeleibte Sagaïn, aber der innere Saum ist dünn bewohnt und bot 1855 ein Gemälde politischer Verwitterung. Dafür entschädigte die Aussicht von der Plattform der großen Pagode reichlich durch ihre unvergeßliche Schönheit. Keine Landschaft am Rhein vermag sich mit diesem Gemälde zu messen, dessen Naturreize von Mitgliedern der Gesandtschaft im Range noch über den Comersee gestellt wurden. Der Strom, welcher dort einen Ellenbogen bildet, war nach Norden zu mit Inseln bevölkert, bis er zwischen den Bergen eingefangen wurde; gegen Westen verlor er sich in der Glut der sinkenden Sonne. Im Nordwesten zog eine Bergkette hin, wo jede Spitze und jeder Vorsprung mit einer Pagode oder einem Kloster verziert war. Gegenüber, jenseit des Stromes, aber lag die Hauptstadt Amerapura, deren Tempel und Thürme durch den abendlichen Duft den Zauber einer italienischen Stadt gewannen, besonders da man die hellschimmernde, glockenförmige Hauptpagode gern mit einer südeuropäischen Marmorkathedrale zu verwechseln sich gestimmt fühlte. Aus der Ferne ließ sich nicht unterscheiden, daß die Stadt aus Bambu und Lehm aufgeführt war, sodaß das Schauspiel an Pracht nicht gewonnen hätte, wenn statt Amerapura Venedig an den Irawaddy geschoben worden wäre. Hinter der Stadt stiegen Bergketten in blauer Verklärung auf, während auf dem glatten Strom, von dem man nur durch einen lustig grünen Streifen mit weißen Tempeln, Thürmen und Dächern getrennt war, der schattige Saum des Ufers und die

Abendglut der Wolken so treu sich abspiegelten, daß man sich an einem See hätte träumen dürfen, wenn man nicht bemerkt hätte, mit welcher Gewalt die Kriegsgondeln, die den Fluß kreuzten, von der Strömung abwärts getrieben wurden. Gegen Osten lag eine Insel mit steil ansteigendem Ufer, bedeckt mit dem glorreichen Pflanzenwuchse Birma's, oder gekrönt mit Thürmchen, wo sich auf dem Kamm eine vegetationslose Stelle fand, während dahinter Insel auf Insel, Dörfer, Tempel und Klöster aus dem Wasser stiegen und im Süden das alte Ava, auch Ratanapura, die Stadt der Juwelen genannt, in Gärten und Dschungel versunken, seinen einstigen Werth durch die aus der Wildniß aufschießenden Thurmspitzen der Tempel verkündigte. Die einst so glanzvolle Stadt hat sich nämlich in einen öden Park verwandelt mit dem prächtigsten Baumwuchs und schattigen Wipfeln, getragen von mächtigen Stämmen, zwischen denen man vielleicht einen alten Mönch nach einem verfallenden Kloster schleichen sieht, das er und seine Brüder immer noch hartnäckig behaupten. In den verwüsteten Gärten weiden etliche Kühe, und hier und da sieht man über den Trümmern stattlicher Paläste leichte Hütten aufgeschlagen, deren Bewohner auf dem fruchtbaren Moder vergangener Geschlechter fette Ernten ziehen. Das ist Ava, noch jetzt beneidenswerth um seine Lage an dem mächtigen Strome, auf den von hohen Bergspitzen oder steilen Vorgebirgen Tempel und Pagoden herabschauen.

Auf dem Wege zu der großen Khung-mu-dau-Pagode (s. Anfangsvignette), welche vom Strome aus gesehen einen seltsamen Anblick gewährt, kamen die englischen Herren durch mehrere Dörfer, in deren jedem ein besonderes Handwerk getrieben wird. Die eine Ortschaft ist nur von Papiermachern, die andere lediglich von Schmieden, die dritte von Marmorarbeitern bewohnt. Diese letzteren sind Bildhauer und verfertigen nichts weiter als Buddhabilder; sie verstehen es, denselben eine ganz ausgezeichnete Politur zu geben, welche sie vermittels eines aus fossilem Holze bereiteten Teiges herstellen. Für einen etwa meterhohen Gautama verlangten sie 970 Reichsmark, für einen kleinen, mit Gold belegten, tragbaren Götzen aber blos 86 Mark.

Die nächste Krümmung des Irawaddy bringt uns nach Amerapura (21° 50′ n. Br.), das wir nunmehr mit der englischen Gesandtschaft betreten; es wurde von Mentaragyi Phra, dem Sohne Alompra's und Großvater des 1855 lebenden Königs, erbaut. Der Name stammt aus dem Pali und bedeutet dasselbe, was Amritsur bei den Sikhs, nämlich die „unsterbliche Stadt“. Mentaragyi soll am 10. Mai 1783 von seinem Palaste Besitz genommen haben. Als Amerapura entstand, wurde Ava verlassen, bis die Reihe der Verödung auch an die neue, „unsterbliche“ Stadt kam. Eine Schilderung Amerapura's, wie sie in den nachstehenden Zeilen versucht wird, können wir nur auf Grund der Yule'schen Berichte entwerfen und nur für jene Zeit paßt demnach das hier von uns entworfene Gemälde.

Das Gelände, auf welchem Amerapura steht, erhebt sich nicht eben hoch über dem Irawaddy, und bildet in der Regenzeit eine lange Halbinsel, welche auf der Nordseite mit dem festen Lande verbunden ist. Nach den übrigen Ufern führen Landstraßen, die man mit Backsteinen gepflastert hat,

und außerdem lange Brücken. In der trockenen Jahreszeit bespült der Strom nur die westliche Vorstadt. Die eigentliche Stadt liegt auf der breitesten Stelle der Halbinsel, bildet ein großes Quadrat und ist durch eine $3^1/_2$—$4^1/_2$ Meter hohe Backsteinmauer geschützt, die an einzelnen Stellen durch Erdwälle verstärkt wird. Jede einzelne Seite hat drei Thore und dreizehn oder vierzehn Bastionen. Etwa 30—35 m. von der Mauer entfernt ist ringsum ein über 5 m. tiefer Graben mit Böschungen und Gegenböschungen gezogen; doch wollen diese Vertheidigungsmittel nichts bedeuten, da nirgends Kanonen zu erblicken sind. Die Straßen führen von einem Thore zum anderen und durchschneiden einander in rechten Winkeln.

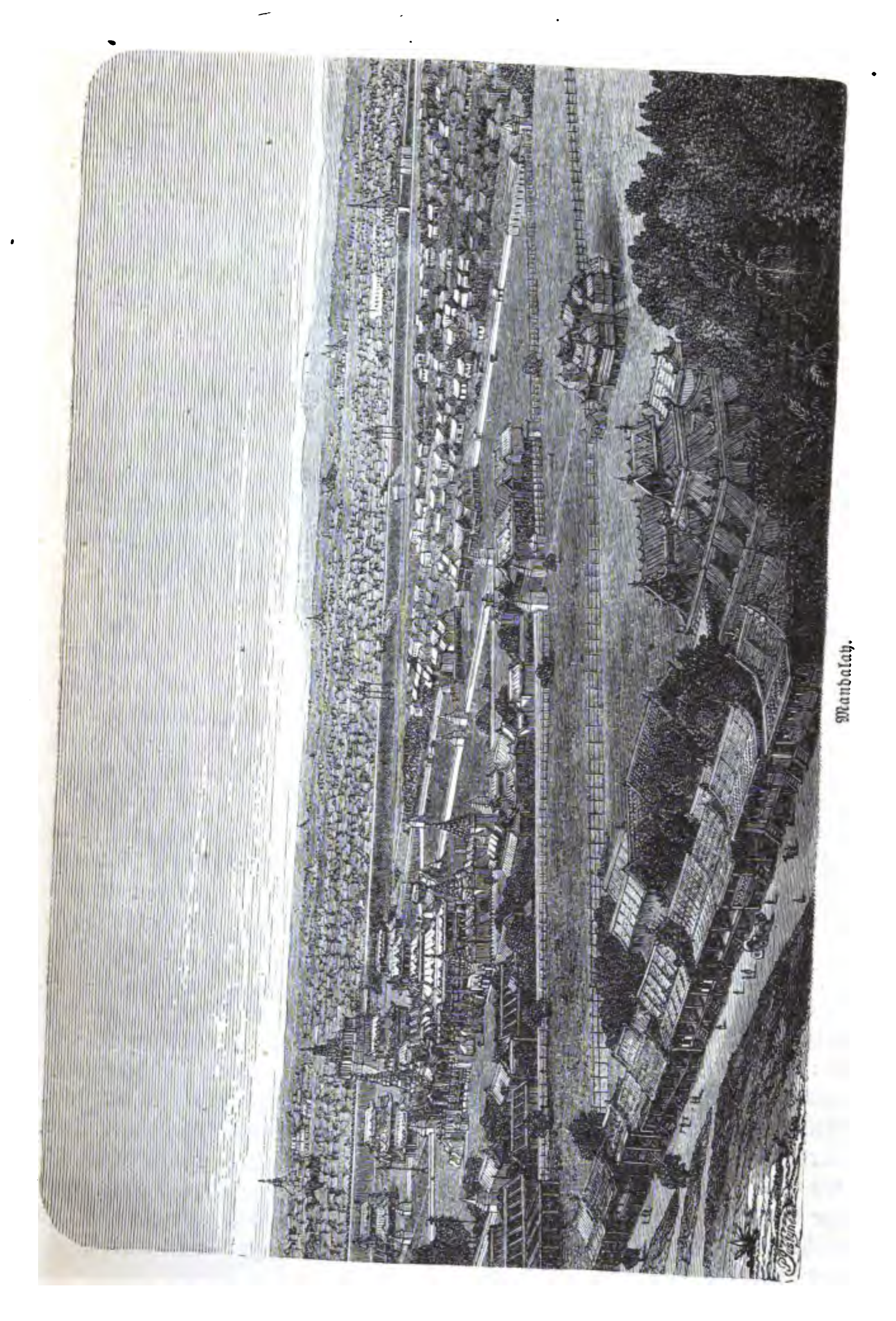
Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der alten birmanischen Städte, daß der königliche Palast in der Mitte der Stadt liegt und die Mauern desselben einen genauen Parallelismus mit jenen der Stadt bilden. Der Palast von Amerapura ist ein malerisches Gebäude auf einer 80 m. langen und 3 m. hohen Terrasse. Es ist ein seltsames Bauwerk mit luftigen Säulenhallen, die vorspringende Dächer nach Schweizer Art tragen, während unmittelbar über dem Thron ein schlanker Thurm in acht Etagen spitz aufsteigt. Das Gebäude ist aus Holz aufgeführt und übergoldet, nur daß der Thurm durch das Wetter schon seinen Glanz verloren hat. Der Palast hat drei Mauerumfassungen und noch dazu ein hohes Pfahlwerk aus Tekholz, zu welchem dann noch eine Backsteinmauer kommt. Jede Palastseite hat ein Eingangsthor und dort hielt ein Offizier Wache. Sobald man die letzte Mauer hinter sich hat, steht man vor dem Maye-nan, dem Erdpalaste; er heißt so, weil sein Boden aus hartgestampfter Erde besteht; in ihm befindet sich der große, 20 m. tiefe Audienzsaal.

Im Norden lag abgetrennt der Palast des weißen Prinz-Elefanten, der in den Ländern Hinterindiens die höchste Verehrung genießt. Die vierbeinige Hoheit war zur Zeit des Yule'schen Besuches schon bejahrt, denn sie wurde 1806 bereits eingefangen. Außer seinen kolossalen Zähnen besaß der Prinz keine elefantinischen Reize, er hatte vielmehr vollständig die Taille verloren, sah kränklich und mißvergnügt aus und seine Wärter hatten Angst vor seinen übeln Launen. Das Geschmeide, welches der weiße Elefant trägt, ist mehr als eine Grafschaft werth, auch besitzt er als ein „Großer des Staates" seinen eigenen Hausminister, seine Domänen im fruchtbarsten Baumwollendistrikt des Landes, vier goldene Sonnenschirme und einen Hofhalt von 30 Personen. Der hakenförmige Stachel, womit sein Führer ihn lenkt, ist etwa einen Meter lang und durchaus mit Perlen besetzt, die von Rubinreifen unterbrochen werden; die Handhabe ist von goldverziertem Krystall. Sein Kopfschmuck, eine kronenartige Mütze von Scharlachtuch, strahlt von Rubinen und Diamanten; seine Stirn war mit „Kreisen von neun prächtigen Edelsteinen" geschmückt, welche bösen Einfluß abwenden sollen. In vollem Staat, wenn auch der König in voller Gala auftrat und von den hohen Würdenträgern umgeben war, hatte Seine Herrlichkeit der Elefant vor dem Kopfe eine goldene Platte, auf welcher alle seine Titel geschrieben stehen, und zwischen den Augen noch einen Halbmond von sehr großen Edelsteinen.

An den Ohren hängen mächtige silberne Eicheln und das Geschirr besteht aus scharlachrothen, mit Gold und Seide gestickten Streifen. Ein Birmane, welcher diesen Palast betritt, muß vor der Thüre die Fußbekleidung ablegen, und als man einst zur Bezahlung von Kriegskontributionen an die Kalas (Europäer) das Budget Seiner Hoheit in Anspruch nahm, schrieb der König eine Adresse auf ein Palmblatt, worin er die Heimzahlung in zwei Monaten gelobte und welche dem Elefanten feierlich überreicht wurde. Der Begriff „weißer Elefant" ist übrigens sehr elastisch; denn selbst ein sehr brünettes Thier kann noch so genannt werden, wenn es nur helle Flecken hinter den Ohren, an der Stirn oder am Rüssel zeigt.

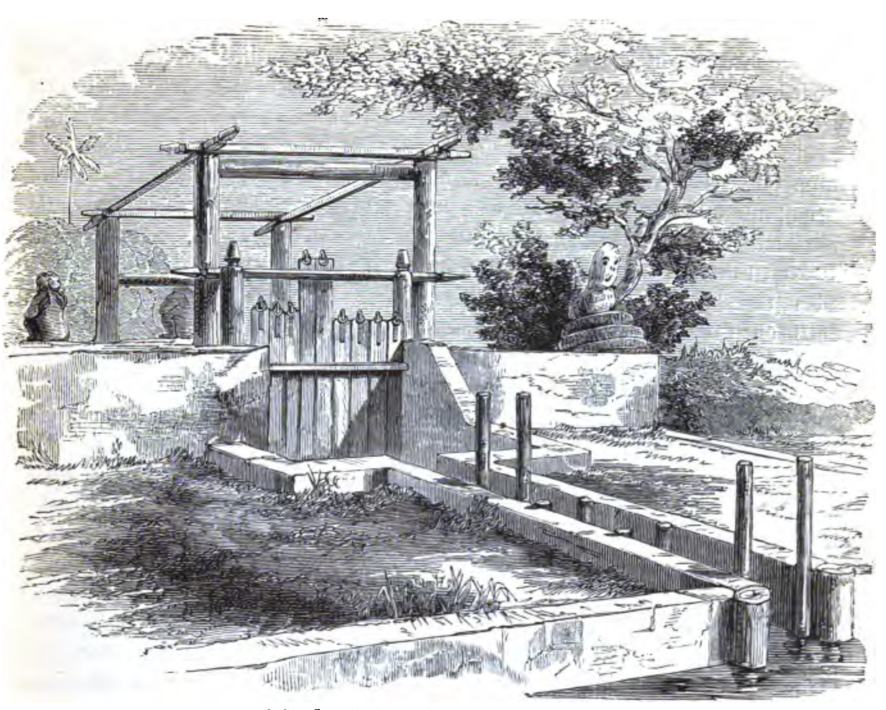
Vor dem Palast standen zwanzig Kanonen, darunter zwei Vierundzwanzigpfünder, aufgefahren, die den birmanischen Geschützgießereien, denen sie wahrscheinlich ihren Ursprung verdanken, sehr viel Ehre machten. Einige Stücke kleineren Kalibers sehen wie stachelbedeckte Drachen aus, haben weitgeöffnete Rachen, ausgebreitete Flügel und sind vortrefflich gearbeitet.

Obgleich in der Stadt keine Vorkehrungen für Reinlichkeit getroffen, sondern nur die Hunde das Polizeigeschäft besorgen, so sind die Straßen Amerapura's doch sehr rein und die Luft niemals dumpf, wie in indischen Städten. Nur bei Regenwetter verwandeln sich die Verkehrsmittel in einen großen Sumpf. Die meisten Häuser sind Bambuhütten, die ein wenig über dem Erdboden auf Pfählen errichtet werden. Ein paar Schritte vor den Häusern sind Pfähle in die Erde gesenkt, mit Gitterwerk verbunden und durch Blumen in Töpfen geziert, wie auch zwischen dem Gitter und dem Hause etliche Blumen gezogen werden. Diese spanischen Wände finden sich in allen Straßen, durch welche möglicherweise der Hof sich bewegt, damit der König nicht durch das Gedränge belästigt wird, und weil es den Birmanen verboten ist, dem Souverän ins Antlitz zu schauen. Da durch dieses „Königsgitter" die Häuser und Kaufläden bedeckt werden, bekommt die Stadt ein eintöniges und halberstorbenes Aussehen. Mit den Vorstädten schätzte Yule Amerapura auf 17,659 Häuser und etwa 90,000 Einwohner. Ein einziger Brite, Thomas Spears, bewohnte damals schon seit achtzehn Jahren unangefochten die Stadt. Er hatte die Absetzung dreier Könige erlebt und galt, obgleich er sich immer als Brite geberdete, sehr viel bei Hofe. Außer einigen ab- und zugehenden Agenten von Handelshäusern in Rangun und zwei Franzosen bewohnte noch ein Portugiese, Herr Camaretta, seit 1839 Schabandar (Hafenkapitän), und ein italienischer Priester, Pater Abbona, die Hauptstadt, wo sich eine christliche Gemeinde von 200 Köpfen befand, während die Zahl der Bekehrten im ganzen Reiche auf 2399 angegeben wurde, für deren Seelen noch vier andere katholische Missionare sorgten. Armenier, die ehemals in Rangun eine Kirche besaßen, gab es in der Residenz ein Dutzend Familien, welche vom Handel lebten und sich durch Britenhaß auszeichneten. Sie schlugen beim Ausbruch des Orientalischen Krieges dem König vor, eine Mission an den Kaiser von Rußland zu übernehmen, aber der Hof blieb den Umtrieben fremd. Griechen und Juden gab es 1855 nicht mehr in Amerapura, dafür aber einige Handelshäuser von „Mongolen", d. h. von Mohammedanern, theils aus dem persischen Golf, theils aus Bochara.



Mandalay.

Als einstens die englische Gesandtschaft mit einem Dampfer bis vor den Palast des Königs in Amerapura fuhr, wurde es diesem dort nicht mehr geheuer und er ließ eine neue Stadt, Mandalay, etwas oberhalb und landeinwärts abstecken. Bastian traf in der neuen Residenz am 20. Dezember 1861 ein. Noch im Jahre 1855, zur Zeit als die britische Gesandtschaft nach Amerapura zog, war der nunmehr von etwa hunderttausend Menschen bewohnte Raum, welchen die Stadt Mandalay einnimmt, reines Ackerland und zwar Reisboden, weshalb das Klima der neuen Hauptstadt ungesund ist; erst 1856 begann man mit den Bauten und schon im nächstfolgenden Jahre verlegte der König seine Residenz dahin. Dies ist wol der Grund, warum man auf den meisten Karten vergeblich nach Mandalay sucht, welches nur auf den neuesten Kartenwerken eingetragen ist. Die Stadt liegt nur wenige Kilometer oberhalb Amerapura, gleichfalls am Irawaddy und am nämlichen Ufer. Der Landungsplatz, wo man vor Anker geht, ist etwa eine halbe Stunde von der Stadt und Residenz entfernt und erfreut sich, Dank einer Menge von Bäumen, eines ziemlich malerischen Aussehens; doch muß man zwischen Strom und Hauptstadt eine kahle, von der Sonne versengte Ebene überschreiten. Die Häuser längs des Ufers und in den Vorstädten Mandalay's sind nach dem gewöhnlichen birmanischen Typus gebaut; gebrechliche Bauten aus Mattenwerk und Bambus, die auf hölzernen, in Schlamm steckenden Pfählen ruhen. Diese Häuser sind klein und haben ein keineswegs stattliches Aussehen; sie sind stark an einander gepreßt, was bei der leichten Entzündbarkeit des verwendeten Materiales eine Feuersbrunst zu den schrecklichsten Gefahren macht. In den Hauptstraßen trifft man meistens Ziegelhäuser; oft sind auch nur die Ziegeln auf die hölzerne Unterlage aufgenagelt. Einen hübschen Anblick gewähren die oft zwei Stockwerke hohen Kaufläden der Chinesen, welche meist in den Vorstädten und den südlichen Stadttheilen wohnen und den ganzen Handel Mandalay's in ihren Händen haben. Die Zahl der 1871 hier residirenden Europäer betrug nur 14. Nach allen Richtungen hin sieht man Pagoden, Tempel und Kyung's (Schulen oder Klöster). Die Stadt ist von einer sehr dicken Mauer von lockeren Ziegeln und einem Graben umgeben, über welchen eine sehr primitive Brücke führt. In den Hauptstraßen sind Kanäle angebracht, welche das Wasser aus dem Irawaddy durch die ganze Stadt leiten. Der königliche Palast mit Höfen, Gärten und Teichen, der Kern Mandalay's, liegt in einem Quadrate, welches von einem größeren Quadrat umfangen wird, wo sich die Wohnungen der Beamten und Soldaten wie in den sogenannten Tatarenvierteln der chinesischen Städte befinden. Beide Vierecke werden von Gräben und Mauern mit flankirenden Thürmen umschlossen und ihre vier Thore allnächtlich gesperrt. Jenseit einer Freiung vor der zweiten Mauer beginnt dann die eigentliche Stadt, die aber, als Bastian anwesend war, das ausgeworfene Viereck noch lange nicht ausgefüllt hatte. Alle Tempel und Paläste sahen noch unfertig aus und erweckten den Eindruck, als ob ihr Bleiben keine Ewigkeit dauern würde.



Schleuße mit beweglichen Balken in Birma.

III. Soziale und politische Zustände der Birmanen.

König Munglon. — Allgemeine Mönchspflicht. — Feierlicher Empfang der britischen Gesandtschaft. — Wheeler und Vincent zur Audienz beim Könige. — Palasteinrichtungen. — Adolf Bastian am Hofe des Königs. — Familienverhältnisse. — Gescheiterter Versuch, Verträge abzuschließen. — Das Leben am Hofe. — Die jetzige Dynastie. — Geschichte derselben. — Feindseligkeiten zwischen England und Birma. — Friede von Yandabo. — Gouger und Rodger am Hofe. — Gouger's Gefangenschaft. — Phagyi-dan. — Tharawaddy. — Zweiter birmanischer Krieg. — Einverleibung Pegu's. — Belagerung von Amerapura. — Die jetzige Dynastie. — Staatsverfassung. — Militärwesen. — Bevölkerung. — Körperbeschaffenheit der Birmanen. — Tracht. — Nahrung. — Betel. — Ehe. — Stellung der Frauen. — Ehescheidung. — Brautwerbung. — Charakterzüge. — Sektirer. — Nationales Erziehungssystem. — Leichenbestattung.

Den Aufenthalt in der birmanischen Hauptstadt wollen wir benutzen, um die Verhältnisse am dortigen Hofe und der Regierung sowie die Sitten des Landes näher kennen zu lernen. In erster Linie interessirt uns natürlich der König, der seit 1853 regiert. Er ist ein Sohn des berühmten Tharawaddy und Bruder seines Vorgängers, der sich als ein wahrer Tyrann geberdete. Nach dem letzten Kriege und der Besetzung von Pegu hatte eine Palastrevolution die alte „goldfüßige" Majestät aus dem Sattel gehoben und als Nachfolger aus dem Klosterdunkel den jetzigen Inhaber der goldenen Füße, Namens Munglon, hervorgezogen. Da er als jüngerer Prinz nie daran dachte,

jemals den Thron zu besteigen, so hatte er sich schon in früher Jugend dem Priesterstande gewidmet und lebte als buddhistischer Phongyi im Kloster. Uebrigens, wie bei uns die allgemeine Militärpflicht, so ist in Birma die allgemeine Mönchspflicht vorgeschrieben. Die gelbe Uniform der Phongyi's muß ein Jeder getragen haben, wenn man es auch mit der Dienstzeit nicht genau nimmt, die zwischen Wochen und Jahren schwanken kann. So wenig wie jene seines älteren Bruders, blieb die Regierung Munglon's von inneren Unruhen verschont. Im Jahre 1866 brach eine Rebellion aus, mittels welcher zwei seiner Söhne, die Prinzen Mengon und Mengondyne, den König zu entthronen versuchten. Das Attentat mißlang jedoch und der eine mußte in die Schan-Staaten, der andere auf britisches Gebiet flüchten, wo er dermalen unter englischem Schutze in Bengalen lebt.

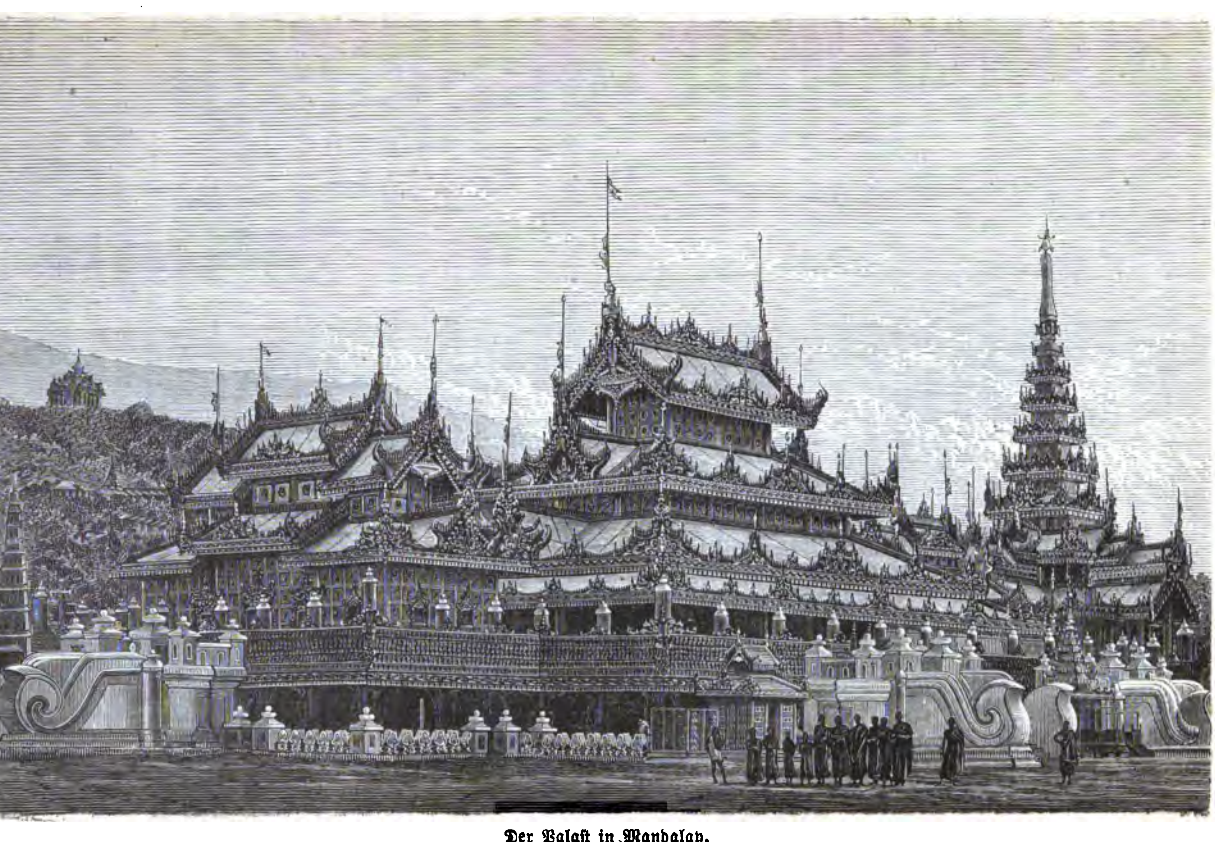
Die ersten Engländer, welche den König zu sehen bekamen, waren die Herren der britischen Gesandtschaft von 1855, die sich natürlich um eine Audienz beim Monarchen bewarb. Die Unterhandlungen wurden durch Vermittelung des Paters Abbona geführt, der als Missionar in Birma ergraut ist. Etikettefragen sind im Morgenlande noch mehr als bei uns große Staatsfragen, Lebensfragen, kann man beinahe sagen, weil das Ansehen asiatischer Despoten auf solchen dem Volke gegebenen Schaustücken beruht. Die höchste Feierlichkeit ist mit einem Empfange im Yoom-Dau, dem königlichen Staatspalaste, verknüpft. Da aber die birmanische Etikette verlangte, daß die Gesandtschaft ohne Schuhe ihren Einzug hielt und das britische Naturell gegen derartige Zumuthungen sich regte, so wurde das Yoom-Dau aufgegeben. Jedenfalls müssen die Schuhe in der königlichen Nähe entfernt werden, und chinesische Gesandte, die einst verweigerten, dem Hofe von Paghan diese Ehre zu erweisen, wurden ermordet. Am Empfangstage (13. September) erschienen die Reichswürdenträger in Gala, mit einer Mitra von rothem Sammt und dergleichen Mänteln mit Brokat. Als sich der Zug in Bewegung setzte, wurde über den Brief des Statthalters von Indien an den König, der auf einer Haudah von einem Elefanten getragen wurde, die englische Flagge entfaltet. Ursprünglich hatte man den Brief unter einem Sonnenschirm überbringen wollen; da aber der Sonnenschirm im Morgenlande, und in Birma speziell der weiße, das Attribut der Souveränetät ist, so hatten die birmanischen Hofmarschälle gegen jeden derartigen Versuch protestirt. Auch das Aufziehen der Flagge, auf welches sie nicht vorbereitet waren, hätten sie gern verhindert, als aber Major Phayre erklärte, er werde ohne seine „Farben" nicht einen Schritt weiter gehen, ließ man sich diese kleine „Schlappe" gefallen. Die Birmanen hatten sich dafür eine andere Genugthuung vorbehalten. Als die Botschaft durch das Palastthor einziehen wollte, bog plötzlich der Thronfolger von einer anderen Seite um den Palast und hielt seinen Einzug mit militärischer Bedeckung. Dadurch nun wurde die britische Prozession genöthigt, zu halten. Die vorbeimarschirenden Truppen wollten kein Ende nehmen, sodaß man auf den Verdacht kam, sie marschirten, ähnlich wie auf den Theatern, um den Hintergrund herum, um von Neuem zu defiliren. Kurz, der Bühnenstreich gelang vollständig, und man gab dem Pöbel die Satisfaktion, daß die fremde

Gesandtschaft demüthig habe warten müssen. — Am Palastthore mußten alle Sonnenschirme verschwinden und die Offiziere ihre Degen abgeben. Die Schuhe wurden erst an der Treppe abgelegt, die beiläufig bemerkt, ziemlich schmuzig war. Im Audienzsaale, einer großen Säulenhalle, strahlte Alles, mit Ausnahme der rothen Säulenfüße, von Gold. Im Hintergrunde führten etliche Stufen zu einer Art hohen Altars, der mit einem Himmel bedeckt und mit rothen Sammtmatratzen und Kissen belegt war. Dies war der Thron, auf welchen der Monarch durch eine hintere Treppe wie auf eine Kanzel in Begleitung seiner Gemahlin hinaufstieg, und zwar langsam, Stufe um Stufe, indem er sich auf seinen Säbel stützte. Die Arbeit konnte auch nicht gering sein, denn die Europäer in Amerapura versicherten, daß der Juwelenschmuck des Galakleides nahe an 50 Kilogramm wiege. Als das königliche Paar auf dem Throne mit gekreuzten Beinen Platz genommen hatte, begann die Königin ihren Fächer spielen und sich von ihren Kammerfrauen eine angezündete Cigarre reichen zu lassen, denn Tabak in Gegenwart des Königs zu rauchen wird seltsamerweise allen Liebhabern von der birmanischen Etikette verstattet. Der König zeichnete sich durch intelligente Züge und eine fein und zart geformte Hand aus. Seine Kleidung bestand aus einem seidenen Gewande, welches so dicht mit Juwelen besetzt war, daß sich kaum seine Farbe unterscheiden ließ. Auf dem Haupte trug er das Thara-pu oder die Reichskrone, eine runde Tiara mit Ohrlappen, einer Thurmspitze und einem Stirnblech, Alles aus Gold und Edelsteinen. Die Königin, welche nach dem Herkommen eine Halbschwester ihres Gemahls sein soll, trug eine Haube, die Haar und Ohr bedeckte und nach oben in eine Nashornspitze auslief. Sowie der König erschien, zogen die Briten ihre Hüte ab, während das birmanische Personal die Gesichter nach dem Boden senkte und mit den Händen bedeckte, sich auf Elnbogen und Kniee niederwerfend. Es muß das Sr. Majestät — so denken wir uns — von der Höhe herab einen sehr gefälligen Blick auf das beherrschte Samos gewähren. Nach dem Throne zu stand eine Reihe kleiner Prinzen hintereinander, sodaß sie aussahen wie eine Reihe übereinander gefallener Bücher. Gleichzeitig krochen wie die Frösche ein paar Hofbeamte dem Throne näher, um eine Art lebendigen Telegraphen zu bilden und die Fragen und Antworten von und nach dem Throne weiter zu befördern. Nachdem etliche „Braminen" eine Art Lobgesang angestimmt hatten, begann die Audienz, die nicht direkt zwischen dem „Goldfüßigen" und dem Botschafter, sondern zunächst durch die lebendigen Sprachrohre geführt wurde. Se. Majestät erkundigte sich nach dem Befinden des englischen Regenten (Generalstatthalters), nach der Dauer der Reise von Bengalen bis Amerapura und nach dem Stande der Ernte in Indien, womit das Drama schloß.

Seit jener denkwürdigen Audienz in Amerapura wurden die Mitglieder der damaligen Gesandtschaft und späterhin auch mehrere andere Europäer des Glückes theilhaftig, zum Anblicke der birmanischen Majestät zugelassen zu werden. Mehrere von ihnen, darunter Prof. Adolf Bastian, Herr Talboys Wheeler und Frank Vincent, haben diese Scenen beschrieben, die sich für die Genannten nicht mehr in Amerapura, sondern in Mandalay zutrugen.

Mit dem deutschen Professor machte man nicht so viel Umstände wie mit dem britischen Botschafter und die Ceremonienmeister begnügten sich mit einer europäischen Verbeugung. Interessant ist der Bericht des Herrn Talboys Wheeler über seine Unterredung mit dem Könige, und gönnen wir ihm um so mehr an dieser Stelle das Wort, als das, was der Amerikaner Frank Vincent von der ihm gewährten Audienz zu erzählen weiß, einige persönliche Dinge abgerechnet, beinahe Wort für Wort, und unserer Ansicht nach fast zu höflich, mit der Wheeler'schen Schilderung übereinstimmt.

„Am 23. November (1870) hatte ich", so erzählt Herr Wheeler, „eine Audienz beim Könige, und fuhr in einem Ochsenwagen zum Palast. Als wir am Thore des Palastes anlangten, erwies uns die Wache die in Birma üblichen Ehrenbezeigungen, d. h. sie warf sich auf die Erde nieder. Wir traten durch das östliche Thor ein. Zur rechten Hand erhebt sich ein Glockenthurm, zur Linken eine Pagode. Weiter rechts befindet sich die königliche Münze, links ein Magazin. Das erste ansehnliche Gebäude an unserem Wege war ein großes hölzernes Haus, welches als Hlot-dau (oberster Gerichtshof) benutzt wird. In demselben sitzen die vornehmsten Minister, Wungyis genannt, um die Prozesse in höchster Instanz zu entscheiden. Ein kleines Gebäude, oder eigentlich ein Schuppen zur Linken des Gerichtshofes, ist anderen Aemtern vorbehalten. Im Hofraum selbst herrschte ein reges Leben. Beamte mit ihren Sekretären, Dienern und Sonnenschirmträgern bewegten sich hin und her; in allen Richtungen sah man Gruppen von Dienern und Kulis. Man führte uns in das Bureau des Pakhan Mengyi, d. h. des Chefs des Auswärtigen Amtes. Der alte Pakhan Mengyi empfing uns sehr höflich auf dem obersten Treppenabsatz und führte uns in ein niederes Gemach, das allen Besuchern offen steht und in welchem einige sehr gute Teppiche ausgebreitet waren. Dieser Großwürdenträger ist ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit einem breiten, etwas markirten Gesichte und vom Alter und Betelkauen geschwärzten Zähnen. Er setzte sich alsbald auf einen Teppich und wir folgten seinem Beispiel. Um uns herum lagen nach allen Seiten Diener und sonstiges Gefolge demüthig auf ihren Bäuchen hingestreckt. Man wartete uns mit Thee, Zucker, Granatäpfeln und kleinen Kuchen auf, und der Minister unterhielt sich sehr freundlich mit uns. Endlich wurden wir benachrichtigt, daß uns der König erwarte. Man führte uns durch einen Thorweg zwischen einer Doppelreihe von Mauern, welche eine zweite Vertheidigungslinie des Palastes bilden und Kasernen und Kanonen enthalten. Als wir diesen zweiten Hof betraten, sahen wir rechter Hand einen Garten und eine Laffetenwerkstatt, zur Linken ein für den weißen Elefanten bestimmtes Gebäude. Wir näherten uns endlich der Halle, die nur bei feierlichen Gelegenheiten und für den Empfang eines bevollmächtigten Gesandten geöffnet wird. Die verschwenderischen Schnitzwerke und reichen Vergoldungen, welche die Wände, die Decke und den großen Thron schmücken, wie auch die zahlreichen Säulen, welche die Decke tragen, verliehen dieser Halle ein imposantes Aussehen. Am Fuße der Palaststiege zogen wir unsere Schuhe aus und wurden durch mehrere Gänge und Thürme in die Audienzhalle geführt, welche Zaydawon Loung heißt.



Der Palast in Mandalay.

„Diese Halle war ehedem roth bemalt, jetzt ist sie mit weißem Gips überkleidet und mit Teppichen belegt, wie bei Staatsceremonien. Wir wurden hier vom Minister des Innern empfangen; er trug einen weißen Anzug mit dem gewöhnlichen seidenen Cungyi und dem Orden des goldenen Tsalway, der mit seinen goldenen Ketten auf der birmanischen Tracht einen imposanten Eindruck macht. Nach einigen Minuten wurden wir nach dem Mhangan oder Krystallpalast geleitet, der also genannt ist, weil er, abgesehen von den reichen Vergoldungen, die ich bereits erwähnt habe, mit einer Masse kleiner Spiegel ausgestattet ist. Das Auge ist von dieser Mischung von Gold und Roth buchstäblich geblendet. Die Polster und Vorhänge sind alle roth und auch die unteren Theile der Säulen sind mit derselben Farbe bestrichen, die übrigen Theile der Halle aber sind mit Vergoldungen bedeckt. Wir setzten uns Alle auf Teppichen nieder. Um uns herum lagen viele Beamte auf ihren Bäuchen, sodaß sie mit den Nasen beinahe den Boden berührten. Nachdem wir eine Weile geplaudert hatten, ließ sich eine leise Glocke vernehmen, der König erschien und nahm auf einem Sofa in einer Oeffnung der vergoldeten Wand Platz. Vor ihm stand ein kleiner Tisch, auf welchem Büchsen mit Betel und goldenen Kannen standen, welche die Hauptkönigin und einige andere Damen hereingetragen hatten. Anfangs blieben diese Damen verhüllt, aber im Laufe der Unterredung enthüllte die Hauptkönigin ihr Antlitz vollständig. Sie schien 56 Jahre zu zählen, jedenfalls älter zu sein als der König.

„Der König ist ein rüstiger Mann von etwa 54 Jahren und angenehmem Aeußeren. Er zog zuerst sein Opernglas hervor und betrachtete uns mit Muße, dann fing er an Betel zu kauen und unterbrach diese Beschäftigung während der ganzen Dauer der Zusammenkunft nur einigemal, wenn er in Aufregung gerieth und seinen Ansichten dadurch Nachdruck gab, daß er mit seinen Fingern imaginäre Linien auf dem Tische zeichnete, der vor ihm stand. Unsere Audienz beim Könige währte beinahe eine Stunde. Er brach die Unterredung plötzlich ab und entfernte sich, worauf nicht nur die erste Königin selbst sich sehen ließ, sondern auch eine Schar von Unterköniginnen und Hofdamen erschienen, um uns zu sehen und sich selbst zu zeigen. Sie trugen rothe Kleider, waren hübsch und blickten uns ziemlich keck an, als sie weghuschten.“ Von einer dieser Unterköniginnen oder Hofdamen behauptet der entzückte Frank Vincent, welcher wie gesagt seine Audienz bei König Munglon in fast wörtlich übereinstimmender Weise beschreibt, daß er ein so schönes und herrliches Geschöpf noch nie gesehen habe und vielleicht auch nie mehr sehen werde. Sie sei, versichert der Amerikaner, eine wirkliche Huri des Paradieses gewesen, eine orientalische Perle von Lieblichkeit und Ebenmaß.

Die Palasteinrichtungen in Mandalay hat Niemand genauer kennen gelernt als Adolf Bastian, den der König unter dem Vorwande, ihn in den Geheimnissen der buddhistischen Lehre unterrichten zu lassen, sieben Monate in anständiger Haft hielt. Er wurde innerhalb der Palastmauern geziemend untergebracht, in einem besonderen Hause mit der Aussicht auf einen Teich und dem Recht, sich darin zu baden. Einer der Prinzen sorgte persönlich für die Verpflegung des Gastes. Innerhalb des Palastes waren mancherlei

Ceremonien zu beobachten. Vor Allem mußten, wie wir schon wissen, die Schirme zurückbleiben. Ferner mußte das Bett des Gastes so eingerichtet werden, daß er seinen Kopf nach demjenigen Theil des Palastes streckte, wo der Goldfüßige ruht; denn unehrerbietig wäre es gewesen, der Majestät die Füße zuzukehren. Bei den Besuchen des Prinzen, der sich gewöhnlich auf den Schultern eines Bedienten à la Huckepack ins Haus tragen ließ, mußten die Diener auf den Knieen und Elnbogen herbeirutschen, doch wurde es später nicht mehr sehr genau genommen. Den Büchern wird eine rührende Verehrung bewiesen. Die Schüler müssen vor dem Gebrauche ihrem ABC-Buch, ja selbst ihrer Schiefertafel, eine tiefe Verbeugung machen. Ueber Bücher zu treten wird geradezu für eine Lästerung gehalten; überhaupt wird es für eine tödliche Beleidigung angesehen, über Jemanden zu treten. Daher sind alle Häuser einstöckig gebaut, und Bastian hatte Noth, wenn Etwas durch die durchsichtige Flur auf den Boden gefallen war, daß seine Diener es aufhoben. Der Professor, der auf königlichen Befehl den buddha-eifrigen Deutschen unterrichten sollte, kam regelmäßig. Von Zeit zu Zeit entbot der König unsern Gelehrten vor sein goldfüßiges Antlitz, sich über den Fortgang seiner Studien zu unterrichten und sich zugleich über religiöse Ansichten mit ihm zu unterhalten. Als gewesener Phongyi ist nämlich Se. Majestät sehr bigott und gilt für den tiefsten Kenner der heiligen Palitexte. Er erkundigte sich auch nach den Kosten von Bastian's Aufenthalt, und als er sie genannt hatte, erschien ein Schatzmeister, der ihm eine monatliche Vergütung auszahlte. Bastian's Sträuben half nichts, denn der König hatte es befohlen. Die Zahlung wiederholte sich ein zweites Mal; als aber Bastian aufs Neue sich verwahrte, blieb sie später aus, wahrscheinlich weil die Hofbeamten die Summen selbst einstrichen.

Schon die Herren der britischen Gesandtschaft im Jahre 1855 waren infolge mehrerer Zusammenkünfte mit dem Könige ohne weitere Feierlichkeit zu der Einsicht gekommen, daß man es mit einem sehr gutherzigen und wißbegierigen Monarchen zu thun habe. Er gab dem englischen Botschafter Erlaubniß, frei vom Herzen zu reden, und so kam die Rede auf den Staatsvertrag, dessen Abschluß zu erreichen die Herren ausgesandt worden waren. Während dieser Audienz zündeten die Prinzen, seine Kinder, dem Könige die Cigarren an, brachten Trinkwasser, und das jüngste, ein Kind von 18 Monaten, erschien völlig nackend und kletterte dem Papa munter auf den Schoß. Bei einem zweiten Zusammentreffen fragte Se. Majestät, ob die Dynastie von Großbritannien älter sei als 200 Jahre, worauf der Botschafter rühmte, daß die Königsreihe in England 14—1500 Jahre hinaufreiche. Der König bemerkte hierauf nicht ohne Hochmuth, daß er von Mahatamada, dem ältesten König der Erde nach buddhistischen Traditionen, der über Myit-tshe-ma-detha (Madhyadesa, Mittelindien) herrschte, in gerader Folge abstamme. Das Gespräch kam dann auf die bei Bhilsa neu entdeckten buddhistischen Topen (Tempel), nach denen sich die Birmanen eifrig erkundigten, denn es ergab sich, daß der Botschafter Major Phayre Cunningham's berühmtes Werk über jene Entdeckung ins Birmanische übersetzt hatte, weshalb auch der König gern ein Exemplar zu sehen wünschte. Se. Majestät sprach dann von

den öffentlichen Bauten, die er habe ausführen lassen, nämlich 99 Tanks (Kunstteiche) und 66 Kanäle zur Bewässerung des Landes; auch sei in dem birmanischen „Königsbuche“ oder der Reichschronik von einem Herrscher die Rede, der 9999 Teiche und Kanäle erbaut habe, die er wieder herzustellen beabsichtige. Nun darf man sich hier nicht an die Tendenzziffern 66 und 99 stoßen, oder die Angabe für übertrieben halten, denn man überzeugte sich später, daß der jetzige Souverän von Birma den Verlust an Gebiet durch materielle Hebung seiner übrigen Besitzungen zu ersetzen sucht und viele hydraulische Bauten zur Befruchtung armer Ländereien hatte ausführen lassen. Beiläufig bemerkt sind die Birmanen nicht ungeschickt in ihrem Wasserbau, wie unsere Anfangsvignette (eine Schleuße mit beweglichen Balken) zu beweisen scheint. Nicht minder wißbegierig als der König war sein Staatskanzler, der sich genau erkundigte, ob denn die Russen wie die Franzosen und Engländer runde Hüte trügen. Man halte diese Frage nicht für kindisch, denn sie hat einen tieferen Sinn. Für den Morgenländer ist der runde Hut das Merkmal europäischer Civilisation, weshalb auch die Europäer in Indien die Kaste der Rundhüte genannt werden. Er wollte dann die Truppen- und Flottenmacht der einzelnen europäischen Staaten, die Seewege um das Kap und durch das Rothe Meer, die Regierungsformen in England und den Vereinigten Staaten sowie die Beziehungen beider Mächte kennen lernen.

So vertraulich aber auch diese Unterhandlungen waren, so erreichte man doch nicht den Hauptzweck, nämlich den Abschluß eines Vertrages. Der König war wol sehr bereit, Frieden zu schließen, wenn nur die Briten ihre Eroberungen wieder herausgeben wollten, damit er nicht in den Annalen seines Landes als derjenige Monarch gebrandmarkt würde, welcher in die Zertrümmerung des Reiches gewilligt habe. Da die Engländer auf diese Skrupel nicht eingingen, so blieb Alles, wie es gewesen, als der letzte Flintenschuß fiel, und so lagen die Dinge noch im Jahre 1861 zur Zeit des Bastian'schen Besuches in Birma. Indeß darf man den Ablehnungsgrund des Königs als keinen leeren Vorwand betrachten, denn merkwürdig genug führen die Könige in Birma keinen Namen, sondern jeder Souverän heißt schlechtweg der König. Um nun der Geschichte zu Hülfe zu kommen, werden sie durch Beinamen unterschieden. So heißt ein Monarch „der Ersäufte“, weil er in den Khendwen geworfen wurde; ein anderer Kala-ya-men, der den Portugiesen 1612 in die Hände fiel, „Gefangener der Kalas“ (Europäer), ein dritter aus dem Regentenhause von Paghan, „von Fremden entthront“, noch ein Anderer „Flüchtling vor den Chinesen“. Nach morgenländischen Begriffen sieht jeder Vertrag wie eine Unterwerfung aus, und der jetzige König mußte, wenn er die britischen Wünsche erfüllte, in der That besorgen, unter einem nicht eben beneidenswerthen Namen auf die Nachwelt zu gelangen.

Die Behandlung der britischen Gesandtschaft während ihres Aufenthaltes in Birma und insbesondere am königlichen Hofe ließ nichts zu wünschen übrig. Vielfach wird uns jedoch die birmanische Küche gerühmt, womit die Engländer bedient wurden. Aufgetragen wurden die Gerichte in elegant gearbeiteten Silberschüsseln auf Füßen und bedeckt mit Glocken. Eine Reispastete mit einem

Gemisch von Schweinefleisch und Geflügel hatte das appetitliche Aussehen, als käme sie warm aus dem Palais-Royal. Unter den Süßigkeiten fand großen Beifall eine gallertartige, dunkle Masse aus Reismehl und Palmzucker, der das Aussehen eingemachter Früchte gegeben war und wovon jedes Stück in ein Palmblatt eingeschlossen, die Palmblätter aber künstlich zu einem Halsband verschlungen waren. Solche eßbaren Geschmeide tragen die Birmanen auf Reisen, da sich die süße Speise lange frisch erhält.

Bei allem Prunk vermag der birmanische Hof seinen asiatischen Charakter doch in keiner Weise zu verleugnen, und es geschehen dort Dinge und herrschen Meinungen, welche uns Abendländern schlechterdings unverständlich sind. Naiv ist beispielsweise sicherlich, daß der König seinen General Facieu, einen Franzosen, kurz ehe der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, beauftragte, sechs junge Birmanen mit sich nach Europa und Amerika zu nehmen, und dort zwei derselben zu Admiralen, zwei zu Generalen und zwei zu Ballonverfertigern ausbilden zu lassen! Während die nöthigen Verhandlungen über diese Mission gepflogen wurden, erhielt man aber die Nachricht, es sei in Tongu ein weißer Elefant entdeckt worden, und dieses außerordentliche Ereigniß brachte eine solche Wirkung auf den Hof von Mandalay hervor, daß er sich mit nichts Anderem befassen konnte und das ganze Projekt ins Wasser fiel. Später, als der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbrach und ersteres den Kürzeren zog, fing der König an, der bis dahin eine gewisse Vorliebe für Frankreich gehegt hatte, Preußen für den mächtigeren und erobernden Staat anzusehen. Demzufolge faßte er den Entschluß, einen Deutschen, der in Mandalay residirte, nach Berlin zu senden, um einen Vertrag mit dem König von Preußen abzuschließen, drei Birmanen mit sich zu nehmen, und den einen zum Admiral, den zweiten zum General, den dritten zum Staatsmanne auszubilden zu lassen. Das Projekt ist indeß später aufgeschoben worden.

Die jetzige Dynastie in Birma ist selbst nach asiatischen Begriffen kein altes Herrscherhaus, denn ihr Ahnherr starb im Jahre 1760. Dieser, Alongbura oder Alompra, war ein Bauersmann aus dem Dorfe Mutschobo. Der tapfere Krieger eroberte Ava und vertrieb die Peguaner (1752), welche zwei Jahrzehnte zuvor Birma unterworfen und die einheimische Königsfamilie ausgerottet hatten, aus dem Lande. Birmanen und Talien, die von uns Peguaner, unter sich selbst Mon genannt werden, stritten nämlich seit vielen Jahrhunderten um die Oberherrlichkeit, und verfuhren, sobald ein Volk das andere unterjochte, mit der größten Grausamkeit gegen einander. Alompra besiegte, oder was dasselbe heißt, verwüstete Pegu, vertilgte das Königsgeschlecht und mordete die Einwohner. Auch Siam sollte dasselbe Schicksal treffen. Der Kriegszug war bereits angetreten, als den König plötzlich der Tod ereilte. Die sieben Söhne Alompra's machen, vermöge einer letzten Verfügung des Vaters, alle Anspruch auf die Herrschaft. Das kaum begründete Reich steht in Gefahr, durch Verschwörungen und Parteikämpfe zu Grunde zu gehen; die unterworfenen Völker erheben sich und suchen die frühere Selbstständigkeit zu erringen; Nachbarstämme wollen die Zwistigkeiten zu ihrem Vortheile ausbeuten und verheeren mehrere Provinzen mit Feuer und Schwert.

Die Birmanen, das tapferste und kräftigste Volk der Halbinsel, haben alle Aufstände und Angriffe schnell zurückgeschlagen, und mitten unter diesen heimischen Wirrnissen ihr Reich weiter ausgedehnt nach Westen und Norden. Die Mittel zur Erlangung solcher Macht überbieten freilich an Willkür und Grausamkeit Alles, was wir sonst in der entsetzlichen Geschichte östlicher Völker lesen. Die Einwohnerschaft ganzer Orte, Männer und Weiber, Alt und Jung, Laien und Priester, werden sammt ihren Wohnungen und Tempeln, mit ihren Baumgärten und Pflanzungen den Flammen preisgegeben. Die fruchtbarsten Gaue sind auf ewige Zeiten zur Wüstenei verurtheilt. Die Hauptstadt Ava wird in Schutthaufen verwandelt und dafür Amerapura gegründet. So gebot der grausame und launenhafte Padunmang, der dritte Sohn Alompra's (1781—1819), welcher sich den ersten König der Welt dünkte. Ungeachtet der zahlreichen Verbrechen, welche unsere abendländische Auffassung ihm zuschreibt, galt Padunmang, besser als Mentaragayi bekannt, seinem Volke doch als ein ausgezeichneter Herrscher. Handelte er doch blos nach seinem Rechte. Der König der Birmanen ist — so lautet seine und des Volkes Ueberzeugung — der unbedingte Gebieter des Landes, des Besitzthumes und Lebens seiner Unterthanen; er kann Jeden, auch den Unschuldigsten, seiner Güter berauben und hinrichten lassen. „Sklave des Königs" ist ein Ehrentitel; sämmtliche Töchter des Reiches sind, sobald er es wünscht, seine Beischläferinnen; selbst Ehefrauen stehen ihm gesetzlich zu Gebote, doch spricht die herkömmliche Sitte dagegen. Dieselben Könige sind jedoch in ihrem Sinne sehr fromme Leute, sie beobachten die Vorschriften der buddhistischen Hofbischöfe und erfreuen sich einer echt buddhistischen Sündenvergebung. Mentaragayi wollte sich sogar für einen Gott, für einen neuen Buddha erklären lassen. Da wir nach allem bis jetzt Gehörten die Birmanen jedenfalls zu den begabteren Menschenstämmen und keinenfalls zu den Barbaren rechnen können, so erübrigt uns nur das den Völkerkundigen nicht befremdende Geständniß, daß unsere europäischen Begriffe von Civilisation schlechterdings nicht allgemeiner Anwendung fähig sind.

Die Einverleibung von Arracan (1784) und Assam (1808) machte die Birmanen zu unmittelbaren Nachbarn der Engländer, mit denen sie sehr bald in Streitigkeit geriethen. Birma erhob Anspruch auf Landstriche, die dereinst zu Arracan gehörten, nunmehr aber längst englisches Gebiet waren, die Briefe der birmanischen Souveräne an die englischen Beamten blieben aber unbeantwortet. Der Uebertritt zahlreicher arracanischer Flüchtlinge auf die benachbarten britischen Besitzungen gab Anlaß zu neuen unfreundlichen Erörterungen, welchen die Gesandtschaften von Symes (1795 und 1802), Canning (1809) und Cox (1821) kein Ziel setzten. So ward allmählich der Kampf zwischen dem angloindischen Reiche und den Birmanen unvermeidlich; der Stolz des asiatischen Hofes und seiner Unterthanen mußte nach englischer Ansicht gebrochen werden. Am 5. März 1824 ward die Kriegserklärung erlassen. Vermittels der Wasserstraße des Irawaddy glaubte man leicht zur Hauptstadt vordringen und den Krieg in wenigen Wochen beenden zu können. Aber die Engländer hatten dabei weder die Natur des Landes, noch die Tapferkeit des Feindes genügend gewürdigt, bez. hinlänglich erkannt. Elftausend Mann segelten

unter Anführung des Generals Archibald Campbell den Irawaddy hinauf und nahmen am 11. Mai 1824 Rangun, ohne namhaften Widerstand zu finden; doch bot diese Eroberung, wobei zum ersten Male in Indien mit großem Nutzen Dampfschiffe angewendet wurden, nur geringen Vortheil. Die Birmanen verfuhren hier wie die Russen zu Moskau. Die Einwohner überlassen den verhaßten Fremden die werthlosen Bambuhütten ohne alle fahrende Habe, namentlich ohne Lebensmittel, welche nun vom fernen Indien herbeigeschafft werden müssen. Die Regenzeit kommt herbei, die Niederungen stehen unter Wasser und die Noth und Sterblichkeit der Truppen ist unsäglich. Die Bergfahrt gegen Ava muß bis zur besseren Jahreszeit verschoben werden und man schätzt sich glücklich, längs der Gestadelandschaften einige neue Positionen gewinnen und behaupten zu können.

Diese Unternehmungen zur See werden aber durch wiederholte Niederlagen zu Lande in dem Grade verdunkelt, daß Hindu und Muselman auf den Untergang der angloindischen Herrschaft hoffen konnten. Erst im Frühjahr 1825 belehrten die Zerstörungswerkzeuge, die Kriegskunst und der Muth der europäischen Truppen die Birmanen, daß ihre übrigens äußerst gewandt errichteten Palissaden und Holzfestungen vor den Engländern nicht Stand halten konnten. Die stärksten Burgen wurden, wenn auch mit großem Verluste, genommen und der Feind immer weiter ins innere Land getrieben. Stadt und Festung Prome fällt im April 1825 ohne Schwertstreich und die Briten gebieten nunmehr über den ganzen Süden des Reiches. Jetzt hält General Campbell, dem längst der Auftrag geworden, den verderblichen Krieg bei passender Gelegenheit zu beenden, den Moment für gekommen, um in einem Schreiben die friedlichen Gesinnungen der angloindischen Regierung dem Hofe von Ava zu verkünden. Die Zuschrift wird, nach birmanischer Hofsitte, als ein unterthäniges Gesuch betrachtet und demgemäß erwiedert: wenn die Engländer Frieden brauchen, so möchten sie ins Lager kommen und den jüngsten Bruder des Königs, der sich dort befindet, darum bitten. Campbell hielt es im Hinblick auf die enorme Ungleichheit der sich gegenüberstehenden Streitkräfte für geeignet, sich dem birmanischen Wunsche zu fügen. Einige Offiziere gingen ins feindliche Lager mit der Erklärung, die Briten seien bereit, über einen Waffenstillstand zu unterhandeln; vor der Hand wolle man eine Grenzlinie zwischen beiden Armeen feststellen. Beides kam endlich am 17. September 1825 zu Stande, doch ging der Friede noch nicht daraus hervor.

Bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten erfuhren die Engländer einige bedeutende Niederlagen, was jedoch die Birmanen zu unvorsichtigen, tollkühnen Operationen verleitete. Dies benutzte nun Campbell und schlug sie unweit Prome — so weit waren die birmanischen Heere wieder vorgerückt — dermaßen, daß sie alle ihre Stellungen längs des Irawaddy aufgeben und den Engländern zu Wasser wie zu Lande eine offene Straße gegen Ava gestatten mußten. Der erschrockene König beginnt nun von Neuem die Unterhandlungen, während er gleichzeitig die Bergvölker aufruft und selbst in China um Allianzen wirbt. Die Bevollmächtigten Englands und Birma's treffen sich am 30. Dez. 1825 auf dem Irawaddy, zwischen Patanagoh und Mellun,

und kommen dem Anscheine nach rasch zum Ziele. Doch Ava verweigert die Unterzeichnung und der Krieg beginnt nochmals mit großer Erbitterung. Die Engländer rücken vor, schlagen wiederholt die frischgesammelten, zum ersten Male den Europäern entgegenstehenden Heerhaufen der Schan und dringen bis auf vier Tagereisen von der Hauptstadt vor. Nun beeilt sich der Hof von Ava, die früher verworfenen Bedingungen zu genehmigen, und Campbell, der kaum über 2000 gesunder Truppen verfügen konnte, giebt sich hiermit zufrieden. Dies ist der Friede von Yandabo, so genannt nach dem Orte, wo er am 24. Februar geschlossen wurde. Die Birmanen versprachen dadurch, sich jeder Einmischung in die Verhältnisse der britischen Nachbarländer zu enthalten; Arracan bis zur östlichen Gebirgskette, welche das Land von Ava trennt, — diese Grenze ist niemals genau bestimmt worden — dann Ye, Tavoy und Tenasserim, südlich des Salween- oder Martabanstromes, wurden abgetreten und $20\frac{1}{2}$ Millionen Reichsmark als Antheil an den Kriegskosten in festgesetzten Fristen entrichtet. Ein englischer Geschäftsträger mußte zu Ava empfangen und ein Handelsvertrag, der auch bald hernach, am 23. Nov. 1826, durch Crawfurd zu Stande kam, geschlossen werden. Sobald ein Viertel der Kriegssteuer eingezahlt ist, geht das englische Heer nach Rangun zurück, um einige Monate später das Birmanische Reich, so viel man nämlich dem Hause Alompra's noch davon gelassen hatte, gänzlich zu räumen.

Die inneren Verhältnisse Birma's um jene für das Land so bedrängnißvolle Zeit lernen wir theilweise aus dem Buche eines Mannes (Gouger, „A personal narrative of two years' Imprisonment in Burma“ 1860) kennen, dessen Schicksale mit den eben erzählten Ereignissen eng verflochten waren. Herr Gouger, ein englischer Kaufmann, war der Erste oder nahezu der Erste, welcher den britischen Handel in das Herz des Birmanischen Reiches trug. Es war dies eine geraume Weile vor Ausbruch des Krieges von 1824. Er wurde vom Könige Phagyi-dan (der von 1819 bis 1837 regierte) auf das Freundlichste aufgenommen; sein Waarenvorrath, besonders seine Baumwollenzeuge, fanden bei Edelleuten, Damen und Kaufleuten reißenden Absatz. Baumwollenwaaren im Werthe von 36,000 Mark gingen um 96,000 Mark ab; bei anderen Artikeln war der Verkaufspreis das Sechs- und Siebenfache des Kostenwerthes. Ein fabelhaftes Feld des Reichthums öffnete sich vor seinen Augen, und nur zwei — aber sehr ernste — Uebelstände schwächten diese günstige Aussicht einigermaßen ab: die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums unter einem despotischen, durch keine Handels- oder sonstigen Verträge gebundenen Fürsten und die Schwierigkeit, den so leicht erworbenen Reichthum fortzubringen. „Säcke Silbers und Goldes in Barren“ flossen herein an Zahlungsstatt für Waaren, nach denen man begierig griff; allein die Frage entstand nun, was mit diesem Metall zu thun sei. Die Ausfuhr dieses Geldes war ungesetzlich, und von all den mannichfaltigen Produkten eines großen und fruchtbaren Reiches war damals Tekholz der einzige gesetzliche Ausfuhrartikel. Reis wurde in solcher Fülle erzeugt, daß er theilweise unbenutzt verfaulte; ihn auszuführen war jedoch streng verboten. Edelsteine gab es in Menge, allein auch sie waren im Ausfuhrverbot einbegriffen. Rohe Seide wurde von

Karawanen aus China gebracht, aber auch sie durfte nach den Bestimmungen nicht wieder ausgeführt und konnte demnach nicht verwerthet werden.

Unter diesen beengenden Umständen standen Herrn Gouger nur zwei Wege offen: entweder seinen Gewinn so schnell als möglich aufzubrauchen oder den Versuch zu machen, einige Milderung in den Prohibitivgesetzen zu erlangen. Ersteres wollte er nicht thun und das Zweite konnte er nicht thun, außer auf eine mit den englischen Ideen von Geradheit und Ehrlichkeit durchaus nicht verträgliche Weise. Schließlich blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als den Weg der Bestechung der einflußreichsten Würdenträger und Minister zu betreten. Zuerst gestattete man ihm, seinen Schatz nach Rangun zu bringen; dann erhielt er Erlaubniß, ein wenig Rohseide zu kaufen und auszuführen. Nun aber traute er sich für den Augenblick mit keiner weiteren Forderung mehr hervorzutreten, sondern stellte sein Gold- und Silberfeuer ein, in der Ueberzeugung, daß, wenn er mit seinem Bestechungssystem hoch genug hinaufgreife und es am rechten Orte anwende, verhältnißmäßig nur noch äußerst wenige Privilegien außer seinem Bereiche sein würden.

Lange Zeit lebte Herr Gouger in vertrautem Verkehre mit dem Hofe und den Großen des Reiches; ja der König erlaubte ihm sogar, Umgang zu nehmen von der einheimischen Vorschrift, nur auf einer Hälfte seines Leibes zu sitzen, und ließ ihn aus besonderer königlicher Gnade mit einem scharlachfarbigen Seidenmantel bekleiden; die Königin dagegen, obgleich ebenfalls leutselig, war gegen europäische Vorurtheile weniger nachsichtig. Herr Gouger erzählt uns eine peinliche Scene, wo ihn die Fürstin als besonderes Zeichen ihrer Gunst einen Leckerbissen anzunehmen zwang, wider den sich sein Magen sträubte. Es war ein Gemenge von Arecanuß, Tabak, Terra japonica, Gewürzen und noch anderen Dingen. Wenig appetitlich war dann, daß die Majestät, nachdem sie von dieser Delikatesse ein wenig gekaut, dieselbe aus dem Munde nahm und einem hübschen Mädchen hinter ihr überreichte, welche, durch diese Gabe sich hochgeehrt fühlend, — den ekeligen Bissen in ihren Mund steckte und dessen Kauung vollendete. Ein naturalisirter Engländer, ein gewisser Rodger — Yadza nannten ihn die Birmanen —, den Gouger zu seinem äußersten Erstaunen am Hofe von Ava fand, machte ihn übrigens frühzeitig darauf aufmerksam, daß man den herablassenden Manieren Sr. Majestät durchaus nicht trauen dürfe, wie Gouger späterhin selbst hart genug erfahren sollte. Der König überließ sich oft plötzlichen Ausbrüchen der Leidenschaft und dann war er eine Zeitlang wie ein Rasender, sodaß sich ihm Niemand zu nahen wagte und seines Lebens sicher war.

Von diesem Rodger, welcher damals schon seit vierzig Jahren am birmanischen Hofe lebte, erfuhr Herr Gouger Manches auch über die früheren Regenten des Landes und Vorgänger Phagyi-dan's, was wir hier einschalten wollen. Von Mentaragayi, dem Großvater Phagyi-dan's, erzählte er, daß er abwechselungsweise bigott und ketzerisch war; das eine Mal mißhandelte er seine Unterthanen, weil sie keine rechtgläubigen Buddhisten seien; das andere Mal nahm er ihren Priestern Hab und Gut und konfiszirte ihre Klöster mit ebenso wenig Gewissensbissen wie mancher europäische Monarch,

und seine Unterthanen leisteten ihm stets den gleichen Gehorsam. Wenn dann wieder die ketzerische Laune die Oberhand hatte, war Se. Majestät, so lange das Suchen nach der wahren Religion dauerte, in einer unruhigen Geistesstimmung, denn er erkannte wohl, daß der Buddhismus die wahre Religion nicht sei. Der nachfolgende Monarch von Birma widmete sich lieber astrologischen Dingen als religiöser Spekulation. Wenn man Sonnenfinsternisse erwartete, so hatten, der Gewohnheit dieses Hofes gemäß, die Cassay-Brahminen, deren sehr viele in Amerapura wohnten, das Ereigniß dem Könige kund zu thun, damit man sich in Zeiten darnach richten konnte.

Das Leben eines Höflings, welches Jedermann führen mußte, der in Birma vorwärts kommen wollte, war stets ein gewagtes, wie Herr Gouger nur zu bald empfand. Beim Erscheinen der englischen Flotte vor Rangun ward er, unter dem Verdachte, er sei ein Spion, verhaftet. Verdacht und Ueberzeugung sind in einem despotischen Lande fast gleichbedeutende Ausdrücke, und Herr Gouger wechselte rasch freien Verkehr mit König und Edelleuten, Hofgunst und Aussicht auf ein unermeßliches Vermögen mit einem tödlichen Gefängniß und der nahen Aussicht auf Folter und Tod. Am 28. Mai 1824 wurde Herr Gouger vor den Gerichtshof geführt, im Hofraume desselben Palastes, in dem er bisher ein willkommener Besucher gewesen; hier wurde er des Verkehrs mit dem Feinde angeklagt, indem er ihm Kunde sende, Pläne zeichne und überdies Schwager des ehrenwerthen „East-India-Company" sei, der, wie man behauptete, seine Schwester geheirathet habe! Nach einem langen und peinlichen Verhör wurde er, um dort sein Urtheil zu erwarten, in das Gefängniß abgeführt, dessen birmanischer Name Let-ma-zun oder „Hand, bebe nicht" allein schon genügt, um sich ein Bild davon zu machen. Allmählich sammelten sich sämmtliche Europäer in Ava um ihn, darunter der amerikanische Missionar Dr. Judson sammt Frau, — ein Haufe unglücklicher Menschen, bewacht von sieben oder acht unbarmherzigen Gefängnißwärtern, den Auswürflingen ihres Volkes, welche auf den Wangen das Siegel ihrer Entwürdigung, einen in das Fleisch tätowirten Ring, trugen.

Nachdem drei Paar Fesseln an seine Knöchel genietet worden, wurde Herr Gouger in seine künftige Wohnung geführt, ein Bretergebäude, das ein 13 m. langes, 10 m. breites Gemach enthielt und in dem selbst beim vollen Mittagsglanze Dunkelheit herrschte, ausgenommen da, wo das Licht durch Risse in dem Tekbreterwerke eindrang. Die Ausstattung bestand aus Klötzen und Ketten, nebst einem „verdächtig aussehenden Stück Maschinerie, die schon nach wenigen Stunden mein Schicksal erproben sollte; es war blos ein langes Stück Bambu, an dessen beiden Enden ein Seil befestigt war, und das vom Dache herabhing und nach Belieben hinaufgezogen und herabgelassen werden konnte." Auf dem Boden, der voll Unreinigkeiten war, lagen etwa vierzig Eingeborene, beinahe nackt, halb verhungert, unaussprechlich schmuzig, einige mit einem, andere mit beiden Füßen in den Klötzen und außerdem schwer gefesselt. Der Geruch war unbeschreiblich, der Platz wimmelte von Gewürm und Ungeziefer, und wenn die lose Fügung der Breter und ein zerrissener Sparren im Dach nicht ein wenig Luft hineingelassen hätten, es wäre schwer gewesen, zu begreifen,

wie man in einer solchen Atmosphäre lange leben konnte. Ein kurzer Aufenthalt, einmal täglich, im Gefängnißhof war Alles, was man an Luft und Bewegung gestattete; die von Freunden oder mildthätigen Leuten gebrachte Nahrung wurde an der Thüre gelassen, da keine Verbindung mit irgend Jemand außerhalb erlaubt war. Bei Nacht wurden die Füße der europäischen Gefangenen an das „verdächtig aussehende Bambu" befestigt, welches dann so emporgezogen wurde, daß nur die Schultern auf dem Boden ruhten. In dieser Stellung zu schlafen war eine reine Unmöglichkeit, und wenn man von dieser Marter später nicht abgestanden wäre, so hätten die unglücklichen Gefangenen ihr Leben in diesem entsetzlichen Gefängnisse einbüßen müssen. Von den Grausamkeiten zu sprechen, die täglich verübt wurden, ist eine zu verhaßte Aufgabe; wir wollen, als Fingerzeig für die Beschaffenheit derselben, blos die Schlußbetrachtungen unseres Berichterstatters anführen, der nur ein „Beispiel" giebt von dem, was er täglich mit ansehen mußte. „Wird man mir Glauben schenken, wenn ich sage, daß im Verlaufe der Zeit derartige Schauspiele unbeachtet und fast ungefühlt vorübergingen, daß die Leiden unserer Mitgeschöpfe, bei denen wir Anfangs schauderten und fast in Ohnmacht sanken, wenn wir sie sahen, keine Theilnahme mehr in uns erregten? So sonderbar und unnatürlich dies auch im ersten Augenblicke erscheinen mag, so war es dennoch Thatsache. Was aber diese Apathie noch auffallender macht, ist, daß wir zugleich wußten, es stehe uns selbst aller Wahrscheinlichkeit nach eine ähnliche Behandlung bevor. Es ist schrecklich, an die Macht der Gewohnheit zu denken."

Während Gouger's elfmonatlicher Gefangenschaft hatten die Birmanen bereits Boden verloren und die Engländer stetige Vortheile über sie davongetragen. Ein neuer General mit großen Vollmachten ward ernannt, und Herr Gouger glaubt, daß auf seinen Befehl die weißen Gefangenen aus dem Staatsgefängniß in ein kleineres in der ihm untergebenen Provinz gebracht wurden. Hier, in einer elenden, ungesunden, aber von dem Schmuz und der Ruchlosigkeit des früheren Gefängnisses freien Hütte, erwarteten sie nun den, wie sie fürchteten, unvermeidlichen Tod. Die plötzliche Ungnade und das gewaltsame Ende des neuernannten Generals, der von Elefanten zu Tode getreten wurde, retteten Herrn Gouger und seine Gefährten für den Augenblick, und die Nothwendigkeit des Friedens für den birmanischen Hof verschaffte ihnen bald darauf die Freiheit, indem Archibald Campbell die sofortige Freilassung der weißen Gefangenen als unumgängliche Friedenspräliminarien forderte.

Zwei Jahre nach den eben geschilderten Ereignissen stand der Hochmuth der Besiegten schon wieder so voll in Blüte, daß der britische Botschafter Crawfurd in Ava vom Könige nur an einem Ko-dan, d. h. an einem „Gnadenbitttage", empfangen und das Schreiben des Generalstatthalters keiner Antwort gewürdigt wurde. In den Jahren 1830—37 blieb Major Burney als Botschafter in Ava. Es regierte damals noch immer Phagyi-dan, den wir durch Herrn Gouger's Schilderungen genauer kennen lernten und der bei dem Pöbel durch seine Liebhaberei für öffentliche Schauspiele, Prozessionen, Bootwettrennen und andere Feste in großer Gnade stand und für einen wohlwollenden Regenten gehalten wurde. Er taugte aber schlecht auf den Thron,

weil er nicht vertragen konnte, daß seine Minister ihm widerwärtige Dinge vortrugen. Wie König Saul war er im Stande, nach seinem Premier in der Halle den Speer zu schleudern und auf diese summarische Art Staatsgeschäfte zu erledigen. Einen höchst verderblichen Einfluß übte auf ihn die Königin, ein Weib von gemeiner Herkunft, die bei Hof die Hexe oder die Zauberin genannt und in ihrem Handwerk von ihrem Bruder, einem ehemaligen Fischhändler, unterstützt wurde, der es bis zum Titel Menthagyi (großer Prinz) gebracht hatte. Daß der Sakyamen, d. h. der Thronfolger und einzige Sohn des Königs von einer Prinzessin königlichen Blutes, durch seine Stiefmutter in den Hintergrund gedrängt wurde, lag völlig in den Umständen. Der König litt in späteren Jahren an tobsüchtigen Anfällen, die ziemlich an Wahnsinn grenzten, und es bildete sich gegen ihn und seine Frau mit ihrem Schwager eine Partei, als deren Haupt Prinz Tharawaddy, Bruder des Königs, angesehen wurde. Dieser Mann hatte viele gewinnende Eigenschaften und stellte sich Anfangs, als sei er den Briten zugethan. Daneben war er aber jähzornig, liebte Spiel, Trunk und gemeine Gesellschaft. Im Jahre 1837 reifte endlich die Katastrophe. Tharawaddy greift zu den Waffen und Burney, welcher, im Gegensatze mit der herkömmlichen Erbfolge, zur Königin und ihrer Verwandtschaft hält, räth seinem Schützlinge, dem Menthagyi, nach Rangun zu entfliehen, um sich dort dem britischen Schutze anzuvertrauen. Tharawaddy aber gewinnt eilends Ava und Burney, der ihn zu besänftigen suchte, erscheint zu spät, denn das Revolutionsgesindel, lüstern auf die Plünderung der Hauptstadt, wollte nichts von Versöhnung hören. Der Menthagyi und seine nächsten Freunde müssen sich dem Sieger ergeben, und einen Monat später war Tharawaddy Herrscher des Reiches, nachdem sein Vorgänger zur Abdankung genöthigt worden war.

Mit Hülfe von Verbrechern und notorischen Räubern war Tharawaddy auf den Thron gelangt, und der Erfolg verhärtete sein Herz so stark, daß Blutvergießen zur Tagesordnung gehörte. Zunächst wurde auf eine unbegründete Hochverrathsklage der Sohn des entthronten Königs und zwei Jahre später, trotz des dem englischen Gesandten gegebenen Versprechens, keine Rache zu nehmen, auch die Königin und ihr weiland fischhandelnder Bruder aus dem Wege geräumt. Nur der Entthronte selbst ward geschont, aus Furcht vor den astrologischen Warnungen von Tharawaddy's ältester Tochter, bis er 1845 im Kerker eines natürlichen Todes starb. Bald kannte der Blutdurst des Monarchen kein Maß und Ziel mehr. Es machte ihm Vergnügen, Leute erschießen zu lassen, wie z. B. einen seiner Sonnenschirmträger, der in guter Absicht dem königlichen Rosse, als es strauchelte, in die Zügel gefallen war. Die Lebern der Opfer brachte der König dann selbst seinem Hausgötzen zum Geschenk. Tharawaddy vollzog die Hinrichtungen aus Liebhaberei mit eigener Hand und zwar täglich. Nur wenn ihn Burney besuchte, fand keine Exekution statt, weshalb die birmanischen Minister den britischen Botschafter heimlich baten, jeden Tag bei dem König sich zu melden, um ihm den grauenhaften Genuß abzugewöhnen. Doch ward er bald gegen ihn so frostig, daß Burney 1839 seinen Platz verließ und nach England zurückreiste, zum großen Mißvergnügen

seiner Regierung, dagegen zur hohen Freude Tharawaddy's, der nunmehr unbeirrt in der herkömmlichen grausamen Weise regierte. Zwei britische Botschafter, Oberst Benson, der sich 1838, und Kapitän Macleod, der sich 1838—40 an den Hof von Amerapura begaben, wurden schnöde behandelt und Tharawaddy nahm ein Benehmen an, als hielte er sich nicht mehr an den Frieden von Yandabo gebunden. Nur im Jahre 1843, als Sir Charles Napier's Thaten in Sindh bekannt wurden, erbot sich Tharawaddy gegen einen britischen Kaufmann, gegen ein kleines Geschenk der Ostindischen Compagnie Hülfstruppen zu senden.

Wenn trotz seiner wahnsinnigen Grausamkeit der Name Tharawaddy's noch heutigen Tages mit Zärtlichkeit in Birma genannt wird, so erklärt sich dies Angedenken theilweise dadurch, daß es nach ihm noch schlimmer herging. Im Frühling 1845 versuchte einer seiner Söhne den Vater unter Gewahrsam zu stellen, aber Tharawaddy bemächtigte sich rasch wieder der Gewalt, und erst als im Herbst ein zweiter Sohn den Versuch erneuerte, gelang eine Palastrevolution und der König wurde in Ketten geworfen und als Irrsinniger bis zu seinem Tode im November 1846 behandelt. Während dieser Zeit befand sich das Reich unter Regentschaft des Prinzen von Paghan, Tharawaddy's ältestem Sohne, bis dieser nach des Vaters Tode den Thron förmlich bestieg. Ein üppiger, in Sinnlichkeit lebender Jüngling, übertraf dieser vorletzte König von Birma seinen Vater noch an Blutdurst. Seinen Bruder, den Taroup-man-Mentha, der ihm auf den Thron geholfen, ließ er sammt seinem Hausstande, 80—100 Personen, hinrichten. Alle Laster seines Vaters besaß er in höherem Grade, ohne daß er sich durch Freigebigkeit, wie dieser, Anhänger gewonnen hätte. Seine Grausamkeiten geschahen nebenbei aus Habgier, weil er sie oft anwendete, um den Opfern Lösegeld zu erpressen unter nichtigen Vorwänden, als hätten die Unglücklichen in den königlichen Weihern gefischt, Rindfleisch gegessen, Gänse geschlachtet u. dgl. Mehr als 3000 Personen sollen während seiner Zeit in den Kerkern Amerapura's heimlich erwürgt worden sein und eben so viel wurden öffentlich hingerichtet. Dieser König war so britenfeindlich, daß von ihm die Anekdote Kurs bekam, er hasse alle Wörter, die mit einem K beginnen (weil nämlich die Birmanen die Europäer Kala nennen). Sein Minister gefiel sich gleichfalls in Räuberwesen und Grausamkeiten, und nach seinem Muster verfuhren seine Genossen, die Räuber in den Kreisen und Gauen, was zu wiederholten Klagen der englischen Kauffahrer in Rangun führte. Es war leicht vorauszusehen, daß es auf solche Weise bald wieder zum Kriege zwischen England und Birma kommen mußte.

Die nächste Veranlassung zum Ausbruche des Krieges gereicht indeß den Engländern keineswegs zur Ehre. Der birmanische Statthalter Rangun's benahm sich unartig gegen Offiziere, welche einen Brief des Kommodore Lambert überbringen sollten — die Birmanen behaupten, die Briten seien betrunken gewesen — und dieser hielt's für geeignet, zur Wiedervergeltung mitten im Frieden (6. Januar 1852), bei nächtlicher Weile, ein Schiff der birmanischen Regierung zu kapern. Am 10. Januar 1852 knallten die ersten Schüsse aus dem Pfahlwerk der Birmanen am Rangunflusse und damit begann der

zweite birmanische Krieg. Des Menschen Recht geht so weit als sein Schwert, ist ein allgemein giltiger Grundsatz im Morgenlande, und wenn wir uns nicht absichtlich farbige Brillen vor die Augen halten, auch bei uns im fein civilisirten Abendlande. Demgemäß verlangte die indische Regierung in einem entschieden befehlenden Tone am 18. Febr. 1852 vollständige Genugthuung, eine Million Rupien (2 Millionen Mark) Schadenersatz, dann, gemäß dem siebenten Artikel des Friedens von Yandabo, Aufnahme und würdige Behandlung eines englischen Geschäftsträgers zu Rangun. Das Ultimatum blieb jedoch unbeantwortet und die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang. Mit dem Kommando der Armee betrauten die Engländer den alten General Godwin, dem auch die Oberleitung aller Verhandlungen mit dem birmanischen Hofe übertragen ward. — Mit Hülfe der europäischen Verkehrs- und Kriegsmittel nahmen die Engländer rasch nacheinander, und wegen der gewaltigen westländischen Zerstörungskünste selbst ohne namhaften Verlust, im Verlaufe weniger Monate, von April bis Oktober 1852, die Städte Martaban, Rangun, Basseïn, Pegu und Prome. Und wäre man mit rascher Entschiedenheit vorwärts gegangen, so möchte wol der Krieg in wenigen Monaten sein Ende erreicht haben; doch mußte sich General Godwin nach den empfangenen Verhaltungsbefehlen richten. Die stärksten Holzburgen wurden schnell und mit leichter Mühe der Zerstörung preisgegeben. Man bediente sich hierzu, wenn Bomben nicht ausreichten, wie seinerzeit im Afghanischen Kriege, der Pulversäcke. Gleichzeitig schlossen sich den Engländern die meisten Peguaner an; vier Fünftel der Insassen Pegu's sind nämlich Talaing und Karen, welche von den herrschenden Birmanen alle mögliche Schmach und unsägliche Grausamkeit erdulden mußten. Niemals während ihrer langen hundertjährigen Siegeslaufbahn in Asien fanden die Angelsachsen ein so herzliches Entgegenkommen der einheimischen Bevölkerung wie hier in Pegu, und groß war auch die Befriedigung, als Lord Dalhousie die Einverleibung dieser Provinz in die britischen Besitzungen am 20. Dezember 1852 zu Rangun verkündigen ließ. Die betreffende Proklamation ist in Lord Dalhousie's eigenem, klassischem und kraftvollem Stil geschrieben. Sie paßt genau für den Meridian von Ava sowie für die Fassungskraft seiner Unterthanen, und äußerte eine bedeutende Wirkung weit über die Grenzen des birmanischen Gebietes hinaus. Der Schlag wurde durch ganz Ostasien gefühlt. Diese moralische Wirkung war wol eine der wichtigsten Folgen des Feldzuges, denn es konnte schon damals kaum einem Zweifel unterworfen sein, daß im Laufe weniger Jahrzehnte ganz Ostasien unter mehr oder minder direkten europäischen Einfluß kommen werde. Heute ist dies eine vollzogene und allgemein bekannte Thatsache.

Obwol es zu einem förmlichen Friedensschlusse, in dem der Hof von Ava die Abtretung Pegu's anerkannt hätte, nicht kam, so mußte doch der trübselige Ausgang des Krieges nothwendig das Ansehen des regierenden Königs erschüttern. Im Dezember 1852 hatte der Tyrann sein Auge auf den Prinzen von Mendun und seinen Bruder gerichtet. Beide waren Söhne Tharawaddy's, aber von einer Frau niederer Herkunft. Der König aber schien Ursache zu haben, diese Halbbrüder zu fürchten, und der Prinz von Mendun sah sich am

17. Dezember genöthigt, den Nachstellungen des Souveräns zu entfliehen. Bereits war aber eine neue Revolution reif. Der Prinz von Mendun sah sich bald an der Spitze eines zahlreichen Heeres von Mißvergnügten, mit denen er am 1. Januar 1853 vor Amerapura erschien und die Vorstädte besetzte. Wie in früheren Fällen bestanden die Insurgenten größtentheils aus raubsüchtigem Gesindel, welches plündernd durch die Vorstädte zog. Die innere Stadt wurde vorläufig nicht angegriffen, sondern drei Tage verstrichen in Unterhandlungen, während welcher Zeit die Thore der Stadt offen und die Wälle unbesetzt blieben, ohne daß weder die Aufständischen einen Einfall noch die Königlichen einen Angriff auf die Gegner gewagt hätten. Am vierten Tage endlich faßte der König ein Herz, die Thore wurden geschlossen, die Wälle mit Geschützen bewaffnet und das Feuer eröffnet. Die Kanonade dauerte 46 Tage mit einem Verlust von 3—400 Streitern auf beiden Seiten. Endlich gelang es am 18. Februar dem späteren Premierminister, innerhalb der Stadt den König und seine Kanzler gefangen zu nehmen. Während der nachfolgenden Verwirrung stürmten die Truppen des Prinzen und fielen plündernd und sengend in die Residenz. Am Ende des Jahres wurde der glückliche Empörer, der jetzt noch regierende König **Munglon**, gekrönt und vermählte sich nach altem Hausbrauch mit seiner Halbschwester. Der entthronte König war zur Zeit der britischen Mission, die Kapitän Yule beschrieb, noch am Leben und wurde in einem obskuren Winkel Amerapura's in Gewahrsam gehalten, wie sich denn im Vergleiche zu früheren Umwälzungen der letzte Thronwechsel in Birma ziemlich rein von Blutvergießen hielt und dem jetzigen Könige nachgerühmt werden darf, daß er durch seine Gerechtigkeit nicht nur das eigentliche Birma beruhigte, sondern auch die Schangebiete, welche unter seinem Vater und älteren Bruder in beständiger Empörung sich befanden, zum Gehorsam gezwungen habe.

Am Irawaddy liegen die Keime zu einem großen Reiche, denn der Strom ist der mächtigste in den transgangetischen Gebieten und sein fruchtbares Thal gut abgeschlossen durch Meridianketten nach Osten und Westen. Die Bevölkerung vermag sich also ungestört zu entwickeln, kann fremden Eroberern Schritt für Schritt widerstehen und besitzt ein Küstenland, um mit der Welt in Verkehr zu treten. Wachsen dann die Kräfte des Volkes, so mag es als Eroberer nach den Gestaden zweier Weltmeere, entweder nach Osten in das Menamthal und an den siamesischen Golf, oder westwärts nach Arracan an den Meerbusen von Bengalen vordringen. Die Glanzzeit birmanischer Herrschaft fällt in das 11. Jahrhundert n. Chr., wo in Paghan die Residenz lag und jene oft gedachten gothischbirmanischen Tempel erbaut wurden. Um das Jahr 1500 dagegen zerfiel das Irawaddythal in vier kleinere Herrschaften, und namentlich in ein südliches (Pegu) und ein nördliches (Ava) Reich. Den Höhenpunkt erreichte die birmanische Macht unter der Tongudynastie von Pegu, namentlich unter König Tshen=byn=myayen, der 1554 Ava eroberte. Das Reich wuchs damals bis zum Kambodscha= oder Mekongflusse, indem es ganz Siam sich einverleibte. Diese Eroberung ging freilich verloren, aber einen neuen Höhenpunkt erlangte die birmanische Macht unter Alompra, dem Gründer der

jetzigen Dynastie, bis zum Beginn des ersten britisch-birmanischen Krieges. Damals erstreckte sich das Reich über Tenasserim, Arracan, Assam, Katschar und Munnipur, also bis ins Thal des Brahmaputra. Gegenwärtig reicht die Herrschaft von Birma bis unter etwa 20° n. Br. über die Thäler des Salween und Me-kong, so weit diese von den Schanstämmen bewohnt werden. In seiner jetzigen Gestalt aber, wo die birmanische Macht durch den Verlust Pegu's auf das mittlere und obere Irawaddythal angewiesen und von der Küste abgedrängt worden ist, hat das Reich keine Aussicht zu neuem Wachsthume, so lange nicht die britische Macht in Asien zertrümmert wird.

Das Birmanische Reich wird durch den Hlot-Dau oder den Staatsrath regiert, welchem der Einshe-Men oder designirte Thronfolger oder in Ermangelung seiner ein Prinz präsidirt, und der aus aus den Ministern, Wungyi oder Lasttragende genannt, vier in normalen Zeiten, gebildet wird. Doch besteht neben ihnen noch ein geheimer Rath. Die Minister theilen sich nicht in einzelne Geschäftszweige, wenn auch je nach Befähigung dem Einzelnen Geschäfte einer bestimmten Natur zufallen. Das Ministerconseil ist auch eine Art Appellationshof für Streitfälle, die aus der Provinz nach der Residenz gebracht werden, während andere Rechtsfälle an die einzelnen Minister gelangen und ihnen ein wichtiges Einkommen zuführen, da sie zehn Prozent vom Werthe des streitigen Objektes als Gebühr beziehen. In den Städten sitzt ein Statthalter, Myo-Wun, mit einem Magistrat zur Seite; in den Dörfern aber giebt es Aelteste, Thugyi oder die „große Person". Der Myo-Wun spricht über Leben oder Tod; doch findet bei Todesstrafen noch eine Berufung an den höchsten Gerichtshof, den Hlot-Dau, statt. Einen erblichen Adel giebt es nicht, mit Ausnahme der Nachkommen des Monarchen und der Prinzen oder Myo-Tsa, d. h. der Städteesser, weil ihnen die Einkünfte gewisser Städte als Apanagen zugewiesen sind. Bei der herrschenden Vielweiberei ist das Land mit prinzlichen Nachkommenschaften sehr gesegnet, aber die letzten Zweige des fürstlichen Geblütes verschwimmen wieder mit dem Volke zusammen. Dagegen herrscht die Sitte, daß, wenn Jemand zum Statthalter einer Provinz, besonders einer entlegenen, gemacht wird, die nächste weibliche Verwandte in den Harem des königlichen Palastes aufgenommen wird, als Geisel für seine Treue. Da also bei der Wahl dieser Damen, welche man bezeichnend „Statthalterstöchter" nennt, lediglich politische Motive obwalten, so ist es zu entschuldigen, wenn die birmanischen Haremschönheiten nicht immer den besten Begriff von dem Geschmacke des Monarchen geben können.

Sonst giebt es in Birma nur noch den Rang oder Titel des Kommerzienrathes, Suthe oder Sethi, wörtlich „reicher Mann" geheißen, womit Leute bedacht werden, die sich durch Zusammenscharren von Hab und Gut um das Vaterland verdient gemacht haben. Eine Rassensklaverei ist nicht vorhanden, wol aber sinken insolvente Schuldner in die Leibeigenschaft sowie auch Kriegsgefangene an den Meistbietenden in die Hörigkeit versteigert werden. Kastenunterschiede werden nicht festgehalten, doch haftet eine Art von Anrüchigkeit auf den Pagodensklaven, den Freudenmädchen und den Aussätzigen, zu denen noch die Krankenwärter und Henkersknechte hinzukommen.

Die Einkünfte des Reiches fließen zunächst aus einer Haussteuer, die auf einzelne Dörfer gelegt und dann je nach Vermögen auf Hausstände vertheilt wird.



Vornehme Birmanen.

Im Allgemeinen aber werden, nach Bastian's Versicherung, die Abgaben sehr willkürlich erhoben. In Prome betrug die Haussteuer z. B. 6 Tikals

(etwa 30 Mark) auf den Herd, in Tongu 27, ja bei einzelnen wohlhabenden Kaufleuten stieg sie auf 60, 70 bis 100 Tikals. Von dieser Steuer existiren zahlreiche Befreiungen, für die Militärpflichtigen oder für die Pächter der königlichen Domänen, oder für Handwerker, die zu öffentlichen Diensten in Anspruch genommen werden. Von den Feldern wird entweder eine Steuer in Geld, wie beim Tabak, oder fünf Prozent der Früchte, wie beim Reis, bezahlt. Auf den königlichen Domänen wird eine höhere Quote, wahrscheinlich der halbe Ertrag, erhoben. Fruchtbäume sind sehr hoch besteuert. Weiher, Seen und Flüsse werden an Fischer verpachtet, entweder für Geld oder gegen Ablieferung einer Quantität getrockneter Fische. Diese Einkünfte werden verschiedenen Beamten angewiesen, sodaß Jeder von ihnen sein bestimmtes Dorf oder irgend einen See zu „essen" bekommt. Die „Civilliste" des Königs dagegen besteht aus dem Ertrage der Zölle und der Monopole. Die Einwohner werden nämlich genöthigt, die monopolisirten Produkte, z. B. Blei für 5 Tikal (25 Mk.) das 100 Viß (180 Kilogramm) abzuliefern, während der König es für 20 Tikal (100 Mk.) verkaufen läßt. Der Ertrag der Monopole steigt daher auf 9,100,000 Mk., wozu noch 885,000 Reichsmark als Ertrag der Zölle hinzugerechnet werden müssen. So berichtet Kapitän Yule für das Jahr 1855; seitdem sind diese Ziffern aber offenbar erheblich angeschwollen. Unter den Monopolen bildet die Baumwolle das höchste Item; doch gehören dem Könige auch die kostbaren Tekwaldungen, die aber, meistens an Armenier verpachtet, wahrscheinlich in kurzer Zeit aufgeräumt sein werden. Mit diesen Geldern wird der Haushalt des Königs bestritten, während das Heer, wie wir sehen werden, von dem Lande selbst bezahlt wird und die anderen Beamten ihre Gehalte in den ihnen zufallenden Distrikten erheben, ein System, welches bei der Civilisationsstufe der Birmanen nicht unpraktisch ist und jedenfalls den Vorzug der Einfachheit beanspruchen darf.

Die Birmanen besaßen lange keine Münzen, und in Amerapura gelang es, seltsam genug, der britischen Gesandtschaft schwer und nur gegen Verlust, ihr englisches Geld anzubringen. Erst im Jahre 1861 führte der König eine regelmäßige Silbermünze im Gewichte von mehr als sechzehn Grammen ein. Sie trägt auf der Vorderseite einen Pfau, das Wappenthier Birma's, die Devise der königlichen Familie und auf der Rückseite das Datum der Thronbesteigung des Königs. Es scheint indeß nicht, daß man anfänglich eine genügende Anzahl dieser Münzen in Umlauf gesetzt habe, denn Bastian berichtet noch, daß an der Grenze die Geltung der englischen Münze aufhöre und fortan nur Silberbarren angenommen wurden. Das Einkaufen wird dadurch ziemlich sauer gemacht, denn Jeder trägt außer seiner Silberstange Hammer und Meißel bei sich. Dem Verkäufer muß zuerst das Silber vorgezeigt werden, damit er nach dessen Farbe den größeren oder geringeren Feingehalt beurtheilen könne. Dann schlägt der Käufer ein Stück Metall ab und der Verkäufer wiegt. Kleine Werthdifferenzen werden mit Schalen von Reis ausgeglichen, welche also die Dienste von Scheidemünze vertreten, wie die Kakaobohnen in Mittelamerika. Im oberen Birma dienen auch Bleiklumpen als Scheidemünze, welche die Verkäufer in Vorrath bei sich führen und abwiegen.

Handelt es sich um größere Summen, die nur in Feinsilber bezahlt werden können, so muß zuvor durch einen amtlichen Taxator (Poeza) mittels Schmelzofen der Metallgehalt festgestellt werden. Dafür bezieht der Mann ein Prozent Provision. Obgleich er nun für seine Werthangabe haften muß, so ist doch die Taxirung so unzuverlässig, daß die Angaben der geschicktesten Mäkler oft um zehn Prozent von einander abweichen. Das „Standard-Silber", in Birma Yownet-ni (rothes Blatt) oder blumiges Silber, wegen der Figuren auf der Oberfläche genannt, besitzt zehn bis fünfzehn Prozent Kupferzusatz. Ein Feingehalt von $^{85}/_{100}$ scheint gesetzlich festgehalten zu werden. In solchem Standardsilber müssen die Steuern und alle Verträge erfüllt werden, wenn nicht ausdrücklich eine andere Leistung stipulirt worden ist. Aus solchem Silber werden Stücke von 5 und 7 Tikal im Gewichte geprägt und in Kurs gesetzt.

Der Handel hat im Reiche seit jüngster Zeit Dank den Bestrebungen des Königs selbst einen namhaften Aufschwung genommen. Herr Talboys Wheeler berichtet, daß er am Strom zu Mandalay 8—10 Dampfer in ganz vernachlässigtem Zustande am Ufer liegen gesehen habe, und er begreife das nicht. Jetzt kann kein Zweifel mehr sein, wozu Se. Majestät die Dampfer angeschafft hat. Der britische Agent zu Mandalay meldet nämlich, daß Sr. Majestät Schiffe und Waarenläden überall im Lande zum Vorschein kommen. Der König selbst treibt Handel mit allen möglichen Gegenständen und solchem Erfolge, daß die chinesischen Kaufleute ihre Stückgüter und andere Waaren einpacken und damit nach Rangun kommen. Auch hat es der König mit seinen Geschäften nicht blos auf sein eigenes Land abgesehen, sondern bereits in Bhamo ein Zweiggeschäft eröffnet, um von hier die Schanstaaten, welche die Engländer gern allein ausbeuten möchten, zu bedienen. Seine Majestät hat sich in dieser ganzen Geschichte mit großer Schlauheit benommen; den Kaufleuten aller Nationen hielt er bei einem festlichen Bankette erbauliche Reden über die Wohlthaten des Freihandels, in der Praxis jedoch ging er derart vor, daß aller Handel in seinem Lande ihm allein zufallen muß. Sein kommerzieller Anschlag auf Bhamo ist in der That ein unerwarteter politischer Meisterstreich, denn des Königs eigene Waarenschiffe gehen nun bis an die äußerste Grenze, bis dahin, wo noch Sicherheit ist.

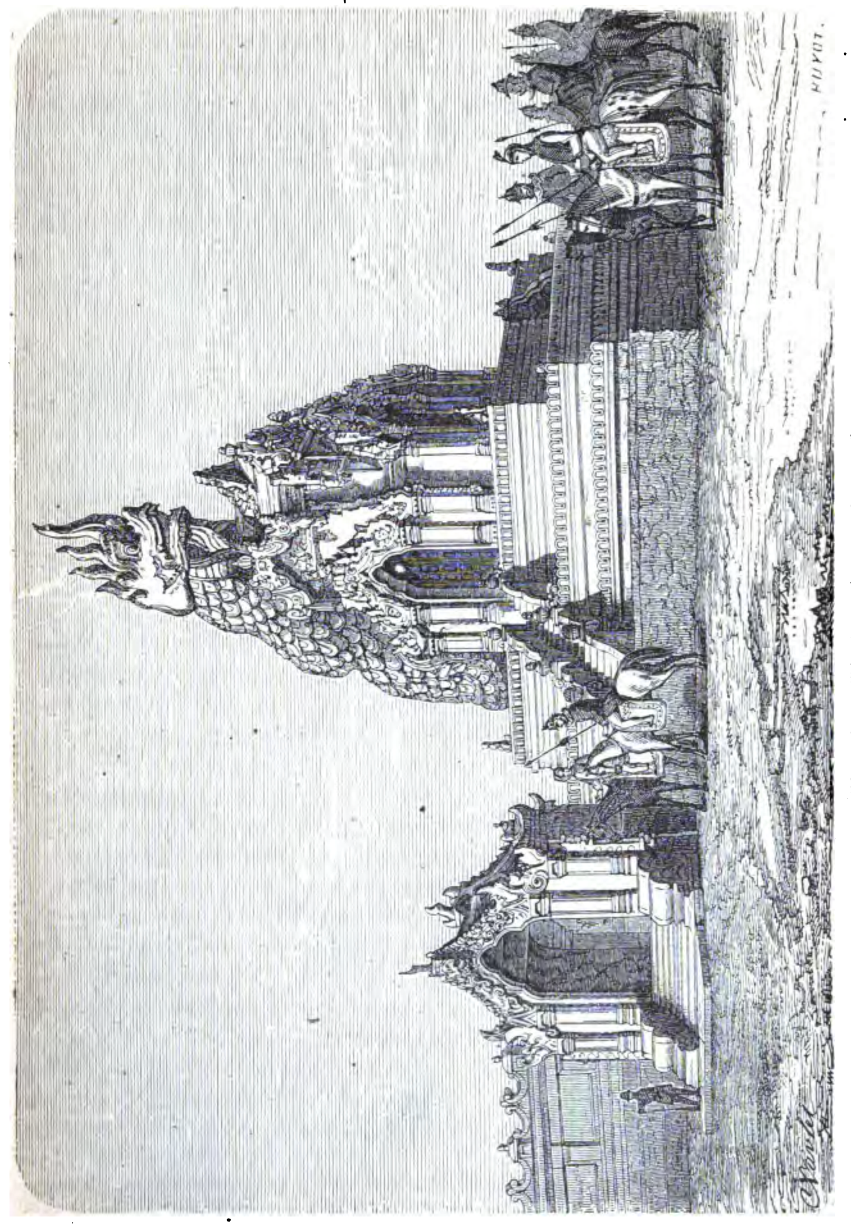
Der König von Birma besitzt keine Arsenale, sondern sein Vorrath an Artillerie und Pulver befindet sich innerhalb der Palastmauern. Sieben neue Stücke mit Elevationsschrauben, sorgfältig nach englischem Muster gearbeitet, sah die britische Botschaft 1855 in den Werkstätten; allein es fragt sich doch, ob die Birmanen 30 brauchbare Geschütze in den Kampf zu führen vermögen, abgesehen davon, daß es an Bespannung und geübten Kanonieren fehlt. Damals war ein Armenier der Pulverfabrikant des Reiches, doch war sein Produkt fehlerhaft granulirt und so schlecht verwahrt, daß die Vorräthe durch Feuchtigkeit rasch zu Grunde gingen. Das Kanoniercorps bestand aus 500 Köpfen und wurde von dem Kronprinzen öfters im Schießen nach der Scheibe geübt. Im Grunde aber darf man von den Birmanen sagen, daß, je weniger sie Kanonen haben, es desto besser für sie sei, denn Geschütze sind nutzlose Waffen in ihren Händen und würden nur ihre Bewegungen lähmen.

Ein gefürchteter und auch ziemlich hartnäckiger Feind ist der Birmane dann, wenn er mit der Muskete ein Pfahlwerk mit einem Dschungel im Rücken vertheidigt, also nicht besorgen muß, umgangen zu werden. Die Briten messen daher die Stärke ihres Nachbars nach der Anzahl seiner Flinten, und wenn die Ziffern richtig sind, so befinden sich in den Händen der Birmanen 20—30,000 Läufe, von denen indessen selbst nach birmanischen Begriffen etwa nur ein Drittel in gutem Zustande ist.

Wenn eine Aushebung vom Hlot-Dau ausgeschrieben wird, so muß jede Provinz und jeder Distrikt sein Kontingent stellen. Wie nun schließlich die Mannschaft aufgebracht wird, ist örtlich sehr verschieden. In dem einen Distrikt wurden z. B. 16 Familien zu einem „Hause" vereinigt und dieses genöthigt, zwei Mann zu stellen. Die Häupter der Städte oder Dörfer wählten die Streiter, doch war es diesen erlaubt, einen Stellvertreter für 100—150 Tikals (500—750 Mk.) zu kaufen, was nicht selten zu Unterschleifen führte, indem die Hauptleute das Einstehergeld in die Tasche steckten und ihre Compagnien nicht vollständig hielten. Die sechzehn Familien mußten ihre Rekruten kleiden, bewaffnen, ihnen monatlich einen „Korb" (20 Kilogramm) Reis und 5 Rupien Sold zahlen. So geschah es im Distrikte Meaday. In Prome, welches 1500 Mann zum letzten Kriege stellte, meldeten sich lauter Freiwillige, die aus den öffentlichen Magazinen der Steuerpflichtigen ernährt wurden. In Padung wurden jedem Soldaten zwei Familien zum Unterhalt angewiesen. Davon bekam eine 5 Acres abgabenfreies Land, wovon sie die Hälfte der Produkte den Soldaten abgeben mußte, die andere Familie zahlte ihm 10 Tikals im Jahre und lieferte ihm Holz sowie andere kleinere Bedürfnisse. Der Thwethouk-gyi oder „Häuptling über Fünfzig" erhielt von 6 Familien 10 Tikals und von einer siebenten die halben Ackerprodukte. Der Bo oder Centurion war auf 52 Familien angewiesen, während der Bo-gyi oder Oberst von seinen Offizieren und Mannschaften den eigenen Sold erhob. Neben diesen außerordentlichen Aufgeboten giebt es eine Art stehender Armee, angeblich von 10,000 Mann, die von bestimmten Dörfern aufgebracht wird, welche für diese Leistung dann völlige Abgabenfreiheit genießen. Das Beste, was sich von den birmanischen Heeren sagen läßt, besteht darin, daß sie keiner Verpflegung bedürfen, denn der Soldat trägt an dem einen Ende der Muskete seine Hängematte, an dem anderen seinen Kochtopf, während er um die Hüften seinen Vorrath an Reis mit sich schleppt. Beim Empfange der britischen Gesandtschaft in Amerapura am 13. September 1855 standen Alles in Allem etwa 9300 Infanteristen und 1300 Reiter unter Waffen, während gleichzeitig in Sagaïn 500 Mann und im alten Ava eben so viel Truppen in Garnison lagen, sodaß in der Nähe der Residenz 11,516 Mann zusammengezogen waren, freilich nicht ohne die Absicht, die Besorgnisse des Volkes vor dem Erscheinen der britischen Dampfer zu beschwichtigen.

Kapitän Yule schildert uns das Aussehen dieser birmanischen Landwehr in nicht allzu glänzenden Farben. Die „Regulären" trugen einen deutschen Waffenrock aus rothem, grobem Zeug mit einem Gürtel und dazu grün- und goldlackirte Pikelhauben aus Holz, ganz nach preußischem Schnitt, nur daß

statt des Schirmes ein Rand wie an einem Pariser Herrenhut um den Helm lief. Der Rock schien ihr einziges Kleidungsstück zu sein.



Birmanisches Militär vor dem Drachentempel.

Die Reiterei trug anstandshalber Hosen und die Offiziere hatten sehr pomphaftes Sattelzeug, aber auch sie gingen oder vielmehr saßen barfuß.

Die Irregulären tragen keine Uniform, sondern kleiden sich nach eigener Diskretion — oder Indiskretion, wenn man will. Die Infanterie war mit Musketen altfranzösischer Form, die Kavallerie mit kurzen Speeren bewaffnet; beide Truppenkörper aber sahen schäbig und erbarmenswürdig aus.

Die Stärke der Gesammtbevölkerung Birma's wird höchst verschieden angegeben. Symes rechnete Ende des vorigen Jahrhunderts 17 Millionen. Cox reduzirte diese Ziffer auf die Hälfte und Crawfurd ermittelte auf vier verschiedenen Wegen $2^1/_8$ bis $4^2/_5$ Millionen, Burney sprach 1835 von 1,831,467 Einwohnern im eigentlichen Birma, und Pater Sangermano gab in seinem 1833 erschienenen Werke über Birma als runde Summe zwei Millionen an. Nach den bekannt gewordenen Daten dürfen wir die heutige Bevölkerung von Pegu gut auf 2,2 Millionen Köpfe veranschlagen, und man kann das eigentliche Birma für gleich dicht bewohnt halten.

So ergiebt sich nach der Größe des Flächeninhaltes eine Bevölkerung von ungefähr $3^1/_2$ Millionen (ohne die Schanstaaten).

Das Reich von Birma besteht aus drei verschiedenen Theilen, nämlich aus dem eigentlichen Birma, von den reinen Birmanen bewohnt, zwischen $23^1/_2$ und $18^1/_2°$ n. Br., dann Nordbirma, von den Singphos, Schans und anderen Stämmen bewohnt, drittens den östlichen Schan-Tributstaaten. Letztere reichen von der Meridiankette auf der Ostgrenze des eigentlichen Birma bis zum Kambodscha- oder Mekong-Strome; die Gebiete der Schan jedoch, die man zu Birma rechnen darf, liegen zwischen 24—20 n. Br. und 97—101° ö. L. v. Gr. Die Suzeränetät des Hofes zu Mandalay ist eine drückende Wirklichkeit für alle solche Gebiete, welche der Hauptstadt nahe liegen, wird aber, je weiter man nach Osten fortschreitet, desto blässer. Im Nordosten ragt auch die Oberhoheit der Chinesen herüber, sodaß man nicht weiß, wo birmanische oder wo chinesische Hoheit aufhört. In einzelnen Gebieten besteht der alle drei Jahre an den birmanischen Hof entrichtete Tribut nur in einem kleinen goldenen Becher, einer silbernen Blume mit Stücken Seide und Goldstoff, einem Paar Schuhe, Salz, Thee und vergoldeten Kerzen, und solche Geschenke werden von manchen Gebieten zugleich an Birma und an China entrichtet. Kapitän Yule berechnet, daß die Schanbevölkerungen, oder vielmehr die tributpflichtigen Tai, wie sie sich selbst nennen, 20,000 Mann als Kontingent zu stellen verpflichtet sind, doch wird ihre Hülfe nur in bedenklichen Zeiten, wie im letzten Birmanischen Kriege, angerufen. In jedem Gebiete ist die Würde des Tsauwab (Thabwa) oder Lehenkönigs in der fürstlichen Familie erblich, doch ertheilt der Hof von Mandalay jedem Thronfolger die Investitur und designirt den Einshe-Men oder nächsten Thronerben. In den Fürstenthümern, Tsauwabschaften, wo die Suzeränität in Gemeinschaft mit den Chinesen ausgeübt wird, verständigen sich beide Mächte über die Wahl des Nachfolgers, bisweilen aber werden sie nicht eins, und es geschieht dann, daß zwei Nachfolger auftreten und sich bekriegen. Wir werden in einem späteren Abschnitte das Wenige zusammenstellen, was bis jetzt über die noch fast eine terra incognita bildenden Länder der Schan bekannt geworden ist.

Schon in Rangun ist Gelegenheit geboten, das Volk der Birmanen kennen zu lernen, welches sowol in Pegu als in Ava verbreitet ist. Prof. Peschel rechnet die Birmanen zu den malayochinesischen Stämmen und reiht diese unter die mongolenähnlichen Völker ein; gleich den Chinesen reden sie ein einsilbiges Idiom, doch ist dies bereits reicher als das Chinesische an Wurzeln, die zur Sinnbegrenzung verwendet werden können. Ihr Stellungsgesetz schreibt vor, daß im Birmanischen die Hülfswurzel stets der Hauptwurzel folge; durch die Beifügung dieser Wurzeln werden nun Hauptwörter und Zeitwörter, sowol solche, die eine Thätigkeit, wie solche, die einen leidenden Zustand ausdrücken, unterschieden. Das Birmanische wird von der Linken zur Rechten geschrieben, ohne Abtheilung zwischen den Wörtern und mit Buchstaben, welche zumeist Kreise oder Theile von Kreisen sind. Es giebt ihrer vierundvierzig im Alphabete. Der Buchdruck ist unbekannt, und bedient sich der Birmane langer Streifen dunkeln Papieres, auf das er mit Stiften aus Seifenstein schreibt. Die Volksbildung ist so allgemein verbreitet, daß gleichwie in China der gemeine Mann fast ausnahmslos lesen und schreiben kann. Die birmanische Literatur besteht vorwiegend aus Schriften theologischen und juristischen Inhaltes im Pali-Dialekt, dann aus Buddha-Legenden, einfachen Balladen und Werken über Astrologie, Kosmographie und Sternkunde sowol in Pali als in birmanischer Sprache.

Das körperliche Aussehen der Birmanen schildert die Gräfin Nostitz in folgenden Worten: „Sie sind von kurzer, gedrungener, aber kräftiger Natur, mit eigenthümlich geformten Beinen und Lenden, welche über und über hieroglyphenartig aufs Sorgfältigste blau tätowirt sind. Durch diese Bemalung, die unter dem Knie einem breiten blauen Bande gleicht, wird die Nacktheit ihrer Erscheinung viel weniger anstößig gemacht, da es aussieht, als wären sie in kurze Hosen gekleidet. Viele haben auch an Brust und Schultern solche Tätowirungen als Zeichen, daß sie einer höheren Klasse angehören. Das Tätowiren ist übrigens eine höchst schmerzhafte Prozedur, die nicht mit einem Male vollendet werden kann, sondern in verschiedenen Perioden vom neunten bis zum vierzehnten Jahre vorgenommen wird.

„Ein breites Gesicht mit starken Backenknochen, einer flachen Stumpfnase, etwas aufgeworfenen Lippen, kleinen, grauen, schräg nach oben geschlitzten Augen und blaßgelbem, einer unreifen Citrone ähnlichem Teint giebt sicherlich kein reizendes Bild, und doch liegt in der Erscheinung der birmanischen Männer etwas Anziehendes, das sich nicht leicht in Worten schildern läßt. Es ist wol hauptsächlich der Ausdruck selbständiger Männlichkeit bei den ältern, und bei den jüngeren ein Zug fröhlicher, sorgloser Munterkeit oder jugendlicher Keckheit, der ihre Mienen und Bewegungen charakterisirt. Die Frauen sind von ähnlichem Typus wie die Männer, nur kleiner, zierlicher. Ihre runden Mignongesichter mit dem Stumpfnäschen und dem schelmischen Ausdrucke lassen sie, ohne schön zu sein, anziehender erscheinen als die gerühmten Schönheiten der Indierinnen." (Helfer's „Reisen in Vorderasien und Indien." II. Bd.)

Herr Vincent rühmt den Birmanen nach, daß sie ein schlichtes, wol indolentes, aber offenherziges Volk seien, welches die Unterhaltungen liebe,

sich freundlich unter sich nnd gastfrei gegen Fremde betrage. Was die Offenherzigkeit anbelangt, so stimmt sie nicht mit dem überein, was die Gräfin Nostitz von ihrer systematischen Lügenhaftigkeit erzählt. Den Eingeborenen, sagt sie, gilt als erste, stets befolgte Klugheitsregel, niemals die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie zur Lüge gar keine Veranlassung haben. Diese Untugend, die einzige übrigens, die sie Gelegenheit hatte bei dem frohen, glücklichen Volke wahrzunehmen, theilen sie mit den asiatischen Völkerschaften. Die Birmanen schätzen ein bequemes, ruhiges Leben über die Maßen. Rauchen, plaudern, den Tag verschlafen oder wilder Musik zuhören und die halbe Nacht durch singen, ist ihr liebster Zeitvertreib. Diese Schilderung mahnt lebhaft an den Zigeuner in Lenau's herrlichem Liede, der das Leben vertrinkt, verraucht, vergeigt und es dreimal verachtet. In früheren Zeiten war diese Indolenz noch größer als heute. Unter der einheimischen Regierung und auch noch unter der englischen waren die Birmanen im Allgemeinen ein leichtsinniges Volk, das nur von heute auf morgen lebte, ohne sich um die Zukunft zu kümmern; es genoß das Leben maßlos, so lange es materieller Vergnügungen fähig war, und brachte dann das Alter in klösterlicher Zurückgezogenheit zu. Niemand dachte daran, Geld bei Seite zu legen, denn dies reizte nur die Habgier der eingeborenen Herrscher, und so wurde die Sorglosigkeit und der Hang zur Verschwendung buchstäblich aufgemuntert. So lange ein Birmane einen Krug Ngapi und einen Korb voll Reis hatte, wollte er nicht arbeiten, selbst wenn man ihm zwei Rupien (4 Mk.) Tagelohn bot — war sein Vorrath erschöpft, so arbeitete er mit Freuden für acht Annas ($^1/_2$ Mk.) per Tag. In manchen Theilen Pegu's liegen die Dinge selbst heute noch so.

Die Tracht der Birmanen ist überaus einfach. Die Männer tragen das Potzo, etwa 4 m. lange und gegen 1 m. breite, baumwollene, aber häufiger seidene Shawls in den buntesten Farben, vorherrschend mit großen blauen, grünen, rothen und gelben Carreaux gemustert. In dieses Potzo hüllen sie ihre Hüften und Lenden, während sie das eine Ende malerisch über die Schultern schlagen. Den Kopf deckt ein lebhaft gefärbtes seidenes Schnupftuch, Gumbung genannt, in welches manchmal eine dicke Haarlocke eingeflochten wird. Die Frauen hingegen tragen als einzige Bekleidung ein großes viereckiges Tuch aus Seiden- oder Baumwollenstoff, das, von der Taille bis zum Knöchel herunterhängend, eng um den Leib geschlagen und unter dem linken Arme durch Ineinanderknüpfen der oberen Enden befestigt wird — bei windigem Wetter eine höchst bedenkliche Tracht. Da bei jedem Schritt das Tuch auseinanderklafft, so kommt das eine Bein fast gänzlich zum Vorschein, was jedoch keineswegs als indezent angesehen wird. Seit der Herrschaft der Engländer hat sich indessen das Schicklichkeitsgefühl der Frauen in Bezug auf ihren Anzug so weit gehoben, daß sie jetzt Brust und Schultern mit einem Jäckchen von großlöcherigem englischen Tüll bedecken, wie auf unserer Abbildung zu sehen ist. Die Frauen gehen stets barhaupt. Beide Geschlechter lassen ihr straffes, schwarzes Haar wachsen, welches die Männer am Scheitel zu einem Bündel vereinigen, während die Weiber es ganz nach rückwärts kämmen und am Hinterhaupte in einen Knäuel zusammenbinden. Im Gesichte dulden die

Birmanen, mit Ausnahme eines schwachen Schnurrbartes, kein Haar; alle gehen barfuß einher, nur die Frauen tragen hier und da eine Art Ledersandalen nach dem bekannten klassischen römischen Muster.

Die Nahrung der Birmanen ist eben so einfach als gesund. Wie bei allen Nationen des südlichen und östlichen Asiens spielt der Reis darin die Hauptrolle. Reis, gesalzene Fische, Ngapi und Früchte sind die wichtigsten Bestandtheile ihrer Küche, Betelnüsse und lange ostindische Cigarren das Dessert. Das Ngapi besteht aus konservirtem Fisch, der schon etwas starkriecht, und Reis, das Ganze zu einer Art Paste gemischt. Diese Würze wird von den Birmanen allgemein genossen und ist daher sehr gesucht. Von der betäubenden Betelnuß (Areca catechu *L.*) wird ein ausgedehnter Gebrauch gemacht und die meisten Häuser haben Spaliere, an denen das beliebte Gewächs gezogen wird. Man kaut das Blatt und die Nuß, was hier wie in Indien als ein unentbehrliches Lebensbedürfniß gilt. Europäern scheint das beständige Kauen des Betel ekelhaft, weil es Speichel, Lippen und Zahnfleisch blutroth färbt (was man indessen nach dortigen Begriffen für Schönheit hält), das Blut erwärmt und ins Gesicht treibt. In Asien gehört das Betelkauen jedoch zum guten Tone und wird wegen des heißen und feuchten Klima's auch für ein gutes Verdauungsmittel gehalten, obgleich der zu häufige Gebrauch die Zähne so angreift, daß Mancher schon vor dem fünfundzwanzigsten Jahre dadurch alle Zähne verloren hat. Nicht minder beliebt sind die ostindischen Cigarren (Cheroots), die von beiden Geschlechtern auf allen Altersstufen geraucht werden. Es sind mitunter solche von solidem Tabak, öfters aber ein mit einem halbgrünen Deckblatt verhülltes Präparat, mitunter von erstaunlicher Größe. Die birmanischen Knaben übertreffen selbst die amerikanischen an Rauchwuth. Herr Frank Vincent behauptet, oft selbst Säuglinge gesehen zu haben, welche von der mütterlichen Brust zur



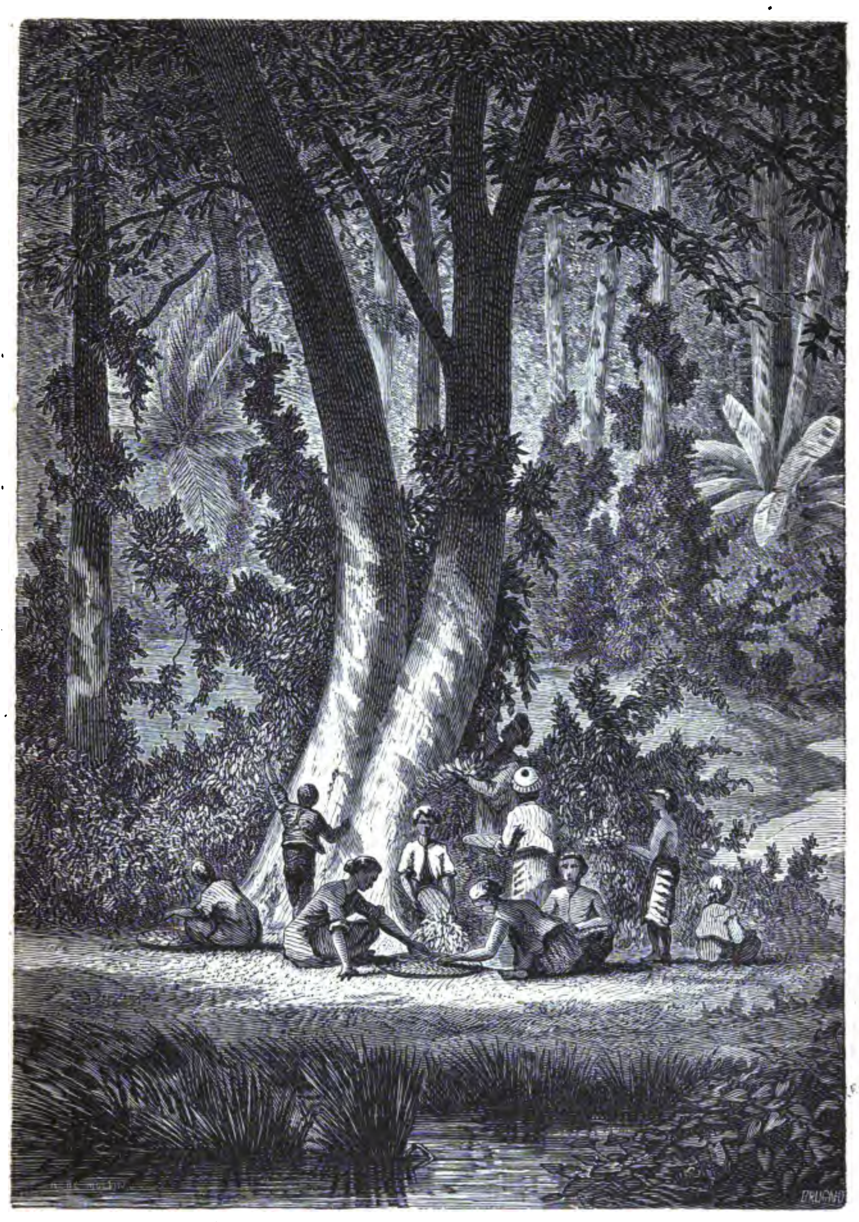
Frau in Birma.

Cigarre langten, um einige Züge daraus zu thun. — Die Birmanen scheinen weniger Geschmeide als die Hindus zu tragen; aber die Verzierung des Ohres geht ihnen doch über Alles. Das Ohrläppchen ist zu einem Loche von bedeutender Ausdehnung — oft bis zu 3 Centimeter im Durchmesser — ausgeweitet, worin die verschiedensten Gegenstände getragen werden: Stücke Holz, Edelsteine oder Rollen von Silber oder Gold. Sind keine Ornamente zur Hand, so stecken Männer wol auch ihre Cigarren oder irgend sonst einen kleinen Gegenstand des häufigen Gebrauches hindurch, während die Weiber das Ohr als Blumen- oder Bouquethalter benutzen, was einen komischen Eindruck macht.

Ehen werden unter den Birmanen nicht eher geschlossen, als bis beide Theile mannbar sind, — sie sind bei ihnen nur Civilverträge, womit die geistliche Gerichtsbarkeit nichts zu schaffen hat. Das Gesetz verbietet die Vielweiberei und erkennt nur ein Eheweib an, das „Mica“ genannt wird. Das Konkubinat dagegen ist unbeschränkt. Ein Mann kann unter besonderen Umständen sein Weib verstoßen, aber der Prozeß ist mit großen Unkosten verknüpft. Konkubinen, welche mit der rechtmäßigen Frau in einem Hause leben, sind durch das Gesetz verbunden, ihr als Mägde zu dienen; wenn sie ausgeht, dieselbe zu begleiten und ihr Wasserkrug, Betelbüchse und Fächer nachzutragen. Wenn ein Ehemann stirbt, so gehören seine Konkubinen, im Falle sie seine Sklavinnen waren, seiner Wittwe an, wenn er sie nicht noch vor seinem Tode durch einen gerichtlichen Akt für frei erklärt hat.

Die Stellung des weiblichen Geschlechtes bei den Birmanen hatte Gräfin Nostitz in Maulmeïn, der großen Hafenstadt an der Mündung des herrlichen Salween-Stromes, zu beobachten Gelegenheit. Sie war erstaunt, die Frauen dort sich frei bewegen und an allen Geschäften des täglichen Lebens theilnehmen zu sehen. Sie standen in den Läden, kauften und verkauften, gingen ungezwungen umher und verrichteten viele Handlungen, welche die Gräfin im übrigen Orient nur als ein Privilegium der Männer hatte ausüben sehen. Ihre Haltung war eine selbstbewußte, würdevolle, ebenso frei von Indezenz als von Unterwürfigkeit. Der Widerspruch, in welchem die unabhängige Stellung der Frau und ebenso das freie, selbständige Wesen der Männer mit dem Drucke der früheren und im unabhängigen Ava auch jetzt noch bestehenden barbarischen Willkürherrschaft steht, findet nach der Ansicht unserer Verfasserin seine Lösung zunächst wol in der heiteren Lebensanschauung des von Kastenzwang, Zelotismus und Unduldsamkeit rein erhaltenen Buddhismus. Immerhin bleibt es überraschend, daß nach der Versicherung unserer wahrheitsliebenden und scharf beobachtenden Berichterstatterin in diesem fernen Lande des Ostens der Frau ganz die gleichen Rechte eingeräumt sind wie dem Manne.

Sie darf Handel und Gewerbe treiben, Grundeigenthum besitzen und es unabhängig, ohne Bevormundung verwalten; sie ist gesetzlich dem Manne in nichts unterworfen und kann nach Belieben die nur auf gewisse Zeit geschlossene Ehe auflösen, ja noch vor Ablauf der bestimmten Frist den Mann verlassen, wenn sie ihm das bei Schließung des Kontraktes erlegte Geld zurückzahlt; doch sollen Fälle dieser Art nicht häufig vorkommen. Dagegen ist, nach Frank Vincent's Bericht, eine Ehelösung die allereinfachste Sache von der Welt.



Einsammeln der Betelblätter.

Wenn zwei Eheleute ihres Beisammenseins überdrüßig geworden sind, so lösen sie ihr Verhältniß auf folgende sehr einfache, aber entscheidende Art. Jeder der beiden Theile zündet eine Kerze an, dann wird die Hütte geschlossen,

sie setzen sich nieder und warten in aller Ruhe, bis die Kerzen nieder- und ausgebrannt sind. Jener oder Jene, dessen Kerze zuerst ausgeht, verläßt sofort und für immer das Haus und nimmt nichts mit als die eben am Leibe befindlichen Kleidungsstücke; alles Uebrige wird zum Eigenthum des zurückbleibenden Theiles. — In der Ehe wissen die Frauen ihre Männer in Ordnung zu halten und den Pantoffel zu führen, wenn diese sich ungebührlich benehmen. Ein birmanisches Mädchen, das mit einem Mohammedaner als Frau lebte und Ursache hatte eifersüchtig zu sein, schleppte ihn in die Straße, packte ihn beim Turban, riß diesen ab, nahm ihm Alles, was er an Geld bei sich hatte, gab ihm eine gute Tracht Schläge mit Faust und Pantoffel, und verkündigte dann laut seinen Fehltritt allen Umstehenden, ohne daß irgend Jemand von diesen sich einmischte. Der arme Tropf nahm alles dies hin, als ob es ganz in der Ordnung wäre. So berichtet ein Augenzeuge und ausdrücklich fügt derselbe noch hinzu, daß solche Auftritte nicht ungewöhnlich sind.

Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu heirathen wünscht, so macht seine Mutter oder nächste Verwandte zuerst einen geheimen Versuch; wird sie gut empfangen, so geht eine Anzahl seiner Freunde in das Haus der Eltern der Jungfrau, mit denen sie die Mitgift festsetzen. Am Morgen der Trauung sendet der Bräutigam seiner Braut drei Lungi's, Unterkleider, drei Tubbiks oder Schärpen und drei Stücke weißen Musselin, nebst Ohrringen, Armspangen und solchen Juwelen, welche ihm seine Vermögensumstände zu spenden erlauben. Von den Eltern der Braut wird ein Fest veranstaltet und ein völliger Ehekontrakt aufgesetzt und gegenseitig unterzeichnet. Das neuvermählte Paar ißt von einem Teller, der Bräutigam überreicht der Braut etwas Laepack, d. i. eingemachten Thee, den sie annimmt, worauf sie ihm das Kompliment zurückgiebt. So endet die Ceremonie.

Ehe es jedoch so weit kommt, findet ein viel interessanteres Vorspiel statt, das der eigentlichen Brautwerbung. Die birmanischen Brautwerbungen haben nichts zu thun mit Entführung oder Raub, Kauf oder Ausstattung; sie verlaufen glatt, wenn auch hier und da unter den Bewerbern ernstliche Streitigkeiten vorkommen, falls zwei derselben ihre Augen auf dasselbe Mädchen geworfen haben. Ein birmanisches Mädchen ist sittsam und heiter, ihr Benehmen ist graziös und anmuthig; es fehlt ihr also nicht an Bewunderern, und sie läßt keinen derselben ganz ohne Hoffnung. Jeden Abend empfängt sie Besuche von allen diesen jungen Herren, deren Laune aber oft so wetterwendisch ist, daß sie noch an demselben Abend zu demselben Zwecke anderen Mädchen im Orte ihre Besuche abstatten. So geht das Hofmachen jahraus jahrein fort und so wird es seit undenklichen Zeiten getrieben.

Der Abend in Birma wird in drei Abschnitte getheilt: die Bettzeit der Kinder, die der alten und die der jungen Leute. Kinder gehen mit Sonnenuntergang schlafen. Dann beginnt auch die Zeit des Hofmachens und sie dauert länger, als die Bettzeit der Alten, welche auf neun Uhr fällt. Die Bettzeit der jungen Leute ist eigentlich unbegrenzt, fällt aber gewöhnlich auf eilf Uhr. Naht die Zeit des Hofmachens, dann zündet die junge Dame ihre Lampe an, sodaß deren Schein durch das Fenster fällt, und nimmt ihren Sitz auf dem Flur ein.

Die jungen Herren haben sich unterdessen in ihre schönsten hellseidenen Potzos und überhaupt in ihren besten Staat geworfen. So treten sie ein, setzen sich zu dem Mädchen auf die Matte und beginnen zu schwatzen. Wenn einer der Liebhaber den Tag über beim Wettrudern unglücklich war oder gar ins Wasser fiel, wenn er einem andern Mädchen zu viel Aufmerksamkeiten erwies, wenn er sich irgendwie lächerlich machte, dann sind seine Aussichten am Abend schlecht und ein Nebenbuhler findet den Vorzug. Die alten Leute bekümmern sich gar nicht um diese Zusammenkünfte und überlassen das junge Volk sich ganz allein. Uebrigens verlaufen diese Werbungen meist sehr unschuldig und die nachfolgenden Ehen, nur auf gegenseitige Zuneigung geschlossen, sind im Allgemeinen glücklich und ungetrübt. Eifersucht ist indessen eine der vorherrschenden Leidenschaften in Birma. Zeigt sich ein Mädchen einem der Hofmacher zugethan, so kann dieser erwarten, daß ein Nebenbuhler seinen Dolch, Speer oder die Flinte an ihm versucht, und es ist nicht selten vorgekommen, daß durch die Mattenwand plötzlich ein Speer in den glücklicheren Liebhaber fuhr, während er bei seiner Schönen saß.

Diese Art des Hofmachens in Birma ist ein Ueberbleibsel der alten, als Swajamwara bekannten Hindu-Institution oder der Wahl eines Ehemannes durch das Mädchen. Diese Swajamwara wurde einst von der alten Militärkaste in Hindustan ausgeübt, ist aber aus Indien nun schon lange verschwunden. Es war ohne Zweifel einer der Kschatrijagebräuche, welche die Buddhisten mit nach Birma brachten, als sie vor zehn oder zwölf Jahrhunderten von den Brahmanen aus Indien vertrieben wurden.

Alle Beobachter stimmen darin überein, und Herr Talboys Wheeler, welcher im Jahre 1870 Birma bereiste, betont es neuerdings, daß das Benehmen der birmanischen Frauen jeden Vergleich mit dem der weiblichen Hälfte jeder andern Nation aushalten würde. Obwol sie keine Art Schleier tragen, beurkundet sich doch in ihrer Erscheinung eine angeborene Sittsamkeit, welche vollkommen genügt, Achtung einzuflößen.

„Die Birmanen", bemerkt Major Allan in einer Denkschrift, welche das auswärtige Amt in Kalkutta besitzt, „zeichnen sich vor den übrigen Asiaten dadurch aus, daß man ihnen kriechendes Wesen nicht vorwerfen darf; sie sind munter und haben einen scharfen Sinn für alles Lächerliche. Rasch erholen sie sich von persönlichem oder häuslichem Unglück. Wenn sie auch wenig Vaterlandsliebe zeigen, so besitzen sie doch Anhänglichkeit an ihre Heimat und noch weit mehr für ihre Familien. Befreit von Kasten- und Geburtsvorurtheilen, schließen sie mit Fremden rasch Brüderschaft und beugen sich willig der europäischen Ueberlegenheit. Bei großer Unwissenheit untersuchen sie doch gern Dinge, sobald keine große geistige Anstrengung dazu erfordert wird, und verrathen Wißbegierde bis zu einem gewissen Grade. Ohne grausam zu sein, bleiben sie doch gefühllos bei dem Blute, welches ihre Herrscher vergießen. Zu ihren Tugenden gehören Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Abhärtung, zu ihren Fehlern Mangel an Ausdauer, weshalb auch Zucht und anhaltende Beschäftigungen ihnen höchst lästig werden; doch fehlt ihnen nicht eine gewisse Art Unternehmungsgeist. Beim Kleinhandel entwickeln sie viele Schacherkünste,

die Frauen namentlich sind geborene Hökerinnen. Wenn sie auch von Natur auch nicht zu Lüge und Betrug neigen, so sündigen sie doch durch Leichtgläubigkeit und monströse Uebertreibungen; in Amt und Würden sind sie anmaßend und prahlerisch, und wo man sie nicht scharf beaufsichtigt, bestechlich, willkürlich und herrisch. Tapferkeit gehört nicht zu ihren Vorzügen, denn Kriegslist gilt bei ihnen mehr als Muth. Mit ihren Waffen sind sie schlecht vertraut und behandeln sie sorglos, daher schießen sie schlecht und zeigen als Jäger in einem mit Wald bedeckten Lande wenig Kühnheit. Wenn es ihnen auch in dem letzten Kriege mit uns an Entschlossenheit mangelte, so würden sie doch unversöhnlich gegen einen Feind sich rühren, der sich im Nachtheil befände; ihre Behendigkeit und Grausamkeit in einem solchen Falle wäre um so gefährlicher, je größer vor dem Ausgang ihre Verzagtheit gewesen wäre.

Der Mangel an Tapferkeit schließt übrigens nicht eine gewisse Todesverachtung aus. Die Lehre von der Seelenwanderung, welche einen integrirenden Bestandtheil des buddhistischen Glaubens bildet, hat nämlich zur Folge, daß seine Bekenner eine auffallende Gleichgiltigkeit zeigen gegen die Vernichtung menschlichen Lebens, selbst in Fällen, bei denen sie persönlich betheiligt sind. W. H. Marshall („Four years in Burmah") erzählt einige frappante Fälle solcher Todesverachtung oder, wenn man lieber will, erstaunlicher Selbstbeherrschung, von welcher auch die am 11. Dezember 1868 zu Rangun erfolgte Hinrichtung von sechs Birmanen ein beredtes Beispiel liefert. Die unglücklichen Opfer dieses traurigen Aktes waren die Rädelsführer einer Emeute, welche wenige Wochen vorher im dortigen Centralgefängnisse ausgebrochen war und bei welcher der Gefängnißvorsteher, Dr. Maingay, sein Leben verlor.

Die Birmanen bekennen sich bekanntlich zur Lehre Buddha's, also zum Atheismus, der eine Unsterblichkeit der Seele in der Form unzähliger Wiedergeburten annimmt, bis es den Frommen gelingt, den Lauf der Wandlungen durch eine Art von asktischem Seelenmord, durch das Nirvana, das gänzliche Erlöschen im Nichts oder den Verlust des Selbstbewußtseins, zu beenden. Uebrigens ist, wie Prof. Bastian treffend bemerkt, die vulgäre Auffassung des Nirvana in jedem Kopfe eine andere, gerade so wie gläubige Christen sich das Leben nach dem Tode je nach ihrer Liebhaberei und der Stärke ihrer Einbildungskraft verschieden vorstellen. Im Allgemeinen wird zugegeben, daß der Buddhismus in Birma sich reiner als anderswo vor dem Eindringen von Schutzgötterwesen erhalten hat und die Klostergelübde der Armuth und der Keuschheit am wenigsten gebrochen werden. In Ceylon giebt es buddhistische Priester, die vom Patriarchen in Mandalay die Weihen erhalten haben und die nach birmanischen Begriffen den ceylonesischen Buddhismus sehr heterodox finden. Als ketzerisch in Ceylon bezeichnen sie Anrufungen von Hindugottheiten, die Ausübung weltlicher Künste, der Naturwissenschaften und der Astrologie durch die Mönche, endlich die Anerkennung obrigkeitlicher Edikte in Religionssachen von Seiten des Klerus, wie wir etwa sagen würden: eines königlichen Placet. Am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts breiteten sich zwei Sekten in Birma aus, wovon die eine die Lehre aufstellte, daß die Gottheit durch das ganze Weltall ausgegossen sei und sich in verschiedenem

Grade durch verschiedene Intelligenzen, am reinsten und höchsten in den Buddhas, offenbart habe. Die andere Sekte verwarf Gautama gänzlich und näherte sich mehr einem Deismus. Sie leugnete die Wiedergeburten, betrachtete den Tod als den Eingang zur ewigen Seligkeit und Verdammniß, je nach dem sittlichen Wandel des Verstorbenen, und verehrte einen allmächtigen und allwissenden Nat (Geist), den Schöpfer der Welt, während sie das Klosterwesen und den buddhistischen Bilderdienst gründlich verwarf. Der gegenwärtige König, als eifriger Sohn seiner Kirche, hat vierzehn solcher Ketzer auf den Scheiterhaufen gebracht, und läßt den Anhängern allenthalben nachspüren, um sie durch öffentliche Anbetung Gautama's zum Abschwören ihrer Lehre zu nöthigen.



Birmanisches Militär.

Wie man sieht, sind also Inquisition und Ketzerverfolgungen keine spezifisch christlichen Erfindungen. Nach Kapitän Yule's Versicherungen soll die genannte Sekte 1855 immer noch sehr zahlreich gewesen sein, wenn sie sich auch verbergen mußte. — Dem in Birma reisenden Europäer verursacht der Buddhismus keine geringen Schwierigkeiten in der Herbeischaffung animalischer Nahrung, denn in der Welt der Buddhisten ist — wegen der Lehre von der Seelenwanderung, derzufolge die Todten behufs ihrer Purifikation in allen möglichen Gestalten wieder auf der Erde erscheinen — das Thierleben heilig und der Metzger ein Mörder. Ja, nicht blos das Thier, sondern der Thierkeim soll unverletzt bleiben, weshalb sogar das Sieden von Eiern verabscheut wird.

Hühner und Eier konnte sich daher Adolf Bastian nur verstohlen und oft blos in den schlechten Vierteln der Städte verschaffen. War das Huhn aber einmal geschlachtet, dann freilich hatte selbst ein orthodoxer Koch nichts mehr einzuwenden, es an den Bratspieß zu stecken, wie denn auch die Einwohner Federvieh züchten, um es zu verspeisen, sobald es an Altersschwäche stirbt. Die Gräfin Nostitz berichtet als Erlebniß, daß sie auf einem Ausfluge am Salweenfluße mit ihrem Gemahl Appetit nach gebratenen jungen Hühnern bekam, deren mehrere um das Haus, welches sie bewohnten, herum scharrten und pickten. Der Hausherr meinte jedoch, es fiele ihm bei aller Devotion sehr schwer, eins dieser Hausthiere, in welchem möglicherweise einer seiner verstorbenen Anverwandten wohnen könne, zu tödten; wenn sie dies aber selbst thun wollten, so hätte er nichts dagegen. Nachdem sie wirklich einige Hühner erlegt hatten und ihr Koch eine angenehm duftende Speise daraus bereitet hatte, ließ sich der skrupulöse Mann seine Anverwandten selber recht wohl schmecken. Eine weitere Folge der Seelenwanderungslehre ist die große Fürsorge und Milde, womit die Thiere behandelt werden; selten oder nie wird man ein mißhandeltes oder überlastetes Thier sehen und in der Hauptstadt Birma's bieten die Bauern Sperlinge in Käfigen zum Verkauf, damit tugendhafte Gemüther ihnen die Freiheit der Gefangenen abkaufen. Dort ist es eine Handlung buddhistischer Frömmigkeit, einen Sperling zu retten; in Paris versuchen es bekanntlich die Gassenbuben mit Schwalben. Ganz besonders scharf wird dermaleinst im Jenseits die Strafe aller Angler sein. In den buddhistischen Tempeln sieht man die Seelen gottloser Fischer abgebildet, wie sie von den Dämonen mit einem Angelhaken an der Zunge aus dem Pechpfuhl des buddhistischen Inferno ausgefischt und dann schadenfroh wieder hinabgeworfen werden, damit die Qual von Neuem beginne. Deshalb gehen die Fischer des Irawaddy sehr vorsichtig zu Werke. Sie tödten nie ihre Beute, um kein Blut zu vergießen, sondern legen sie aufs Trockene in die warme Sonne. Wenn die Fische über dieser guten Absicht sterben, so ist es ihr eigener Wille, und der Fischer fährt jedenfalls unbefleckt von Blut ins Jenseits.

Die Birmanen besitzen ein vollständiges nationales Erziehungssystem, indem die Knaben insgesammt gesetzlich genöthigt sind, drei Jahre in einem Khyung oder religiösen Hause zu wohnen, wo sie den Phungyis oder Priestern dienen, und von diesen im Lesen, im Schreiben, in den Elementen der Arithmetik und der Religion unterrichtet werden. Ebenso ist jeder Phungyi verpflichtet als Schulmeister zu wirken, und sie haben es allezeit für ihre wichtigste Obliegenheit gehalten, dahin zu streben, daß alle Birmanenkinder ohne Ausnahme lesen und schreiben können. So ist es auch jetzt noch in dem unabhängigen Reiche Ava, welches also hinsichtlich der allgemeinen Volksbildung, gleich China, manche hochcivilisirte Staaten Europa's übertrifft. Im britischen Birma, in Pegu dagegen, ist von Seiten der Eroberer der Schulunterricht vernachlässigt worden, und man kann sagen, die europäische Civilisation habe dort buchstäblich mit einem Rückschritt begonnen. Erst später erkannten die Briten ihren Fehler und — setzten sich nun mit den buddhistischen Mönchen ins Einvernehmen, damit sie wieder den Unterricht übernähmen.



Eine eklatantere Genugthuung und Anerkennung seiner Existenzberechtigung hat das Mönchthum vielleicht nie erhalten. Die Phungyis erboten sich gerne dazu und verlangten nicht einmal eine Geldentschädigung für ihre Mühe; sie unterrichteten um Buddha's willen diese „blinden Heiden“, wie die Engländer und christlichen Missionare von Birmanen mitleidig genannt werden.

Das Erziehungssystem der Birmanen ist ein sehr weises. Die Phungyis, deren es eine Unzahl giebt, leben in den Khyungs; sie sind ehelos und in der Regel sehr keusch. Sie berühren nie Geld und sehen es vermuthlich nie. Jeden Morgen machen sie und die ihnen zugetheilten Knaben einen Umgang im Dorfe, wo sie dann in jedem Hause eine Portion Reis und andere gar gekochte Nahrungsmittel bekommen, von welchen sie und die Knaben leben. Letztere werden sonach drei Jahre lang, ohne alle unmittelbare Beiziehung ihrer Eltern, auf Kosten der ganzen Gemeinde gespeist; sie gewöhnen sich an Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen ihre Oberen, was möglicherweise in diesem Alter zu Hause nicht der Fall sein dürfte, und erlangen eine einfache vaterländische Erziehung, die hinreichend ist, sie durchs Leben zu führen. Gewöhnlich bleibt der Knabe, dem, solange er im Kloster verweilt, das gelbe Priesterkleid angelegt wird, bis zum Alter von zehn bis dreizehn Jahren daselbst, und entscheidet sich dann, ob er Priester bleiben oder ins weltliche Leben zurückkehren will. Wie beschränkt der Unterricht im Khyung auch ist, so genügt er doch, um eine gewisse Schulbildung allgemein zu verbreiten. Die Mädchen dagegen erhalten gar keinen Unterricht, und man sagt, daß es eben so schwer sei, in Birma eine Frau zu finden, die lesen und schreiben kann, als einen Mann, der beides nicht kann. Dessenungeachtet wissen, wie wir vernommen haben, die Frauen ihren Platz in der Gesellschaft zu behaupten. („Ausland“ 1867.)

Der Natur göttliche Verehrung zollend und immer in der freien, milden Luft lebend, betrachten die Birmanen es als eine hohe Ehre und als einen den Priestern gebührenden Vorzug, daß deren Leichen nicht der Verwesung anheimfallen, sondern der Natur und zwar der Luft zurückgegeben werden. Auf dieser Idee beruht der birmanische Gebrauch, die Leichen der verstorbenen Phongyis in die Luft zu sprengen. Eine solche Bestattung ist ein allgemeines Volksfest, das große Anstalten erfordert, weshalb man mehrere Priesterleichen zusammen zu bestatten pflegt, indem die früher Verstorbenen so lange vor Verwesung geschützt werden. Die schön geschmückten Leichname werden feierlich auf ein hohes hölzernes Gerüst gelegt, unter welchem eine große Quantität Pulver aufgehäuft ist: das Pulver wird entzündet und die gewaltige Explosion schleudert die todten Körper sammt dem Gerüste in alle Winde, sodaß sie in Atome zerstieben. Für das Volk, das in feierlicher Prozession sich an dem Orte sammelt, hat es hohen Werth, irgend einen Körpertheil, einen Fetzen des Gewandes oder auch nur einen Splitter des Gerüstes zu erhaschen. Alles sucht, jagt und rennt nach derartigen Ueberbleibseln, die der Finder als glückbringende Relique aufbewahrt.

Aeußerst tolerant oder aber indifferent gegen andere religiöse Ueberzeugungen, sind die Birmanen doch unzugänglich für Bekehrung. Ihre Priester führen zwar lange Disputationen mit den Missionaren, halten aber ihre eigenen

religiösen Schriften für ebenso alt und unumstößlich wahr wie diese die christlichen, und verlangen, um vom Gegentheile überzeugt zu werden, mathematische Beweise, die die christlichen Sendboten ihnen natürlich schuldig bleiben müssen. Mit stoischer Ruhe sehen sie dem Bekehrungseifer der verschiedenen christlichen Missionäre zu, die leider ihre gehässigen konfessionellen Streitigkeiten auch hier fortsetzen, während diese gegenseitigen Schmähungen dem Ansehen des Christenthums, dem man auf die Beine helfen will, doch nur zu großem Nachtheile gereichen. Dem gegenüber lassen die birmanischen Priester es geschehen, daß der Buddhismus auf offener Straße von den christlichen Sektirern geschmäht wird, ohne daß sie das Volk zu Gegendemonstrationen aufreizen, was ihnen bei dem Ansehen, welches sie genießen, leicht gelingen würde. Sie können dies unbesorgt ansehen, denn die religiösen Anschauungen des Buddhismus bieten dem von Natur aus sorglosen, fröhlichen und glücklichen, in seinen Lebensanforderungen leicht zu befriedigenden Volke völliges Genüge für seine geistigen Bedürfnisse. Eben so wenig Eindruck machen auf sie die Drohungen ewiger Verdammniß und der Hölle, mit welchen fanatische Missionare die Leute ins Christenthum hineinzuschrecken suchen. Von den Buddhisten wurden die wenigsten bekehrt und meistens — dies bestätigt sowol die Gräfin Nostitz als der kürzlich verstorbene kaiserlich deutsche Konsul in Rangun, Herr Chr. Deetjen — waren es nur herabgekommene und verwilderte Subjekte, die sich um weltlichen Vortheils willen taufen ließen, da sie pekuniäre Unterstützung erhielten. Hörte diese auf, so trugen sie gewöhnlich die ihnen verabreichten Bibeln und Traktätchen an einem öffentlichen Ort zusammen und verbrannten sie mit den Worten: „Umsonst wollen wir keine Christen sein!“

In ihrem Charakter haben die Birmanen viel mit den Chinesen gemein; sie sind scharfsinnig und unternehmend, obgleich träg, und besitzen viel Geistesunabhängigkeit und Intelligenz. Frei von Kastengeist und Rassenvorurtheil, erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an und sind begierig, von ihnen zu lernen. Sie fühlen sich durch die Verbindung mit ihnen geehrt und geben ihnen — im britischen Pegu — ihre Töchter gern zu Frauen, vorausgesetzt daß der nach ihren Gesetzen übliche Ehepakt geschlossen wird. Die so geehelichte Frau betrachtet sich als die legitime Gemahlin ihres Mannes und verlangt nicht nur von ihm als solche behandelt zu werden, sondern beansprucht auch von Anderen die Ehrenbezeigungen, die dem Range ihres Mannes gebühren. Viele englische Offiziere waren schon zu Helfer's Zeit, also gegen Ende der dreißiger Jahre, mit Birmaninen verheirathet. Die Kinder solcher Verbindungen, wenn auch nicht durch Schönheit ausgezeichnet, waren doch intelligent: es ließen sich schon in jugendlichem Alter die geistigen Anlagen des europäischen Vaters vereinigt mit dem glücklichen Naturell der birmanischen Mutter wahrnehmen. Die Liebe zu diesen Kindern war im Volke allgemein und Frau Helfer sah selbst hie und da einen Birmanen ein Kind seiner Frau, das durch blaue Augen und blonde Haare unverkennbar die fremde Abstammung verrieth, liebkosen und mit Wohlgefallen auf den Armen tragen. (Gräfin Nostitz, „Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien.“ II. Bd.)





Mittlere Pagode in Nakhon Wat.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Priesterwohnungen im Nakhon Wat.

Wanderungen in Kambodscha.

Von Komput nach Ubong. — Die Stadt Komput. — Der König von Kambodscha und seine Frauen. — Weg nach Ubong. — Schilderung der Stadt Ubong. — Der zweite König. — König Norodom I. — Die Kambodschaner. — Steuerverhältnisse. — Reise nach Brelum ins Land der Stieng. — Die Thiames am Mesapufer. — Pinhalu. — Panompin. — Der Mekhong. — Brelum. — Die Stieng. — Ihre Sitten und religiöse Meinungen. — Tigerjagd bei den Stieng. — Larclause bei den Stieng. — Battambang. — Der See Tuli-Sap. — Die Provinz Battambang. — Ruinen alter Städte. — Banon. — Die Ruinen von Ongkor. — Mouhot und Bastian in Ongkor. — Der Nakhon Wat. — Seine Skulpturen. — Nakhon Tom. — Prasat Keoh und Patentaphrom. — Der aussätzige König.

Von Tschandabun fuhr Mouhot längs der Küste nach Komput oder Kampot, dem einzigen Hafenplatze Kambodscha's. Die vielen Inseln, womit das Gestade gleichsam eingesäumt ist, sind unbewohnt, liefern aber das Gummigutti, das auch bei Kompong Sôm, in der Umgegend von Komput, in großer Menge gesammelt wird. Dort wächst auch eine sehr werthvolle Art von Kardamomen. Die Stadt Komput zählt kaum 300 Häuser und steht im Bevölkerungsrange niedriger als Tschandabun. Sie bekam Handelsprodukte aus dem unteren Cochinchina, dessen Häfen von Seiten der annamitischen Regierung für

europäische Fahrzeuge gesperrt waren; mit Cancao, wie der cochinchinesische Hafen Itatien auf unseren Karten genannt wird, fand Schleichhandel statt. Die Zufuhren von Komput bestehen in Reis, Gummigutti, etwas Elfenbein, sodann getrockneten Fischen und Hölzern. Komput selbst liegt so versteckt, daß, wenn man auf der Rhede ankommt, nirgends ein Zeichen des Hafenplatzes sichtbar wird. Der Reisende wohnte dort bei einem französischen Missionar, dem Abbé Hestrest, von dem er dem Könige von Kambodscha vorgestellt wurde. Der Fürst dieses Landes ist nicht souverän, sondern von Siam, nicht aber, wie oft irrig behauptet wird, auch von Annam abhängig; neuerdings ist er durch die Franzosen ins Gedränge gekommen, seitdem dieselben das Gebiet an der Mündung des Mekhong sich angeeignet haben. Der damalige König von Kambodscha war ein Mann von etwa sechzig Jahren, klein, dick und fett; das Haar trug er kurz geschoren, der Gesichtsausdruck zeugte von Intelligenz, Feinheit und auch von einer gewissen Gutmüthigkeit. Er ließ sich von einem Dutzend Mädchen begleiten, darunter eine, welche der Reisende für die bevorzugte Gemahlin des Königs hielt, die durch Schönheit der Gestalt sowol als der Gesichtszüge so auffiel, daß sie in jeder europäischen Gesellschaft die Blicke würde auf sich gelenkt und gefesselt haben. Die übrigen Damen dagegen waren nicht nur durch Feistigkeit, sowie durch grobe und breite Gesichter, sondern außerdem durch Betelkauen entstellt. Ein ungenannter Offizier der Madrasarmee, welcher vom Könige in Audienz empfangen wurde und Gelegenheit hatte, dessen Harem zu sehen, versichert, daß diese Schönheitsgalerie des Landes nicht übel gewesen wäre, denn zu den sanften und regelmäßigen, bisweilen sogar feinen Gesichtszügen gesellte sich Fülle und Reinheit der plastischen Körperformen; allein diese Damen waren nach Landessitte kahl geschoren und ihre Zähne schwarz gefärbt. Sie trugen nur das Salendang, eine Art von Hemd, und eine seidene Schärpe, die locker um den Hals und von den Schultern floß. Einige Tage später stattete Mouhot einen Besuch im Palaste ab, und da nach morgenländischem Gebrauche dem König Niemand sich nähern darf, ohne ein Geschenk zu bringen, so überreichte der Reisende einen Spazierstock, der ein verstecktes Schießgewehr enthielt. Sämmtliche Staatsbeamte mußten während dieser Audienz auf den Knieen mit der Nase an der Erde liegen. Auch nähert sich ein Eingeborener dem Monarchen nicht anders, als daß er auf allen Vieren rutscht. Als Franzose erregte Mouhot's Anwesenheit im Lande einiges Bedenken, da gerade der Krieg gegen das benachbarte Annam ausgebrochen war und hinter dem Wanderer ein militärischer Sendling vermuthet werden konnte. Allein die Versicherungen des Missionars beruhigten jeden Argwohn und der König ertheilte seine Erlaubniß zum Besuche seines Reiches; ja er befahl sogar seinen Mandarinen, den Reisenden mit Wagen zu versehen. Bei diesem Befehle blieb es aber, denn die Beamten lieferten nur solche elende Karren, daß Mouhot vorzog, für sein Geld sich bessere zu miethen. Die einheimischen Wagen sind gänzlich aus Holz gefertigt; die Räder aber haben keine Speichen, sondern sind massive Holzscheiben. Das Innere des Wagens ist wiegenförmig von Bambu geflochten und mit einem Mattendach versehen. Die Stationen werden zu beiden Seiten der Straße durch Pfähle abgetheilt.



Eine Favorite des Königs von Kambodscha. (Nach einer Zeichnung von Pelocq.)

Die Kambodschaner haben ein Wegmaß, welches sie Sen nennen und das 20 Peüms oder Klaftern enthält. Ein Sen ist so viel wie 37,19 m., und je das hundertste Sen wird durch ein Meilenzeichen angegeben, während jede Hälfte

des Weges oder das fünfzigste Sen dadurch angezeigt wird, daß man Bäume pflanzt, deren Wipfel kugelförmig beschnitten werden. Der Weg von Komput nach Udong führt zuerst über ein Stück Sumpfboden, dann aber durch einen Wald, der bis an die Mauern der Hauptstadt reicht. Ueberall war die Straße in gutem Zustande. Sie bildet nämlich eine 25—40 m. breite Lichtung, sodaß sie einer großen Allee gleicht. Mouhot sagt uns zwar nicht, warum die Straße so breit angelegt worden sei, wir wissen aber, daß in Indien die Wege in gleichem Maßstab durch die Dschungel gehauen werden, und dort geschieht es zum Schutze gegen die Tiger. Der Tiger greift nämlich auf freiem Felde nicht leicht einen Menschen an. Er will nie die Deckung im Rücken verlieren, und wenn er seine Beute nicht auf einen Sprung erreichen kann, läßt er sie lieber fahren. Die Halteplätze auf jener Straße liegen in gleichen Abständen von etwa 20 Kilometer auseinander, und auf jedem finden sich nicht nur Karawanseraien zum Obdach für die Reisenden, worin auch die frohndepflichtigen Lastträger, die alle fünf Tage abgelöst werden, ein Unterkommen haben, sondern auch geräumigere Gebäude, die für den König errichtet worden sind, wenn er sich nach der Hauptstadt begiebt. Die Hitze wurde schon um 10 Uhr Morgens unerträglich. Mouhot, der genöthigt war, barfuß zu gehen, weil ihn die Stiefel schmerzten, litt unsäglich durch die Glut des Sandes, und selbst die Eingeborenen, deren Fußsohlen doch viel härter waren als die seinigen, suchten die Rasenstreifen auf, um nicht den glühenden Boden zu berühren. Auf den acht Tagemärschen stieß man nur auf ein elendes Dorf, sonst war in dem Walde kein Anzeichen einer Bewohnerschaft zu entdecken, und erst als man der Hauptstadt näher rückte, kam man an Reisfeldern, Obstgärten und Landhäusern vorüber, in die sich die vornehme Welt der Residenz flüchtet, um eine reinere Luft zu genießen. Die letzte Station vor der Hauptstadt Udong wird durch ein Stück vortrefflicher Straße geziert. Der Körper dieses Verkehrsmittels liegt 2 m. über der Ebene, ist an den Seiten mit Steinblöcken befestigt, vollkommen eben, von zwei Reihen Bäumen beschattet, und liefert eine ehrenvolle Probe von den Leistungen im Chausseebau, deren die Kambodschaner fähig sind. Endlich stand man vor der Stadt selbst, die mit einem Wassergraben und Wällen umgeben, sonst aber von keiner lebenden Seele bewacht war, sodaß Mouhot mit eigener Hand das Thor öffnen konnte.

Udong liegt nordöstlich von Komput am Semum, einem von Westen her aus dem großen See Tuli-Sap kommenden Zuflusse des Mekhong, 210 Kilometer vom Meere entfernt. Die Nachricht von Mouhot's Ankunft daselbst erreichte sehr bald den „zweiten" König Kambodscha's, der in Udong damals sich aufhielt, und Mouhot wurde sogleich nach dem Palaste entboten, vor dem ein Dutzend Kanonen ohne Laffeten liegen, in deren Mündungen die Spatzen ihre Nester gebaut hatten. Die Häuser der Stadt sind aus Bambupfählen und Bretern erbaut und stehen auf einer Straße, die eine englische Meile (1,61 Kilometer) in der Länge mißt. Sie ist schon deswegen die längste Straße Udongs, weil es außer ihr keine zweite giebt; auch genügt sie vollkommen, um die Bevölkerung zu umfassen, die Mouhout nur auf 12,000 Köpfe angiebt. Die Stadt erscheint aber sehr belebt, weil die Landleute aus der Umgegend

dorthin kommen und die Mandarinen bei ihren häufigen Aufzügen immer eine große Menge von Sklaven im Gefolge haben. Die Stadt ist von einer doppelten Mauer umgeben und zwischen beiden ein Abstand von 1½ Kilometer; die äußere Mauer ist die höhere, sie mißt 5 m. und wird außerdem noch durch Pfahlwerke geschützt. Die Thore führen unter Thürmen hindurch und werden Nachts geschlossen. Nahe an Mekhong liegt das malayische, reinliche Kampong Ulong, denn in Udong selbst wohnen oder dürfen keine Malayen wohnen. Der Fluß gewährt dort die anziehendsten Bilder. Er ist bedeckt mit lieblichen Inseln, deren frischer Rasen und friedliche Hütten die Landschaft nicht wenig malerisch machen, während zur Vollendung des Bildes eine hohe Bergkette für den Hintergrund nicht fehlt.

Der zweite König war von seinem europäischen Besucher so entzückt, daß er ihn, was sonst Niemandem verstattet worden war, in sein Serai und in sein inneres Prunkgemach führte, welches vollständig in europäischem Stile ausgestattet war. Hier bewirthete er den Reisenden mit einer französisch zubereiteten Mahlzeit aus Geflügel, an der nicht das Mindeste auszusetzen war. Dieselbe wurde mit einer Flasche Cognac und Manila-Cigarren beschlossen. Der zweite König ließ dann sein bestes Kleinod, nämlich eine Spieluhr, bewundern, die seltsamer Weise als erstes Stück die Marseillaise und als zweites die Girondistenhymne „Mourir pour la patrie“ zu hören gab. Auf Mouhot's Befragen, welches der beiden Stücke Sr. Majestät besser gefalle, erklärte der König arglos und treuherzig: die Marseillaise, und sein Besucher war boshaft genug, hinzuzusetzen, daß alle Monarchen Europa's in dieser Geschmackssache mit Sr. Majestät übereinstimmten. Dieser junge asiatische Fürst wurde früher in Bangkok erzogen, da als Unterpfand ihrer Treue die Vasallenkönige Kambodscha's ein oder zwei Prinzen als Geiseln an den lehnsherrlichen Hof senden müssen, wo ihnen Unterwürfigkeit gegen die Schutzherrschaft von Jugend auf eingeprägt wird. An asiatischem Prunk fehlt es übrigens den Königen von Kambodscha nicht. Hände und Füße blieben freilich bei Sr. Majestät unbekleidet, dafür aber trug er ein prächtiges Languti und einen Gürtel aus gelber Seide, und ließ sich, so oft er den Palast verließ, in einer schön geschnitzten und vergoldeten Sänfte von vier Bedienten tragen, während ein fünfter einen großen rothen Sonnenschirm — das Wahrzeichen der Souveränetät im Morgenlande — an einem 4 m. langen Stabe mit vergoldetem Griffe trug. Einen wichtigen Schluß darf man auf die staatsrechtlichen Beziehungen des siamesischen Kambodscha auch aus dem Umstande ziehen, daß der König Geld prägt. Sonach ist er nach orientalischen Begriffen ein Souverän, denn im Morgenlande ist das Prägen von Münzen das sicherste Kennzeichen von Souveränetät, wie unbefugtes Prägen als höchster Hochverrath gilt.

Im Jahre 1860 starb Sombet Phra Harirak, der König von Kambodscha, der von dem Unterrichte der Missionare hinlänglich gelernt hatte, um die Inschrift „Domus ad mendicandum oryzam et bibendum vinum“ über seinen Speisesaal zu setzen. Der zweite Sohn, Ong Wata, der als Geisel am Hofe von Siam lebte, erhielt die Erlaubniß, zurückzukehren und dem Leichenbegängnisse seines Vaters beizuwohnen. Er benutzte aber die Gelegenheit, um einen

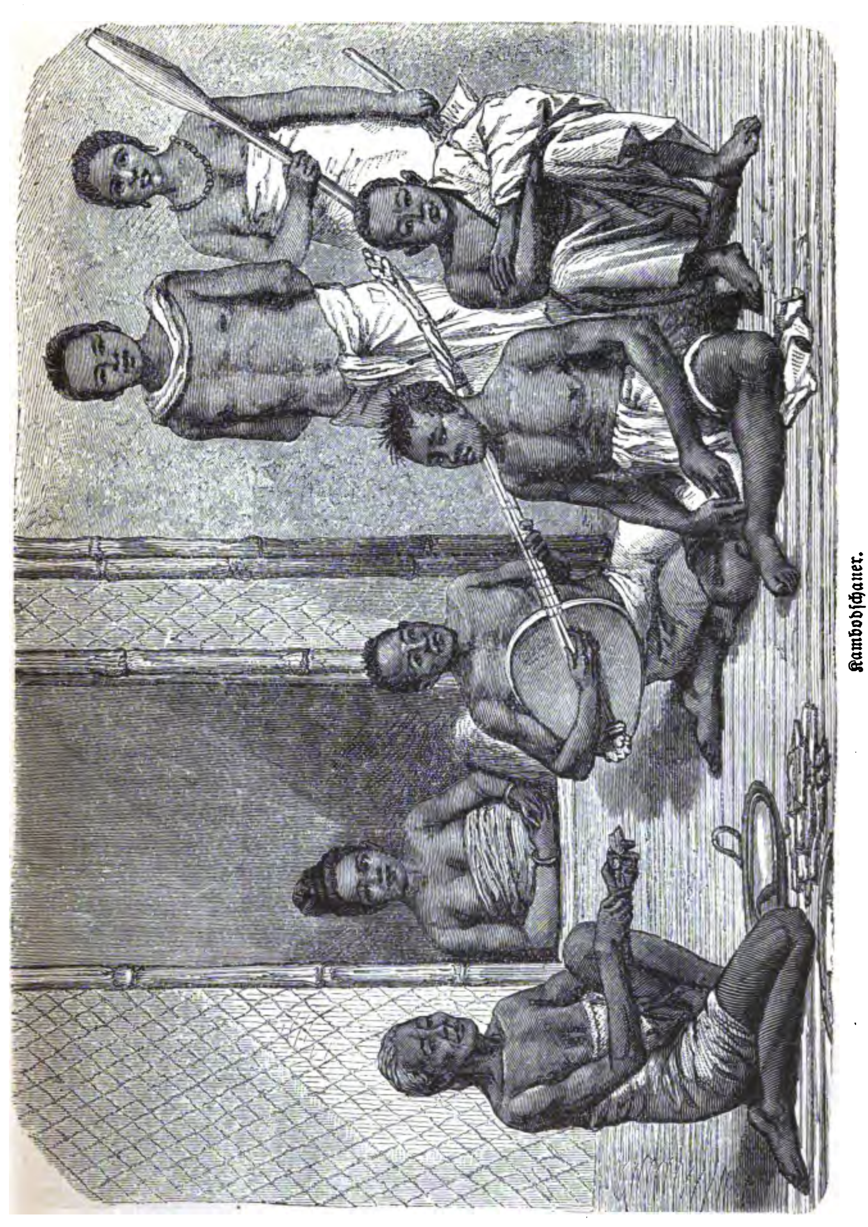
Aufstand gegen seinen älteren Bruder anzustiften und ihm den Thron streitig zu machen. Während dieser Unruhen erhob Sanongso, einer der Edelleute im Gefolge Ong Wata's, die Fahne der Empörung in seinem eigenen Namen, und beide Prinzen flohen nach Bangkok, von wo der ältere durch eine siamesische Armee zurückgeführt und auf dem Throne befestigt wurde. Der jüngere ging auf gutgemeintes Anrathen in ein Kloster zu Bangkok.

Durch die Ereignisse der letzten Jahre ist der König Kambodscha's nebst einem Tributär Siams auch ein Vasall Frankreichs geworden, und der jetzt regierende König Ong Sombetsch Norodom Phra Narowdom hat die Residenz vor wenigen Jahren aus Udong nach dem etwas südlicher gelegenen Panompin verlegt, wo Frank Vincent ihm seine Aufwartung machte. Wir sind in der Lage, unseren Lesern den jetzigen Herrscher Kambodscha's in vollkommen europäischer Uniform vorführen zu können, doch ward Vincent Frank von ihm in der landesüblichen kambodschanischen Tracht empfangen. Er ist ein Herr von damals sechsunddreißig Jahren mit nicht unintelligenten Zügen und einem dünnen Schnurrbart auf der Lippe. König Norodom, der seinem amerikanischen Besucher in liebenswürdigster Weise die Honneurs seines Palastes machte und ihm persönlich dessen Herrlichkeiten zeigte, hat schon ein Stück Welt gesehen, denn er besuchte im Juli 1872 Hongkong und im August auch Manila, die Hauptstadt der Philippinen. Dort wurde er vom spanischen Generalgouverneur mit allen königlichen Ehren empfangen. Die Stadtbehörde veranstaltete einen glänzenden Ball, auf welchem Se. Majestät voll staunender Bewunderung war über den Kranz schöner spanischer Damen, die ihm sehr gefielen. Er trug europäische Kleidung und den Orden der Ehrenlegion, mit welchem er von Kaiser Napoleon III. bedacht worden war. Vor europäischen Gästen prunkt König Norodom mit seinem zahlreichen Balletcorps, das sich wohl sehen lassen kann. Tanz in unserem europäischen Sinne hat wol kein mongolisches Volk, an seine Stelle treten pantomimische Bewegungen sehr verschiedener Art. Die Darstellerinnen in Parompin sind hübsch, ihre Kleidung ist elegant, die reich mit Gold gestickten seidenen Beinkleider nehmen sich stattlich aus und die ganze Pantomime macht einen originellen Eindruck.

Was Mouhot von den Unterthanen dieses Fürsten berichtet, klingt nicht schmeichelhaft. „Die Kambodschaner zahlen nur geringe Abgaben und kennen keinen Steuerdruck. Ich meinte aus diesem Grunde, daß ich diese Leute im Wohlstande finden würde, aber es war das Gegentheil der Fall. Bis auf geringe Ausnahmen bemerkte ich alle schlechten Eigenschaften, die bei den Nachbarvölkern vorkommen, aber keine von den guten Eigenschaften der letzteren; sie waren hochfahrend, plump, feig, Schelme durch und durch, hündisch-kriechend und über alle Beschreibung faul.“

Durch Adolf Bastian erfahren wir Manches über die Steuerverhältnisse in dem von Siam abhängigen Theile Kambodscha's. Jeder aus dem Rasadon, d. h. dem gemeinen Volke, muß eine Abgabe an den Ortsvorsteher entrichten, welcher sie dem Gouverneur der Provinz übermittelt. Bienenwachs spielt dabei eine Hauptrolle, weil es einen wichtigen Handelsartikel bildet. Die Edelleute bezahlen keine regelmäßigen Abgaben, werden aber bei

außergewöhnlichen Gelegenheiten in Anspruch genommen. So liegt es ihnen z. B. ob, Elefanten zu liefern oder Geld für Priestergewänder zu beschaffen.



Kambodschaner.

Von der Destillation gebrannter Wässer wird keine Steuer erhoben. Jedermann muß vom 50. bis 70. Jahre Razakan, d. h. Frohndienste thun,

sobald die Regierung zu solchen auffordert. Der Vater kann seinen Sohn als Ersatzmann stellen; von zwei Söhnen im Hause muß der eine zur Frohnarbeit ausgehen, der andere bleibt zurück, um seinen Eltern behülflich zu sein; mehrere Söhne können unter sich eine Vereinbarung über die Verrichtung des Herrendienstes treffen. Die Mönchsweihe befreit vom Raxakan und auch der Sklave, That, der seinen Körperpreis, Kha tua, hat und seinem Gläubiger für die demselben schuldige Summe dienen muß, ist vom Raxakan ausgenommen. Der That bleibt, bis er sich losgekauft hat, beständig in der Gewalt seines Meisters, Naï. Dagegen hat ein Bao nur während der Arbeitszeit den Befehlen des Naï zu gehorchen. Der Bao wird als „Königssklave" von dem That unterschieden, der ein „verschuldeter Sklave" ist. Die in Sklaverei verfallenden Schuldner können freigekauft werden; der Herr muß sie entlassen, sobald ihm die Bezahlung der Schuld angeboten wird. Gekaufte Sklaven dagegen, wie z. B. die Pnom und andere wilde Stämme, bedürfen zum Loskauf der Einwilligung ihres Herrn, der nach Belieben über sie verfügen kann, weshalb sie That mai khat, immerwährende Sklaven, heißen. Rebellen, welche man in eroberten Dörfern gefangen nimmt, werden vom Könige den siegreichen Offizieren als Sklaven geschenkt.

Die Kambodschaner haben ovalrunde Köpfe, breite, aber zugleich in die Länge gezogene Gesichter und sind ungeschlacht in ihrer Haltung, indem der Oberkörper unverhältnißmäßig lang, die dicken und gekrümmten Beine zu kurz sind. Das Weiße des Auges scheint blendend hervor und die Haare neigen zum Kräuseln. Der Mund ist breit und weit, die Stirn herüberstehend, die Nase niedergedrückt und stumpf. Doch finden sich, wie in jeder Rasse, alle Arten von Physiognomien, auch gerade oder Adlernasen sind nichts Seltenes, obwol die Nasenlöcher fast durchgängig erweitert sind. In Vergleich mit dem durch die Fluten nördlicher Einwanderungen mit neuen Schichten überdeckten Siam blickt in Kambodscha deutlicher die ursprüngliche Bevölkerung hindurch, die aus ihrer früheren Verbreitung über das benachbarte Festland und die Inseln jetzt nur in isolirten Trümmerresten hervorsteht. Der religiöse Glaube der Kambodschaner ist der Buddhismus, ausgebildet zu einem ins Abgeschmackte getriebenen Pantheismus. Allein dieser Pantheismus ist indische Religionsidee überhaupt, wie sich denn, abgesehen hiervon, in dem Buddhismus der Kambodschaner noch die stärksten Andeutungen der alten indischen Religionsideen finden, so z. B. ihre Vorliebe für die Gebirge im Norden, wohin sie das irdische Paradies verlegen. Dabei kommen indeß allerdings auch Puerilitäten vor, welche kambodschanischen Ursprungs scheinen.

Das Durchbohren der Ohren, um Schmuck hineinzustecken, findet sich in Kambodscha jetzt nur bei den Frauen. Im vierten oder fünften Jahre werden ungefähr fünf Holzstücke in das Loch eingefügt und ihre Zahl jährlich vermehrt, bis sie im fünfzehnten Jahre auf zwölf bis dreizehn angewachsen sind. Nach Verdienst besonders Begierige machen auch wol gleich im Beginne eine große Oeffnung, indem sie einen Keil hindurchschlagen. Wenn dieser Keil, ins Wasser geworfen, untersinkt, so ist es ein böses Anzeichen, dagegen aber zeigt er schwimmend Glück in der eingeschlagenen Richtung an.

Die Kambodier gelten für besonders geschickt im Teufelaustreiben und in sonstigen Zaubereien. Die guten Geister heißen Arac, die bösen Kamoy. Im Fall einer Besessenheit werden sehr resolute Teufelsaustreibungen vorgenommen. Bei Krankheiten schlagen die Kambodier die Trommel und trinken dabei Spirituosen (Arak oder Branntwein) um einen Zauberer, der unbeweglich in der Mitte sitzt und das Kommen des guten, erlösenden Geistes erwartet. Zuweilen geschieht es, daß statt des erwarteten guten Geistes eine andere Person, etwa ein Kind des Hauses, von Zuckungen ergriffen wird und das Heilmittel angiebt. Eigenthümlich ist, daß die Kambodschaner in ihren Religionsbüchern den Teufel nicht haben, die Verehrung desselben aber aus Furcht sehr stark im Gange ist. Die Lehre von der Seelenwanderung ist in vollem Maße in Geltung, wenn sie gleich entartet scheint. Wichtiger ist, daß das Verbot, Thiere zu tödten und zu essen, zwar in den heiligen Büchern steht und auch von den Talaponiern und, wie es scheint, den höheren Klassen beachtet wird, nicht aber vom Volke, zu welchem es bis jetzt noch nicht gedrungen zu sein scheint, was auf eine kürzere Dauer des Buddhismus schließen läßt. Auch sollen die verschiedenen Pagoden in den Glaubensansichten oft von einander abweichen. — Von der kambodischen Sprache ist bis jetzt weder Grammatik noch Wörterbuch veröffentlicht, ebenso wenig wie vom Peguanischen, obwol an den betreffenden Stellen Hülfsmittel dafür vorhanden sind. Das Kambodische entbehrt fast ganz der Betonung, wie sie im Siamesischen, Annamitischen und Chinesischen in Anwendung ist, und besteht aus ein- und zweisilbigen, selten aus längeren Wörtern. Die höheren Klassen der Bevölkerung gebrauchen viele siamesische Ausdrücke.

Am 2. Juli 1859 brach Mouhot von Udong gegen Westen auf, um das Land der wilden Stieng zu besuchen. Der Weg über Pinhalú bildet eine sehr hübsche Chaussee, die an mehreren Stellen 3 m. höher liegt als die auf einigen Strecken morastige Waldebene, welche sich bis zu dem großen Verbindungskanal zwischen dem Tuli Sap und dem Mekhong, dem Mesap, erstreckt. Bis zur Grenze des Reiches war die Straße, wo das Bedürfniß es erheischte, mit hölzernen, selbst mit steinernen Brücken versehen und von Fußgängern belebt, welche nach Udong zu Markte gingen. Da und dort standen armselige Hütten auf Pfählen. Die Ufer des Mesap werden von den Thiames bewohnt, einer seltsamen Völkerschaft, die Mouhot anfangs für Malayen hielt und deren Namen er wol nicht mit Unrecht als eine Verwischung aus Tsiampois ansieht, sodaß jene Leute ursprünglich aus Tsiampa stammen würden, wie Karten und Handbücher die Küstenstrecke Annams östlich vom Mekhong benennen. Einer der französischen Missionäre hat über diese Bevölkerung eine Denkschrift ausgearbeitet, aus der wir erfahren, daß der Religionsstifter der Thiames ein großer Krieger war, welcher Wunder wirkte mit einer Ruthe, die unserm Reisenden gezeigt wurde und sich als ein 3 m. langer Stab erwies, an dem einen Ende mit einer Klinge versehen und sonst umwickelt mit einem rothen, gelbgestirnten Zeuge. Von diesem großen Häuptlinge oder Propheten heißt es weiter, daß er seinen Anhängern eine kostbare heilige Schrift hinterlassen habe. Zu den religiösen Satzungen der Thiames gehört die strenge Beobachtung

eines siebenten, völliger Ruhe gewidmeten Tages, sowie die Beschneidung der Knaben im fünfzehnten Lebensjahre. Da endlich die Gebete dieser Leute mit dem Worte Amin zu endigen pflegen, so ist es einem Missionar nicht zu verargen, wenn er hier an eine Ausstreuung des mosaischen Glaubens nach dem fernen Osten, an die salomonischen Ophirfahrten oder an die unauffindbaren zehn verlorenen Judenstämme denkt. Uns erscheinen jene alttestamentlichen Anklänge in ganz anderem Lichte, und wir denken höchstens an eine Judenkolonie in Tsiampa, welches von Alters her durch seinen Handel berühmt war. Wir wissen aber aus den arabischen Berichten des achten christlichen Jahrhunderts, daß es um jene Zeit in chinesischen Hafenstädten Judengemeinden gab, die nach Zehntausenden zählten, also können sich auch Ansiedler nach Tsiampa verirrt haben.

Gegend Abend war Mouhot in Pinhalú, einem sehr großen Dorfe am rechten Ufer; dort leben manche Leute, die von aus Annam geflüchteten Familien und von Portugiesen abstammen, und dort hat auch das Apostolische Vikariat für Kambodscha und Laos seinen Sitz. Die Missionare sind Franzosen und bei ihnen fand Mouhot als Landsmann eine ungemein freundliche Aufnahme. Von Pinhalú fuhr er auf dem Mesap nach dem Mekhong. Die größte Stadt, die er auf jener Reise berührte, war Panompin oder Penom Peuh, d. h. der große Bazar, am Mekhong gelegen, da, wo sich der Mesap, der Ausfluß des Tuli Sap-Sees, mit dem Hauptstrome vereinigt, damals mit einer Einwohnerzahl von 10,000 Köpfen, zu der noch eine gleich große schwimmende, d. h. auf Flößen im Strome wohnende Bevölkerung hinzukommt. Gegenwärtig ist Panompin die Hauptstadt von Kambodscha und Residenz, sowol des Königs als seines „Protecteurs", eines französischen Kapitäns, der mit einer Compagnie französischer Infanterie die Interessen Frankreich's am Kambodschanischen Hofe zu vertreten hat. Von seinem Wohnhause flattert die französische Trikolore und ein eigener Telegraphendraht führt in den Palast des Königs hinüber. — Panompin, Panompenk, Phnompenh oder P'num Penh, d. h. Berg des Ueberflusses, von den Kambodschanern, Nam-Wang von den Cochinchinesen genannt (11° 30′ n. Br. und 105° ö. L. v. Gr.), 29 Kilometer von Pinhalú entfernt, wird uns von Frank Vincent als entsetzlich trübselig und monoton beschrieben. Nur durch seine Größe und Ausdehnung unterscheidet es sich von den Dörfern, welche den Mesap besäumen. Dennoch ist die Lage der Stadt an dem Punkte, wo der Strom aus dem Großen See kommt, prächtig und ohne Zweifel würde sich bei geordneten Zuständen hier ein großes Handelscentrum bilden. Ein Theil der Stadt liegt auf einer Insel, ein anderer am jenseitigen Flußufer. In der Nähe hat sich König Norodom einen Palast nach europäischer Art bauen lassen. Die hervorragendsten Gebäude Panompin's sind die katholische Kirche und die französische Kaserne; die einzige Pagode der Stadt befindet sich in höchst elendem Zustande. Wälle besitzt die Stadt nicht, die gleich wie Udong so ziemlich aus einer einzigen, fast 5 Kilometer langen, 10 m. breiten, macadamisirten Straße besteht; einige kleine Querstraßen sind kaum nennenswerth. Die Kaufläden gehören meistens chinesischen Handelsleuten, doch giebt es auch eine Menge gefährlicher Spielhöllen und Opiumbuden.

Klings halten verschiedene europäische Waaren feil, die Kambodschaner Baumwolle und Seide, wegen deren Erzeugung sie einen großen Ruf besitzen. Frank Vincent schätzt die heutige Bevölkerung Panompin's auf 20,000 Köpfe, worunter neben den eingebornen Kambodschanern viele Chinesen, Annamiten, Klings und Siamesen. Die Annamiten sind am liebsten Schiffer; sie vermitteln den Waarenverkehr auf ihren Barken und treiben auch Fischfang am nahen Tuli Sap; sehr viele halten auch Krambuden. Die Malayen bilden eine angesehene Genossenschaft; sie handeln mit europäischen Waaren und machen damit den chinesischen Fabrikaten Konkurrenz. Aber Porzellan, Fayence und Quincaillerien aus China behaupten den Markt; englische und indische Baumwollenzeuge finden Absatz.



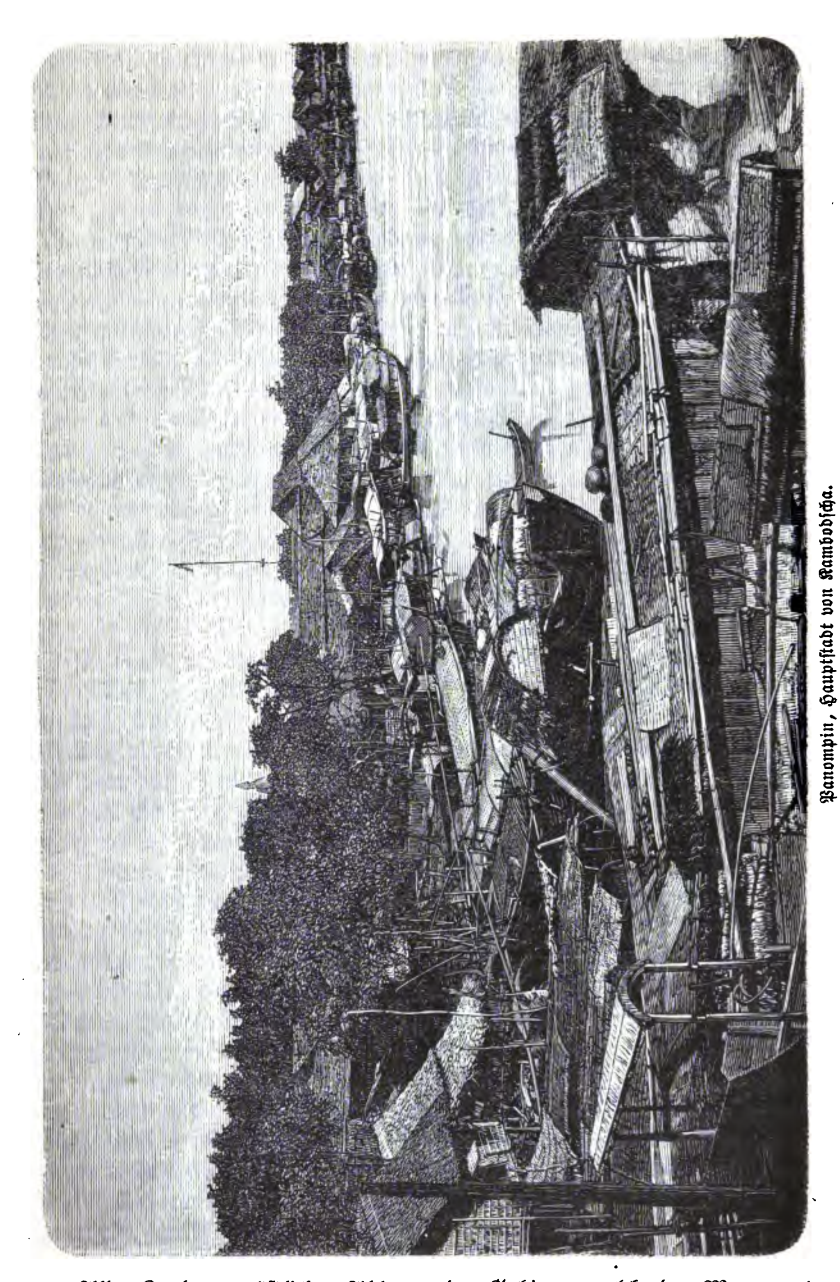
Am Ufer des Mesapflusses.

Eine Strecke mußte nun Mouhot den Mekhong aufwärts fahren. Der Eindruck, den der Mekhong macht, wirkt nicht erheiternd, sondern eher drückend. Er besitzt dort, obgleich seiner Mündung so nahe, den Charakter eines wilden Wassers; daher sind wenige Fahrzeuge auf ihm zu sehen und die Ufer ebenfalls verlassen. So stark ist sein Gefälle, daß man zu gewissen Jahreszeiten nicht mehr als 1½ Kilometer in einem Tage zurückzulegen vermag, und stellenweise sind oft die Windungen so beträchtlich, daß die Bootsleute am Abend zu demselben Feuer zurückkehren, wo sie am Morgen ihren Reis gekocht haben. Der Mekhong, dessen Name abermals „Mutter der Gewässer" bedeuten soll, glich dem Menam und übertraf ihn sogar an Fülle der Wassermasse. Doch fehlten als Saum die Kronen der Palmen und das elegante Laub des Bambu.

Die Ufer, die sich 6—7 m. über den Wasserspiegel erheben, sind öde, nur Herden von Meerschweinen zogen in Scharen gegen den Wind, Pelikane fischten an den Ufern, Kraniche und Störche schwangen sich schweigsam bei Annäherung des Fahrzeuges in das Röhricht. Je weiter man nach Norden hinaufkommt, desto reißender wird der Strom. Bei der großen Insel Ko Sutin (11° 50′ n. Br.), die nur 64 Kilometer von Panompin entfernt ist, beginnen schon die Stromschnellen und Tragplätze, wo die Waaren ausgeschifft und sammt den Piroguen auf den Achseln der Schiffer weitergeschafft werden müssen. Bei Pemptielan (12° 0′ n. Br.), wo der Reisende den Strom verließ, fand er, wie überall auf seinen Wanderungen, einen heroischen französischen Missionar, der ihm dringend von seinem Marsche nach dem Gebiete der Stieng abrieth. „Die Regen haben begonnen", sprach er, „und Sie gehen dem sichern Tod in die Arme oder werden sich wenigstens ein Fieber holen, welches Ihnen mit Entkräftung und mit Qualen jahrelang nachschleichen wird. Ich selbst habe Bekanntschaft mit dem Dschungelfieber gemacht, und es ist etwas Entsetzliches. Bis zu den Nagelspitzen hinauf habe ich ein Brennen gefühlt, das ich nur als infernalisch bezeichnen kann, und welches bisweilen abgelöst wurde von einer eisigen Erstarrung. Die Meisten sterben daran, wir Missionare wissen das am besten." Aber Mouhot ließ sich nicht halten, Liebe zur Wissenschaft und Sammlerleidenschaft trieben ihn vorwärts, um 220 Kilometer beständig gegen Osten zu wandern, meistens über Sümpfe, bedeckt mit schattigem Wald und nur selten unterbrochen durch kleine Reisfelder. Zwanzigmal in der Stunde mußten seine Leute Aeste abhauen oder Baumstämme aus dem Wege räumen. So kam er nach Pump ka Daye, einem Srok oder Weiler, in welchem etwa zwanzig Stieng wohnen, die sich bis hierher an die Kambodschanische Grenze geflüchtet hatten, um der Sklaverei in ihrer Heimat zu entgehen. Gänzlich frei vom Fieber, welches zwei seiner Diener ergriff, und wohlbehalten, hielt am 16. August Mouhot seinen Einzug in Brelum unter den Stieng. Selbst dort, an einem Endpunkt des Bewohnten, in der Mitte schmuziger, fast nackter Stieng, fand er einen wackern Missionar, Namens Guilloux, dem zwar noch keine Bekehrung gelungen war, der aber doch die ersten Keime höherer Gesittung unter die gutartigen Stieng gelegt und gepflegt hatte, und bei welchem Mouhot, drei Monate lang Schmetterlinge und Landmuscheln sammelnd, verweilte.

Alle Plagen der Tropenwelt lauern dort auf den Menschen. Skorpionen, Tausendfüße und vor allen Dingen die Schlangen waren gefürchtete Feinde. „Während der Regenzeit", bemerkt Mouhot, „kann man nicht genug auf der Acht sein. Wenn man sich niederlegt oder wenn man aufsteht, läuft man beständig Gefahr, Hand oder Fuß auf eine giftige Schlange zu setzen. Mehr als eine habe ich mit der Axt oder mit dem Gewehr in meiner Hütte erschlagen. Während ich schreibe, laure ich beständig nach allen Seiten, weil ich die Rückkehr einer Schlange besorge, auf die ich diesen Abend trat, und die, ohne mich jedoch zu verletzen, aus dem Hause schlüpfte."

Dazu gesellten sich die Qualen der Moskitos und der erbarmungslosen Landblutegel, während als Memento im Walde das Brüllen eines Tigers oder das Trampeln eines Nashorns sich hörbar machte.



Panompin, Hauptstadt von Kambodscha.

Alles Land vom östlichen Abhange der Gebirge, welche den Menam oder den Strom von Siam vom Mekhong, dem Strome Cochinchina's scheiden, bis über den 105. Grad Pariser Länge und zwischen dem 11. und 19. Breitengrad,

wird von einem eingebornen Volke bewohnt, dem die civilisirten Bewohner Cochinchina's den Namen Stieng geben, der so viel bedeutet wie „Oberländer“ oder Bewohner des Hochlandes. Ihr Land ist, wie gesagt, ganz außerordentlich ungesund; das Fieber wüthet schrecklich und rafft fast alle Annamiten und Kambodschaner hinweg, die dahin kommen. Der Stieng ist ein wahrer Waldbewohner, er liebt den Schatten der dichtesten Wälder und hat unendliche Anhänglichkeit an sein Hochland, sodaß ein Verlassen dieser Heimat ihm außerordentlich schwer fällt. Allerdings gerathen Manche als Sklaven unter die Kambodschaner, fühlen sich dann aber allemal recht elend und ergreifen jede Gelegenheit zum Entweichen. Diese Anhänglichkeit gilt aber nur dem Lande im weitern Sinne: die Stelle, wo er geboren, läßt den Stieng gleichgiltig; er verläßt sein Dorf, wenn ein Nachbar ihm nicht gefällt oder einer seiner nächsten Angehörigen am Fieber gestorben ist, und nimmt anderwärts seinen Aufenthalt. Denn man darf nicht denken, daß diese Leute, welche in dem sumpfigen Dschungel geboren werden und aufwachsen, vom Fieber verschont bleiben, sondern auch sie leiden bisweilen an den klimatischen Krankheiten und mehr noch an Hautausschlägen, woran vielleicht Schuld ist, daß sie sich nur selten Salz verschaffen können. Die Stieng leben nomadisch und während die einzelnen Stämme untereinander in beständiger Fehde stehen, leben die Mitglieder des nämlichen Stammes unter sich brüderlich und in Gütergemeinschaft, als ob sie bei einem Pariser Sozialisten Colleg gehört hätten.

Trotz ihres Umherschweifens bauen die Eingebornen Reis, Wassermelonen, Kürbisse, Bananen und selbst ein paar Fruchtbäume. Ihre von den Dörfern stets weitab liegenden Reispflanzungen werden höchst sauber gehalten; allein dies ist ein Verdienst der Frauen, denen der größere Theil der Feldarbeit zufällt. Sie bauen den Reis auf frisch durch Feuer gelichtetem Dschungelboden ohne große Kunst; denn sobald das Saatkorn in die eingebohrten Löcher geworfen ist, sorgt die Natur für Aufgang und Reifen der Ernte. In der Regenzeit wagen sich die Männer aus Furcht vor den Blutegeln selten ins Freie; kommt aber die trockene Zeit, so sieht man sie stets mit einem Korbe auf dem Rücken und mit Speer und Bogen bewaffnet auf den Fischfang oder die Jagd ziehen. Alles Eisenwerk an ihren Geräthen schmieden sie aus Metall, welches sie sich aus Annam oder Kambodscha verschaffen; denn dieses sogenannte wilde Völkchen arbeitet in Eisen und Elfenbein mit einer Geschicklichkeit, die alle Bewunderung verdient. Säbel und Beile, welche von einigen nördlichen Stämmen verfertigt werden, sind in Annam sehr gesucht und geschätzt. Auch die schönen langen Schärpen, das einzige Kleidungsstück des Stieng, welche die Frauen färben und weben und wovon die kostbaren Stücke im Werthe einem Rinde gleich gehalten werden, errangen sich das Lob unseres Gewährsmannes. Wie bei allen halbentwickelten Völkern ist bei ihnen die Liebe zum Schmuck stark ausgebildet. Die Frauen zumal bedecken Arme und Beine mit Ringen von Messingdraht und bohren große Löcher in die Ohrlappen, um Knochen durchzuschieben. Aber auch Männer tragen gern Elfenbein in den Ohren. Obgleich die Stieng recht gut verstehen, aus Thon Gefäße zu formen und sie zu brennen, so vertreten doch ausgehöhlte Bambu alle Dienste der Geschirre;

selbst der Reis und das Fleisch werden nur in Bambuhülsen gekocht. Die Stieng sind sehr gastfrei, und dem Fremdling zu Ehren wird stets ein Schwein oder ein Huhn geschlachtet; man nöthigt ihn, nach Landesart aus einem Gefäß mit Hülfe einer Bamburöhre „Wein", das heißt ein Getränk aus gegohrnem, seltener aus destillirtem Reis zu schlürfen, und bietet ihm eine gestopfte Pfeife an, die er nicht ablehnen darf, weil der Stieng darin einen Schimpf sehen würde, den er mit einem Messerstich zu rächen stets bei der Hand ist. Im Uebrigen sind die Stieng gutartige Kinder der asiatischen Dschungel, und ihre einzigen Fehler bestehen in ihrer Verschlagenheit und ihrer außerordentlichen Begabung für Heuchelei. Diebstahl ist äußerst selten unter ihnen. Messingdraht und Glasgeschmeide vertritt die Stelle des gemünzten Geldes.

An ein höchstes Wesen, Brâ genannt, wird geglaubt, Verehrung aber nur dem bösen Geiste dargebracht, damit er sie mit Heimsuchungen verschonen möge. Priester und Tempel giebt es nicht, und die Todten werden nicht verbrannt, sondern beerdigt. Ihren Glauben an Unsterblichkeit verrathen sie dadurch, daß sie neben die Gräber der Beerdigten Speise und Trank, bisweilen Bogen und Pfeile niederlegen; doch sind sie unparteiisch genug, auch die Thierseelen für unsterblich zu halten, daher sie denn nach Erlegung eines Wildprets dieses wegen des zugefügten Unrechts um Verzeihung bitten. Ist es gar ein Elefant, dann wird sein Haupt bekränzt und sieben Tage lang feiert die Gemeinde mit Trompeten und Tamtam eine Art Todtenmesse für den Erschlagenen. Sie erlegen die Thiere mit vergifteten Bolzen, die sie von einer Armbrust mit sehr großer Sicherheit, aber nie auf größere Entfernungen als fünfzig Schritte, abschießen. Elefant, Nashorn oder Tiger, wenn auch nur geritzt, fällt auf den Schuß entweder gleich oder taumelt nur wenige Schritte weiter. Daraus ergiebt sich, daß die Stieng ein ähnliches Gift wie das entsetzliche, berüchtigte Curare in Guyana besitzen müssen; doch bedienen sie sich dessen nur auf der Jagd, wie bei Gefechten.

Feindseligkeiten zwischen Dorf und Dorf sind nicht selten, endigen aber dank der beiderseitigen Furchtsamkeit gewöhnlich nicht sehr ernsthaft. Die Kriegskunst der Stieng besteht nur in Hinterhalten und Ueberraschungen; Handgemenge kommen nicht vor, wie schon ihre Bewaffnung mit dem Bogen voraussetzen läßt. Kein Europäer, auch der stärkste nicht, vermöchte eine Armbrust der Stieng zu spannen, wie sie Jedweder unter den Eingebornen führt; eine solche Stärke erlangen sie durch früh begonnene Uebung.

Große Unerschrockenheit zeigen sie merkwürdigerweise bei ihren Tigerjagden. Bisweilen wagen sie es, zu zweit den Dschungelkönig mit ihren Piken anzugreifen. Sieht der Tiger den Jäger entschlossen anrücken, dann macht er gewöhnlich Kehrt, er müßte denn Hunger spüren. Der Eingeborne senkt dann seine Lanze und der Tiger springt. Oft setzt das mächtige Thier über Speer und Jäger hinweg; fällt es aber in die Waffe hinein, dann beeilt sich der andere Jäger, mit seinem Speere zu Hülfe zu kommen, und vereinigt halten dann Beide die Bestie mit ihren Waffen am Boden fest, bis sie ausgerungen hat. Verfehlt aber der erste Mann sein Ziel oder bricht der Schaft der Pike, dann ist es aus mit ihm, wenn nicht mit beiden. Hat der Tiger einen Menschen aus einem Dorfe

geraubt, dann wird das Tamtam geschlagen, um die Nachbarschaft zu sammeln. Der Tiger muß nämlich um der allgemeinen Sicherheit willen vom Leben zum Tode gebracht werden. Die waffenfähige Gemeinde folgt also den Spuren des Gewaltigen bis zu seinem Lagerplatz, der dann im Kreis von den Jägern umstellt wird. Die Muthigsten wagen sich tiefer in den Ring, und unter dem Schutze ihrer Piken räumen Andere das Unterholz weg. Der Tiger, von allen Seiten bedroht, leckt seine Tatzen voll Aufregung, bis er kampfgerüstet unter furchtbarem Gebrüll seinen Sprung, meistens seinen letzten Sprung, durch die drohenden Speere wagt. Nicht selten verkauft er sein Leben theuer genug und mancher Gegner trägt eine schwere Wunde mit heim. Es bleibt den Leuten aber keine andere Wahl, denn wenn sie die Tiger nicht ausrotteten, wäre es um die Existenz der Gemeinde geschehen. Ihre Furcht vor dem Unhold verräth sich übrigens zur Genüge dadurch, daß sie ihn „Großvater“ oder „Ew. Gnaden“ anzureden pflegen.

Vielweiberei steht bei den Stieng in Ehren; doch können sich nur Häuptlinge und die Reichen diesen „Genuß“ verschaffen. In der Regel hat der Stieng aber keinen Begriff vom Haushalten oder Aufsparen; im Nothfalle begnügt er sich zur Nahrung mit Schlangen, Kröten, Fledermäusen, die er in hohlen Baumstämmen findet, und speist junge Bambusschößlinge und Knollenpflanzen des Waldes, nach der Ernte aber werden Ochsen und Kühe geschlachtet und Tag und Nacht verpraßt. Was Rechnen sei, kann man dem Stieng nur schwer begreiflich machen.

Vom Annamiten und vom Kambodschaner unterscheidet er sich wesentlich in seinen Zügen; doch trägt er wie der erstere das Haar in einem Knoten gebunden, den er am Hinterhaupte mit einem Bambuskamm befestigt. Der Stieng ist kaum mittelgroß, sieht aber kräftig aus, die Glieder sind ebenmäßig und die Frauen sind nicht minder stark als die Männer. Im Allgemeinen haben die Stieng hübsche, ja bisweilen regelmäßige Gesichtszüge mit dichten Augenbrauen. Die Männer tragen auch Schnurr- und Kinnbärte, die manchmal ziemlich stark sind, falls die Haare nicht ausgerissen werden. Die Stirn ist gut entwickelt und läßt auf mehr Intelligenz schließen als beim Kambodschaner.

Ein neuerer Besucher der Stieng, der französische Offizier Larclause, kam im Februar 1864 zu diesem Volke und entwirft von demselben folgendes Gemälde: „Die Stiengs sind kräftig gewachsene Leute von stolzem Gang und martialischem Aussehen, doch hat ihr Gesichtsausdruck etwas Mildes. Ihre Dörfer sind volkreich, gut gehalten und sehen so wohlhäbig aus, daß sie schon dadurch einen scharfen Gegensatz zu den Annamiten und Cochinchinesen bilden; das Vieh, zumeist Büffel, wird gut gehalten. Leider sind Fehden unter den verschiedenen Stämmen sehr häufig; dann tritt infolge der Beraubungen und Verwüstungen zuweilen Hungersnoth ein. Der Stieng erntet hundertmal mehr Reis, als er für sich bedarf, aber er verschleudert ihn zumeist, um seinem Hange nach allerlei Firlefanz, namentlich Glasperlen, zu fröhnen und sich berauschende Getränke zu verschaffen. Nicht selten verkauft er dann Vieh, Frauen, Kinder und am Ende sich selbst, dazu vielleicht an einen Mann, der sich am nächsten Tage selber noch verkauft.“ („Globus“ VII. Band.)

Larclause trat seine Expedition am 10. Februar von Tay Ninh aus an und gelangte binnen fünf Tagen nach Brelum, welches von den Kambodschanern Relim genannt wird und etwa unter 12° n. Br. unweit der Quelle des Meamschelong liegt, welcher in den Mekhong fließt. Die Gegend eignet sich für den Anbau von Kaffee, Baumwolle, Tabak und Maulbeerbäumen. Die Stieng bilden den südlichsten Stamm der „Wilden", der Moï's, zu dem nach Norden hin wohnend die Gnongs, Giaraï, Banars, Cedans und andere gehören. Die Ostgrenze dieser Wilden trifft im Allgemeinen mit der Westgrenze Annam's zusammen, ist aber vielfach unregelmäßig, denn in der Gegend von Baria reicht sie bis ans Meer, ebenso bei Tu Ngaï. Typus und Sprache aller dieser Völkerschaften weisen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hin, und man hält sie wol nicht mit Unrecht für die Ureingebornen. Im vollen Genusse ihrer Unabhängigkeit folgen sie nur dem Ansehen ihrer eigenen Häuptlinge, deren Würde gewöhnlich sich vererbt.



Häuptling eines Stiengdorfes.

Mouhot kehrte nach dreimonatlichem Aufenthalte von Brelum nach Panompin am Mekhong zurück und zog nun den Mesap aufwärts bis zum See Tuli Sap, den auch Adolf Bastian und Frank Vincent, jedoch in umgekehrter Richtung von Norden her, den Siamrap herunterkommend, befahren haben. Der See, zwischen 12° 25′ und 13° 53′ n. Br. gelegen, das „Meer des süßen Wassers", wie ihn die Kambodschaner, der Bien-ho oder große See, wie ihn die Annamiten, oder endlich der Sri Rama, wie ihn die Siamesen nennen, besitzt einen Durchmesser von 192 und einen Umfang von 640 Kilometer und gleicht auf der Karte einer Violine. Viele ältere Karten haben dieses Becken nicht sehr glücklich dargestellt, dessen große Achse ziemlich genau von Nordwest nach Südost gerichtet ist. Bei Einfahrt in diesen See hat man einen großartigen Anblick. Die Ufer sind niedrig, aber dicht mit Wald bedeckt, der bei Hochwasser halb überschwemmt wird. Da das andere Ufer nicht sichtbar ist, nur im äußersten Norden eine Gebirgskette dämmert, deren Gipfel in die Wolken tauchen, und die Wassermasse stark bewegt erscheint, so macht der See den Eindruck des Meeres. Seine mittlere Tiefe beträgt nach den von dem französischen Schiffe „Ondine" angestellten Peilungen durchschnittlich nur 10 m. und bei niedrigem Wasserstande bildet die südöstliche Hälfte ein

besonderes Becken, denn der Tuli Sap besteht eigentlich aus einem kleineren, südöstlich gelegenen Vorsee und dem in nordwestlicher Richtung liegenden Hauptsee, auf der französischen Karte mit Cam-nhan-tieu und Cam-nhan-dai bezeichnet. Hart am Rande fand Bastian $5^m,_{18}$ Tiefe, weiter hinaus sank die Sohle des See's sehr rasch; übrigens verirrte sich sein Boot nicht weit in das hochgehende Wasser, weil die Eingebornen schon zaghaft wurden, wenn von Landspitze zu Landspitze zum Abschneiden des Weges quer über den See gekreuzt werden sollte. In der Mitte des Beckens hat man einen hohen Mast errichtet, der als Grenzsäule zwischen Siam und Kambodscha dienen soll. Mehrere Städte oder vielmehr Vereinigungen von Handeltreibenden sind in der Nachbarschaft des See's, allein da die Bewohner genöthigt sind, sich gegen die periodischen Ueberschwemmungen zu schützen, so haben die Bevölkerungsmittelpunkte Landstrecken auserwählt, die hoch genug sind, um von den Gewässern nicht belästigt zu werden. Hieraus folgt, daß es zur Zeit des Hochwassers, obwol sehr starke Schiffe den See befahren können, durchaus nothwendig ist, wenn man mit diesen Mittelpunkten in Verkehr treten will, Fahrten von 5—6 Stunden im Nachen zwischen Bäumen hindurch zu machen, von denen nur die Gipfel hervorragen. Der Tuli Sap steht durch den Mesap in Verbindung mit dem Mekhong und spielt die Rolle eines Regulators für den Wasserstand desselben. Zur Zeit der Abnahme des Mekhong, nämlich in der trockenen Jahreszeit, vermindert sich, während der Umfang des See's sich wenig verändert, seine Tiefe so beträchtlich, daß nur einige Meter Wasser im See bleiben und nur kleine Fahrzeuge ihn befahren können. Zur Regenzeit dagegen erhält er nicht blos die Gewässer, welche aus dem an seiner Westseite sich erhebenden Gebirge herabkommen, sondern auch das überschüssige Wasser aus dem Mekhong, welches den Abfluß des See's verhindert und theilweise selbst bis weit in denselben hineindringt.

Die Abnahme der Gewässer des Mekhong und des Tuli Sap erzeugt alljährlich ein Phänomen, das Denen, welche es benutzen können, ungeheuren Gewinn bringt. Die Fische, die in außerordentlicher Menge und trefflicher Qualität vorhanden, sehen sich in diesem umfangreichen See wie in einer Reuse überrascht und suchen, wenn sie Gefahr wittern, durch alle Ausgänge aus dem See zu entkommen. Jetzt machen die diesen Zeitpunkt abwartenden Fischer wunderbare Fänge und vervollständigen sie noch mit Leichtigkeit, wenn sie die in diesen ausgangslosen Gruben verspäteten Fische so zu sagen mit der Hand fassen können. Auch Bastian belehrte sich, daß man in Hinterindien Fische ohne Netz und Angelgeräthe sich verschaffen kann. Die Eingebornen graben nämlich ein Becken aus, leiten durch einen kleinen Kanal das Flußwasser hinein, dämmen den Zugang später wieder ab, schöpfen das Wasser mit Gefäßen aus dem Behälter und ergreifen, was sich an Fischen hinein verirrt hat. Der Fischreichthum des See's grenzt an das Fabelhafte, denn Mouhot versichert uns, daß an manchen Stellen die Ruder der Boote durch die Fischmassen aufgehalten wurden und daß er bei einem einzigen Netzzug ein paar tausend Thiere fangen sah. Die Wasservögel finden dort ein wahres Paradies; an den Ufern ist ein förmliches Gewimmel von Pelikanen und Kormoranen.

Bei der Einfahrt in den Fluß von Kun Boreye, der aus mehreren Armen gebildet wird — einer derselben führt den Namen Battambang — wiederholt sich dasselbe Schauspiel in kleinerem Maße.

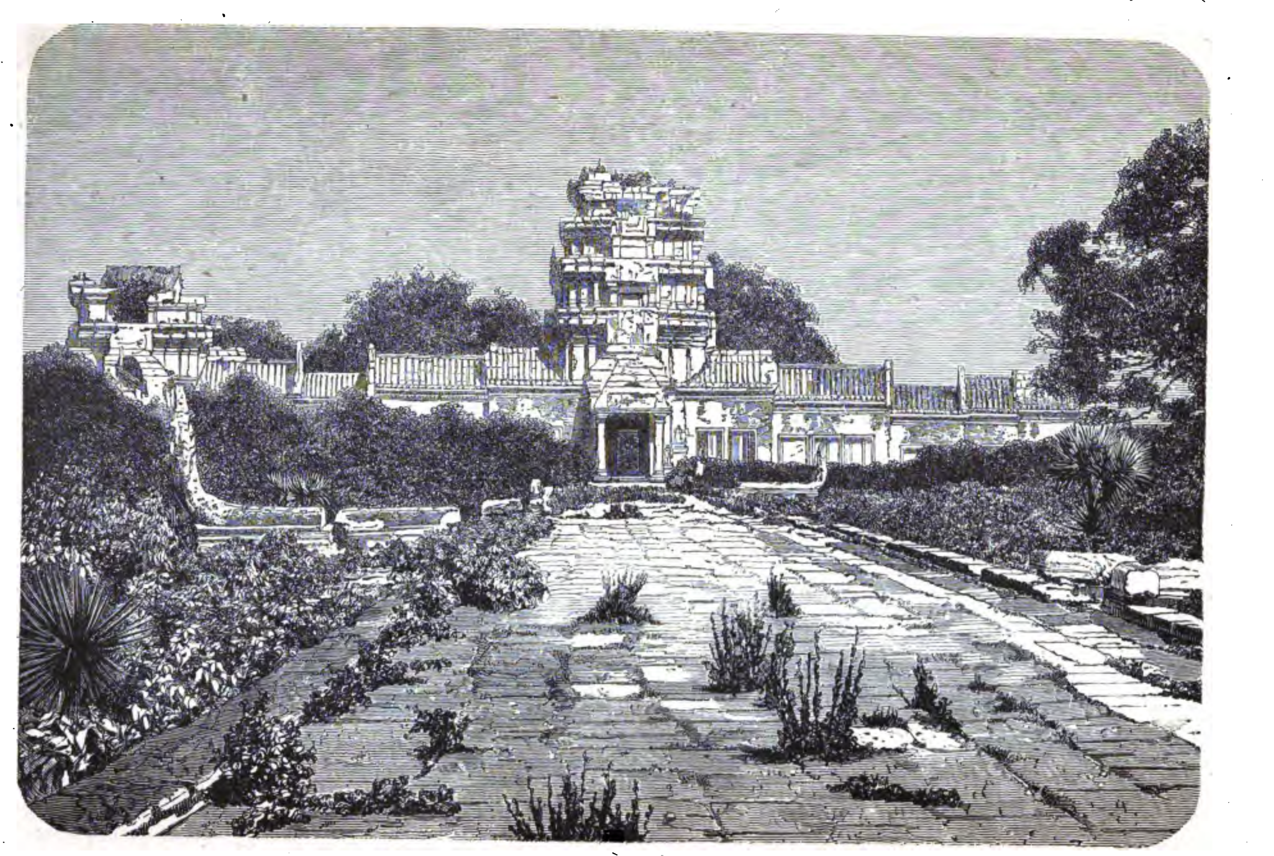
Zwischen dem Tuli Sap und der Küste am Golf von Siam liegt das ansehnliche Kampong-somgebirge, das sich in seinem höchsten Gipfel bis zu 1880 m. erhebt. In diesen waldreichen Bergen, welche in großer Menge und in wildem Zustande der Büffel, der Elefant, der Ochs und das Rhinozeros bewohnen, finden sich Minen von Gold in gediegenem Zustande, deren Ausbeutung leicht und höchst ergiebig ist. Die in wenigen Tagen gesammelten Goldmengen waren sehr beträchtlich und brachten den Goldsuchern täglich 70—80 Piaster ein. Diesem Gebirge gegenüber läuft von West nach Ost die große, 1220 m. hohe Kette von Korat. Zwischen beiden Gebirgen liegt eine Hochebene, die aber so sanft ansteigt, daß man eine Woche braucht, um auf ihr die Wasserscheide zwischen dem Menam und Mekhong zu erreichen. Eine große Anzahl größerer und kleinerer Gewässer fließen in den See, unter denen als die bedeutendsten zu nennen sind: am Nordwestende des See's der Battambang; derselbe kommt von den Bergen von Kampong-som und hat noch 30—40 Kilometer aufwärts von seinen beiden Mündungen, Mot-Compon und Mot-Per genannt, eine größere Tiefe als der See. Etwa 16 Kilometer von der Mündung des Battambang mündet der Ongkor von Norden her in den See, im Süden an der Verbindung des kleinen und des großen See's der Pursat, endlich an der südöstlichen Krümmung des See's der von Nordost kommende Kampong-Soaï.

Mouhot gebrauchte drei lange Tagereisen, um über den Tuli Sap da, wo er am breitesten ist, hinüberzufahren, und steuerte dann in den von der gedachten Hochebene herabkommenden Battambang hinein, der in vielen Schlangenwindungen sehr schnell strömt; er hat an manchen Stellen nur 12—15 m. Breite, und manchmal reichen die Aeste der Bäume, in denen Affen ihre munteren Spiele treiben, bis ins Wasser hinein; dann und wann sieht man auch Alligatoren. Nach einiger Zeit kam Mouhot an einen Flecken, neben welchem sich eine von Erdmauern umgebene Burg erhob. Dieser Ort war Battambang. Von Bastian wird er uns als eine Stadt auf Pfählen beschrieben, deren äußerste Straßen im Wasser standen, weshalb er während der Dauer seines Aufenthaltes ein großes Fahrzeug bewohnte. Das heutige Battambang ist eine neue Ortschaft, nicht viel über hundert Jahre alt. Damals wohnte hier eine zahlreiche kambodschanische Bevölkerung, die aber infolge der vielen Kriege mit Siam verschwunden ist. Die Menschen wurden von den Siegern hinweggeführt, und so kommt es, daß in Siam und in Laos ganze Provinzen vorzugsweise mit Kambodschanern bevölkert sind.

Die beiden kambodschanischen Provinzen Battambang und Siemrap sind seit etwa hundert Jahren völlig von den Siamesen einverleibt worden. Wol hat sich Battambang mehrmals gegen dieselben erhoben und sogar den Annamiten unterwerfen wollen, die vor nun 36 Jahren ganz Kambodscha eingenommen hatten; sie wurden aber von den Siamesen zurückgeschlagen und seitdem blieb Kambodscha den Letzteren zinspflichtig. Es ist in alten Zeiten

ein mächtiges Reich gewesen; dafür zeugen die herrlichen Ruinen in den Provinzen Battambang und Ongkor. Die Mehrzahl der Bewohner von Battambang besteht aus Kambodschanern und die Regierung erhebt von ihnen nur wenig Steuern oder Abgaben; sie befinden sich deshalb im Wohlstand und bestellen ihre Aecker sehr gut. Nach Bastian sind jedoch alle Unterthanen der siamesischen Regierung robotpflichtig. Während aber die Robotpflichten der Siamesen in Siam auf gewisse Monate im Jahre beschränkt sind, ist dies bei den Kambodschanern nicht der Fall, sondern sie müssen zur Arbeit bereit sein, so oft die Regierung sie aufruft. An Tribut entrichtet außerdem Battambang 60 Pikul Kardamomen, 30 Pikul Bienenwachs und den Fünften vom Reis. Nur drei hohe Beamte werden in Bangkok ernannt, nämlich der Chao Myang oder Statthalter, der Pralat oder sein Stellvertreter, und der Jockabat, dessen Verrichtungen jedoch nicht näher bezeichnet werden. Die einverleibten Provinzen, welche vordem solche prächtige Ruinenstädte ernähren konnten, sind gewiß das beste Stück von Kambodscha, eigentlich Kamphuxa oder das aus dem Wasser entstandene Land, wie der Name dem deutschen Forscher von zwei einheimischen Gelehrten erklärt wurde. Auch bis Battambang sind französische Missionare vorgedrungen.

Die Provinz ist mit Ruinen — man kann sagen übersäet. Sie bilden um das Nordende des Tuli Sap-See's einen ungeheuern Halbkreis, der an den Quellen des kleinen Flusses von Battambang beginnt und sich bis in die unbewohnten Waldungen erstreckt, die nach Osten hin zwischen dem Tuli Sap und dem Mekhong sich hinziehen; in diesen verliert er sich. Aber auf der ganzen weiten Strecke trifft der Reisende auf Schritt und Tritt Spuren einer hohen, nun längst verschwundenen Civilisation. Die Ruinenstädte westlich und südlich vom See gehören alle einer viel jüngeren Zeit an, als die Prachtüberreste im Norden. Gleich in der unmittelbaren Nähe von Battambang fand Mouhot die Ruinen von Banon, Wat Ek und Baset, welch letztere er mehrmals besuchte. An diesen soll noch im vorigen Jahrhundert gebaut worden sein. Sie bestehen theils aus Ziegeln, theils aus Steinen. Die Backsteine wurden aus reiner Ziegelerde ohne Beimischung von Stroh gefertigt und auf einander glatt geschliffen, sodaß sie ohne Mörtelverbindung festschlossen. Sie haben von der Zeit viel gelitten, sind von der üppigen, tropischen Vegetation überwuchert, ganze Galerien eingesunken, doch steht noch ein etwa 21 m. langes und $6^{m},_{10}$ breites Gebäude ziemlich wohlerhalten da. Man erkennt noch manche Skulpturen, z. B. einen sitzenden Mann mit langem Barte, der eine hohe, kegelförmige Kopfbedeckung trägt; seine Hände ruhen über einander auf dem Griffe eines Dolches. Auch sieht man vierköpfige Elefanten und andere phantastische Figuren. In der Nähe gewahrt man prächtige Säulen; einige stehen noch, andere haben sich geneigt, viele sind umgestürzt, gleich den Thürmen, welche sich einst neben diesen Säulen erhoben. Man findet auch ein schönes, nun trocken liegendes Becken von etwa $18^{m},_{30}$ Länge und $1^{m},_{80}$ Tiefe, zu welchem Stufen hinabführen. Der Ueberlieferung zufolge war Baset einst ein Lustschloß, das oftmals von den Königen besucht wurde. Bei Baset liegen auch noch die Ruinen eines Tempelklosters Wat Ek.



Innere Ansicht von Angkor Wat.

Hinterindische Länder etc.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer

Mouhot fuhr den Strom von Battambang etwa 60 Kilometer aufwärts nach Süden hin und kam an die Vorberge einer Verzweigung, welche von der großen Gebirgskette Pursat ausläuft. Am Fuße des Ausläufers steht eine Pagode aus neuerer Zeit, aber über zerklüfteten Thälern auf Bergeshöhe schwebt das Schloß Banon gleich einer Burgruine aus unserer Ritterzeit. Acht Thürme sind durch Galerien verbunden und stehen von zwei Seiten her mit einem centralen Thurme in Verbindung, der etwa 9 m. im Durchmesser und 19 m. Höhe hat. Das Ganze ist aus Sandstein und trefflich gearbeitet. Alle diese Monumente der Provinz Battambang und ebenso jene von Ongkor, die wir sogleich kennen lernen werden, bilden schon des Sandsteins wegen einen Gegensatz zur siamesischen Architektur, welche Ziegelsteine und Fayence verwendet. Banon ist gewiß ein Tempel gewesen; man findet im mittleren Hofraume und in zwei kleinen, durch einen Gang miteinander verbundenen Thürmen eine große Menge kolossaler buddhistischer Götzenbilder, die wol so alt sind wie das Gebäude selbst, sodann kleinere Idole aus sehr verschiedenen Zeiten. Am Fuße des Berges liegt eine hohe gewölbte Höhle, von deren Kalkstein schöne Stalaktiten herabhängen. Das von den letzteren tröpfelnde Wasser gilt den Kambodschanern für heilig; sie glauben, daß dieses Wasser Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kenne; auch kommen kranke Pilger, um es zu trinken und dadurch gesund zu werden.

Am 20. Januar 1860 brach Mouhot von Battambang auf, um die großartigen Ruinen von Ongkor, 22¼ Kilometer nördlich vom Tuli Sap, zu besuchen. Am 22. fuhr der Reisende in die Mündung eines kleinen Flusses ein, verließ den Nachen, wanderte eine Stunde lang auf einer noch wohl erhaltenen Landstraße und ging über eine sandige, baumlose Ebene. Sie wird im Süden von den Somraisbergen begrenzt, welche ihrerseits eine Verzweigung des Koratgebirges bilden, und im Westen erhebt sich der reizende Berg Schrôm. So kamen sie nach der heutigen Ortschaft Ongkor oder Angkor, auch Nakhon oder Nokhor genannt, einst die Hauptstadt des alten Königreiches Kambodscha, des Maha Nokhor Khmer, als ihm zwanzig Könige noch tributpflichtig waren und es angeblich eine Armee von fünf bis sechs Millionen Kriegern stellen konnte. Daß er sich dem Schauplatze vergangener Herrlichkeiten näherte, bewiesen dem von Westen kommenden Adolf Bastian, sobald er den Lamseng überschritten hatte, Reste einer Heerstraße, mehr aber noch eine steinerne Brücke, die auf dreißig Pfeilern ruhte, über die jedoch nicht sowol Bogen gesprengt waren, sondern die aus fünfzehn kolossalen Steintafeln bestanden, deren Kanten beständig die Unterlagen überragten, bis sie sich in der Mitte zwischen Pfeiler und Pfeiler zusammenschlossen. Die Breite der Brücke mag $15^{m},_{25}$, ihre Länge 107 m. betragen, einige der Steinplatten aber maßen wol 1½ Quadratmeter. Bald stieß Bastian auf die Ueberreste einer anderen gewölbten Steinbrücke über den Paleng, der sich in den Tuli Sap ergießt, sowie auf eine erhöhte Heerstraße, die schnurgerade durch das Land zog, aber bereits von Gesträuch und Unkraut überwuchert war. Die Ruinen von Ongkor selbst stehen an Großartigkeit auf Erden keinen anderen, selbst den ägyptischen nicht, nach. Ein Tempel namentlich kann, nach der Versicherung Mouhot's,

dem wir die erste genauere Kunde über diese merkwürdigen Bauten verdanken, den Vergleich mit unseren schönsten Basiliken aushalten und übertrifft an imposanter Erscheinung Alles, was jemals die Architektur der Griechen und Römer geleistet hat. Mouhot als Naturaliensammler mußte sich indeß mit einer äußerlichen Beschreibung der Ruinen begnügen, denn bei den Eingebornen fand er das Andenken an frühere glanzvolle Zeiten vollständig erloschen. Gar traurig klangen ihre Sagen in der Umgebung der Trümmer des herrlichen Nakhon Wat. Die gewaltigen Steine, so lauteten sie, aus denen jener Tempel erbaut worden sei, hätten durch Menschenhände nie bewegt werden können, sondern Theradas schwangen sie empor, sodaß noch jetzt die Eindrücke ihrer Finger an den Steinen sichtbar seien. Auch sei Anfangs das Material der Skulpturen plastisch gewesen und erst nach dem Modelliren durch Medizinen verhärtet worden. Sicherlich sind noch keine tausend Jahre verstrichen, daß jene Bauten von demselben Volke aufgerichtet worden sind, das jetzt darin das Werk von Genien und Zauberkräften erblickt. Mit einer gleichfalls äußeren Beschreibung dieser Ruinen begnügt sich auch der Amerikaner Frank Vincent, der übrigens zahlreiche gelungene Zeichnungen derselben in seinem Buche mittheilt und hinzufügt, daß in Bezug auf Stil und Schönheit der Architektur, Solidität des Baues wie auf prachtvolle Ausführung der Skulpturen der große Tempel Ongkor (Nakhon) Wat gewiß ohne Gleichen, sicher ohne Rivalen auf Erden dastehe. Adolf Bastian hingegen unternimmt es, den Schleier zu lüften, welcher die Entstehung dieser so überraschend aus dem Dunkel langer Vergessenheit hervorgetretenen Bauwerke deckt.

Unter allen Denkmälern ist der Tempel von Ongkor oder Nakhon bei weitem das schönste und auch am besten erhalten; auch tritt er dem Reisenden zuerst entgegen. Wer von Battambang kommt und über den See gefahren ist, rudert einen kleinen Fluß etwa eine halbe Stunde weit aufwärts bis dahin, wo derselbe eine Art von Becken, gleichsam einen natürlichen Hafen bildet. Von dort aus führt eine noch gangbare Straße zu dem heutigen unbedeutenden Flecken Ongkor. Dann tritt man aus dichtem Waldgestrüpp plötzlich auf eine Esplanade, einen Vorplatz, der mit großen, wohl aneinander gefügten Steinen gepflastert und der ganzen Länge nach auf jeder Seite von einer Treppe eingefaßt ist. An den vier Anfängen der Treppe stehen je zwei granitene Löwen. Die nördliche Treppe führt zum Haupteingange, den man auf einem gepflasterten, 230 m. langen Wege erreicht. Dieser hat $8^{m},50$ breite und an den Seiten ungemein dicke Stützmauern. Dieser Gang führt auch über einen sehr breiten Graben, welcher das ganze Gebäude umgiebt.

Der Nakhon Wat ist ein stufenartiger Terrassenbau aus Sandstein, wie die mexikanischen Teocalli oder Treppenpyramiden diese Form am einfachsten ausgedrückt haben. Beim Nakhon Wat steigen drei umlaufende Säulengänge mit zwischenliegenden Höfen von 10 zu 10 m. übereinander empor, während eine in der Verlängerung der drei vorgeschobenen Thore liegende Haupttreppe des innersten Baues zur Basis des Domes selbst emporführt.

Die 6 und $4^{m},30$ hohen, auf einer doppelten Säulenreihe ruhenden Galerien dieses Tempels bilden ein Rechteck von 134 m. und $197^{m},50$.

Trümmer des Nakhon Wat.

Die Zahl der verwendeten Säulen wird von Mouhot auf 1532 angegeben, die Höhe des Domes aber soll nach den Behauptungen der Eingebornen 100—112 m. betragen, was Bastian für stark übertrieben hält. In diesem Tabernakel ist das Standbild Buddha's, welches König Mongkus von Siam dorthin geschenkt hat. Den Tempeldienst verrichten arme Talapoinen, die zerstreut im nahen Walde wohnen.

Von der ganz herrlichen Kolonnade sagt Mouhot, daß man sie um so mehr bewundert, je näher man ihr tritt. Die hohen viereckigen Säulen, zu welchen man vom Eingange her zuerst kommt, sind alle aus einem einzigen Stück; jeder Portikus, alle Kapitäler und die runden Dächer sind aus großen Blöcken zusammengefügt; Skulptur und Politur sind überall geradezu bewunderungswürdig. Die Steine sind so vollkommen zusammengefügt, daß man die Ritze suchen muß.

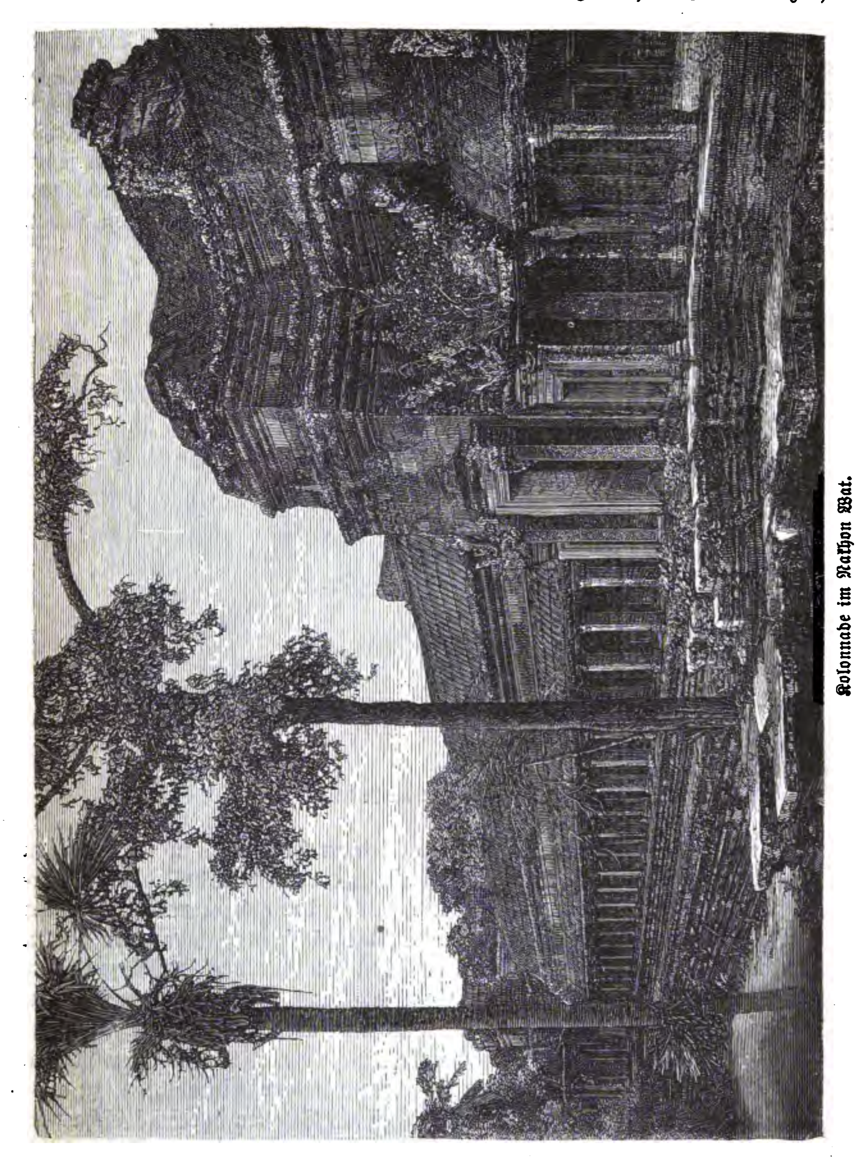
Keine Spuren von Mörtel oder vom Meißel sind sichtbar, denn die Flächen sind geschliffen wie Marmor. An den Wänden sind meistens in trefflichen Basreliefs wol über 100,000 einzelne Figuren oder wenigstens einzelne Köpfe ausgehauen, die alle möglichen Menschen- und Thiergestalten vorstellen. Zwei der Basreliefs im Peristyl des zweiten und dritten Stockwerkes haben Paradies und Hölle nach buddhistischen Vorstellungen zum Gegenstande.

Weitaus die Mehrzahl der Bildhauerarbeiten im Nakhon Wat und in den übrigen kambodschanischen Ruinen stellt indeß Scenen aus dem Ramayana und Mahabharatta dar, und es muß daher befremden, wie der Götterschwarm der indischen Epen in eine buddhistische Kultusstätte sich verirrt habe, was ebenso unpassend erscheint, als wenn an christlichen Kirchen Scenen aus Ovid's Metamorphosen dargestellt worden wären, was indeß doch schon vorgekommen ist, wie Bastian nachweist.

In dem bigott birmanischen Birma würde ein Zurückgreifen nach dem klassischen Alterthume Indiens nimmermehr geduldet werden, während es in Siam schon vorkommt, daß Klöster sich mit den Gestalten aus dem brahmanischen Götterhimmel schmücken. Eine Inschrift am Tempel trägt noch das Jahr der Sakkharat 1623, während die Chroniken Inthapathaburi's die Erbauung des Klostertempels Nakhon Wat und der zugehörigen Stadt in das Jahr 1500 der Phuttasakkharat setzen, welche Aera mit dem Verschwinden Buddha's 543 v. Chr. beginnt.

Nun ist Bastian der Ansicht, daß die Gesetzgeber und Religionsstifter nach Kambodscha über See kamen und zwar aus Java, wo zwar schon vor der christlichen Zeitrechnung indische Ansiedler hausten, die aber erst, nachdem ein späterer Zuzug aus Indien stattgefunden hatte, jene Denkmale auf der Insel errichteten, welche viel Aehnlichkeit mit den kambodschanischen haben. Da auch auf Java der Buddhismus unter den Brahmanismus sich mischte, so ist uns erklärlich, woher die religiöse Mischung im architektonischen Schmucke der kambodschanischen Tempel stammt. Uebrigens bemerkt Bastian, daß die Brahmanen der Hort der Wissenschaft und Künste in jener Zeit waren und besonders als Vorstände von Baugesellschaften natürlich großen Einfluß besaßen, unter sich auch durch Logengeheimnisse verbunden waren.

In der Geschichte Hinterindiens ist es stets ein Brahmane, der das Weichbild der neu zu gründenden Stadt mit dem geweihten-Faden umzieht.



Kolonnade im Nakhon Wat.

Sehr bezeichnend ist es nun, daß bei Nakhon Wat alle Buddhabilder, mit Ausnahme der obersten Figur an der Spitze, beliebig aufgestellt oder weggenommen werden können, während die Skulpturen aus der brahmanischen Mythologie dem Körper des Tempels einverleibt und aus dem lebendigen

Stein herausgehauen sind, sodaß der Tempel mit ihnen zu Grunde gehen müßte, während es ein Leichtes gewesen wäre, im Falle eines Religionswechsels die buddhistischen Spuren zu verwischen.

Verschieden von den mythologischen Darstellungen in Nakhon Wat findet sich eine andere Reihe von Skulpturen, die das größte Interesse darbieten, da sie dem politischen Leben der alten Kambodschaner entnommen sind. Die Ausführung ist schon eine verschiedene und nähert sich in ihren einfachen Zeichnungen der gesunden Naturanschauung der Abendländer, wogegen in jenen die geschwungenen und ineinander gewundenen Wellenlinien überwiegen, worin die maßlose Phantasie der Indier einen Ausdruck zu finden strebt.



Heerführer auf einem Elefanten.

Man sieht hier den König, umgeben von seinem Hofstaate, in einer langen Prozession der Völker, die damals als Vasallen Kambodscha huldigten, einherziehen. Man glaubt den langhaarigen Paradas, den geschorenen Kambodscha und Javana, den halbgeschorenen Sakas, die bärtigen Palavas vor sich zu sehen, und eine besondere Sorgfalt ist auf den Ausdruck des Rassentypus verwandt, von der rein kaukasischen Gesichtsbildung bis zu der erniedrigten Vindhyabewohner oder Nishada, die, den Kha oder Sklavenvölkern Hinterindiens entsprechend, das Kainszeichen des gottlosen Vena in ihren platten Nasen, ihren eingesunkenen Augen und ihrem hervorspringenden Kinn ausgeprägt tragen. Es sind dies die noch jetzt als Sklaven in Kambodscha verkauften Bergstämme der Pnom, die der chinesische Gesandte im Jahre 1295 n. Chr. Tsung oder Hunde nennt. Wie auf einer zweiten Säule Trajan's erblickt man einen Katalog der verschiedenen Nationen, die hier mit Speer und Schild oder mit dem Bogen einhermarschiren, dort mit überragendem Helm und dann wieder in dem barocken Putz der wilden Bergbewohner,

mit Tasseln und Fransen behangen. Die Fürsten, die ihren Heeresabtheilungen zu Pferde oder zu Fuß voranziehen, reiten bald auf hohen Elefanten, bald werden sie von ihren Kriegern auf Palankinen getragen und sind von hohen Sonnenschirmen beschattet, dem Emblem königlicher Würde. Bastian's kambodschanische Begleiter erklärten diese Skulpturen, die mit einer fast unzähligen Menge von Figuren zwei lange Korridore bedecken, als den feierlichen Umzug, der bei der Gründung der Stadt Inthopathaburi durch König Ketumalea abgehalten wurde, und an sie knüpfen sich alle jene großen Erinnerungen, um deretwegen der Name Kambodscha's oder Kamphuxa's noch jetzt überall in Hinterindien nur unter ehrfurchtsvollen Bezeichnungen ausgesprochen wird.



Reiter in der königlichen Prozession.

Durch einen buschigen Wald gelangt man zu den Ruinen der zu dem Klostertempel gehörigen Stadt Groß-Ongkor oder Nakhon Tom, deren heiliger Name Inthapathaburi oder Indraprastha lautete. Erst als der große Patriarch Buddhagosa mit seinem Schwarme von Mönchen in den prangenden Tempelpalast einzog, wurde der alte klassische Name abgeschafft und in Nakhon umgeändert. Diese Stadt lag hinter einem doppelten Wall, wovon der innere 7, der äußere, aus Steinplatten aufgeführte, aber 9 m. Höhe hatte. Eine zum Theil verfallene, dick mit Sand überlagerte Straße führt über Getrümmer von Steinen, Blöcken, Säulen, Löwen und Elefanten zum Haupteingangsthor, das noch ziemlich gut erhalten ist und einem Triumphbogen gleicht. Es hat in der Mitte einen 17 m. hohen Thurm, der von vier kleineren Thürmen umgeben und von zwei anderen flankirt wird; oben sieht man vier kolossale Köpfe in ägyptischem Geschmack. Alles ist mit Skulpturen bedeckt.

Der untere Theil des großen Thurmes hat ein Gewölbe, durch welches Wagen fahren können. Wildniß erfüllt jetzt das Stadtgebiet, auf dem kleine Häuschen sich angesiedelt haben. Innerhalb dieses Raumes liegt die sogenannte große Pagode, die aus 37 Thürmen verschiedener Größe, verbunden durch sich kreuzende Galerien besteht. Trümmer bezeichnen den Ort, wo ehemals der königliche Palast stand, dessen Wände mit Basreliefs bedeckt sind. Diese bilden vier übereinander stehende Reihen, und jede derselben stellt einen König dar, der in orientalischer Weise mit übereinander geschlagenen Beinen dasitzt; die Hände ruhen auf der Mitte eines Dolches, zu beiden Seiten sitzen Frauen.



Der aussätzige König.

Alle Figuren tragen Schmuck, z. B. außerordentlich lange Ohrringe, Arm- und Halsbänder, sind nur mit einem Languti bekleidet und haben eine hohe, spitz zulaufende Kopfbedeckung. Die Basreliefs auf der anderen Seite stellen Schlachten dar; man sieht Kinder mit langem Haare, das in einen Knoten geschlungen ist. Alle diese Skulpturen sind übrigens roher und alterthümlicher im Stile, als die sauber und sorgfältiger ausgeführten des Klostertempels. Gegenüber diesem alten Königspalaste liegt die Schatzkammer mit 16 durch Galerien verbundenen Thürmen, Alles in starkem Verfalle, doch zeigen die Wände und die Thorbogen noch Reste ehemaliger Skulptur. Näher am Flüßchen, welches die Stadt bespült, finden sich zwei andere Pagoden und eine Brücke mit vierzehn Bogen. Sandbänke haben den Lauf des Wassers abgesperrt, und statt unter der Brücke durchzufließen geht der Fluß an ihr entlang. —

In der Nähe von Nakhon Tom und nördlich vom großen See Kambodscha's liegen noch als Seitenstücke zum Nakhon Wat und zu Nakhon Tom der Kleinodienpalast Prasat-Keoh, zu dem eine andere zertrümmerte und monumentale Stadt, Patentaphrom, gehörte. Beim Prasat-Keoh fehlen die brahmanischen Beimischungen, wie überhaupt die Verzierungen sparsamer angewendet wurden. Die Palastruinen, überwuchert von einem unbetretenen tropischen Wald, durch den sich jeder neue Besucher seinen Pfad von Frischem bahnen muß, erwecken düstere Eindrücke.



Königin von Kambodscha und königliche Prinzen.

Der Bau bildet ursprünglich mit seinen Terrassen ein Kreuz oder Phrom, auf welchem ein stumpfer Dom aufstieg. In der Nähe liegt die Ringmauer, die einst die Stadt und den Palast von Patentaphrom umschloß. Die Architektur des letzteren besteht wiederum aus einem Gewirr von Säulengängen und Korridoren, die reich verziert sind mit Skulpturen. Dem Stile nach erscheinen sie nicht nur jünger, sondern zeigen bereits ein Sinken des Kunstgeschmacks, auch lassen die geschichtlichen Ueberlieferungen schließen, daß die königliche Residenz erst später von Nakhon Tom oder Inthapathaburi nach Patentaphrom verlegt wurde. Das Dickicht hat auch hier beim letzteren sich

des Stadtgrundes bemächtigt, doch stehen noch einzelne Theile des äußeren Erdwalles und einer inneren Zinnenmauer aus behauenen Steinen, von welcher Treppen nach dem Innern der Stadt hinabführten.

Alle diese Ruinen zeugen für den Glanz des alten Kambodscha; von den Herrschern desselben ist aber keine andere historische Erinnerung übrig geblieben, als das Bild des aussätzigen Königs, welcher für den Erbauer des größten Tempels von Nakhon Wat gilt. Seine Statue fand Mouhot im Palaste zu Nakhon Tom. Kopf und Gesichtsausdruck sind edel, die Züge frei und regelmäßig, es liegt Stolz darin; auf der Oberlippe ist ein feiner, nach oben gebogener Schnurrbart und das gelockte Haar fällt auf die Schultern herab. Der ganze Körper ist nackt, ohne Schmuck oder Zierrath. Ein Bein und eine Hand sind abgebrochen, wie unsere Abbildung zeigt. Dieser König trägt ganz und gar den arischen, vorderindischen Typus.

Fast auf allen Ruinen sind Inschriften mit verschiedenen Zeichen eingegraben. Die heutigen Kambodschaner erklären, daß dieselben nicht zu entziffern seien; aber die Buchstaben ähneln jenen des Pali, obwol sie eine alterthümliche Form haben und die Wörter zumeist von den jetzt gebräuchlichen abweichen. Auch unterscheidet man zweierlei Schriftgattungen, eine ältere und eine jüngere.

Die geschriebene Geschichte Kambodscha's läßt uns ganz im Stiche, birmanischen Quellen zufolge kann aber, wie Bastian erforscht hat, Nakhon Wat nicht vor dem fünften Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung gebaut worden sein, und aus siamesischen Berichten ergiebt sich, daß sie nicht nach 1337 fallen. Endlich hat Bastian den Bericht eines chinesischen Gesandten aufgefunden, der 1295, also gleichzeitig mit Marco Polo's Wanderungen, in Kambodscha reiste und die Hauptstadt des Landes, die damals noch im Flor stand, beschreibt. So ist es denn höchst wahrscheinlich, daß die Blüte des Reiches Ongkor oder Nakhon zwischen 700 und 1300 n. Chr. fällt und den dortigen Trümmern ein Alter von 500—1100 Jahren zukommt.

Ongkor soll nach Bastian richtiger Nakhon geschrieben und aus dem indischen Naghara abgeleitet werden müssen. Wer die Erbauer dieser staunenswerthen Denkmäler gewesen sind, kann nicht besonders zweifelhaft sein. An ein fremdes, unbekanntes Kulturvolk oder gar an die Chinesen darf man nicht denken. Unzweifelhaft waren die Vorfahren der jetzigen Eingeborenen, die Siamesen, die Erbauer der Städte und ihrer Tempel. Daß sie noch jetzt große Lust, viel Geschicklichkeit und einen erwählten Geschmack zu Kunstbauten besitzen, dafür zeugt die große Pagode in Bangkok. Dem nämlichen Baustile wie an den Uferlandschaften des Tuli Sap sind wir zudem auch in den prachtvollen Ruinen von Paghan am Irawaddy begegnet, die wir durch Kapitän Yule's Werk über Ava kennen lernten.



Der Kaiser von Cochinchina mit Gefolge.

Französisch-Cochinchina.

Nach Saigon. — Das Mündungsdelta des Mekhong. — Schaudok. — Schadek. — Die Stadt Saigon. — Ihre Lage. — Zustände in Saigon. — Der Dong-Naï. — Die französische Politik in Hinterindien. — Die katholischen Missionare in Hinterindien. — Die europäische Kultur und ihre Wege. — Gegensatz zwischen englischer und französischer Politik. — Der Vertrag mit Annam. — Erwerbungen der Franzosen. — Die Insel Pulo Condor. — Ihre günstige Lage. — Geschichte der englischen Faktorei auf Pulo Condor. — Schilderung der Insel. — Aeltere Berichte über dieselbe. — Nieder-Cochinchina als französische Kolonie. — Verschiedene Niederlassungstypen. — Verwaltung der Kolonie. — Schulen. — Nothwendige Verbesserungen. — Mißgriffe der Verwaltung. — Bevölkerung. — Die Annamiten. — Moï. — Klings. — Das Land Cochinchina. — Klima und Krankheiten. — Produkte.

Wer von den Ruinenstätten Battambang's und Ongkor's nach dem französischen Cochinchina und dessen Hauptstadt will, der thut am besten, den Tuli Sap zu durchschiffen und am Mesap nach Panompin zu fahren, wo er

dann in den großen Mekhong-Strom einmündet. Letzterer, der sich in das Chinesische Meer ergießt, fließt von Panompin an in zwei mächtigen Armen, welche ein Zwischenraum von etwa 25 Kilometer von einander trennt; dann aber theilt er sich in eine wahre Unzahl von kleineren Aesten, welche durch eine Menge von Kanälen untereinander in Verbindung stehen und das ganze französische Cochinchina, das nichts Anderes ist, als das Land um das Mündungsdelta des Mekhong, mit einem Labyrinth von Wasseradern überspannen. Einer von diesen schmäleren Kanälen zieht gegen Nordosten zur Hauptstadt Saigon hin. Die mittlere Breite des Hauptarmes, auf dem Frank Vincent von Panompin den Mekhong hinabfuhr, mag wol an 300 m. betragen, die Ufer waren reizlos und nur dann und wann mit größeren Bäumen bestanden; selten zeigte sich eine Dorfschaft. Dennoch sind gerade diese Landstriche am Großen Flusse die bestbebauten Theile Kambodscha's; das Terrain ist eben und fruchtbar, Pfeffer wird hier in Menge gezogen und ist der Hauptausfuhrartikel dieser Gegend.

Die Stadt Schaudok liegt schon auf französischem Gebiete, hart an der kambodschanischen Grenze, weshalb sich hier auch ein Zollhaus befindet. Die Stadt ist halb so groß wie Panompin, und liegt nicht nur an beiden Seiten des Mekhong, sondern auch noch an einem kleinen Flüßchen, welches sich von diesem nach Westen abzweigt und in den siamesischen Golf ergießt. Die Franzosen besitzen hier ein Fort oder eine Citadelle, die ein einfaches Erdwerk mit Bambuspalissaden, worin 200 Soldaten als Besatzung unter den Befehlen eines Distriktsinspektors stehen. Dieser Beamte stellte unserem Amerikaner vier Eingeborene zur Verfügung; als aber die faulen Annamiten sich nicht zur rechten Zeit einfanden, erklärte er, daß wenn sie nicht binnen zehn Minuten am Platze seien, er dem Orte eine Geldbuße von 100 Franken auferlegen würde. Das wirkte; statt dem Distriktsinspektor für seine Energie zu danken, stellt aber unser Yankee noch Betrachtungen an über die Unbilligkeit eines solchen Verfahrens gegenüber den „unschuldigen" Einwohnern von Schaudok. Natürlich fällt es ihm dabei nicht ein, sich zu erinnern, wie die Faulheit der Eingeborenen in Siam die Reisenden zur Verzweiflung bringt, noch gedenkt er der wenig zarten Mittel, deren sich die Engländer und ganz besonders seine speziellen Landsleute, die ungeschlachten Yankee's, gegenüber ihren einheimischen Indianern bedienen.

Der nächste Ort war Lang-Xuen, eine große Stadt, zum großen Theil aus schwimmenden Häusern bestehend. Hier sah Frank Vincent einen kleinen Regierungsdampfer, deren Frankreich etwa zwanzig besitzt, um Depeschen und Truppen nach den verschiedenen Distrikten Cochinchina's zu befördern. Dieses Land scheint viel dichter bewohnt zu sein als das noch unabhängige Kambodscha; die ausgedehnten Waldungen sind hier allmählich zerstreuten Beständen gewichen und diese hinwiederum haben großen Pflanzungen von Betelnuß, Bambus und Bananen Platz gemacht.

Bei der bedeutenden Stadt Schadek, die wegen dem ähnlichen Klange des Namens gerne mit Schaudok verwechselt wird, machte sich der Einfluß der Gezeiten fühlbar, der große Fluß hat hier wol 1½ Kilometer Breite und umfängt herrliche kleine Inseln mit schattigen Bäumen und zahlreichen Dörfern.

Auch in Schadek besteht eine Citadelle mit annamitischen Truppen und einem französischen Inspektor. Das Gleiche ist in Mytho der Fall, einer der bedeutendsten Städte Cochinchina's, wo zwei- bis dreihundert französische Soldaten und vielleicht zweimal so viel von der aus eingeborenen Annamiten gebildeten Truppe in Garnison liegen. Die Citadelle ist sehr groß und der hier residirende Gouverneur bewohnt ein palastartiges Gebäude; die Straßen der Stadt sind macadamisirt und mit prächtigen jungen Kokosnuspalmen besäumt; mehrere französische Kaufläden sind hier zu finden und eine große Kathedrale aus Backsteinen ist im Bau begriffen. Hier in Mytho tritt man in das eigentliche Deltagebiet des Mekhong, welches gerade so ein Netz von verflochtenen Wasserläufen bildet, wie das Tiefland Bengalens.



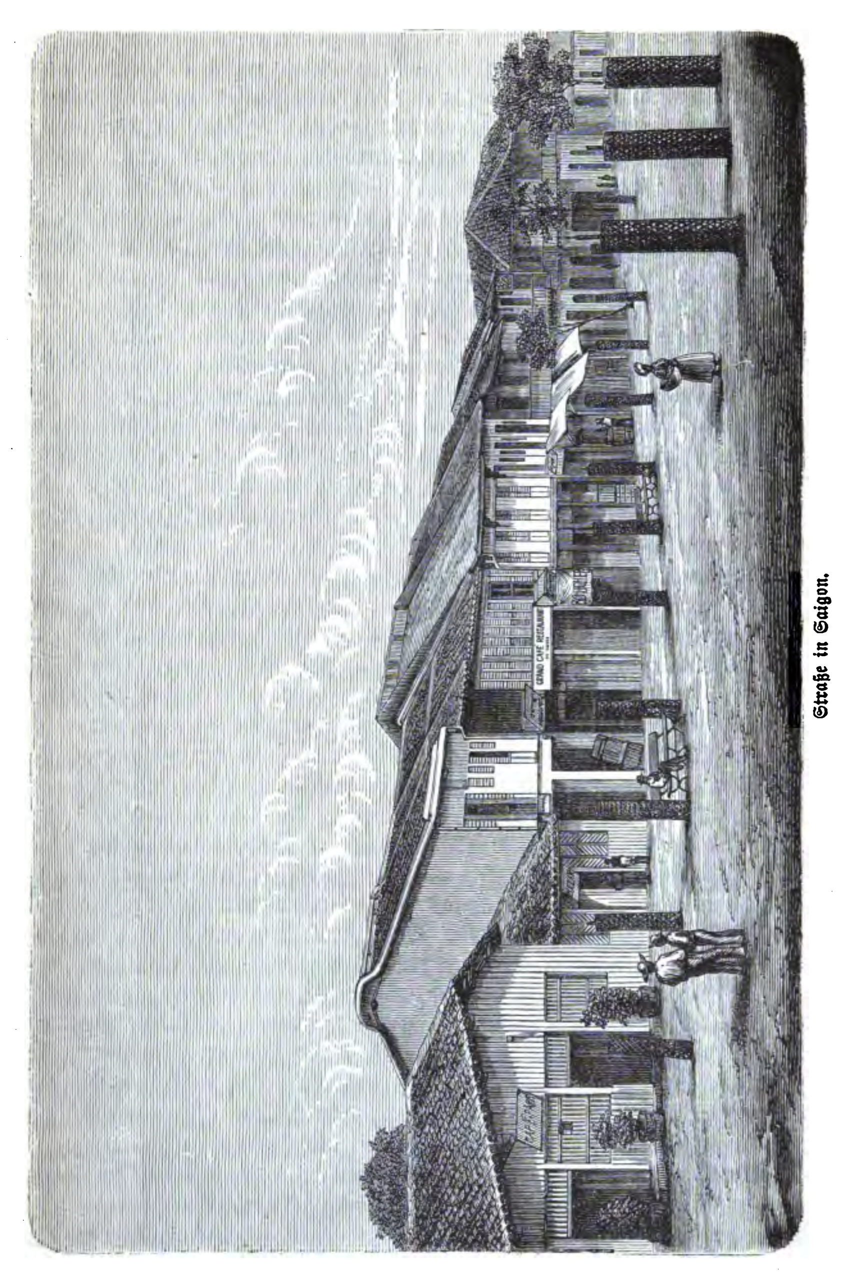
Flußboote in Schalen.

Der Fluß ist hier förmlich bedeckt von einer Unzahl von Barken, die wie überall in Hinterindien meist den handeltreibenden Chinesen gehören. Noch einen namhaften Ort nennt Frank Vincent, ehe er Saigon erreichte, die nur von Chinesen bewohnte Stadt Schalen oder Scholen, den früheren und theilweise auch noch heutigen Endpunkt des Handels am Mekhong und Tuli Sap-See, welchen jetzt Saigon an sich zu reißen im Begriff steht. Von Scholen, in dessen Nähe der Posten Caymai und das Spital von Scho Kuan liegen, gelangte Herr Vincent auf dem Landwege nach dem etwa nur 5 Kilometer entfernten Saigon.

Saigon, annamatisch Gia-dinh genannt, fiel am 17. Februar 1859 in die Hände der verbündeten Spanier und Franzosen infolge der Kriegsereignisse in Annam, die wir später erzählen werden. Das heutige französische Cochinchina bildete nämlich früher eine Provinz Annams und wird auch vielfach von Annamiten bewohnt, geographisch aber gehört das Land zu Kambodscha, dessen großer Strom es bewässert. Seit 1861 ging Saigon als Hauptstadt

von Unter- oder Nieder-Cochinchina (Basse-Cochinchine), wie die neue Besitzung offiziell genannt wird, in den definitiven Besitz Frankreich's über. Sie liegt am Dong-Nai sehr malerisch und vortheilhaft und erstreckt sich auf einer von den beiden Armen des Flusses gebildeten Landzunge in einer Ausdehnung von etwa 9 Kilometern. Sie wird begrenzt im Norden vom Arroys (d. h. Stromkanal) de l'Avalanche, im Süden vom chinesischen Arroys, im Osten vom Saigonflusse und im Westen von der Gräberebene, einem großen annamitischen Leichenacker. Ihre Straßen sind meist regelmäßig angelegt und schattig, wurden aber unter den Annamiten in einem sehr schlechten Zustande erhalten; die Schweine balgten sich in ihnen rücksichtslos um die Speise-Abfälle, welche aus den Häusern geworfen wurden, mit den Hunden herum. Eine Beschreibung Saigon's aus dem Jahre 1859, also kurz nach der Einnahme durch die Europäer, erwähnt, die Gebäude seien im Allgemeinen aus Holz aufgeführt, manchmal mit Reisstroh und Palmblättern gedeckt, und gleichen so viel mehr Hütten als Häusern. Entsteht, was häufig der Fall, eine Feuersbrunst, so treiben die Einwohner einen Trupp Elefanten herbei, die dann mit ihren Rüsseln die umliegenden „Häuser" niederreißen. Die Wohnungen der Annamiten sind so wenig solide gebaut, daß ein Elefant in wenigen Minuten mehrere davon zerstören kann. Im Norden der Stadt liegen weite Bauplätze, fast in der Mitte der Stadt befand sich aber der kaiserliche Palast. Die Citadelle, ein im Viereck erbautes, mächtiges, mit Baumgruppen umgebenes Fort, welches zum Theil von den französischen Truppen geschleift wurde, war 1821 unter der Leitung französischer Ingenieure erbaut worden. Im Nordosten der Stadt befindet sich das Marine-Arsenal, welches zugleich eine Geschützgießerei enthält. Die Bevölkerung der Stadt, welche vor ihrer Zerstörung durch die Mandarinen nahe an 50,000 Einwohner zählte, ist ein Gemisch von Annamiten, Chinesen, Malayen u. dgl. Wenn auch während der Belagerung die reichsten Bewohner Saigon's entflohen, was eine Entvölkerung der eingeborenen Stadt und ein Sinken des Handels zur Folge hatte, so ist doch die Ziffer von nur 10,000 Einwohnern, wie Frank Vincent sie 1872 schätzt, offenbar ein Irrthum und viel zu niedrig gegriffen. Mit der eine halbe Stunde von Saigon entfernten Chinesenstadt Scholen beträgt nach Karl von Scherzer's Angabe die Zahl der Einwohner dermalen wieder 50,000.

Spätere Berichte, aus dem Jahre 1864, besagen: Der Eindruck, den Saigon augenblicklich macht, ist ein äußerst unfertiger. Man sieht Straßen, mit Häusern in europäischem Style gebaut, mit Restaurants und Kaffeehäusern, zwischen Strecken von Schutt, zwischen Wiesen und Morästen. Hie und da steht ein großes Steingebäude für öffentliche Zwecke, aber man kann nur auf Umwegen von einem zum andern gelangen, da den dazwischen liegenden Kanälen die Brücken fehlen. Allerdings muß jedes Ding einen Anfang haben, und nur unter ganz besonderen Verhältnissen ist es möglich, daß eine Stadt in drei oder vier Jahren zu der Vollkommenheit von San Francisco oder Melbourne anwächst. Herr von Scherzer, der im Jahre 1869 mit der österreichisch-ungarischen Expedition Saigon besuchte, erzählt, daß für den Aufbau der Stadt gleich nach der Besitznahme ein regelmäßiger Plan entworfen wurde.



Straße in Saigon.

Derselbe sei bereits in Ausführung begriffen, und es mache die Niederlassung mit ihren vielen Regierungs- und Privatbauten, die immer mehr zunehmen, den Eindruck gedeihlichen Aufschwunges.

Zudem sind in der Gegenwart viele der aufgezählten Mängel verschwunden. Nach der Schilderung, welche Frank Vincent davon entwirft, besitzt Saigon breite Straßen mit Macadam, wovon zwei, mit dem Flusse parallel laufend, von Kanälen durchzogen sind; schöne Baumalleen machen diese Straßen zum Sammelpunkte und Lieblingsspaziergange der fashionablen Einwohner, welche hier den Klängen einer französischen Militärmusik lauschen. Es giebt eine Menge Hôtels oder richtiger Kaffeehäuser, die jedoch nicht immer am allersaubersten aussehen. Die Straßen werden mit Oellampen erleuchtet und sind zu beiden Seiten mit Rinnsalen versehen. Der kleine botanische Garten, in dem auch unter anderen wilden Bestien zwei prachtvolle Königstiger aus Kambodscha gehalten werden, ist geschmackvoll angelegt. Unter den öffentlichen Bauten ragt der neu erbaute elegante Palast des Gouverneurs vortheilhaft hervor. Nahezu 100 m. lang und 30 m. tief, enthält dieses zweistöckige, aus Ziegeln und Stuck im südlichen Theile der Stadt aufgeführte Gebäude nebst der Wohnung des Gouverneurs und den dazu gehörigen Festsälen sämmtliche Bureaus der Regierung und ein Observatorium. In einem andern Theile Saigon's erhebt sich ein großes Nonnenkloster sammt Kapelle, von einer niedrigen Mauer umgeben; auch sonst sind mehrere kleine katholische Kirchen vorhanden.

Am Uferstaden liegen zumeist Magazine; dort haben auch die chinesischen Kaufleute ihre Läden. Der europäischen Handlungshäuser sind vorläufig nur wenige — im Jahre 1867 gab es erst 67 Kaufleute und Handwerker, darunter auch die unvermeidlichen Photographen, zwei an der Zahl. Eben so hoch beziffern sich die Bäcker und die Bankiers — und Herr Frank Vincent ist offenbar verstimmt, daß darunter sein Amerika gar nicht vertreten sei; er sagt daher, der Handel sei nichts weniger denn lebhaft, obwol wir aus anderen verläßlicheren Quellen, als es unser Yankee ist, wissen, daß sich hier der Handel der ganzen Kolonie konzentrirt und die jährliche Ausfuhr Saigon's 27 Mill. Reichsmark beträgt. Den Werth des auswärtigen Handels Cochinchina's kann man jährlich auf 30—35 Mill. Franken veranschlagen. Rechnet man noch den Binnenhandel hinzu, so dürfte sich der Gesammtwerth der Güterbewegung auf 65—70 Millionen Franken belaufen. Wahr ist, daß ein großer Theil des Handels, wie überall in Hinterindien, in den Händen der fleißigen Chinesen ruht. Vom 1. Oktober 1865 bis dahin 1866 liefen in Saigon 348 europäische Schiffe mit 4520 Fahrgästen und Ladungen im Werthe von 29,635,228 Frcs. ein. Ausgelaufen waren 343 mit 2364 Fahrgästen und Ladungen im Werthe von 35,171,340 Frcs. Dazu kamen 9553 annamitische Barken, welche eine Waarenbewegung im Werthe von 13,213,682 Frcs. vermittelten. Unter den Schiffen, welche Saigon besuchten, waren nicht weniger als 83 deutsche Fahrzeuge.

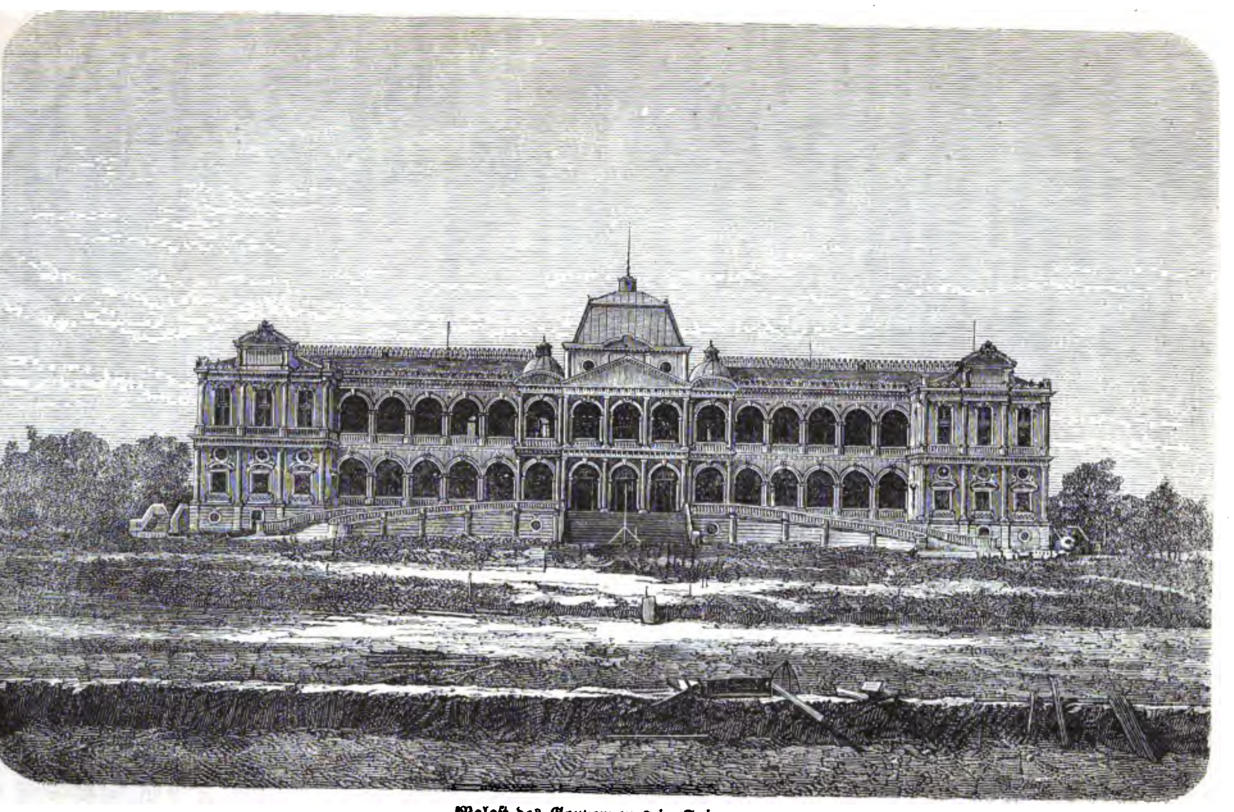
Der Fluß Dong-Nai, an dem Saigon liegt, ist ein in vielen Krümmungen rasch dahinstürzendes, etwa 100 m. breites Gewässer; sein Bett ist so tief, daß sich die Schiffe, ohne aufzufahren, sehr nahe gegen die Gestade hin bewegen können. Die Landschaften, welche er durchströmt, bieten einen mannichfaltigen Anblick: sie sind bald Ebenen, bald bilden sie leichte Bodenerhebungen, welche riesigen Tigern, Rhinozeronten und grünen Vipern, deren Biß in wenigen Minuten tödtet, zum Aufenthalte dienen. Zahlreiche Flüsse vermischen ihre

Gewässer mit dem Dong-Nai und geben dem Lande eine wunderbare, üppige Fruchtbarkeit. Der Dong-Nai wird überdies durch einen, etliche Kilometer langen Kanal mit dem westlich von ihm strömenden Mekhong verbunden, wodurch die Kommunikation zwischen dem westlichen Kambodscha und Saigon bedeutend erleichtert wird. Saigon selbst liegt zwar auf eine ziemliche Entfernung vom Meere (40 Kilometer nach Vincent, 96,50 nach Scherzer), besitzt aber gleichwol einen Handelshafen ersten Ranges, den chinesische, portugiesische und andere Schiffe besuchen. Da diese aber nur während der Flut bis Saigon gelangen können und häufig im Flusse ankern müssen, so ist die Lage Saigon's für die Schiffahrt keine besonders günstige. Die Hauptartikel der Ausfuhr bestehen in Betel, Reis, Pfeffer, Zucker, Pech, Oel, Rhinozeros- und Hirschhorn, Elfenbein u. s. w. Die Frauen, behauptet man hier, beschäftigen sich weit mehr und betriebsamer mit dem Handel als die Männer. Wie in allen Städten des Orients steht die Moralität der hier wohnenden Europäer auf tiefer Stufe; es ist nichts Seltenes, daß sie mit annamitischen Mädchen leben, die sie ganz jung von ihren Eltern um wenig Geld kaufen; 120 Mark gelten schon für einen sehr hohen Preis. Das Französische ist natürlich die allgemeine Verkehrssprache, welche auch die Annamiten ohne große Mühe erlernen.

Die Veranlassung zur Erwerbung des heutigen französischen Cochinchina gab der Krieg gegen das Kaiserreich Annam, dem das Land früher zugehörte. Dieser hinwieder entstand wegen der grausamen Behandlung, welche die katholischen Missionare von Seite der annamitischen Regierung erfuhren. Letztere hatte allen Europäern gegenüber ein ungemein strenges Absperrungssystem angenommen und insbesondere allen christlichen Sendboten den Eingang in das Reich untersagt, womit sie nur ein Recht ausübte, das einem fremden Staate nicht abgesprochen werden kann. Katholische Missionare übertraten aber diese Landesgesetze, indem sie sich einschlichen, und hatten demnach, wenn man sie entdeckte, die Strafe zu erdulden, welche man ihnen angedroht und die sie sehr wohl kannten. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die annamitische Regierung in den Christen eine ihr feindselige Partei erblickt, und sie irrt darin eben so wenig, wie die japanesische Regierung vor dritthalbhundert Jahren. Unzweifelhaft müßten wir in diesem europäisch-annamitischen Streite für die in ihrem Rechte gekränkten Asiaten Partei nehmen und die französische Politik Kaiser Napoleon's III. unbedingt verurtheilen, wüßten wir nicht, daß lediglich *auf diesem Wege* die europäische Kultur sich ein Gebiet nach dem andern zu erschließen pflegt. Wir begrüßen beispielsweise die zum Theile gleichfalls sehr gewaltsam erfolgte Unterwerfung Indiens unter die britische Herrschaft als einen Kulturgewinn und als solchen betrachten wir auch die Erschließung Japans, welche, wenn auch nicht auf kriegerischem Wege, doch damals gegen den Willen von Volk und Regierung erfolgte. China konnte gar nur mit den Waffen in der Hand zur Lockerung seines Absperrungssystems gezwungen werden, und die Kriege, welche England mit den Chinesen führte, um ihnen den entsittlichenden Opiumgenuß zu verschaffen, dienten ebenfalls zur Verbreitung der abendländischen Gesittung. Wir Europäer sind gewohnt, in der Verbreitung unserer Ideen, Denkweise, Anschauungen und Einrichtungen,

kurz unserer Civilisation eine segensreiche, fremde Völker beglückende That zu erblicken, mit welchem Rechte, das erscheint dem Völkerkundigen mehr als fraglich. Erst müßten wir eine lange Entwicklungsperiode der so „beglückten" Völker und darnach ihr eigenes Urtheil über das erzielte Resultat abwarten, ehe von dem „Segen europäischer Gesittung" zu sprechen eine Berechtigung bestünde. Viele Momente gestatten vielmehr zu schließen, daß eine ganze Reihe von Völkern an den ihnen aufgenöthigten Segnungen unserer Kultur geradezu physisch und moralisch zu Grunde gehen, und einstweilen wird man gut thun, in der Ausbreitung der europäischen Gesittung einen Kulturgewinn nur für die Europäer selber zu erkennen. In der That vermehrt die Erschließung bislang unnahbarer Erdräume die Absatzmärkte für europäische Erzeugnisse, führt die Produkte fremder Zonen im Austausch uns zu, erhöht also die Menge der effektiven vorhandenen Werthe und somit unseren Wohlstand. Jede Mehrung unseres Wohlstandes kommt aber einem Fortschritt unserer materiellen Kultur gleich, und so sind wir es, welche an der Mittheilung unserer Kulturschätze das allereigennützigste Interesse besitzen. Deshalb dürfen wir uns nicht wundern, zu allen Zeiten die Mächte Europa's, soweit ihre Lage dies gestattet, so emsig an diesem Kulturwerke thätig zu sehen. Spanien und Holland lagen demselben ob in früheren Jahrhunderten, in der Gegenwart England und Frankreich, unsere beiden bedeutendsten Seemächte, denen als solchen diese Aufgabe zufällt.

Die Mittel zur Erreichung des gedachten Zweckes sind überall die nämlichen: die Handelspioniere und die christlichen Glaubensboten. Sie pflegen einander auf dem Fuße zu folgen, gleichviel ob die ersteren oder die letzteren zuerst am Schauplatze auftreten. Gewöhnlich sind es die Missionare, denen die Schale ihrer Religion die Kraft verleiht, den mannichfachen Gefahren Trotz zu bieten, welche das erste Eindringen in fremde Gebiete in sich birgt. Sie sind die Vorläufer jener Handelsleute, welche unter kommerziellen Vorwänden die ahnungslosen Kinder einer niedrigeren Kultur mit Garnen umschlingen, deren Maschen sie im Laufe der Zeit immer fester zu einem unzerreißbaren Netze über ihren Häuptern zusammenziehen. Darum findet das Missionswesen nicht nur die Billigung der wahrhaft Gläubigen, sondern auch die Unterstützung der Regierungen; gern lassen sie Schutz den kühnen Gottesstreitern zu Theil werden, die in fremdem Lande vollbringen, was zu Hause selbst als ein frevelhafter Eingriff in die Rechte des Staates, als ein strafwürdiges Verbrechen geahndet würde. England erachtet sich für gebunden, allerwärts die Förderung der protestantischen Missionen im Auge zu behalten, und scheut schwere Kriege und Kosten nicht, um den evangelischen Sendboten zu ihrem angeblichen Rechte zu verhelfen. Im Namen der „Humanität" ist kaum weniger Blut geflossen als bisher im Namen der Religion. Die Humanität war es, welche den Engländern gebot, die Missionare gegen die Grausamkeiten zu schützen, die sie bei Kaiser Theodoros und König Koffi zu erdulden hatten; deshalb schlugen sie das Abessinische Reich in Trümmer, begruben den Aethiopenkaiser unter den Ruinen von Magdala und zündeten dem Aschantifürsten seine Hauptstadt Kumassie über dem Kopfe an. Dies die drei wichtigsten Beispiele aus der jüngsten Geschichte des Missionswesens und der englischen Politik.



Palast des Gouverneurs in Saigon.

Wie nun Albion für den Protestantismus als Hort sich hinstellt, so thut dies Frankreich für den Katholizismus. Wie jenes nach allen Richtungen protestantische Missionare aussendet und hinterher mit englischen Baumwollfabrikaten oder Messern ins Land zieht, so entsendet dieses katholische Glaubensapostel und thut mit seinen Erzeugnissen desgleichen. Ueberall schützt England seine protestantischen, Frankreich seine katholischen Missionare, und wer die britische Politik gutheißt, kann auch die französische nicht tadeln.

Die Geschichte des französischen Krieges gegen Annam werden wir an einer andern Stelle unseres Buches erzählen; hier interessirt uns zunächst nur dessen Ergebniß. Durch Artikel 3 des zwischen den Kronen Frankreich und Spanien einerseits und dem Kaiserreiche Annam andererseits abgeschlossenen Friedensvertrages vom 5. Juni 1862 wurden die drei früheren annamitischen Provinzen Bien-hoa, Gia-dinh und Dinh-Thuong, sowie die Inselgruppe Pulo Conder, an Frankreich abgetreten, und soll den französischen Handelsschiffen zu jeder Zeit der Verkehr auf dem Mekhong (Kambodschafluß) und dessen Nebenflüssen, sowie den Kriegsfahrzeugen dieser Nation das Befahren dieses Flußnetzes zum Schutze des Verkehrs erlaubt sein. Keiner fremden Nation darf ohne Zustimmung der französischen Regierung irgend ein Theil des Annamitischen Reiches abgetreten werden, und mit dieser einzigen Klausel sind die Engländer auf der ganzen Ostküste Hinterindiens aus dem Felde geschlagen. Der Plan in Annam, etwa in Turon eine englische Kolonie zu gründen, wie er im Jahre 1850 in indobritischen Blättern ventilirt wurde, um den Bestrebungen der Franzosen, in jenen Meeren „Wegelagerer-Stationen" zu errichten, wie man sich auszudrücken liebte, zuvorzukommen, ist für alle Zukunft eine Unmöglichkeit. Dem gegenüber ist fast die Bedingung irrelevant, wonach, sollten andere Nationen zum Handel mit Annam zugelassen werden, dieselben doch in keiner Weise bevorzugt oder ihnen größere Rechte eingeräumt werden dürfen, als solche den Franzosen und Spaniern zustehen. Diesen beiden letzteren wurden aber vertragsmäßig die drei Häfen an der annamitischen Küste Turon, Balat und Kuang-An zu ungehindertem Verkehr geöffnet.

Durch diesen Traktat machte Frankreich einen bedeutenden Schritt vorwärts zur Befestigung seiner Machtstellung im fernen Osten. Mit kluger Berechnung fügte Frankreich seinen ältesten, aber wenig einflußreichen Niederlassungen in Pondichéry, Chandernagor, Yanaon und Mahé, seiner zukunftreichen Kolonie auf Réunion, seinem Besitze der für die Fischerei wichtigen Eilande Mayotte und Nossi-Bé, seiner damals einflußreichen Stellung auf Madagaskar, endlich seinen in neuester Zeit gegründeten Niederlassungen auf Tahiti und Neukaladonien einen neuen, unstreitig höchst wichtigen Besitz hinzu, welcher durch seine geographische Lage den Franzosen eine dauernde Herrschaft über einen großen Theil Hinterindiens, gleichzeitig aber einen zukunftreichen Einfluß auf den Handel im Ozean sichert. Davon sind die Engländer natürlich nicht im Geringsten erbaut, doch blieb ihnen nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Gegen die vollendete Thatsache vermochten sie nichts einzuwenden. Mit diesen Erwerbungen begnügten sich aber die Franzosen nicht: sie wollten das mit verhältnißmäßig

geringen Opfern erworbene Gebiet abrunden und erweitern. Die mit so viel Erfolg angewendete Annexionspolitik der Engländer in Vorderindien leitete auch, und mit dem nämlichen Rechte, die Bestrebungen der Franzosen. Sie lenkten ihre Blicke zunächst auf Kambodscha, dessen Besitz als Hinterland der eroberten Provinzen für die Entwicklung, ja für das Bestehen des französischen Cochinchina eine wesentliche Bedingung war. Zudem hatten ja die seit Jahrhunderten unausgesetzten Bemühungen der katholischen Kirche in den Ländern Hinterindiens gleichsam den Weg gebahnt für die Besitzergreifung dieser Länder durch eine katholische Großmacht. Es gelang den Franzosen auch wirklich, Kambodscha, welches bis dahin von Siam abhängig war, in welch letzterem Lande die französische Mission, wenig beeinträchtigt durch die rivalisirenden Versuche des Protestantismus, heute noch eine bevorzugte Stellung behauptet, zur Annahme des französischen Protektorates zu bestimmen, sodaß dieses Königreich jetzt als französischer Schutzstaat und als integrirender Theil der französischen Besitzungen in Hinterindien zu betrachten ist. Die fortwährenden Aufstände in den östlich vom Mekhong gelegenen Provinzen, angeblich vom annamitischen Hof hervorgerufen, noch mehr aber die Nothwendigkeit einer symmetrischen Ergänzung der eroberten Landestheile und der Beherrschung des ganzen Fluß- und Kanalnetzes, welches der Mekhong bei seiner Annäherung an das Meer bildet, veranlaßten die Franzosen im Jahre 1867, auch die westlichen Provinzen Cochinchina's, Vinh-long, Schaudok und Ha-tien, in Besitz zu nehmen und sie den früher eroberten Ländereien einzuverleiben.

Mit der Erwerbung dieses Besitzes hat Frankreich in den Gewässern Ostasiens zweifellos eine ansehnliche und wichtige Position für sich erobert und für den europäischen Handel einen neuen Stützpunkt gewonnen. Zu den blühenden Emporien von Singapur und Hongkong gesellt sich nun auch Saigon, die Hauptstadt des französischen Cochinchina als dritte europäische Niederlassung, dazu berufen, den Verkehr der europäischen Länder mit jenen des östlichen Asiens zu vermitteln, und die bereits bestehenden Beziehungen mit denselben zu beleben. Allerdings bietet das französische Cochinchina nicht in gleichem Maße jene mannichfachen Vortheile für Handel und Schiffahrt, die sich bei Singapur und Hongkong in so glücklicher Weise vereinigen, doch ist die Lage Cochinchina's zwischen dem malayischen Archipel, Siam, China und Japan so günstig, daß dem Hafen von Saigon auch neben jenen beiden Plätzen immerhin eine erhebliche Bedeutung gesichert bleibt. Die etwaigen Nachtheile der geographischen Position Saigon's, welches nie ein Appellhafen für die zwischen Siam und China verkehrenden Schiffe werden kann, werden vollkommen ausgeglichen durch den Besitz der Insel Pulo Condor.

Diese ist sehr gut gelegen und eignet sich trefflich, um daraus ein Hinterlager für die Erzeugnisse der benachbarten Länder zu machen. Pulo Condor bildet eine sehr bequeme Station, wo die Schiffe anlegen können, um daselbst vor Anker zu gehen und Erkundigungen einzuziehen über den Stand des Marktes von Saigon. Ohne Zweifel haben auch politische und strategische Gründe einen gewissen Einfluß auf das Verhalten der französischen Regierung bei der Besitzergreifung des Eilandes ausgeübt und sie bewogen, sich für

ihre neue Kolonie von Kambodscha eines so wichtigen Vorpostens, wie Pulo Condor es ist, zu versichern. Im Falle eines Krieges würde sie einen sehr bequemen Ausrüstungs- und Zufluchtshafen bilden für die Kreuzer, weil diese von diesem Punkte aus den Meerbusen von Siam und den südlichen Theil des chinesischen Meeres säubern könnten.

Die mannichfachen Vortheile, welche die Lage von Pulo Condor bietet, sind ohne Zweifel der Beweggrund, weshalb dieser Ort von der Direktion der Englisch-ostindischen Compagnie in diesen Gewässern gewählt ward, als im Jahre 1702 die in Tschusan errichtete englische Faktorei zerstört und nach Pulo Condor verlegt ward. Man warb eine gewisse Anzahl Eingeborener von Makassar an, um sie als Soldaten und bei der Erbauung der Faktorei zu verwenden, unter der Bedingung, daß es ihnen nach Ablauf von drei Jahren freistehe, den Dienst zu verlassen. Unglücklicher Weise konnte oder wollte der Direktor seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen, denn er behielt die Eingeborenen von Makassar über die festgesetzte Zeit zurück und vertraute ihnen fortwährend die Bewachung seiner eigenen Person und die Garnison an. Eines Nachts empörten sich die Makassaren, während die im Fort wohnenden Engländer noch im Bette lagen, und erwürgten Alle. Einige zufälliger Weise außerhalb des Forts Wohnende, die das Geschrei mehrerer ihrer unglücklichen Landsleute hörten, geriethen in Angst und liefen bis ans Gestade, wo sie zum Glück eine mit Rudern versehene Barke trafen, auf der sie eine Zufluchtsstätte fanden, sodaß sie sich noch zeitig genug von der Küste entfernen konnten, um den Hieben der Makassaren, die ihnen bereits auf der Ferse waren, zu entgehen. Die Flüchtlinge erreichten, nachdem sie große Mühsale, Hunger und Durst erlitten, einen Ort in den Besitzungen des Königs von Dschohor, wo sie freundlich behandelt wurden.

Auf der Reise, welche Herr Crawfurd im Jahre 1822 von Siam nach Cochinchina machte, besuchte er Pulo Condor und fand die Ruinen der Faktorei; er merkte wohl, daß es den Eingeborenen nicht unbekannt war, daß die Europäer dereinst eine Niederlassung unter ihnen gehabt, allein es war bei diesen Leuten doch nur eine sehr unbestimmte Ueberlieferung; sie vermochten keine genaue Nachweisung darüber zu geben.

Herrn Crawfurd zufolge sind der unter dem Namen Pulo Condor bekannten Inseln zwölf an der Zahl und von verschiedener Ausdehnung. Die größte hat 19 Kilometer Breite, an gewissen Stellen aber nicht mehr als 9 oder 10 Kilometer. Andere zu der Gruppe gehörige Inseln können fast nur als Felsen betrachtet werden. Der Mittelpunkt der großen liegt unter 8° 40′ n. Br. und 106° 40′ ö. L. Der allgemeine Anblick dieser Inselgruppe ist trocken und rauh. Der Boden, gebirgig und von Abstürzen durchschnitten, erhebt sich gewöhnlich dergestalt, daß er mit dem Meere einen Winkel von mehr als 45 Grad bildet. Die große Insel besonders wird durch eine Kette derartiger Berge gebildet. Der höchste Theil dieser Kette liegt nicht viel weniger als 550 Meter über dem Meeresspiegel; überall, wo die Berge dem unmittelbaren Einflusse des Monsuns ausgesetzt sind, sei's im Südwesten oder Nordosten, sind sie ganz nackt oder nur mit grobem Gras oder grasartigen Pflanzen bedeckt;

in den geschützten Theilen hingegen ist der Wald ebenso üppig wie in den unter dem Aequator liegenden Ländern. Die geologische Struktur der Insel ist primitiv und besteht aus Syenit oder syenitischem Granit, dennoch findet sich der Granit nur in geringer Menge vor. Der Fels war so hart, hauptsächlich da, wo der Syenit vorherrscht, daß er die von Crawfurd's Gefährten gebrauchten Hämmer zerstörte; sie hatten sogar viele Schwierigkeiten, um sich einige kleine in der Hand zu haltende Musterproben zu verschaffen. Nichts kann für die Vermehrung der Dammerde ungünstiger sein als eine Struktur wie die von Pulo Condor, wo das Gestein so hart ist, daß es fast gar keiner Zersetzung unterliegt, wo die Berge von Abstürzen zerschnitten sind und wo häufig fallende schwere Regen die geringe Erdmasse, die sich auf einer so ungünstigen Oberfläche ablagern könnte, wegwaschen und wegfegen.

Das Wort Condor ist malayisch und bedeutet Kalebasse. Die Insel ist in früheren Zeiten sicherlich ein Schlupfwinkel malayischer Seeräuber gewesen. Schon im Jahre 1687 wurden diese Inseln von Dampier auf einer seiner Bucanierfahrten besucht; er erstattete einen umständlichen und lebhaften Bericht über Alles, was er gesehen. Er schildert die Art und Weise, wie die Eingeborenen dieser Inseln das „Dammer“ bereiteten, das sie in großer Menge gewannen. Allem Anschein nach war Pulo Condor zur Zeit Dampier's sehr bevölkert, und Crawfurd erfuhr von dem Häuptling dieser Inseln im Jahre 1822, daß die Gesammtbevölkerung auf dem Haupteiland sich auf ungefähr 800 Personen belaufe. Diese waren fast lauter Eingeborene aus Cochinchina; sie waren ungemein höflich und benahmen sich vortrefflich; die meisten waren gut gekleidet, und obschon nichts bei ihnen auf Reichthum deutete, schienen sie doch im Stande zu sein, alle ihre Bedürfnisse bestreiten zu können. Neuere Berichte melden, daß diese Bevölkerung zur Zeit der französischen Okkupation verschwunden und die Insel vergleichsweise öde und verlassen war, wol wegen der chinesischen Seeräuber, welche damals so oft den südlichen Theil des Chinesischen Meeres unsicher machten.

Bezüglich der Lage dieser Inselgruppen macht Dampier folgende Bemerkungen: Diese Inseln liegen sehr vortheilhaft auf dem Wege, welchen man einschlägt, um nach Japan, China, Manila, Tonkin in Cochinchina zu gelangen und von dort zurückzukehren, sowie im Allgemeinen, um sich nach dieser Küste, der östlichen des indischen Festlandes, zu begeben, und man muß, wenn man auf dem gewöhnlichen Wege aus Europa oder aus den anderen Theilen Ostindiens kommt, an einer von ihnen vorbeisegeln, wofern man nicht die Absicht hat, einen großen Bogen um die meisten der Inseln Ostindiens zu beschreiben. Jedes in Noth befindliche Schiff kann hier auf sehr angemessene Weise verproviantirt und ausgebessert werden; denn abgesehen von den gewöhnlichen Hülfsquellen kann man hier Masten, Werfte, Pech und Theer bekommen. Pulo Condor könnte auch als ein passender Platz gewählt werden, um Handelsverbindungen mit dem naheliegenden Cochinchina anzuknüpfen; man könnte daselbst sogar Forts errichten, um die Sicherheit einer Faktorei zu gewährleisten, und zwar besonders am Hafen, der sich vollkommen befestigen läßt. Wie wir bereits gesagt, wurde fünfzehn Jahre nach dem Besuche Dampier's

eine Faktorei daselbst errichtet, allein sie ward schlecht verwaltet, und der Versuch ist seitdem nie mehr erneuert worden.

Aus einem Berichte des Kapitäns Laplace über seine auf der französischen Korvette „La Favorite" in den Jahren 1830—32 unternommenen Weltumsegelung geht hervor, daß im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Franzosen eine Niederlassung auf Pulo Condor besaßen. Sie spielten zu jener Zeit eine einflußreiche Rolle in Cochinchina. Eine andere Erwähnung — die einzige, die sich noch über diese Thatsache auffinden läßt — befindet sich im Tagebuche des Kapitäns King, der im Jahre 1779 Pulo Condor besuchte und daselbst einen Mandarin niedrigen Ranges traf, welcher Briefe des berühmten Bischofs d'Andran besaß, in denen dieser den an den Inseln landenden französischen Schiffen Verhaltungsvorschriften gab. Der englische Seefahrer bemerkte damals über die Vervollkommnungen, die auf der Insel eingeführt worden zu sein scheinen: „Es ist wahrscheinlich, daß die Franzosen diese Verbesserungen auf der Insel eingeführt haben, um aus derselben eine bequemere Station für diejenigen ihrer Schiffe zu machen, welche etwa die Bestimmung nach Kambodscha oder Cochinchina haben. Wenn sie die Absicht hegen, irgend eine Niederlassung in diesen Gegenden zu gründen, so ist Pulo Condor der geeignetste Platz dazu, da die Lage derart ist, daß sie ihnen gestattet, dem Handel ihrer Feinde im Falle eines Krieges empfindlichen Schaden zuzufügen." Man sieht, daß dieser Wink von der geschickten Napoleonischen Politik nicht unberücksichtigt geblieben ist.

Frankreich nennt seine Niederlassung in Cochinchina eine Kolonie, während sie, genauer bezeichnet, nichts Anderes als ein weites militärisches Besitzthum ist. Die italienische Bedeutung des Wortes „Kolonie", die hier darum maßgebend sein sollte, weil durch viele Jahrhunderte die hervorragendsten von Europa ausgehenden Kolonien italienisch waren, fand nur auf Gruppen von Auswanderern Anwendung, die sich des Handels wegen an einem bestimmten Punkte außerhalb des Vaterlandes niedergelassen, ihre früheren Sitten beibehalten und ihre Gesetze blos insoweit modifizirt hatten, als dies durch die besonderen Bedürfnisse der neuen Gesellschaft geboten war. Diese Emigranten hatten das unbestrittene Recht, in ihrem neuen Vaterlande auf dieselbe Weise regiert zu werden, als sie es in dem verlassenen gewesen. Ganz anders liegt der Fall, in welchem sich jene überseeischen Länder befinden, die durch Niederwerfung uncivilisirter Rassen erworben wurden, oder auch in jenen Militärstationen, welche von seefahrenden Mächten an gewissen, für ihren maritimen Handel wichtigen Punkten unterhalten werden.

Solche Besitzungen fordern eine eigene Regierungsform, die einzig dahin zielen kann, dem Mutterlande den vollen Besitz des Erworbenen zu sichern.

Italien hatte diese Unterscheidung für seine morgenländischen Kolonien genau eingeführt und England befolgte sie in seinem kosmopolitischen Reiche, indem es konsequent vermied, das gleiche Régime auf diese zwei verschiedenen Gattungen ausländischer Besitzungen anzuwenden. Während die eigentlichen Kolonien, nämlich die nordamerikanischen Provinzen, Australien mit Neuseeland und das Kap der guten Hoffnung, ihre eigenen parlamentarischen

Institutionen hatten, besaßen andere Besitzungen gemischten Charakters, „Niederlassungen der Krone“ (Crown settlements), wie Westindien und Mauritius, einen zur Hälfte gewählten Regierungsrath und standen endlich die Militärstationen Malta, Gibraltar, Aden und die Bermudas unter absolut militärischer Gewalt. Für diese drei Niederlassungstypen, die ihre logische Basis in dem verschiedenen Grade der Verbindung mit dem Mutterlande haben, finden wir einen Vergleich, z. B. in den Besitzungen der Genuesen im Oriente. Kaffa, Galata und Mahona di Scio waren eigentliche Kolonien; die vielen Inseln, welche von der Republik Venedig ihren Patrizierfamilien als Lehen übergeben waren, entsprachen genau den jetzigen „Besitzungen der Krone Englands“ und wurden nach gemischtem System regiert; endlich gab es verschiedene rein militärische Stationen, die zum Schutze des Handels im Oriente sowol von Genuesen als von Venetianern errichtet worden waren.


Annamitische Soldaten.

Frankreich hingegen nannte alle seine überseeischen Besitzungen „Kolonien“, welche Bezeichnung fast auf keine von ihnen paßt. Denn die meisten französischen Kolonien liegen unter einem Himmelsstriche, der die europäische Kolonisation gebieterisch untersagt und dazu zwingt, die betreffenden Ländereien als lediglich militärisches Besitzthum mit absoluter, nach dem Belieben der Gouverneure mehr oder weniger gemilderter Regierungsform zu betrachten. Ein solches System schleppt aber unvermeidliche Nachtheile mit sich, die sich gemeiniglich in dem Mangel an Entwicklung und eigenem Leben in den Niederlassungen sowie in langsamer Verarmung äußern, verursacht durch den Mangel an Festigkeit des Regierungssystems, das mit den wechselnden Statthaltern in kurzen Zeiträumen gleichfalls wechselt. Solches ist auch in Cochinchina bemerkbar.

Die sechs von Frankreich in Annam gewonnenen Provinzen, in 17 Distrikte eingetheilt und im Ganzen zwei Millionen Einwohner umfassend, bilden gegenwärtig einen homogenen Komplex, der durch die französische Marine militärisch regiert und verwaltet wird. Der kürzlich mit der Regierung von Hue abgeschlossene Vertrag, das angenommene Protektorat von Kambodscha und die vom jungen Könige von Siam gezeigte reformatorische Richtung nehmen den von Frankreich eroberten Völkern Untercochinchina’s jede Hoffnung eines Stützpunktes, wenn es ihnen auch einen Augenblick gelingen sollte,

das fremde Joch abzuschütteln; es sind daher die Aufstände selten, und wenn sie beginnen, schnell niedergedrückt, obwol das Gefühl der nationalen Unabhängigkeit in den höheren Klassen noch nicht erloschen ist. Unter solchen Verhältnissen mußte man glauben, daß das Gedeihen dieses so schönen Besitzthumes gesichert sei, dem die Natur die Bestimmung als Kornkammer des Orientes gegeben zu haben scheint; — so fruchtbar ist das Land und so leicht der Transport der Produkte nach jeder Richtung durch ein wundervolles natürliches Netz von Flußarmen und schiffbaren Kanälen. Dies schien sich auch in der That während der ersten Jahre der französischen Okkupation zu bewahrheiten, wo vom Freihafen von Saigun aus die übermäßigen Reisernten reichlichen Absatz nach den Märkten des immer hungerigen China und des durch Mißernten bedrängten Japan fanden. Indem der Annamite in den ersten Tagen der Okkupation leichten Absatz für seine Produkte fand, und damit die Mittel erwarb, sein Wohlbehagen durch Einkauf der von Frankreich importirten Waaren zu erhöhen, verdoppelte er seinen Anbau, sodaß es für einige Zeit schien, als wäre eine neue Aera des Gedeihens über das Land gekommen.

Die Erhebung Saigons zum Freihafen, die Bildung von Marktplätzen im Innern der Kolonie, der Bau von Brücken, Poststraßen und Telegraphenlinien, welche das Land nach allen Richtungen durchschneiden, die Veranstaltung von landwirthschaftlichen Ausstellungen mit Preisvertheilungen, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einführung der französischen Gesetzbücher, welche Einrichtungen rasch nach der Besitznahme des Landes aufeinander folgten, sind anerkennenswerthe Zeichen, daß die französische Regierung bestrebt ist, die Zustände der Kolonie zu verbessern. Besonders gilt dies von der Errichtung zahlreicher Schulen, wodurch die französische Verwaltung vortheilhaft von jener der Engländer in Pegu absticht, welche dort auf den Unterricht der Eingeborenen durch die buddhistischen Phongyies zurückgriffen. Sogar der Amerikaner Frank Vincent, der „Frankreich im Osten“ eine Posse nennt, gedenkt rühmend der Menge der vorhandenen Schulen, und der berühmte Reisende Karl von Scherzer, welcher die österreichisch-ungarische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1868—71 als erster Beamter begleitete, theilt mit, daß zur Zeit seines Besuches in Saigon sich bereits 95 Schulen mit einer Anzahl von 3413 Schülern unter französischer Leitung in der Kolonie befanden.

Doch ist, was in dieser Richtung bisher geschehen, nach dem Urtheile des genannten Gelehrten nicht umfassend und weitgreifend genug, um den stetigen Fortschritt der Kolonie, deren Fruchtbarkeit und Produktionsfähigkeit mit Vorderindien und Java wetteifert, zu verbürgen. Wenn Frankreich nachhaltige Erfolge erzielen will und wenn die Kolonisationsbestrebungen hier bessere und reichere Früchte tragen sollen als in anderen Welttheilen, so müßte vor Allem, nach der übereinstimmenden Ansicht der meisten Beurtheiler, die gegenwärtige ausschließlich militärische Regierung einer einsichtsvollen Civilverwaltung Platz machen. Gleichwie Algerien nämlich der französischen Landarmee untergeordnet ist, ebenso ist Cochinchina eine Kolonie der französischen Kriegsmarine. Die Provinz von Saigon ward gleich nach der Besitzergreifung

eingetheilt in drei Präfekturen, Phu's, und von diesen jede wieder in drei Unterpräfekturen, Huyens; jede hat einen Inspektor der „eingeborenen Angelegenheiten". Seither hat sich die Zahl der Distrikte durch die Erwerbungen von 1867 auf 17 erhöht. Jeder wird von drei Inspektoren regiert, von denen der eine mit der Verwaltung, der andere mit der Justiz, der dritte mit den militärischen Angelegenheiten betraut war. Diese gedachten das Land über Nacht zu civilisiren und auf gut Französisch umzugestalten, und die Billigkeit erfordert zu sagen, daß, was bisher geleistet wurde, die oben aufgezählte Einführung unbestreitbarer civilisatorischer Momente, ausschließlich ihr Werk ist. Gewiß hätte Cochinchina heute weder Brücken noch Poststraßen, noch Telegraphen, noch Schulen, wenn man, wie manche Kritiker als höchste Staatsweisheit anpreisen, das herkömmliche Regierungssystem des Landes in keiner Weise alterirt und sich blos darauf beschränkt hätte, die eingeborenen Häupter der verschiedenen Gemeinden zu successivem Fortschritte zu drängen. Wohl möglich, daß auf diese Art die Centralautorität, welche die französischen Inspektoren repräsentiren, weniger verhaßt geworden wäre, als dies infolge des beobachteten Vorganges der Fall ist; wir fürchten aber sehr, daß das bloße „Drängen zu successivem Fortschritte" ziemlich wirkungslos geblieben wäre, zumal Trägheit und unglaubliche Indolenz die vorherrschenden Charakterzüge des Annamiten sind. Ein solches Volk verhält sich allem Drängen gegenüber einfach passiv, und soll Etwas im Lande vorwärts gehen, so muß es hierzu auf irgend eine Weise genöthigt werden.

Kann man daher von diesem Gesichtspunkte aus das Vorgehen Frankreichs im Allgemeinen nicht tadeln, so sind doch zweifelsohne in der Verwaltung selbst verschiedene Mißgriffe geschehen; dahin sind in erster Reihe die fiskalischen Gesetze zu rechnen, die den Verkauf von Opium und geistigen Getränken, dann das Spiel in Regie betreffen. Die oben erwähnten Inspektorenämter und alle übrigen Stellen der Kolonialverwaltung sind nämlich in Händen von Seeoffizieren, welche in den seltensten Fällen genug Verständniß für die von ihrem eigentlichen Berufe so abweichenden administrativen Aufgaben besitzen und daher auch nicht den Interessen einer auf Handel und Produktion angewiesenen Kolonie besonders dienen können. Man will behaupten, daß ein derartiges Regierungssystem durch den Wunsch geboten gewesen sei, die Offiziere des Expeditionscorps so schnell und so gut als möglich in den neuen Besitzungen zu familiarisiren. Aber in einem Lande, wo der Europäer selten mehr als fünf oder sechs Jahre den klimatischen Einflüssen zu widerstehen im Stande ist, hat ein solches Resultat wenig Werth. Kann man ihn nach einigen Jahren des Aufenthaltes in Cochinchina und nach Erlernung der Sprache als fähig zur Regierung eines Bezirkes bezeichnen, so ist er auch schon gezwungen, zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem Vaterlande zurückzukehren, wenn es nicht überhaupt schon zu spät dazu ist. Europäer und Eingeborene beklagen sich dabei in gleicher Weise über die Aufrechterhaltung eines quasi Kriegszustandes, der vielleicht sofort nach der Besitzergreifung des Landes, solange es in demselben gährte und Aufstände gab, am Platze gewesen sein mochte, heute aber, nachdem das Land pacifizirt und der Besitz desselben sicher gestellt ist,

kaum mehr gerechtfertigt werden kann. Sind die wohlhabenden Klassen der Franzosen überhaupt wenig geneigt auszuwandern und für die Entfaltung ihrer Thätigkeit Kolonien aufzusuchen, so kann das heutige Cochinchina mit seiner strammen Militärverwaltung noch weniger einladend für die freien Kräfte des Mutterlandes sein. Man erblickt in Cochinchina vor Allem eine Marinestation, deren wenig Vertrauen einflößende Verwaltung die Zustände nicht so verlockend erscheinen lassen, als daß man sich so leicht zu Kapitalsanlagen herbeiließe. Die sonst rührigen Hafenstädte Marseille, Bordeaux und Havre unterhalten einen sehr geringfügigen Verkehr mit der Kolonie, in welcher seit ihrer Besitzergreifung solide Häuser nur in äußerst beschränkter Anzahl gegründet worden sind. Noch weniger vertreten sind französische Landwirthe, von denen sich in dem 800 Quadratmeilen großen, mit Hinzurechnung des Schutzstaates Kambodscha circa 2300 Quadratmeilen umfassenden Lande, als Herr von Scherzer es besuchte, nur drei befanden, und selbst diese sind ehemalige Militärs. Die Franzosen überlassen das Terrain in Cochinchina den englischen und deutschen Kaufleuten, welchen es gleichgiltig sein kann, welches Maß von Freiheiten der französische Kolonist genießt. Um gerecht zu sein, darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß der finanzielle Zustand der Kolonie ein günstiger ist, welcher gestattete, den in Form einer Subvention an die Metropole an der Seine entrichteten Tribut von 750,000 Franken auf 1,500,000 Franken zu erhöhen. Außerdem hat das Lokalbudget eine namhafte Summe von Ausgaben übernommen, welche ihm während der vorhergehenden Jahre nicht zufielen, derart, daß die Gesammtkosten, welche Frankreich bisher durch die Okkupation Cochinchina's zu tragen hatte, um etwa 2 Millionen Franken jährlich vermindert wurden.


Annamitin.

Nach den offiziellen Angaben beträgt die Einwohnerzahl der französischen Kolonie 1,267,566 Köpfe, wovon 1,100,000 Annamiten sind. Stammverwandt mit den Südchinesen, mit dem sogenannten Punti-Stamme, haben Zeit und Umstände gleichwol ihre Sprache und Sitten theilweise modifizirt.

Ihre Bildung und Civilisation ist jedoch chinesisch geblieben, wie der Charakter der Annamiten überhaupt wenig Originalität und Selbständigkeit bekundet. Die Annamiten sind ein leichtsinniges, nachgiebiges, tapferes und lebhaftes Volk, von dem die in der Kolonie lebenden Franzosen selbst behaupten, daß es unter allen Asiaten, was gewisse Eigenschaften betrifft, ihnen am ehesten gleichkomme. Andere Schilderungen klingen indeß weniger schmeichelhaft. Nach H. Bineteau („Bulletin de la Société de géographie de Paris", 1864) ist der Annamit schwach und dabei feig und grausam; er stiehlt gern und ist dem Seeraube ergeben. Vor den Europäern fürchtet er sich sehr, und ein paar Soldaten können die Bewohner einer ganzen Dorfschaft in die Flucht jagen. In Kriegszeiten bauen sie nicht ohne einiges Geschick Festungswerke, hinter denen sie sich vertheidigen, so gut es gehen will; im offenen Felde können sie aber gar nichts ausrichten. Ihre Bewaffnung, Lanzen und Luntenflinten, ist schlecht; mit Feuerwaffen wissen sie nicht umzugehen. Gefährlich sind sie nur, wenn sie in überlegener Menge in einem Hinterhalte liegen; Gefangene werden mit empörender Grausamkeit gequält. Frankreich hat indeß versucht, aus den Annamiten eine eingeborene Truppe zu bilden, die unter der Führung französischer Offiziere vielleicht bessere Leistungen aufzuweisen haben wird. Uebrigens wehrten sich die annamitischen Truppen des Kaisers Tuduk doch oftmals viel tapferer, als man angenommen hatte.



Annamit.

Zu Ehren und Würden gelangen bei den Annamiten nur Männer, welche wissenschaftliche Prüfungen bestanden haben, ganz wie in China. Ihre Sprache ist indeß von jener der Chinesen so sehr verschieden, daß beide Völker einander nicht verstehen; sie bedienen sich aber der nämlichen Schriftzeichen. In religiöser Beziehung herrscht große Gleichgiltigkeit; die Mehrzahl bekennt sich zum Buddhismus, doch haben die katholischen Missionare ziemlich viele Proselyten gemacht.

Die **Annamiten**, kleine, hagere Menschen, haben eine ziemlich stark gebräunte Haut, straffes, glattes Haar, spärlichen Bartwuchs, dünne Stimme

und ein stupides Aussehen. Sie sind nach H. Vineteau verkommene Geschöpfe, beide Geschlechter abschreckend häßlich und über alle Beschreibung unsauber; sie verbreiten einen ekelhaften Geruch von Kokosöl und kauen unablässig Betel. Unheilbare Krankheiten suchen sie oft heim, und doch darf man ihnen schon wegen ihres vielen Ungeziefers nicht zu nahe kommen. Ihre Sitten sind äußerst schlecht, die Frauen ebenso schamlos als häßlich. Die Tracht ähnelt einigermaßen der bekannten chinesischen, aber den Kopfputz haben die Männer etwa so wie die Malayen. Die kleinen Kinder laufen bis zum fünften Jahre unbekleidet umher; man schert ihnen das Haupthaar ab und läßt nur einen kleinen Büschel oben auf dem Kopfe stehen. Diese Menschen wohnen in armseligen Hütten, die zumeist auf Bambupfählen über dem Wasser stehen; viele haben keine andere Wohnung als Sampu's, lange Boote, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen. Ueber dieses Boot spannen sie eine Matte, gehen selten ans Land und treiben das ganze Jahr hindurch Fischfang. Die Annamiten verstehen sich auch auf die Bearbeitung der edeln Metalle; sie verfertigen daraus Ringe, Hals- und Armbänder für die Frauen, und Barren, welche als Geld umlaufen. Diese sind höchst selten von Gold, meist von Silber, und haben einen veränderlichen Werth. Im gewöhnlichen Verkehre hat man die bekannten Sapeken, runde Zinkstücke mit einem viereckigen Loch in der Mitte. Man zieht sie auf, sodaß sie einen Strang bilden; 600 Stück gelten 1,08 Frank. In den französischen Besitzungen hat der mexikanische Dollar Zwangskurs und gilt 5,37 Franken.

Den Annamiten folgen im französischen Cochinchina der Zahl nach die Kambodschaner mit 100,000 Köpfen, die ehemaligen Herren des Landes, ferner die den Kambodschanern stammverwandten Moï in der Provinz Bienhoa, dann in den nördlichsten Landestheilen die halbwilden Bergstämme der Stieng, die wir aus Mouhot's Schilderung kennen, endlich die aus dem südlichen China seit früheren Jahrhunderten eingewanderten Chinesen, welche theils Gemeinden bilden, theils unter den anderen Völkerschaften zerstreut wohnen und wie überall, wo sie sich niederlassen, auch hier ihre Eigenthümlichkeiten bewahren. Fleißiger und thätiger als die übrigen Bewohner des Landes, sind, wie fast an allen Orten, wo Chinesen einmal festen Fuß fassen, Handel und Gewerbe zumeist in ihren Händen, gleichwie sie auch die Vermittler des europäischen Handels geworden sind und die wohlhabendste Klasse der Bevölkerung repräsentiren. Einwanderung von Chinesen darf nur in die Stadt Saigon stattfinden; die Franzosen bestimmen, wo und in welchen Dörfern dieselben sich niederlassen sollen. Außer diesen Völkern leben in der Kolonie noch 1000 Klings (Indier aus Malabar) und nach dem französischen Census eine geringe Anzahl Handel treibender Araber. Das europäische Element ist schwach vertreten. Zum Schluß des Jahres 1868 befanden sich im ganzen Lande, mit Ausschluß der Marinetruppen in den verschiedenen Garnisonen, 648 Europäer — gegen 586 im Jahre 1866 —, was eine kaum nennenswerthe Vermehrung der europäischen Bevölkerung beweist. Außerhalb des für jede Citadelle gezogenen Rayons dürfen Europäer keine Gebäude aufführen, nicht einmal provisorisch.



Dame in Annam.

Nieder-Cochinchina bedeckt die große Alluvialfläche, welche einerseits durch das Delta des Mekhong, dann durch das Delta des Saigon-Flusses und durch den Unterlauf des Vaïco gebildet wird. Es ist eine große, nach Nordwesten hin sich bis zum Becken des Tulisap-Sees in Kambodscha hinziehende, von keiner Bodenerhebung unterbrochene Niederung, nur im Osten von der die Provinz Bienhoa durchziehenden Kette des Moï-Gebirges begrenzt, welche ihre niedrigen Ausläufer bis in die Gegend von Saigon vorsendet und südlich im Kap St. Jaques in einer gegenwärtig durch einen Leuchtthurm gekrönten Höhe von 130 Metern endet, während sie nordwärts, wahrscheinlich bis China sich hinziehend, in ihrer ganzen Länge den östlichen Rand des Flußgebietes des Mekhong bildet. Die östliche Abdachung dieser noch vollständig unbekannten Bergkette nimmt das annamitische Küstenland ein. Gegen Westen und Norden bildet waldiges Hügelland die Grenzen der reichbewässerten Kolonie. Ihre Hauptflüsse sind der Mekhong und der Dong Naï, die bei ihren Mündungen mehrere große und kleine Delta's bilden. Die Hoffnungen auf eine Schiffbarmachung des oberen Mekhong, womit man die Produkte des Hinterlandes nach Saigon zu ziehen und einen lebhaften Aufschwung der Kolonie herbeizuführen gedachte, haben sich leider nicht verwirklicht. Die große Stromader Kambodscha's und der Laos-Länder, der Mekhong, ist ein zu ungeberdiger Sohn der Wildniß, reich an Wasserfällen und Stromschnellen, als daß er zu einer regelmäßigen Wasserstraße für einen größern Handelsbetrieb nutzbar gemacht werden könnte.

In dem sumpfigen, tiefliegenden Boden Cochinchina's findet man überall in der Tiefe von etwa 1 m. unter der Erdoberfläche Wasser. Der tropischen Lage des Landes entsprechend ist das **Klima** außerordentlich heiß, aber dabei herrscht das ganze Jahr hindurch bei Tag und Nacht eine ungemein starke Feuchtigkeit. Diese ist Ursache der großen Fruchtbarkeit, aber auch die Quelle vieler Krankheiten; für den Europäer ist daher das Klima nicht leicht erträglich und er hat namentlich in der Regenzeit vom Mai bis September zu leiden. Die Sterblichkeit der Europäer betrug von 1861—1867 durchschnittlich 5,78 Prozent. Dysenterie und typhöse Fieber sind die häufigsten Krankheiten. Man darf sich den Sonnenstrahlen nicht aussetzen, weil der **Sonnenstich** meist verhängnißvoll wird; die **Cholera** ist einheimisch, richtet aber keine bedeutenden Verheerungen an. Häufig sind perniciöse und intermittirende Fieber, Krämpfe und trockene Koliken, Alles Folgen der schädlichen Sumpfausdünstungen. Blutmangel und Schwindsucht kommen häufig vor; Wunden heilen nur schwer; einfache Mückenstiche haben oft böse Folgen.

Ein Europäer, der sich einigermaßen gegen die Einwirkungen dieses höchst ungesunden Klima's schützen will, muß außerordentlich mäßig leben und sehr vorsichtig sein. Ist aber die Krankheit einmal da, dann verläuft sie ungemein rasch. Man darf nur wenig essen und trinken; selbst der häufige Genuß von Kaffee ist nicht ohne Gefahr; geistige Getränke sind geradezu Gift; am zuträglichsten ist ein schwacher Theeaufguß, welcher auch das gewöhnliche Getränk der Landeseingeborenen bildet. Alles Flußwasser ist unrein durch zersetzte Pflanzen, und auch das Brunnenwasser darf man nicht rein trinken. Der Himmel ist zumeist bewölkt, die Hitze drückend, die Atmosphäre erschlaffend,

namentlich in den Mittagstunden. Fast alle Tage kommt ein Gewitter, und in der Zeit, da der Monsun wechselt, sind die Stürme und Orkane fürchterlich. Die trockene Jahreszeit beginnt kurz nach dem Nordostmonsun und währt vom Dezember bis März; die Regenzeit folgt auf den Südwestmonsun und dauert, wie erwähnt, vom Mai bis Oktober. Die Nächte sind durchgängig heiter und ruhig.

Der tropische Charakter des Landes spiegelt sich auch in allen Zweigen der Produktion wieder. Auf der Londoner Weltausstellung vom Jahre 1862 war Cochinchina, abgesehen von seinem vortrefflichen Reis, durch folgende Erzeugnisse vertreten: Baumwolle, wovon 1861 in der Kolonie mehr als eine Million Kilogramm geerntet wurde; eßbare Muscheln, Meerkrebse, Trepang, geräucherte und gesalzene Fische, Salanganen (eßbare Schwalbennester), Bohnen, weiße und schwarze Haifischflossen, Schildpatt, verschiedene Gallerte, Pfeffer, Kardamomen und Zucker. Ferner durch Erdnüsse, Kerne von wilden Palmen, Sesam, wilden Mandeln, Basilikumkörner und Rocou (Oleansfarbe), Alyxia odorata, die einen prächtigen Wohlgeruch giebt, Kaschu, Sandelholz und Adler- (sogenanntes Aloë-) Holz, Lack und Gummiarten, Wachs, Büffelhörner, Elefantenzähne, Pfauenfedern, Pelikanfedern zum Schreiben, siamesischen Hanf, Mangroverinde zum Gerben und verschiedene Arten Tabak. Das Hauptprodukt ist aber der Reis, der massenhaft gebaut wird und als Exportartikel dem Handel der Kolonie die vorzüglichste Bedeutung giebt. Zahlreiche Schiffe aller Nationen verfrachten ihn nach China, nach Singapur, nach Australien, und selbst bis nach San Francisco, kurz in alle Länder, wo Chinesen, Hindu oder Malayen leben, deren fast ausschließliche Nahrung er ausmacht. Von geringem Umfange ist dagegen im Vergleiche die Produktion von Baumwolle, Pfeffer, Indigo, das die Einwohner mit Erfolg bauen, und Seide, die hier während acht Monaten des Jahres Erträgnisse liefern kann. Diese Produkte gedeihen alle, letztere gleichwie Zuckerrohr und Kaffee trefflich und könnten die lohnendste Kultur bilden, wenn die Kolonialregierung verstünde, europäisches Kapital und europäische Intelligenz heranzuziehen, welche die vorhandenen Arbeitskräfte der Annamiten und Chinesen nutzbar machten und nach den Beispielen von Java und Vorderindien Pflanzungen im großen Stile gründeten. Von den 800 Quadratmeilen des Landes befinden sich aber, nach v. Scherzer's Angabe, blos 55,13 Quadratmeilen unter Kultur, wovon 43,64 Quadratmeilen mit Reis bebaut sind, sodaß noch große und fruchtbare Landstrecken — meist Staatsdomänen — der Bearbeitung und Ausbeute harren. Von Seiten der Regierung geschah lange Zeit nichts, um auf diesem Wege eine Steigerung und Erweiternng der Produktion herbeizuführen und um neben Reis dem Handel auch die anderen Produkte der Tropen zuzuwenden. Wohl wurden in Saigon landwirthschaftliche Ausstellungen mit Preisvertheilungen veranstaltet, doch können solche in einem Lande mit so konservativer, fauler und armer Bevölkerung, welche seit Jahrhunderten die Produktion von Reis fast als einzige Quelle des Erwerbs und der Nahrung betrachtet, kaum zum Ziele führen. Erst vor einigen Jahren fing man an, sich mit der Anpflanzung von Zuckerrohr zu beschäftigen, welches in Cochinchina sogar wild, wenn auch nicht in großer Menge, wächst.

Die Regierung trat zu diesem Zwecke einem Kapitalisten, der durch seinen Kredit und seine umfassende Kenntniß der Ackerbaufragen zu den einflußreichsten in den chinesischen Meeren gehört, 25,000 von den vielen hunderttausend Hektaren Landes ab, die sich in der Kolonie zum Anbau von Zuckerrohr eignen. Im Laufe von 1872 sollten die Vorbereitungen zur Anpflanzung getroffen werden, die durch eingewanderte Chinesen geschieht. Das Faktum ist nicht ohne Wichtigkeit für die Interessen der Kolonie, weil es den Anfang der Einwanderung chinesischer Arbeiter in Cochinchina bezeichnet, wo es an kräftigen Armen zur Bearbeitung des Bodens fehlt. Immerhin ist die französische Besitzung in viel günstigern Verhältnissen als die amerikanischen Kolonien, denn sie hat sowol an den faulen Landeseingeborenen wie an den fleißigen Chinesen Leute, welche regelmäßig arbeiten und dadurch einen vortheilhaften Gegensatz zu den Negern bilden.

So wie die Dinge liegen, kann man der Ueberzeugung Raum geben, daß Cochinchina sich nie wird in eine Agrikulturkolonie in europäischem Sinne verwandeln lassen, weil dem das Klima des Landes entgegensteht, welches die Europäer, wie überall unter den Tropen, bei schwerer Arbeit sogleich aufreibt. Damit ist nicht gesagt, daß die Kolonie nicht als Ackerbaustaat in asiatischem Sinne gedeihen könne, wenn sie sich nämlich auf die Produktion asiatischer Erzeugnisse durch asiatische Hände verlegt. Die Franzosen würden wahrscheinlich sehr gut thun, sich in manchen Punkten das niederländische Ostindien, namentlich Java, zum Muster zu nehmen, wo ziemlich analoge Verhältnisse obwalten. Trotz der mannichfachen und theilweise nicht unbegründeten Vorwürfe, welche gegen die holländische Kolonialverwaltung erhoben werden, läßt sich doch nicht leugnen, daß dieselbe es verstanden hat, das Land materiell und auch geistig zu heben, so sehr, daß das Mutterland einen jährlichen Ueberschuß von vielen Millionen Gulden als Nutzen einstreicht. Holland behandelt aber sein Ostindien auf asiatische Weise und ein Gleiches möchte sich wol auch in Cochinchina empfehlen. Dabei wird freilich, selbst bei wachsender Bodenproduktion, der europäische Kaufmann die schwer überwindliche Konkurrenz des Chinesen zu befürchten haben, die um so mächtiger und gefährlicher in Cochinchina ist, als der letztere schon seit langer Zeit in seinen Händen den Ueberschuß der Bodenerzeugnisse monopolisirt. Das einzige Feld der europäischen Thätigkeit in diesem Lande scheint daher auf die Entwicklung der vielen Industriezweige beschränkt zu sein, die alle sehr leicht blühen, wenn man dazu chinesische Arbeitskräfte heranzieht.



Die französische Expedition am Mekhong und ins Land der Laos.

Bonard's Erforschung des unteren Mekhong. — Am Mekhong nach Bassac. — Von Bassac nach Luang Prabang. — In Luang Prabang. — Mouhot's Reise in Laos. — Staatliche Zustände der Laos. — Das soziale Leben der Laos. — Von Luang Prabang nach Yuang-Kiang. — Die wilden Völker am Mekhong.

Mit der Erwerbung Nieder-Cochinchina's durch die Franzosen beginnt sozusagen eine neue Aera in der Geographie Hinterindiens. Noch zu Beginn der Sechziger Jahre wußte man so gut wie nichts von den geographischen Verhältnissen der Reiche Annam und Kambodscha, buchstäblich nichts von den Binnenländern, welche die Laos bewohnen. Kaum in Cochinchina ansässig, unternahmen sogleich die französischen Offiziere gründliche Vorarbeiten, Küstenaufnahmen und Peilungen, um die Karte der neuen Provinz sicher zu stellen. Aber nicht auf die französischen Besitzungen allein beschränkten sich die Untersuchungen der französischen Ingenieure, sie überschritten vielmehr die Nordgrenze und dehnten ihre Forschungen über das benachbarte Kambodscha aus; endlich drang eine französische Expedition den Mekhong aufwärts bis in die Hochgebirge des chinesischen Yün-nan, die Laosländer erschließend. Diesen Fußstapfen wollen wir hier folgen.

Bei den Franzosen gewöhnlich Kambodscha genannt, führte der Mekhong, je nach den Reichen, welche er durchströmt, verschiedene einheimische Namen, welche aber übereinstimmend alle so viel als „großer Strom" bedeuten sollen.

Von den Chinesen mit dem allgemeinen Namen Kiu-lung-kiang (Cien-long-giang in den französischen Berichten) bezeichnet, finden wir ihn außerdem noch unter dem Namen Mekiang und Mekhong in Laos, Song-thong (Song-Long) in Annam, Tonle-Thom in Kambodscha. Wir werden ihn im Verlaufe unserer Arbeit als Mekhong bezeichnen. Ueber seine Quellen sind wir bis zur Stunde noch nicht unterrichtet, den Angaben der Asiaten zufolge liegen sie etwa unter dem 28.° n. Br. in Westtibet. Dann läuft der „Große Fluß" China entlang und hinter der Provinz Hué vorbei, von wo er sich in zwei Hauptwasserläufe ausbreitet, den vorderen und den hinteren, wie die Annamiten diese beiden großen Abtheilungen des Flusses bezeichnen. Dieser sein Unterlauf ist bald nach der französischen Okkupation Cochinchina's durch zwei Expeditionen, die eine durch den Contre-Admiral Bonard an Bord der „Ondine" im September, die andere mit demselben Schiffe im November und Dezember 1862 stromaufwärts unternommen, kartographisch fest niedergelegt worden. Wir wissen daraus, daß die oben erwähnten zwei Hauptarme sich in neun Mündungen theilen, um sich in das Meer zu ergießen, nachdem sie das unermeßliche Delta Nieder-Cochinchina's durchströmt haben. Mehrere dieser natürlichen Kanäle sind tief genug für die Durchfahrt großer Schiffe. Sie alle tragen, durch den Schlamm, welchen sie in periodischen Ueberschwemmungen ablagern, zu der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieser weiten Landstriche bei.

Aehnlich dem Nil zeigt auch der Mekhong ein periodisches Steigen und Fallen seiner Gewässer, nur daß hier die Flußschwelle ein bei Weitem größeres Terrain überschwemmt, als dies beim Nil stattfindet. Der Niveauunterschied zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Wasserstande beträgt an einigen Stellen bis zu 10 m. Das Steigen des Flusses fällt mit der Regenzeit in Nieder-Cochinchina zusammen, doch ist die Ansicht falsch, daß der Regen das Anschwellen der Gewässer hervorrufe, da die Regenmasse bei einem Strome von 20 und 30 m. Tiefe, bei einer Breite von 200—300 m. und bei einer Schnelligkeit von 5—6½ Kilometer in der Stunde nur von geringem Einfluß sein kann; vielmehr hängt das Steigen des Stromes mit der ungeheuern Wassermenge zusammen, welche die Schneeschmelze in den tibetanischen Gebirgen herabsendet. Vom April bis November dauert die Regenzeit in Cochinchina, das Steigen des Stromes macht sich aber erst bemerklich gegen den Juli und August, sein Fallen gegen den November hin, was mit der Zeit, in der das Schmelzen des Schnees in Tibet beginnt oder aufhört, zusammentreffen würde.

Diese gewaltigen Wassermassen, welche von Norden her kommen, theilen sich in Kambodscha etwa unter 11° 50′ n. Br. in drei Arme: der erste hat die Bestimmung, nach Westen hin den Wasserbehälter zu bilden, welcher die Ebenen Nieder-Cochinchina's in der trockenen Jahreszeit befruchtet. Es ist dies der Mesap, welchen wir schon kennen gelernt haben; er strömt aus dem großen See Tulisap hervor. Der zweite bildet den von den Eingeborenen sogenannten hinteren Fluß, den Kau-kiang und seine zahlreichen Kanäle, die mit dem Meerbusen von Siam in Verbindung stehen. Der dritte bildet den vorderen Fluß, Tien-kiang, welcher vor der Citadelle von Mytho vorbeiläuft, um sich, nachdem er dem ganzen nördlichen Theile Cochinchina's

befruchtende Gewässer geliefert und nachdem er von Strecke zu Strecke die Ländereien durchzogen, die ihn durch Kanäle vom hinteren Flusse trennen, ins Meer zu ergießen. Die Kanäle ermöglichen den leichtesten Barken, außerhalb der großen herrschenden Strömungen, die Verbindung von einem zum andern Flusse, und geben ihnen selbst das Mittel leicht bis zu den Handelscentralpunkten hinauf zu gelangen, die sich an den Ufern des Flusses befinden.

Dieser Theilungspunkt der Gewässer bietet daher den Anblick eines großen Beckens, mit welchem vier unermeßliche Wasserläufe in Verbindung stehen, der aus Laos kommende Große Fluß und seine drei Seitenarme; auch nennt man dieses Becken Quatrebras, Vier-Arme. Diese herrliche Lage hat mit unbedingter Nothwendigkeit einen Handelsplatz ins Dasein gerufen, der alle Kriege und Umwälzungen Kambodscha's überlebte.

Von großer Wichtigkeit für die Bewässerung des Landes ist der dritte breite Arm des Mekhong, der sogenannte Mesap, welcher, von Quatrebras sich westwärts wendend, von Panompin oder Nam-Wang aus seinen Weg nach dem ihm als Reinigungskanal dienenden großen See Tuli Sap nimmt. Einige kleine Berge, Inseln, die theils nicht sehr hoch über dem Wasserspiegel liegen, theils ganz unter dem Wasser stehen, oder von denen man nur die Wipfel der Bäume sieht, thun der Strömung des Flusses völlig Einhalt, sodaß der unermeßliche See eine Wasserfläche ist, die nur vom Winde in Aufregung versetzt wird. Schon Mouhot, als er den Mesap beschiffte, um nach Panompin zu gelangen, fiel auf, daß ihm eine Art Flut entgegentrieb; indeß die Sache erklärt sich. Während einer Zeit von fünf Monaten hat der Tuli Sap eine beträchtliche Tiefe, die sich zur Zeit der Abnahme des Mekhong vermindert, sodaß nur einige Meter Wasser im See bleiben, was die Schiffahrt für die meisten Fahrzeuge unmöglich macht. Die Rolle, welches dieses umfangreiche Becken spielt, ist daher leicht zu begreifen: sobald der Mekhong in Nam-Wang nicht mehr groß genug ist, um seine Gewässer durch den Mesap in die See zu ergießen, giebt dieser seinerseits dem östlichen Theile des vorderen und des hinteren Flusses allmählich wieder das Wasser ab, das er empfangen hatte. Es giebt sonach in dem besagten Punkt der Vier-Arme in jeder Jahreszeit Wasser genug, um die Schiffahrt großer Schiffe zu sichern, und das rasche Abfließen dieser Gewässer macht die Mündungen frei, welche ohne dasselbe durch die Nordostwinde, die in Cochinchina um diese Jahreszeit herrschen, unvermeidlich verstopft werden würden.

Was die Schiffbarkeit des Mekhong anbelangt, so ist derselbe bei einer Tiefe von über 10 m. bis Quatrebras für größere Schiffe zugänglich. Hier liegt der alte Königsitz Panompin, der auch jüngst wieder die Hauptstadt Kambodscha's geworden. Unstreitig eignet sich dieser Ort wegen seiner günstigen Lage zu einem Stapelplatz, zu dem eine geregelte Verwaltung die leider durch die Indolenz der Kambodschaner wenig benutzten reichen Hülfsquellen des Landes mit Leichtigkeit hinleiten könnte. Weiter stromaufwärts ist die Schifffahrt nur bis zur Grenze Kambodscha's und der Provinz Tonle-Thom möglich, indem zwischen den Orten Samboc und Sambor (Somboc und Sombor) eine Felsbank das ganze Flußbett in einer Breite von fast 5 Kilometer durchsetzt,

über welche das Wasser während des größten Theiles des Jahres tobend in Katarakten hinwegstürzt. Die Berichte früherer Reisender, wie unseres Freundes Mouhot und des französischen Bischofs Miche, der 1851 den Mekhong bereiste, bieten für die Topographie dieser Länderstrecke einen nur höchst geringen Anhalt, desgleichen jene des französischen Missionars C. E. Bouillevaux, welcher in dem Zeitraum von 1848—1856 sich zu Zwecken der katholischen Mission in Cochinchina und Kambodscha aufhielt, und einmal bis zu den Stromschnellen von Samboc fuhr. Weitere Aufschlüsse erhielten wir erst durch die große französische Mekhong-Expedition in den Jahren 1866 und 1867.

Im Laufe des Sommers 1866 erhielten einige französische Marineoffiziere von der Regierung den Auftrag, mit zwei Kanonenbooten den Mekhong stromaufwärts zu fahren, um die geographischen und ethnographischen Probleme über diejenigen Länderstrecken, welche der Fluß durchläuft, zu lösen. Der Chef der Expedition war der Fregattenkapitän Doudart de Lagrée, und unter seinen Begleitern nahmen die Leutnants Louis de Carné, Delaporte und besonders Francis Garnier eine rühmliche Stelle ein.

Die französischen Erforscher verließen Saigon am 5. Juni 1866 und begaben sich nach dem Mekhong, ausgestattet mit Pässen des Königs von Siam. Am 19. Juni fuhren sie in den Fluß von Kambodscha hinein, wurden vom Könige sehr gut aufgenommen und besuchten die uns schon bekannten Tempelruinen von Ongkor oder Nagkon Wat. Dann fuhr die Expedition wieder in den Hauptfluß und diesen aufwärts bis Sombac. Sie kam dabei an den Ruinen der berühmten Pagode von Pnom Bachey vorüber, welche angeblich im VI. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaut worden ist. Im Strome liegen viele Inseln, auf denen Baumwolle gezogen wird. Weiter aufwärts liegt am linken Ufer die kambodschanische Stadt Kratieh (12° 28′ n. Br.), wo der König ein Residenzschloß hat, eigentlich nur ein Dorf, dessen saubere Häuser von kleinen Fruchtgärten umgeben sind und sich dem hohen Ufer entlang ziehen. Hinter demselben fällt der Boden ab, und in diesen niedrigen Strecken wird Reis gebaut. Bei Kratieh ist der Fluß wegen der Stromschnellen nicht mehr für Kanonenboote fahrbar, und deshalb schiffte Lagrée über diese Katarakte des Mekhong auf leichten Barken der Eingeborenen. Nach den Karten sollte man meinen, daß jener stattliche Strom das Land bis weit in das Innere aufschließen würde; in Wahrheit beginnen unmittelbar über dem Delta die Schwierigkeiten, das sind die Stromschnellen, die sich in kurzen Zwischenräumen bis Luang Prabang wiederholen, die Schiffahrt unterbrechen und zur Ueberschreitung von Tragepläßen nöthigen. Demnach besitzt der Strom ein viel zu starkes Gefälle, als daß er jemals den Verkehr erleichtern könnte, denn selbst Dampfer möchten die untersten reißenden Stellen nicht bezwingen. Höchst merkwürdig sind die örtlichen Tiefen seiner Wasser. Mehr als einmal wurde mit einem Loth an einer mehr als 100 m. langen Drahtschnur kein Grund erreicht. Bis auf 60 m. wird an einigen Stellen der Strom eingeengt, und er ließe sich daher mit einem riesigen Mühlgraben vergleichen, wenn nicht seine Geschwindigkeit fast allenthalben höchst beträchtlich wäre. Der Name Mehong soll angeblich durch ein Mißverständniß entstanden sein, denn Mekhong

bedeutet die Mutter von Khong, Khong aber ist der Name einer Provinz. Bei den Laos heißt der Strom Nam-khong oder der Khongfluß. Sombor ist der letzte einigermaßen bedeutende Platz in Kambodscha. Von dort ab wird der Strom sehr breit und dermaßen mit Inseln besäet, daß man keinen Ueberblick von einem Ufer zum andern hat. Weit und breit ist die Gegend unbewohnt; sie hat prachtvolle Wälder, in denen werthvolle Hölzer wachsen, die erst in der jüngsten Zeit näher bekannt geworden sind. Das Fahrwasser gewann bald einen eigenthümlichen Charakter, man trat in die Zone der Stromschnellen ein, deren gefährlichste jene von Preatapang ist. Eine Strecke weiter nach oben wird der Strom ruhig und nun treten am linken Ufer auch wieder Dörfer auf, in denen Laosleute wohnen.


Schiffahrt im überschwemmten Walde.

Bei dem Dorfe Stung Treng am linken Ufer des Mekhong, welches, obwol nur 800 Einwohner zählend, doch Hauptstadt einer von Siam abhängigen Provinz und als Handelsort zwischen Panompin und Attoppeh wichtig ist, beginnt bereits das Land der Laos oder Laotier, welche jedoch beinahe die nämliche Sprache reden wie die Siamesen, denn der Dolmetscher unserer Reisenden war vor Antritt seines Amtes aus Bangkok nicht hinausgekommen und wußte sich gleichwol am ersten Tage schon mit den Laos zu verständigen. In den Bergzügen, welche den bei Stung Treng in den Mekhong mündenden Se-kong

oder Fluß von Attoppeh umkränzen, wohnen viele wilde Stämme; einige derselben, z. B. die Proons, sollen sehr grausam sein. Wir geben die Abbildungen einzelner Individuen nach Zeichnungen, die auf dem Marktplatze von Stung Treng gemacht worden sind. (S. die Vignette am Anfang dieses Abschnitts.) Oberhalb Stung Treng fließt der Mekhong durch eine Wildniß, nämlich durch einen unbewohnten Hochwald. Einige Meilen weiter aufwärts von Stüng Treng liegt im Strome die große Insel Khong, welche die Reisenden am 18. August 1866 erreichten.

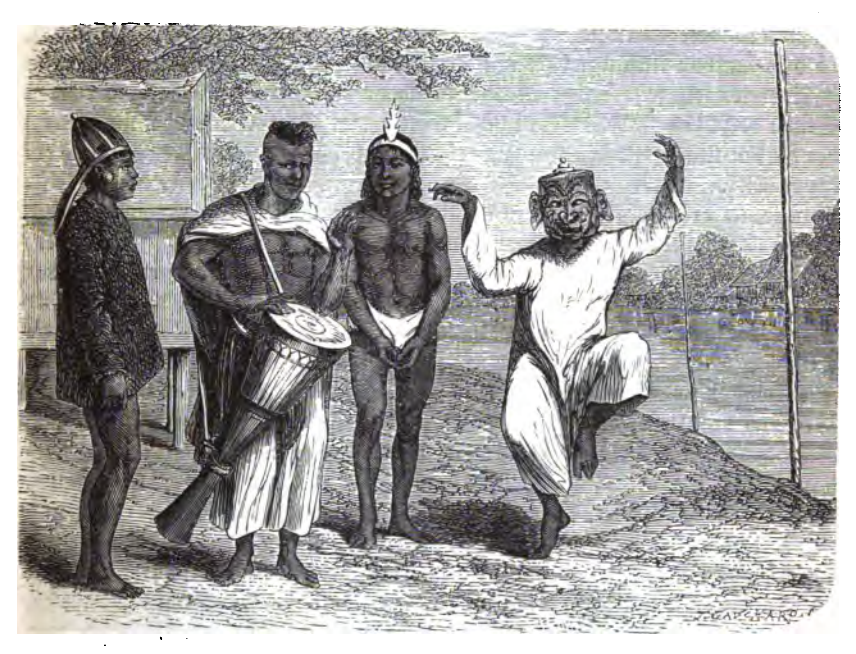
Die Insel gehört zu jener Kette von Katarakteneilanden, die eine Gesammtlänge von 12—13 Kilometern besitzt. Nur zwei davon sind bewohnt: Khong, auch Sitandong geheißen, wo viel Seide produzirt wird, und Siam; alle anderen sind dicht mit Wald bestanden. Von Khong, das mit seinen Häusern, Gärten, Palmen und Hügeln einen höchst ansprechenden Anblick gewährt, fuhr die Expedition im September aufwärts nach Bassac — auf Kiepert's trefflicher Karte richtiger Lao Bathak, etwas südlich vom 14.° n. Br. — das einst Hauptstadt eines der Königreiche in Laos war; jetzt bildet es den Hauptort einer siamesischen Provinz und ist Sitz eines Statthalters, der die Franzosen sehr freundlich empfing.

Bassac liegt am rechten Ufer des Mekhong und ist die wichtigste Ortschaft im unteren Laos. Hinter ihr erhebt sich ein mächtiger Gebirgsstock, welcher vom Strome durchbrochen wird; der Stadt gegenüber liegt eine große Insel, Dong Deng, und die ganze Gegend ist ungemein malerisch. Das Klima ist hier wegen der nahen Gebirge verhältnißmäßig mild und auch im Hochsommer nie so drückend heiß wie in Cochinchina. Im August ist der Himmel zumeist bewölkt und Gewitterstürme sind sehr häufig. Im September wird das Klima angenehm; in Bassac fällt das Thermometer auf 10—12°, was den Eingeborenen schon kalt vorkommt, denn sie kauern sich dann um ein Feuer. Mittags bei wolkenlosem Himmel steigt die Hitze bis auf 30°.

Von Bassac aus unternahm Garnier einen Ausflug nach dem Se Don, welcher von Westen her am linken Ufer des Mekhong einmündet. Die Eingeborenen dieser Gegend hatten nie zuvor einen Europäer gesehen und waren baß erstaunt über die Waffen, Uhren und allerlei andere Sachen, welche die weißen Leute mit sich führten. Am Ufer des Se Don wimmelt es von Kaimans und Pfauen bis nach Solo Niai hinauf. Dieser Ort hat eine gewisse Bedeutung für den Handel, weil dort die Waaren, welche auf Elefanten aus dem Innern kommen, auf die Barken übergeladen werden. Die bis dahin flachen Ufer nehmen nun einen gebirgigen Charakter an, im Hintergrunde thürmen sich hohe Berge auf. Von dort kamen Wilde mit Nesseln, aus welchen das sogenannte chinesische Grastuch bereitet wird, und mit Häuten. Nach Mouhot's Angaben sollen in der Gegend am Se Don sehr ergiebige Silbergruben liegen und Garnier begab sich deshalb nach dem kleinen Dorfe Petung, welches von Kha, so nennt man in Laos die Wilden, bewohnt wird, konnte jedoch nichts davon entdecken.

Als Garnier am 9. Oktober in Bassac wieder eintraf, fand er die Leute weit und breit mit Vorkehrungen zu einem großen Feste beschäftigt;

mit demselben feiert man das Ende der Ueberschwemmung und dasselbe hat auch Beziehung auf die kommende Ernte. Man bezeichnet dasselbe als Heua song, d. h. Fest der Barken, und es wird veranstaltet, um dem Flusse Dankbarkeit zu erweisen für die Fruchtbarkeit, welche er durch seine Ueberschwemmung dem Erdboden verliehen hat. Die Festlichkeiten begannen am 24. Okt. Laos und wilde Leute waren schon Tags vorher in großer Menge nach Bassac gekommen, alle Pagoden waren gleichsam gefüllt mit Opfergaben; Freunde und Verwandte beschenkten einander. Abends wurde in allen Hütten geschmaust und musizirt, und auf dem Strome ließ man Raketen steigen.

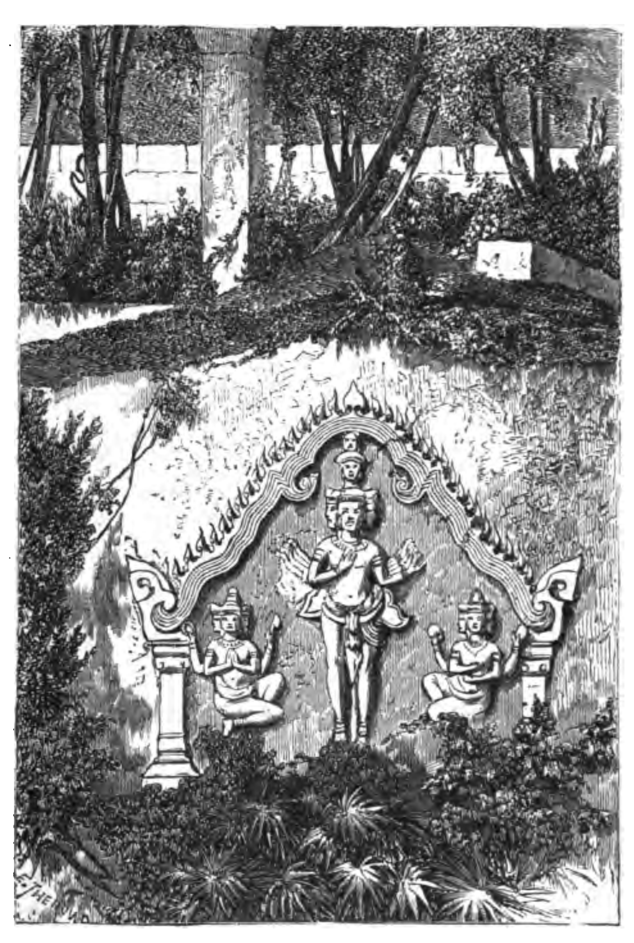


Ruderer und Possenreißer in Bassac.

Die Eidleistung fand am nächsten Tage statt. Der König oder Statthalter gelobte Treue und Gehorsam einem Bonzen, der als Stellvertreter des Herrschers von Siam fungirte. Dann wurde der Strom geweiht und gesegnet. Am dritten Tage begann das Wettrudern. Zwischen den am Lande befindlichen Ruderern gaben maskirte Possenreißer ihre Kapriolen zum Besten und sangen dabei aus voller Kehle. Die auf dem Wasser beschäftigten Leute antworteten im Takte; sie schlugen die Ruder mit einer Gleichmäßigkeit und Gewandtheit ins Wasser, die nichts zu wünschen übrig ließ. Die Kha's, deren einen unsere Illustration darstellt, waren bis auf einen dürftigen Lendenschurz völlig unbekleidet. Am 28. Oktober wurde abermals Feuerwerk auf dem Strome abgebrannt, und große Figuren verschiedener Art, alle aus Bambu geflochten, schwammen brennend abwärts, zum Theil in bengalischen Flammen.

In der Nähe von Bassac liegt Wat Phu oder die Pagode des Berges, eine Trümmerstätte, und zwar die nördlichste, mit Bauresten, die noch den Kambodschanern zugeschrieben werden dürfen. Von dem Spitzberge Phu Bassac löst sich im Südosten ein Bergstock ab, der aus drei Gipfeln besteht. Am Fuße des ersten, der etwa 1000 m. hoch ist, dehnt sich ein weites Wasserbecken aus, das von einer Futtermauer eingefaßt ist, genau so wie die Sras oder Bassins, welche man vielfach in den kambodschanischen Ruinen trifft. Die Ufer sind mit dichtem Wald umgeben, der sich den Berg hinaufzieht. Im Westen liegt eine Terrasse, von welcher ein langer, gepflasterter Weg ausgeht; zu beiden Seiten desselben stehen Steinsäulen mit einem pyramidenförmigen Kapitäl. Diese Chaussee folgt den Unebenheiten des Bodens und zieht sich, bald in sanftem Aufstieg, bald mit Treppenstufen am Berge hinauf und endigt in einer langen, sehr steilen Treppe, die mehr als 150 Stufen hat; an beiden Seiten derselben sind Standbilder. Eine dieser Statuen, welche umgestürzt am Boden liegt, soll den König darstellen, welcher diesen Wat Phu hat erbauen lassen. Oben auf der Treppe befindet sich ein Sanktuarium, eine Kapelle, in Kreuzesform, denen ähnlich, welche auch in Ongkor vorkommen. Die Skulpturen an den Einfassungen der Thüren sind prächtig erhalten, und mehrere derselben gehören zu dem Besten, was von der alten Kunst der Khmer bekannt ist. Die Khmer waren vollendete Meister in der Skulptur von Ornamenten und sie brauchten in dieser Beziehung keine Nebenbuhler zu fürchten. Die unzähligen Basreliefs sind ungemein mannichfaltig, durchaus lebenswahr, und stellen mit großer Natürlichkeit alle möglichen Gegenstände dar, aus dem Leben im Frieden und im Kriege, aus Himmel und Hölle, aus dem häuslichen Leben &c., und dann auch Triumphzüge. Ganz vortrefflich verstanden es die Arbeiter, das Gestein zu benutzen zur Darstellung von Blumen, Vögeln und allerlei Arabesken, und die Ausführung läßt an Zartheit und Feinheit nichts zu wünschen übrig. In Darstellung der menschlichen Gestalt haben sie es allerdings nicht bis zu demselben Grade der Vollendung gebracht. Es fehlten ihnen anatomische Kenntnisse; die Köpfe sind manchmal recht hübsch, aber Leib und Glieder lassen weder Muskeln noch Adern sehen, Hände und Füße sind durchgängig mangelhaft, und seltsamer Weise alle Finger gleich lang. Doch sind auch einige besser gearbeitete Statuen vorhanden, darunter ein vom Rumpfe abgelöster Kopf, der sorgfältig in einer Pagode zu Bassac aufbewahrt wird. Dieses Meisterstück ist ein Buddha von der Art, wie die Laos sich ihn vorstellen; er blickt mit Güte, mit väterlichem Wohlwollen, aber dabei doch mit einer gewissen Majestät auf die Gläubigen, welche von weit und breit herkommen, um ihn zu verehren. Hinter der Kapelle ist eine lange Terrasse in dem Gestein selbst angebracht; ganz in der Nähe steigt der Berg fast senkrecht empor, und aus dem Fels quillt an einigen Stellen Wasser. Am äußeren Rande der Terrasse läuft ein Geländer hin; oberhalb derselben, in der senkrechten Wand, sieht man merkwürdige, in den Stein gehauene Skulpturen; von einer derselben geben wir eine genaue Abbildung. Zur Rechten und Linken der unteren Chaussee bemerkt man zwei große viereckige Monumente, die wol einst Wohnungen gewesen, aber nie vollkommen ausgebaut worden sind.

Sie wurden bereits begonnen, als die Kunst der Khmer in der höchsten Blüte stand; späterhin haben mehrfach geschickte Baumeister daran gearbeitet. — Der Wat Phu hat eine schöne, herrliche Lage und von der oberen Terrasse hat man einen prächtigen Blick auf die Ebene und den Strom.



Figuren in einem Felsen.

Der Plan zu diesem Monumente ward großartig gedacht, doch die Ausführung ist hinter demselben zurückgeblieben, das hohe Ideal nicht verwirklicht worden. Aber trotz Alledem zeigt sich da ein Leben, eine Kraft und Ueppigkeit, welche gewissermaßen jener der tropischen Vegetation entspricht. Aber gerade diese ist es auch, welche selbst die kolossalsten Denkmäler zerstört, sobald sie einmal vernachlässigt werden und in Verfall gerathen. Die zeitweilig von Menschen bezwungene Natur tritt wieder in ihre Rechte ein und vernichtet in ein paar Jahrhunderten das, was jene mit großem Aufwande von Geist und Arbeit geschaffen.

Mittlerweile war hinter dem Rücken unserer Entdecker in Cochinchina eine Empörung ausgebrochen und dadurch die Verbindung mit den französischen Behörden in Saigon, sowie mit Panompin, dem äußersten Vorposten der Franzosen im oberen Cochinchina, abgeschnitten worden. Der Bote, welcher den noch rückständigen chinesischen Geleitsbrief der Expedition nach Bassac nachbringen sollte, wurde daher vergeblich erwartet. Da nun ohne einen Paß die Erforscher an den chinesischen Grenzen abgewiesen worden wären, so blieb Herrn de Lagrée nichts übrig, als einen seiner Begleiter von Bassac nach Bangkok zu senden, um von dort aus mit den französischen Behörden in Cochinchina sich in Verbindung zu setzen. Da ohnehin die eingetretene Regenzeit abgewartet werden mußte, so wurde, um nicht ganz unthätig zu bleiben, ein östlicher Seitenmarsch nach dem Flusse und der Niederlassung Attoppeh beschlossen, welch letztere wegen ihrer Goldwäsche einen Besuch zu lohnen versprach.

Zunächst ging es den Mekhong in Booten eine Strecke aufwärts, dann über Land gegen Osten, also nach den Grenzen von Annam. Ziemlich weit im Innern wurde Sarawan erreicht, der Hauptort einer Statthalterschaft, immer noch zu Siam gehörig. Nicht ohne Staunen fanden die Reisenden in jenem abgelegenen Winkel eine Pagode aus Backsteinen erbaut, mit Kalk getüncht und mit mehreren Dächern überbaut, das stattlichste Bauwerk seiner Art, dem man jenseit der Grenzen von Kambodscha bisher begegnet war. In der Nähe der Stadt liegt ein anderes sonderbares Heiligthum, nämlich mitten im Teiche auf einem Pfahlrost ein pagodenartiger Tempel, äußerlich mit Vergoldungen überladen. Zu diesem Bau führt ein hölzerner Steg durchs Wasser, der aber zugbrückenartig nur gelegentlich mit dem Tempel verbunden ist. Der Tempel selbst ist nichts Anderes als eine Bibliothek, wo Bonzen alte buddhistische Palitexte, die sie jedoch selbst nicht lesen können, mit Ehrfurcht hüten. Der Pfahlbau dient aber als Schutz gegen die beiden größten Plagen des Landes, nämlich die Feuersbrünste und die Ameisen.

Von Sarawan ging es auf Elefanten wieder landeinwärts durch Waldland mit Lichtungen für Reisfelder, bis ein Wasserspiegel das Ziel des Ausfluges, den Attoppeh-Fluß, verkündete. Dort wurden die Elefanten wieder mit Kähnen vertauscht und der Fluß aufwärts befahren, bis zu der Stelle, wo er aufhört schiffbar zu sein. Dort lag das Dorf Attoppeh, und in östlicher Ferne über dem Saume des Waldes erhob sich ein stattliches Gebirge, als natürliche Schranke gegen die Ausbreitung der Annamiten in das Becken des Mekhong. Im Dorfe Attoppeh stießen die Erforscher auf einen siamesischen Steuerbeamten, der den äußersten Posten des Reiches von Bangkok gegen Annam zu hütete. Die siamesische Monarchie grenzt also unmittelbar an Tonkin, von dem sie nur durch die eben erwähnte Bergkette geschieden wird. Das Schwemmland des Flusses führt Gold, aber nur in so geringen Mengen, daß man das Auswaschen des Sandes den Wilden überläßt. Der Goldstaub wird hierauf in Attoppeh selbst in kleinen Tiegeln zu Barren umgeschmolzen und wandert als Tribut nach Bangkok. Diese „Wilden" bewohnen Bambuhäuser, die der Geräumigkeit nach menschliche Hundehütten genannt zu werden verdienen. Diese „Wilden" sind Leute von stattlichem Wuchse und unterscheiden

sich den Gesichtszügen nach durch eine tiefe herabhängende Nasenspitze und stark geöffnete Nasenflügel, während die Laos kurze und abgeschrägte Nasen zeigen. Die wilden Ureinwohner, welche im Mekhongbecken mit Laos und Kambodschanern untermischt auftreten und Moï's, Dschiamen, Stieng, Penong, Kuy, Dscharaï oder Schiraï sich nennen, sprechen Mundarten, die untereinander sehr ähnlich sind, dagegen durch ihre Wurzeln sich völlig von der Laos- und der Kambodschasprache unterscheiden.

Nach 32tägiger Abwesenheit, von Attoppeh nach Bassac zurückgekehrt, verabschiedeten sich die Franzosen von diesem Rastplatze und seinen freundlichen Bewohnern. Es war Ende Dezember 1866 und das Thermometer zeigte nur 1° über Null — eine auffallende Erscheinung in einem Lande, wo die Mitteltemperatur des Jahres 30° C. beträgt. Lagrée zog bis Pack Mun den Mekhong hinauf, der auf dieser Strecke bei tiefem Wasser voll Stromschnellen ist; die Uferhügel sind hoch und die fahrbare Stromrinne sehr verwickelt. Am Ufer sieht man Flußmarken, an denen sich abnehmen läßt, daß das Hochwasser eine Höhe von mehr als 15 Meter erreicht. Ganz versperrt ist der Mekhong wol nicht, sein Bett aber von einer solchen Beschaffenheit, daß nur kleine Fahrzeuge in demselben sich bewegen können und daß wegen der Wirbel und Sandbänke selbst eine Dampfschaluppe Mühe haben würde, sich einen ordentlichen Weg zu bahnen.

Von dem Dorfe Pack Mun — das Wort Pak bedeutet Mündung — ließ Lagrée den Leutnant Delaporte in einem kleinen Fahrzeuge den Mekhong bis Kemarat in 16° n. Br. hinauffahren, er selbst wandte sich westwärts, um zunächst in den rechten Nebenfluß des Mekhong, in den Ubong, einzulaufen, der, wenn man seine unteren Fälle hinter sich hat, die Schiffahrt sehr begünstigt. Es war am letzten Tage des Jahres 1866; die Barken mußten völlig erleichtert und dann an langen Rattantauen aufwärts gezogen werden. Da es sich darum handelte, den Wasserweg nach Westen hin in der Richtung zunächst nach Korat so weit als möglich zu verfolgen, so mußten mehrere dieser Halbkatarakte überwunden werden, die „wie Stufen oder Leitersprossen“ von der Hochebene bis zum untern Stromlaufe des Mekhong einander folgen. Oberhalb Pimum wurde der Ubong frei und floß in einem ruhigen Bette. Anfangs Januar erreichten die Franzosen die am Ubong liegende gleichnamige Stadt, die auf Kiepert's Karte noch mit einem Fragezeichen versehen war, weil man ihre Lage nicht genau kannte.

In Ubong wohnten die Franzosen einem großen politischen Schaufeste bei. Der dortige siamesische Statthalter, ein Abkömmling der ehemaligen Fürsten von Wieng-Schang, hatte nämlich durch musterhafte Amtstreue und musterhafte Bestechungen in Bangkok es so weit gebracht, daß er vom dortigen Hofe zum (Titular-)König erhoben worden war. Nunmehr sollte die Feier der religiösen Weihe zu dieser hohen Würde vor sich gehen. Die Festlichkeit ähnelt auf ein Haar der Einweihung des Wangma, des zweiten siamesischen Königs, die wir schon an einer früheren Stelle unseres Buches geschildert haben. Der neue König empfing die Reisenden ganz liebenswürdig und war ein pfiffiger, gewandter Mann, der, am Hofe von Bangkok von der

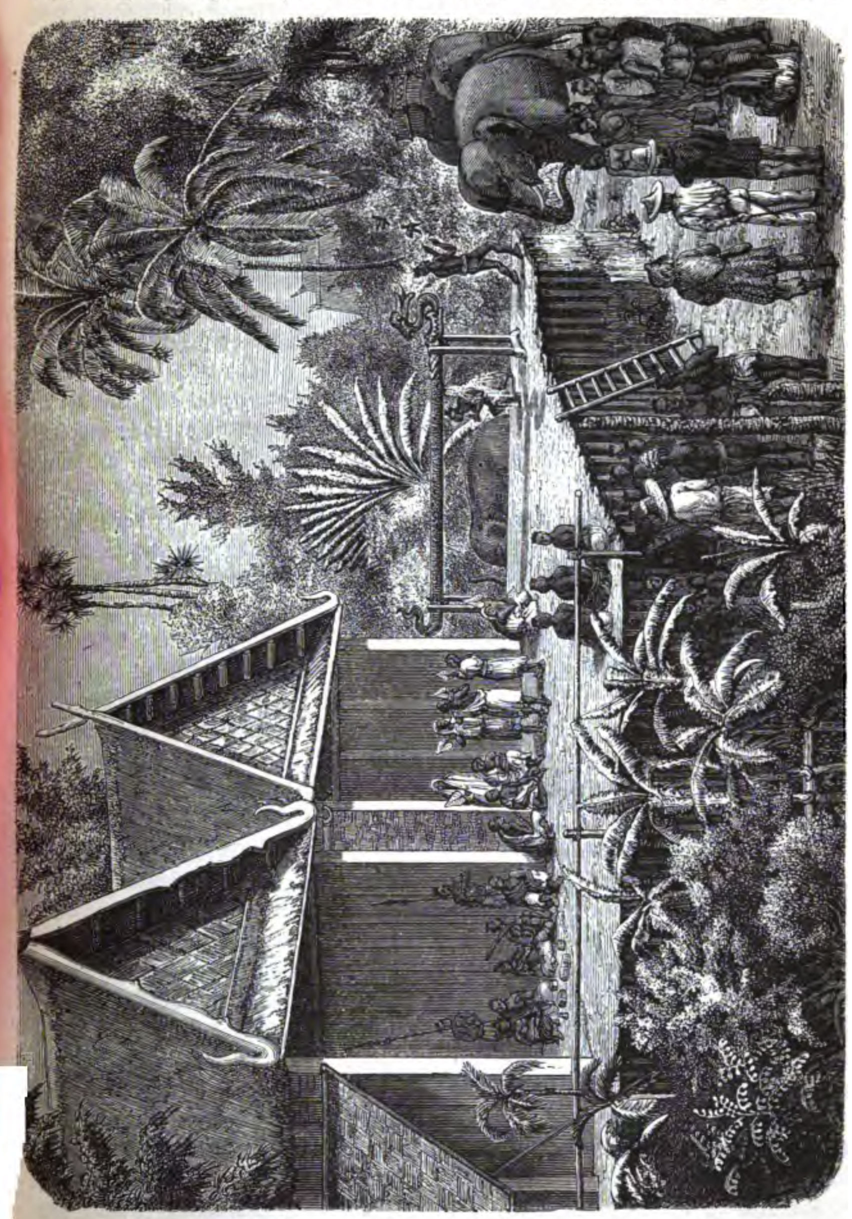
europäischen Civilisation einigermaßen angestreift, den Einfluß der Ausländer wohl zu würdigen verstand. In dem Orte ging es ganz lebhaft her; er gilt noch für ein Dorf, hat aber mit seinen vielen Waarenläden und zwei in chinesischem Stil erbauten Pagoden das Aussehen einer Stadt und eine ganz ansehnliche Größe. Die Häuser sind hübsch, geräumig und liegen inmitten von Gärten; die Pagoden sind reich und es mangelt ihnen nicht an Schmuck und Zierrath; alle sind mit hohen Palmbäumen und schattenspendenden Bananen umgeben. Diese heiligen Bäume werden, wie das Volk sagt, mindestens 1000 Jahre alt und jeder von ihnen bildet einen förmlichen Wald, denn die Zweige hängen von oben nach unten und schlagen Wurzeln.

Zu den Merkwürdigkeiten in Ubong gehört ein sehr alter Kasten, eine Art von Burg, welche einst ein Kriegselefant auf seinem Rücken getragen hat. Er besteht aus sehr hartem Holz, hat Skulpturen und war ehemals vergoldet. Oberhalb der Stadt strömt der Ubong durch eine wohlangebaute Gegend, wo auf den üppigen Wiesen viel Vieh weidet. In der Umgegend von Ubong wird viel Salz gewonnen, dann auch Reis. Das Ufer des Flusses ist mit dichtem Gebüsch bewachsen; dann wird die Landschaft auf größeren oder geringeren Strecken wieder offen und der Boden sandig. Dort haben die Eingeborenen ihre Dörfer am Rande der Hochebene gebaut und benutzen für den Verkehr mehr die bequemen Landwege als den Stromlauf; hin und wieder sieht man Hütten, welche von Fischern bewohnt werden.

Von Ubong aus unternahm Francis Garnier einen Vorstoß nach Tschongkong (Chonkan), in der Richtung nach Süden. Bis Si Saket, das unweit der Mündung des Sam Lan in den Semun oder Ubong liegt, schiffte er den letzteren Fluß stroman, dann aber verließ er seine Barke und schlug den Landweg ein. Die Ortsbehörde stellte ihm vier Karren, die mit Rennochsen bespannt wurden. Diese sind jenen Gegenden Hinterindiens eigenthümlich und haben bei den Ochsenrennen in Saigon wegen ihres schnellen Laufes die Aufmerksamkeit der Europäer erregt. Neben der Stadt lagerten einige chinesische und peguanische Hausirer im Freien. In Si Saket besteht ein Theil der Bevölkerung aus Kambodschanern, deren Sprache dort sehr viele Leute verstehen. Weiter nach Westen hin dehnt sich eine kahle Ebene aus; an den Teichen wächst Gebüsch und dort stehen die von Fruchtbäumen umgebenen Dörfer. Dann tritt wieder Wald auf, durch welchen der Weg sich schlängelt. Die Fahrt auf einem solchen Ochsenkarren, der nicht etwa auf Federn ruht, ist alles Andere als bequem, Rippen und Schultern verspüren es. Merkwürdig ist, daß dort inmitten einer ganz tropischen Vegetation die Fichte neben Palmen auftritt.

Kukan liegt schon im Khmerlande und das Kambodschanische wird allgemein gesprochen; das Land steht schon seit längerer Zeit unter siamesischer Herrschaft. Der Reisende wurde vom dortigen Gouverneur arg belästigt; der Mann kam mit einem zahlreichen Gefolge und suchte den Falang heim, als dieser eben ein Bad nahm. Er war ein Kuy, also aus einem Volke, das zwischen dem großen Strome und dem Tuli Sap wohnt und sich gern für halbwild ausgiebt; er war überglücklich, als er ein rothgewürfeltes Taschentuch und eine Schachtel mit Zündhölzchen erhielt. Nach einer sehr beschwerlichen Fahrt,

auf welcher die drückende Hitze ungemein belästigte, kam endlich Garnier nach Tschongkong, nachdem er bis dorthin 25 Tage unterwegs gewesen.



Investitur des Königs von Ubong.

Diese kambodschanische Provinz steht gleichfalls unter siamesischer Herrschaft und wird durch einen Statthalter verwaltet.

Erst zu Ende des Februar 1867 war Garnier wieder in Ubong, von wo er in die Provinz Van Muk ging, um in Kemarat mit der Expedition wieder zusammen zu treffen. Dieser Ort liegt wieder am Mekhong, nordöstlich von Ubong, und dahin hatte sich de Lagrée begeben, während Leutnant Delaporte den nämlichen Platz, den Mekhong stromaufwärts schiffend, erreichte. Auf dieser Strecke glich der Strom einem ungeheuern ausgetrockneten Torrent, und weite Flächen, die mit Steinen bedeckt waren, lagen bloß. Bei Ban Kum wird er durch eine große Insel in zwei Kanäle getheilt, durch welche er brausend sich hindurch zwängt. Von Ban Kum aufwärts ragen viele Felsen aus dem Wasser empor, und dann erschienen unzählige Sandbänke bis zu dem schmalen Engpaß von Phu Lan, einer der gefährlichsten Stromschnellen sowol für Barken wie für Flöße. Diese letzteren kommen manchmal aus weiter Entfernung; wenn sie einmal in einem solchen Keng, d. h. Stromschnelle, sich befinden, dann schießen sie unaufhaltsam darüber hin und die Fahrt ist niemals ohne Gefahr. Uebrigens sind sie sehr zweckmäßig gebaut und bestehen aus mehreren, durch Rattankabel der Länge nach sehr fest aneinander gebundenen Bambubalken; über diese legt man Querbalken und auf diese einen Breterboden. Für das Schiffsvolk ist eine Art Kajüte vorhanden; sowol am Bug wie am Stern befindet sich ein langes Steuerruder.

Oberhalb Keng Yapöt liegt der Keng Kaak; dort verengt sich der Strom wieder einmal, fließt sehr langsam zwischen hohen Felsenufern und ist ungemein tief. Das Plateau über den Ufern ist baumlos, der rothe Sandstein mit einer nur sehr dünnen Erdlage bedeckt. Interessanter war die Ueberschreitung des Zwischenlandes oder der Halbinsel zwischen dem Ubongfluß und dem Mekhong, wie sie Lagrée und Garnier ausführten. Man bedient sich dazu entweder der Büffelwagen oder der Reitelefanten. Unsere Franzosen fanden aber weder Träger, noch Fuhrleute noch Elefanten, so reichlichen Lohn sie auch boten. Anfangs vermutheten sie geheime Hindernisse von Seiten der Mandarinen, allein chinesische Kaufleute versicherten ihnen, die Trägheit der Laos sei durch Geld nicht zu überwinden, und es bliebe nichts übrig, als die höchsten Beamten reichlich zu bestechen. Dazu mußten sich denn auch unsere Entdecker bequemen, und kaum war es geschehen, so fanden sich, wie in einem Märchen, auf der Stelle Elefanten, Büffel und Wagen ein. Einmal zum Dienste gepreßt, bewiesen die Laos den Fremdlingen die größten Aufmerksamkeiten, sorgten und pflegten sie sogar wie Kindermütter. Bei Landungen stand ein Simieng (Notar) in Bereitschaft, der jedes ausgeladene Gepäckstück in ein Inventar eintrug. Selbst bis in die Speisesäle drangen diese Schreiber und merkten sorgfältig auf, welche Gerichte den Gästen geschmeckt und welche sie verschmäht hatten. Als einmal eine Büchse mit Stecknadeln unterwegs in den Sand fiel, mußte so lange gerastet werden, bis das letzte Stück aufgelesen war. Von Ubong aus gegen Norden erstreckt sich eine Salzwüste. Brunnen sind spärlich anzutreffen, und ihr Wasser schmeckt brackisch. So scheint fast ein Fluch auf dem Lande zu ruhen, denn die Hälfte des Jahres (zur Regenzeit) geht den Eingeborenen das Wasser oft buchstäblich bis an die Kehle, und die andere Hälfte verschmachten sie vor Durst. Hinter der Wüste tritt wieder Wald auf,

und Garnier schildert ihn als wunderbar prächtig; so gewaltige Baumriesen hatte er nie zuvor gesehen. Der Boden ist hier wellenförmig und mit Hügeln, zwischen welchen klare Bäche sich hinschlängeln.

In Kemarat (16° 3′ n. Br. und 102° 57′ ö. L. v. Paris) waren die Franzosen Zeugen einer öffentlichen Gerichtsverhandlung. Ein Mann hatte seine Frau im Ehebruch überrascht und einen Civilprozeß gegen sie angestrengt. Das Ehebrecherpaar konnte das Thatsächliche nicht leugnen, und die Richter erkannten zu Gunsten des Klägers, daß die Frau 17 Tikal, der Ehebrecher 29 Tikal Buße zu zahlen hätten. Verstößt der Mann infolge eines solchen Urtheils die Frau, so fällt ihm die Buße der Ehebrecherin, die Buße des Ehebrechers den Richtern zu. So geschah es auch in dem vorliegenden Rechtshandel, bei dem der klagende Theil die „besten Geschäfte“ machte, denn die Frau hatte er ihrer Familie um 4 Tikal und einen Büffel abgekauft, und da die Laotierinnen rasch welken, so konnte er mit der Geldbuße sich eine frische Gemahlin leicht erwerben. Von diesem „praktischen“ Gesichtspunkte schien denn auch der betrogene Ehegatte den Vorfall aufgefaßt zu haben.

Von Kemarat aus wurden verschiedene Ausflüge unternommen; einer darunter galt dem Dorfe Amnat; man hat dahin drei Tagereisen durch eine zum Theil dürre, im Allgemeinen bewaldete Gegend. Amnat liegt auf einem niedrigen Hügel inmitten von Reisfeldern, und die ganze Umgebung ist sorgfältig angebaut; man züchtet Seidenraupen und das Lackinsekt, auch werden Eisengruben bearbeitet. Nun untersuchte Lagrée den Se Bankien, einen wichtigen Zufluß des Mekhong; er kommt von Osten her. Dort halten sich in den dichten Waldgegenden die wilden Stämme der Puthai, Süch und Khas Duon auf. In ihren Gebieten sind viele Salzsümpfe, auch wächst dort der „Maitschick“, der Harzbaum, in großer Menge. Die Wilden machen Einschnitte in den Stamm, sammeln das Harz und verschließen nach der Ernte die Narbe durch Feuer. Dann besuchte die Expedition Ban Muk, das weiter nördlich am Strome liegt und Hauptstadt einer wichtigen Provinz ist. Auch auf dieser Strecke war das Strombett theilweise trocken und in viele einzelne Arme getheilt; je nach der Jahreszeit müssen die Barken verschiedene Wege nehmen, immer aber den Wirbeln und der heftigen Strömung ausweichen. Die Schiffsleute springen ins Wasser und schieben das Fahrzeug; gefährlich ist aber hier der Strom nicht. Ohne Zweifel ist eine Rinne von 6—7 m. Tiefe vorhanden, es wird aber schwer fallen, dieselbe ausfindig zu machen. Die nächste Station war Phnom, eine Kreishauptstadt und berühmter Wallfahrtsort mit einer sehr reich beschenkten heiligen Pagode. Der laotische Dolmetsch, der unterwegs den Freigeist gespielt hatte, erlitt dort einen so heftigen Anfall von Frömmigkeit, daß er nach Landesart für Buddha als Weihgeschenk das vorderste Glied des Zeigefingers sich abschneiden ließ, welches mit Hülfe eines Lineals und einer Guillotine von den freundlichen Tempeldienern sehr rasch besorgt wird. Die Franzosen konnten nur bedauern, daß er anstatt einer Fingerverkürzung sich nicht einer Verstümmlung nach Art des Origines unterzogen hatte, weil sie während der Reise beständig Widerwärtigkeiten infolge seiner Schwächen zu überstehen hatten.

Weiter stromaufwärts ändert sich die Uferlandschaft, es treten nämlich die Gebirge von Lachon näher. Alles, was sich nur die Einbildungskraft an seltsamen Formen ersinnen kann, bietet diese Kette. Hügel, Dome, Pyramiden, natürliche Brücken, finstere Schluchten, glatte Wände, Höhlen mit Tropfsteinbildungen folgen auf einander. Die nächste Statthalterschaft nach Lachon (Lakon) heißt Hüthen, bietet aber nichts Absonderliches. Von der Stadt Hüthen unternahm Lagrée mit dem Doktor Joubert eine Bootsfahrt auf dem Hin Bum, einem auf der linken Seite des Mekhong mündenden Flusse, an dem Blei gegraben wird. Die Reisenden fanden fünf zerstreut liegende ganz kleine Dörfer, bei welchen auch das Metall gegraben wird, doch ist die Ausbeute kaum der Rede werth. Von Hüthen schiffte die Expedition aufwärts nach Saiabüry (Saniabury), einem Muong, d. i. Flecken, am rechten Ufer des Mekhong, in welchen dort an der rechten Seite der Sumkan mündet. Saiabüry ist eine saubere, wohlhabende Ortschaft in einer reizenden Lage. In der Nähe befindet sich eine große Töpferei, welche eine sehr beträchtliche Anzahl von Geschirr liefert, dessen Formen von einem einfachen, aber nicht unkünstlerischen Geschmack zeugen. Das Verfahren ist ganz einfach; man stellt die Gefäße zum Brennen in halbkreisrunde Oefen, die mehrere Abstufungen haben, und macht Feuer unter den untersten derart, daß die Flamme auch die oberen Stufen beleckt. In der Umgebung befinden sich auch einige Kalköfen.

Weiter stroman, der Mündung des schiffbaren Nam san gegenüber, liegt Bun-Kan, ein großes, sehr schönes Dorf in der Provinz Phon-Pissaï (Pon-Pissay). Zwischen Saiabüry und letzterer Stadt breitet sich ein öder Urwald aus. Eines Abends, als die Franzosen am Ufer lagerten, näherte sich ein Tiger bis auf zwanzig Schritt. Eilig wurden die Waffen ergriffen und der Bestie nachgesetzt, die aber flüchtig sich entfernte, sodaß die Jäger ohne Beute heimkehrten. Damit zum Schaden auch noch der Spott sich geselle, wurden sie auf dem Rückzuge von den Affen in den Wipfeln mit Früchten beworfen. Die boshaften Vierhänder ahnten gar nicht, welche Wohlthat ihnen erwiesen worden war, denn der verscheuchte Tiger hätte ihnen noch gefährlich werden können. Nach der Versicherung der Eingeborenen sollen die Tiger die Affen belauschen, und wenn sie merken, daß die Vierhänder sich auf einen Baum mit allzu dünnem schlankem Stamm begeben, leise heranschleichen, um zuletzt mit einem Kraftsprunge die Schulter gegen den Baum zu stoßen, sodaß die Affen durch die plötzliche Erschütterung wie reife Birnen aus dem Wipfel fallen.

Am 2. April 1867 erreichten die Franzosen stromaufwärts Wieng-Schang (Viene Thane auf Mouhots Karte), das Ban tschan der Annamiten, oder vielmehr seine Trümmerstätte, welche drei Stunden von der modernen Stadt Nong kai entfernt liegt. Letztere wurde erst nach der Zerstörung von Wieng-Schang durch die Siamesen gegründet und bildet dermalen den wichtigsten Platz am Mekhong auf der Strecke von Panompin bis Luang Prabang. Die Häuser stehen parallel mit dem Strom und bilden eine etwa eine halbe Stunde lange Straße, die von mehreren an dem Flusse zusammenlaufenden Gassen durchschnitten wird. Was das alte Wieng-Schang betrifft, so hat der Wald bereits wieder die Ufer umsäumt, wo ehemals die Hauptstadt der Laos stand,

deren Pracht eine holländische Ambassade des XVII. Jahrhunderts geschildert hat. Im Jahre 1641 sandten nämlich die Holländer den Gerhard van Wusthof nach den Laosländern, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, aber die Expedition hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie Wieng-Schang oder Win kyan, wie sie diese Hauptstadt von Laos nannte, zu erreichen vermochte. Die Holländer brauchten damals 11 Tage zur Bergfahrt auf dem Mekhong von der Grenze Kambodscha's bis nach Wieng-Schang und manche Erinnerungen von der europäischen Faktorei jener Zeit haben sich in Kambodscha erhalten. Bei Crawfurd, der die Stadt unter 15°45′ n. Br. verlegt, und bei Low, Berghaus, Mac Leod·(17° 48′ n. Br.) führt Wieng-Schang den Namen Langtschang, der dem Langione des Jesuiten Marini in seiner Geschichte von Laos nahe kommt. Einem andern Jesuiten, Johann Maria Leria, der nur kurz nach den Holländern nach Laos kam, verdankte man so ziemlich die gesammten Kenntnisse über dieses Land im XVII. Jahrhundert.

Die Zeit der Erbauung Wieng-Schangs ist noch unermittelt, zerstört wurde sie aber erst 1828 von dem Praya Mitop, dem siamesischen General Schao-Kun, angeblich infolge eines begangenen Etikettefehlers gegen den Hof von Bangkok, denn um Vieles früher schon, nämlich um 1777 nach de Carné's Vermuthungen, war der Hof von Wieng-Schang den Königen von Siam tributpflichtig geworden. Schao-Kun brachte nun ganz Laos unter die siamesische Herrschaft. Zur Zeit ihres Glanzes bestand jene Hauptstadt, wie die holländische Reisebeschreibung berichtet, die der fleißige Francis Garnier in französischer Uebersetzung, mit erklärenden Noten versehen, bekannt gemacht hat (Bulletin de la Société de géographie de Paris 1871), aus elenden Hütten der Einwohner, aus denen sich in ungewöhnlicher Pracht der königliche Palast, Pagoden, Klöster und Bibliotheken in großer Anzahl erhoben. Nur von dem Tempel Sisaket sind noch bessere Ueberreste erhalten, die sonstigen Trümmer hat bereits der Wald mehr oder weniger erstickt. Uebrigens können sie sich an künstlerischem Werth durchaus nicht mit den Prachtbauten von Ongkor messen. Der Königspalast hat zwar viel gelitten, die Dächer sind eingebrochen, die meisten Säulen angekohlt, aber er ist doch das einzige Gebäude, von dem man sich noch eine deutliche Vorstellung machen kann, weil die dicken Mauerwände noch stehen und die mit Mörtel gepflasterten Höfe und Treppen ein Ueberwuchern der Pflanzen nicht gestatten. Die Pagoden stehen noch, aber sie sind von den Priestern verlassen; sie wurden aus denselben Baustoffen aufgeführt wie der Palast, und so hat die Ungunst der Witterung auch an ihnen schon Vieles zerstört. Der Wat Pha Keo war des Königs Pagode. Der hölzerne Giebel zeigt feines, prächtiges Schnitzwerk und ist ausgelegt mit funkelnden Glasplatten, welche Siamesen und Laos so gern anbringen, um den Vergoldungen einen höheren Glanz zu geben. Dieser Tempel ist schon ganz und gar von Grün umwuchert; an den Säulen, welche das halb eingefallene Dach stützen, war Gold in verschwenderischer Menge angebracht und alle Theile des Denkmals haben byzantinische Ornamentirung. Früher stand im Wat Pha Keo eine hochberühmte Buddhastatue, deren Alter bis ins Jahr 43 v. Chr. hinaufgereicht haben soll. Etwas nördlich von Wat Pha Keo liegt mitten im

Walde eine kleinere Pagode, der noch fast gänzlich unversehrte, oben genannte Wat Si Saket. Beim Eintreten erblickt man sofort eine Menge kleiner Buddhabilder in vergoldeten Nischen, welche von oben bis unten angebracht sind. Vor dem Altar steht ein hölzerner Leuchter von origineller Gestalt und mit außerordentlich feinen Schnitzereien. Einige Schritte von der Pagode steht das jetzt theilweise verfallene Gebäude der Bibliothek, die bei keinem Tempel in Laos fehlen darf. Die Bevölkerung in dieser Gegend ist keineswegs dicht. Sie gehört theils zur Phutakrasse, welche man zu den Laosstämmen rechnet, oder zu jener der Süeh, welche aus den alten Provinzen Kambodscha's stammt, oder zu einem „wilden" Stamme, der sich von den ähnlichen, weiter südlich wohnenden, nicht unterscheidet. Jene drei Stämme leben in friedlichem Einvernehmen, vermischen sich aber nicht miteinander.

Oberhalb Wieng Schang wird die Schiffahrt auf dem Mekhong äußerst mühselig; es beginnt die gefährlichste Strecke, welche der Mekhong überhaupt für die Stromfahrt darbietet. Der Strom wird eingeengt von hohen Ufern, und da damals, nämlich im April 1867, das Wasser seinen niedrigsten Stand erreicht hatte, starrten allenthalben entblößte Klippen aus dem Flusse, zwischen denen mächtige Stromschnellen zu bezwingen waren. Etliche Tagereisen erscheinen die Ufer ganz unbewohnt, abgesehen von den spärlichen und versteckten Hütten, die hier und da gesehen wurden. Schließlich blieb den Reisenden nichts übrig, als ihre Kähne wieder auszuladen. Eine vorüberziehende Karawane von Kaufleuten wurde von dem Mandarin, unter dessen Schutze die Franzosen standen, genöthigt, ihre eigenen Waaren zurückzulassen und dafür das Gepäck der Offiziere zu befördern. Der Mekhong theilt sich bald darauf in zwei Arme, keiner breiter als die Seine bei der Insel des heiligen Ludwig, sodaß man sich kaum den Ufern eines der mächtigsten asiatischen Ströme hätte nahe glauben dürfen, wenn nicht das Senkblei dort in unlothbare Tiefen gefallen wäre. Ueber glühende Sandstrecken unter einer erbarmungslosen Sonne wanderten die Reisenden nordwärts nach Xieng Kang oder Sien-Kang (auch Muong-Mai, d. h. Neu-Muong im Gegensatze zu dem Muong-Cao oder Alt-Muong genannt), dem Hauptorte eines unbedeutenden Kreises. Vor der Zerstörung von Wieng Schang lag dieser Muong auf dem linken Ufer des Stromes, aber die Siamesen befolgen die Politik, die Hauptortschaften der laotischen Provinzen von diesem Ufer auf das rechte zu verlegen, damit im Falle einer Rebellion der Strom nicht als Vertheidigungslinie dienen könne. Xieng-Khang hat eine anmuthige Lage; der Abhang der Berge ist nicht gerade schroff, sie sind auch von bewaldeten Thälern durchschnitten, in deren jedem ein klarer Bach fließt. Das Dorf ist recht hübsch gebaut, die Häuser sind meist niedrig und die Leute verspinnen Baumwolle, welche nach eingethaner Reisernte in der trockenen Jahreszeit gebaut wird. Die Hauptpagode liegt dort, wo die Reisfelder beginnen und wo prächtige Coryphapalmen stehen; sie ist im Innern reich ausgeschmückt. Dort wurden unsere Entdecker von herumziehenden Kaufleuten, die in jenen Gegenden mit ihren mündlichen Neuigkeiten die Zeitungen ersetzen müssen, durch die Nachricht in Bestürzung versetzt, daß englische Offiziere mit einem zahlreichen Gefolge auf einer

Erforschungsreise begriffen, aus dem Königreiche Xieng Maï nach Luang Prabang gelangt sein und ihre Fahrzeuge auf der Thalfahrt bald eintreffen müßten. Eine solche Botschaft war für Hrn. de Lagrée und seine Begleitung höchst niederschlagend, denn trotz aller ihrer schon überstandenen Beschwerden waren ihnen die Briten bereits zuvorgekommen und hatten ihnen den Ruhm der ersten Entdeckung entrissen. Gleichwol mußte man sich mit saurer Miene entschließen, die europäischen Kollegen kameradschaftlich zu empfangen. Alle vorräthigen Hühner wurden daher zur Bewirthung der Erwarteten geschlachtet. Auch zeigte sich wirklich am nämlichen Tage ein Floß und mit den Fernröhren unterschied man, daß es ein hübsches, bequemes Haus mit Veranden an der Vorder- und Rückseite trug, welches die Franzosen nicht ohne Neid betrachteten. Uebrigens befanden sich keine Engländer darin, sondern vorläufig nur ein siamesischer Beamter, durch den man erfuhr, daß das Floß der drei englischen Herren erst nachfolgen solle. Bald wurde auch dieses sichtbar, und betroffen unterschied man darauf eine Flagge mit den drei französischen Farben. Unsere Entdecker erklärten sich dies Anfangs als eine Höflichkeit der geographischen Engländer, bis sie inne wurden, daß die Flagge die drei Farben in umgekehrter Folge wie die französische zeige, folglich eine holländische sei. Auch ließ das Fahrzeug alle Demonstrationen der Franzosen am Ufer unbeachtet, außer daß ein Diener den Herren eine Visitenkarte überbrachte mit der Inschrift: „Mr. Duyshart, land surveyer and architect of her (?) Siamese Majesty's government." Lagrée schickte nun einen seiner Offiziere hinüber, und dieser erfuhr endlich, daß „der Geodät und Baumeister der königlich siamesischen Regierung" ein Holländer sei, der in Begleitung von zwei Mulatten aus Furcht vor den Fiebern der Regenzeit südwärts eilte, nachdem er, ausgerüstet mit allen erforderlichen Meßwerkzeugen, vom Menam unter etwa 17° N. angefangen, eine erste Aufnahme des Landes bis etwa 20 Lieues nördlich von Luang Prabang ausgeführt hatte, wofür ihm die siamesische Regierung 1000 Franken monatliches Honorar zahlte.

Bis Paclaï mußten die Franzosen zu Fuß wandern, von da ab wurde der Strom für die Bergfahrt wieder eine Strecke weit schiffbar. Bei Paclaï (etwa 18° n. Br.), einem kleinen Dorfe, bildet der Mekhong ein Knie, denn dort ändert er seinen Lauf nach Süden plötzlich, um zuvor nach Osten abzuschwenken. Paclaï ist der Ort, wo die Straße aus Siam und vom Menam den Mekhong erreicht, und zwar ist von Bangkok aus gerechnet Paclaï der nächste Ort am Mekhong. Gäbe es einen lebendigen Handel zwischen den Thälern der beiden Ströme, Paclaï müßte ein Platz von größter Wichtigkeit sein, so aber sehen die Einwohner mehr siamesische Mandarinen als Karawanen an sich vorbeiziehen. Der Strom ist dort höchst fischreich, und um einen siamesischen Tikal kauften die Reisenden einen Fisch, 1½ m. lang und dick wie ein Mastschwein, dessen Fleisch an Farbe und Festigkeit dem Rindfleisch glich.

Paclaï (18° 22′ 20″ n. Br.) liegt im dichten Walde. Dort sind neben den Häusern keine Palmen mehr, und die Reisfelder, welche bis dahin allemal dicht neben den Dörfern lagen, waren hier eine beträchtliche Strecke weit landeinwärts, und der unebene Boden war für den Anbau dieser Getreideart

nicht eben günstig. Auch der Wald nahm sich recht finster aus; der Yao, dieser prächtige Oelbaum, aus dem man weiter südlich Nachen verfertigt, kommt nicht mehr vor. Dagegen erscheinen andere Gewächse, welche werthvolle Essenzen liefern. Nördlich vom Dorfe stand am Rande des Waldes eine sehr einfache ländliche Pagode zwischen vereinzelten Palmen.

Die Bewohner von Paclaï hatten schon sechs Jahre früher einen weißen Mann gesehen, Mouhot, der auf der ganz guten Straße wanderte, welche von Paclaï nach Luang Prabang führt. Sie wurde früher von chinesischen Karawanen benutzt, die alljährlich aus der Provinz Yünnan kamen; ein Theil derselben zog nach Ken Tao, eine zwischen Muong Löi und Paclaï liegende Provinz, ein anderer gegen Westen hin nach Muong Nan und Xieng Maï. Diese Karawanen bestanden aus etwa ein Hundert Männern und einigen Hundert Pferden und Ochsen; sie vertauschten Posamentierwaaren, Rohseide und Golddraht gegen Baumwolle, Elfenbein, Rhinozeroshörner, Hirschgeweihe, Vogelfedern und getrocknete Krabben, welche letztere aus Maulweïn gebracht werden. Uebrigens ist der Strom als Transportstraße zwischen Luang Prabang und dem südlichen Laos von einiger Bedeutung, namentlich für den Lokalverkehr. Große Bambusflöße schwimmen auch über die gefährlichsten Stromschnellen hinab, die Piroguen sind jedoch viel kleiner als im Unterlande, schon deshalb, weil hier die mächtigen Stämme des Yaobaumes nicht mehr zu haben sind.

Die Strecke zwischen Paclaï und Luang Prabang bot manches Neue dar; der Pflanzenwuchs hatte einen anderen Charakter; die Kalkberge zeigten die wunderlichsten Formen und sahen oft wie glänzender Marmor aus; da, wo sie steil abfielen, wurden sie bald von ruhigem Wasser, bald von schäumenden Wogen bespült. Ein großer Theil des Strombettes lag trocken, und auf den Sandbänken standen in großer Anzahl leichte Bambuhütten. Dann ward während dreier Tage kein Ort am Stromufer bemerkt. Auf der Fahrt nach dem Fischerorte Bang Koksay waren wieder ganz entsetzliche und äußerst abscheuliche Stromschnellen zu überwinden. Dort mußten die Reisenden noch einmal ihre Barken wechseln. Die Einwohner sind zumeist Laos, zu denen häufig und in beträchtlicher Anzahl „Wilde“ aus dem Gebirge der Umgegend kommen, um Tauschhandel zu treiben. Sehr zahlreich ist namentlich der Stamm der Chmus (Khmous), die auch nach Luang Prabang auf den Markt kommen. Der Gesichtsausdruck derselben zeugt nicht von Befangenheit und Furchtsamkeit, wie das im Süden bei denen der Fall ist, welche mit den Städtebewohnern in Berührung kommen; sie gehen vielmehr mit letzteren auf dem Fuße der Gleichheit um. Ihr ganzes Auftreten zeigt etwas Männliches, Selbstbewußtes; sie wissen auch, daß man ihrer bedarf, um die Gebirgspässe gegen etwaige Eindringlinge zu vertheidigen, und sind bei weitem nicht so gefügig wie die wilden Stämme im südlichen Laos.

Zu Ende April 1867 erreichte die französische Expedition Luang Prabang, die heutige Hauptstadt von Laos.

Luang Prabang wird von weitem durch die Spitze einer vergoldeten Pyramide angekündigt, die über herrlichen tropischen Baumwuchs hinüberragt.



Wilder vom Stamme der Chmus.

Am Flusse selbst verspricht rege Geschäftigkeit, daß man sich einer größeren Stadt nähert. Zählt sie auch nicht, wie Pallegoix nach Hörensagen angiebt, 80,000 Einwohner, so erschien sie doch den Mitgliedern der französischen

Expedition etwas volkreicher als dem unglücklichen Henri Mouhot, der sie nur auf 8000 Köpfe geschätzt hat. Um die Behörden von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, ließen die Franzosen das Bronzegong auf ihrem Schiffe schlagen, bis ein Beamter erschien, der Bestürzung darüber heuchelte, daß man auf den Empfang solcher Gäste nicht vorbereitet sei. Auch bei dem feierlichen Empfang des Königs am 1. Mai 1867 Nachmittags ging es ziemlich frostig zu, der König (Vizekönig) von Luang-Prabang ging den Fremden nur ein paar Schritte von seinem vergoldeten Thron entgegen, beantwortete aber keine der an ihn gestellten Fragen, sondern entließ die Fremdlinge so rasch als möglich, um ihre Geschenke ungestört ins Auge fassen zu können. Später besserte sich übrigens sein Benehmen, auch ließ er seinen Gästen ein Bambuhaus an der Stelle erbauen, die sie sich selbst zuvor ausgesucht hatten.

Einen freundlicheren Empfang hatte seinerzeit hier Mouhot gefunden, der am 5. August 1861 zur Audienz beim Könige zugelassen wurde. Der Thronsaal bestand in einem Schuppen oder einer Bude, dergleichen man auf unseren Jahrmärkten sieht, war aber sehr groß. Der Herrscher lag im Hintergrunde auf einer Art Divan, und neben ihm kauerten vier säbeltragende Leibwächter, hinter ihm lag eine ganze Schar Prinzen am Boden; weiterhin sah man die Senatoren; sie drehten dem Publikum den Rücken zu und berührten fast die Erde mit ihrer Nase. Mouhot setzte sich auf einen Teppich, der Majestät gegenüber, und hatte alle Mühe, das Lachen zu verbeißen. Als Geschenk erhielt der erste König eine Flinte, die Prinzen bekamen allerlei andere Sachen. Am folgenden Tage war Audienz beim zweiten Könige, denn wie in Siam giebt es auch in Luang Prabang einen ersten und zweiten König, und letzterer wollte auch Etwas haben. Er wurde mit einer Loupe, einem Stück Seife, die ihm sehr noth that, einer Flasche kölnischen Wassers und einer Bouteille Cognak zufriedengestellt. Außerdem bekam er eine altmodische Brille mit runden Gläsern, und als er dieselbe aufsetzte, sah er aus wie ein unbehaarter Affe.

Die Stadt Luang Prabang liegt äußerst anmuthig, denn die Berge, welche den Mekhong einschließen, bilden ein fast kreisrundes Thal, das einer Arena gleicht und früher wol ein See gewesen ist. Das Ganze erinnert an den Genfer- oder Comersee und wäre ein kleines Paradies — ohne die tropische Hitze. Dennoch ist das Klima hier oben schon gemäßigter; während noch die Betelrebe gedeiht, treten hier zuerst Pfirsiche und Pflaumen neben dem Rosenlorber auf. Die Stadt liegt auf beiden Ufern; ein etwa 100 m. breiter Fluß, der Nam Kan, mündet am nordöstlichen Ende der Stadt in den Mekhong, dessen Ufer sehr sorgfältig bebaut sind. Der Markt ist sehr belebt und wird derselbe täglich zweimal, Morgens und Abends, abgehalten. Auf dem letzteren kommen nur Eßwaaren und Blumen zum Verkaufe, auf dem ersteren dagegen Baumwollenstoffe, Seidenzeuge, Metallwaaren, Töpfergeschirr, Kästen und Koffer, Fische, lebendiges Geflügel, Fleisch und desgl. Der König läßt an jedem Tage vor jedem Stande oder jeder Bude eine kleine Abgabe erheben. Sobald man die Grenze Siams verläßt und die Vasallenstaaten der Laos betritt, wechselt die Valuta. An die Stelle der siamesischen Silbertikal waren schon bei Stung Treng kleine Eisenbarren getreten,

von denen 7—10 Stück einem Tikal gleich gesetzt wurden; bei Bassac wird die Eisenbarre mit einer bequemeren Kupferbarre vertauscht, die in Luang Prabang durch weiße Muscheln ersetzt wird, die wie die Sapeken in Cochinchina auf Schnüre gereiht werden. Es ist die Kaurimuschel Cypraea moneta, welche als Scheidemünze auch jetzt noch eine weite Verbreitung hat. Sie war früher auch auf den Sundainseln, in Bangkok und in manchen Theilen Indiens im Gebrauch, und spielt in vielen Gegenden Afrika's eine wichtige Rolle. Die arabischen Geographen erwähnen ihrer schon im zehnten Jahrhundert, und daß die Kauris schon im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung im Umlaufe waren, wissen wir aus den Berichten des chinesischen Reisenden Fa-Hian. In Luang Prabang hat ein Strang 100 Muscheln, und man giebt 22—26 solcher Stränge für einen Tikal; demnach gilt die einzelne Muschel etwa eben so viel wie ein Achtelcentime. Neben dem siamesischen Tikal kursirt auch die englische Rupie, welche dort eben so viel gilt als der viel größere Tikal. Der Grund liegt vielleicht darin, daß die Rupie mit ihrem Gepräge nicht so leicht Fälschungen ausgesetzt ist wie der Tikal. Auch mexikanische Dollars sind in Umlauf, kommen aber nicht häufig vor; sie gelten auf dem Markte 50 Stränge. — Der Eintritt der Regenzeit wird einige Zeit vorher durch Sturmgewitter verkündet, die dann und wann in den Nachmittagsstunden mit großer Heftigkeit auftreten; dabei steigt die Hitze bis zu 35° C. Die Franzosen schmachteten nach den kühleren Abendstunden, in denen sich ein reges Leben in der Stadt entwickelt. Die jungen Leute sangen und tanzten unter den Palmen und in den Straßen, die Alten saßen vor den Hausthüren. Jene hatten sich mit Blumen geschmückt, ihre Bewegungen waren rasch, leicht und anmuthig, und beim Gesange wurde der Takt richtig eingehalten. Die vornehmen Leute laden für den Abend Freunde und Bekannte ein und veranstalten nächtliche Feste, bei denen es munter hergeht. Leutnant Delaporte war Augenzeuge eines solchen Festes. Neben dem Empfangssaale saßen unter und vor einem großen Schuppen etwa zwanzig junge Mädchen; neben ihnen lagen Blumen, Früchte und Gebäck verschiedener Art auf großen lackirten Schüsseln. Plötzlich erschienen junge Männer, die verlarvt waren und die Masken nicht eher abnahmen, als bis eines von den Mädchen sich neben ihnen niedergesetzt hatte. Leider hat das schöne Geschlecht in Luang Prabang durchgängig einen Kropf, der manchmal eine beträchtliche Größe erreicht. Wahrscheinlich liegt auch dort die Ursache dieses lästigen Auswuchses in dem Genusse des Wassers, welches aus den Kalksteinbergen herabfließt.

In der Nähe der Stadt auf einem Hügel, von dem aus sich eine entzückende Aussicht erschließt, wird unter einem von zehn Säulen getragenen Dache ein Fußtapfen des Buddha verehrt, welchen der fromme Eifer völlig mit Goldblech ausgeziert hat. Am linken Ufer des Mekhong, der an jener Stelle eine Breite von über 300 m. hat und zwischen steilen Felsenufern dahinströmt, liegt die merkwürdige Grotte von Pak hu, ein Höhlentempel, der ganz und gar mit einer Menge von Buddhastatuen, sodann mit vielerlei Weihgeschenken, Fahnen und Fähnchen ausstaffirt ist. Sie macht den Eindruck einer wilden Großartigkeit, und man empfindet seltsame Eindrücke, wenn das

flackernde Licht der Fackeln die Stalaktiten und die Standbilder beleuchtet. Vorzugsweise sind es Reisende und Schiffer, welche diesen Höhlentempel besuchen, um in demselben ihre Andacht zu verrichten, und die Priester, welche am entgegengesetzten Ufer ihre Wohnungen haben, versäumen nie, ihn mit Blumen auszuschmücken. Bei hohem Wasserstande tritt der Fluß bis an die Grotte hinauf, im Jahre 1856 hat er sogar einen Theil derselben überschwemmt und man hat den Stand durch eine Wassermarke bezeichnet. Aus derselben ergiebt sich, daß er damals eine Höhe von $17^1/_2$ m. über den niedrigsten Punkt erreicht hatte; durchschnittlich steigt er bei Hochflut 10,70 m.

An Pagoden ist in Luang Prabang auch sonst kein Mangel, alle aber sind reich verziert und gut unterhalten. Gold und Zinnober werden zu ihrem Schmucke nicht gespart, und der Altar in einem der vornehmsten Tempel war dermaßen mit kleinen Bildwerken und Kostbarkeiten bedeckt, daß er dem Schaufenster eines Antiquitätenhändlers glich. Bei dem Gottesdienst, welcher fleißig besucht wurde, lag die Gemeinde auf den Knieen vor einem Buddhabilde, während ein Bonze ein Gebet las, zu welchem die Gläubigen an einzelnen Stellen respondirten; anstatt des Weihrauchs wurden wohlriechende Stäbe vor dem angebeteten Bilde verbrannt, und Kerzen dienten zur Beleuchtung des buddhistischen Heiligthums.

Nicht minder fleißig werden aber auch die öffentlichen Hazardspiele besucht, und zwar lag ein solcher Tempel dicht bei der Wohnung der Franzosen. Der Einsatz bestand zwar nicht in Gold, immerhin aber in Tikals. Als besonders häßliche Bilder der Leidenschaft werden uns die Spielerinnen geschildert, die älteren zumal, welche, ohnedies gewöhnlich hexenhaft, noch durch den oben erwähnten Kropf entstellt werden, der dann als Dritter im Bunde auf die welken Brüste herabhängt.

Luang Prabang ist im Anfange des vorigen Jahrhunderts gegründet worden und gut gediehen, weil die Stadt dem Schauplatze der verheerenden Kriege zwischen Siam und dem laotischen Königreiche fern lag. Die Regierung war klug genug, sich unter den Schutz des Kaisers von China zu stellen, welchem als Zeichen der Huldigung in jedem achten Jahre zwei Elefanten geschickt werden. Sodann wird alle drei Jahre ein mäßiger Tribut an den Kaiser von Annam bezahlt. Ueberhaupt ist diese Provinz der siamesischen Regierung gegenüber günstiger gestellt als jede andere. Sie ist schwer zugänglich, steht mit den kriegerischen Wilden an den Grenzen von Laos und Tonkin schon des gegenseitigen Handelsverkehrs wegen in gutem Einvernehmen, und hat sich in allen Kriegen der Siamesen neutral verhalten können.

Genauere Nachrichten über Luang Trabang und die dortigen Zustände erhielten wir in neuerer Zeit erst durch Mouhot, den wir in früheren Abschnitten dieses Buches bis nach Korat begleitet haben. Ehe wir den weiteren Verlauf der französischen Mekhong-Expedition verfolgen, wollen wir uns wieder an Mouhot's Ferse heften, um Theile des Laosgebietes kennen zu lernen, welche die Expedition nicht betreten konnte.

Von Korat mußte Mouhot noch einmal nach Bangkok zurückkehren, ehe er seine Reise nach dem oberen Mekhong fortsetzen konnte, sodaß er also dreimal

den gefürchteten „Busch des Feuerkönigs", den Dong Phya Phai, durchschritten hat. Ein Bewohner des Chinesenviertels zu Korat gab Mouhot einen Wink, wie er durch die Laosgebiete reisen solle. „Kauft ein Tamtam und laßt es schlagen, wo Ihr zu halten gedenkt. Sie werden dann sagen, da kommt ein königlicher Beamter, und das wird Euch die Räuber vom Halse halten und die Obrigkeiten geschmeidig machen. Sollte das nicht überall bei den laotischen Beamten helfen, so schafft Euch einen Stock an, je länger je besser. Probirt seine Leistungen auf dem Rücken jedes Mandarinen, der nicht will, was Ihr wollt. Alle zarten Rücksichten setzt bei Seite. Laos ist kein Land wie das der Weißen." Diesen Rath befolgte der Wanderer, nur daß er den Stock blos als ultima ratio und Drohmittel bei sich führte, statt der Schläge aber kleine Trinkgelder austheilte. Das Reisen in der nassen Jahreszeit ist mit großen Beschwerden verbunden. Dazu plagt den Reisenden eine Masse von Ungeziefer, die Moskitos in der Nacht, die Ta-u oder Ochsenfliegen, welche Menschen und Elefanten angreifen, bei Abend, ferner ein Heer beinahe unsichtbarer Flöhe, deren Stiche äußerst schmerzhaft sind und Blattern ziehen, endlich die schlimmsten aller Feinde im tropischen Asien, die Landblutegel. Sobald die letzteren das Blut eines Menschen aus der geringsten Wunde wittern, kommen sie von 20 Schritt im Umkreis herbei, um sich festzusaugen. Nicht 20 Schritte kann man sich in das Dickicht wagen, ohne nicht eben so viele ungebetene Gäste an den Füßen zu haben, und das einzige Mittel, sich gegen sie zu schützen, besteht in einer Schicht von Kalk, womit man sich die Beine überstreicht. — Die erste wichtigste Station auf der Reise von Korat nach Luang Prabang ist Tschaiabun, eine Stadt, die nach Mouhot's Angabe zwischen 100 und 10° ö. L. v. Paris und nahe dem 16.° n. Br. liegt. Vier Wegstunden nördlich befinden sich die Ruinen von Pan Brang; die Laos behaupten, man finde in denselben Gold, wer aber darnach suche, verliere den Verstand. Auf dem Wege von Tschaiabun nach Pukieau zog Mouhot bei Regenwetter, ohne irgend eine menschliche Wohnung anzutreffen, fünf Tage lang durch einen dichten Wald. Die Bäche waren ausgetreten, der Boden bildete eine Schlammmasse, die Elefanten konnten nur 4—6 Wegstunden im Tage zurücklegen und der Reisende hebt hervor, daß jene Nächte die fürchterlichsten gewesen, die er jemals erlebt habe. Im Uebrigen bot der Gebirgsübergang, der ganz sanft war, keine Schwierigkeiten. Pukieau ist eine noch unbedeutendere Ortschaft als Tschaiabun und sehr armselig. Jetzt aber kam es darauf an, eine Gegend zu durchziehen, die von den Siamesen noch mehr gefürchtet wird als selbst der „Busch des Feuerkönigs", nämlich die Gebirgskette, welche von den Ufern des Menam in der Provinz Saraburi sich dem Golf von Siam entlang nach Süden erstreckt, Kambodscha gürtelartig umspannt, allen Küstenbiegungen des Meerbusens folgt und dort Hunderte von kleinen Inseln und Eilanden bildet, während sie andererseits gerade nach Norden hingeht, dort an Breite immer zunimmt und nach Osten hin Verzweigungen aussendet; diese bilden dann eine unzählige Menge von Thälern, deren Gewässer in den Mekhong fließen. Von Korat her kam Mouhot über fünf beträchtliche solcher Zuflüsse des Mekhong, die je nach der Jahreszeit mehr oder weniger Wasser führen; es sind dies der

Menam Tschie, der Menam Leuye, der Menam Uan, der Nam Puye und der Nam Hun. Eine Wasserverbindung zwischen dem Menam und dem Mekhong ist nicht vorhanden, denn beide Ströme sind durch die zwischen ihnen liegenden Gebirgszüge durchaus von einander getrennt.

Am 16. Mai kam Mouhot in Leuye an, dem Hauptorte eines Bezirkes, der gleichzeitig von den beiden Provinzen Petschabun und Lom abhängig ist; er liegt gleich allen Dörfern und Flecken, die der Reisende von Tschaiabun her gesehen, in einem engen Thale, und die ganze Umgebung ist ungemein reich an magnetischem Eisenerz, Spießglanz, silberführendem Kupfer und Zinn; aber nur das Eisen wird ausgebeutet, und die ziemlich betriebsamen Einwohner verfertigen daraus Ackergeräthschaften und Messer, welche weit und breit, bis über Korat hinaus, Absatz finden. Der Reisende fand an mehreren Stellen goldführenden Sand, die Ausbeute ist aber so gering, daß die Leute, wie sie sagen, nicht einmal ihren täglichen Reis damit verdienen. Mouhot bemerkt, daß er von Korat bis Leuye durch mehr als 60 Dörfer gekommen sei, die 20 bis 50 Feuerstellen zählten, und durch sechs Flecken oder sogenannte Städte, die aber höchstens 400—600 Einwohner hatten.

Der Handelsverkehr in diesem Theile von Laos ist ziemlich unbedeutend, doch kommt in jedem Jahre im Februar eine Karawane aus Yün-nan und Kuang-si an den oberen Mekhong und kehrt im März oder April wieder heim. Sie besteht in der Regel aus etwa 100 Chinesen, die mit etlichen hundert Maulthieren kommen. Die Karawane geht aber nicht über Kenne Thaï und Xieng Maï hinaus. Der Maulbeerbaum gedeiht in dem Bezirke von Leuye nicht, also fehlt auch die Seidenzucht, dagegen züchtet man das Insekt, aus welchem das Gummilack gewonnen wird. Das Gummi-Benjoin, welches zu Bangkok in den großen Handel gelangt, kommt aus dem nördlichen Theile des Fürstenthums Luang Prabang und aus einem Bezirke, der zugleich von Cochinchina und Siam abhängig ist und von Tonkinesen bewohnt wird.

Die schon erwähnten Gebirge des siamesischen Golfes, welche sich nach Norden fortsetzen, treten dort an den Mekhong heran, der sich sein Bett in ein Hochland hat einschneiden müssen. Er ist, wie wir wissen, so reißend, daß alle Ortshäuptlinge dem Franzosen widerriethen, zu Wasser zu reisen. Mouhot blieb daher auf dem rechten und westlichen Ufer, hatte aber, da dort Seitengewässer dem Mekhong zuströmen und Thäler auswaschen, beständig Berg auf Berg ab zu reisen, um diese Thäler zu kreuzen. Er that dies auf dem Rücken von Elefanten, die ihm die Dörfer zur Verfügung stellen mußten. Die Elefanten sind in jenen Gebirgsgegenden von unschätzbarem Werthe, denn gerade so, wie ohne Kameele die Wüste sich nicht kreuzen läßt, wäre ohne die Elefanten sieben Monate im Jahre das Dschungel völlig unzugänglich. „Wahrlich", ruft Mouhot aus, „man muß den Elefanten in seiner Heimat kennen lernen, um sich einen richtigen Begriff von seinem Verstand, seiner Stärke und seiner Gelehrigkeit zu bilden." Mouhot bezeichnet ihn deshalb geradezu als die Fregatte dieser tropischen Gebirge und Wälder. Indessen darf man seine Dienstleistungen auch nicht übertreiben. Als Lastthier leistet er verhältnißmäßig nicht viel, denn der stärkste Elefant wird nicht mehr fortbewegen,

als die Lasten von drei kleinen Büffeln von 125—150 Kilogramm. Mäßig beladen, sind 14—17 Kilogramm die gewöhnliche Länge eines Tagemarsches und 30 Kilometer das Höchste, was ein solches Thier zu leisten vermag.

Am 24. Juni erreichte Mouhot den Mekhong bei Paclai, das netteste Städtchen, das er bisher im Lande getroffen hatte, mit hübschen geräumigen Häusern, welche ungewöhnlich viel Bequemlichkeiten und Hausrath enthielten. Ueberhaupt trug hier Alles den Anstrich von Behäbigkeit und Wohlhabenheit. Bis Thadua, halben Weges nach Luang Prabang, benutzte Mouhot noch immer Elefanten. Die Berge stiegen dort schon höher und höher, und die Wege wurden immer beschwerlicher. Von Thadua aus nahm Mouhot ein Boot, weil es an Elefanten fehlte, um die letzte Strecke, drei Tagfahrten, den Fluß hinaufzugehen, wobei die uns bekannten Stromschnellen zu passiren waren. So erreichte Mouhot am 26. Juli 1861 sein Reiseziel Luang Prabang.

Am 9. August verließ er diese freundliche Stadt, um die Gegend nach Norden und Nordosten hin näher zu erforschen. Sie besteht aus einer unablässigen Reihenfolge von Berge und Thälern, die, je weiter nach Norden hin, um so steiler und tiefer werden. Alles ist dichter Wald; man vernimmt dort sehr oft den klagenden Schrei des Gibbon und das Brüllen des Tigers. An den Abhängen der Berge wird viel Harz und Pech gewonnen, und überall in den heißen Thälern wächst die Lanpalme, deren Blätter seit Tausenden von Jahren den indochinesischen Völkern statt des Schreibpapiers dienen. An den Ufern des Nam Kan verbrachte Mouhot eine herrliche Nacht. Im Weiler Na le traf er am 3. September ein; dort schoß er eine Tigerin, welche weit und breit große Verwüstungen angerichtet hatte, und am andern Tage veranstaltete der Dorfhäuptling zu Ehren des fremden Mannes eine Jagd auf ein Rhinozeros.

Auf seiner Rückkehr nach Luang Prabang ward Mouhot vom Fieber befallen. Dies geschah am 18. Oktober, und an jenem Tage brechen seine Aufzeichnungen ab, nur daß unter dem 29. Oktober sich noch die Worte eingetragen finden: „Habe Gnade mit mir, o mein Gott!“ Sein getreuer Diener Phrai fragte ihn mehrmals, ob er nicht seiner Familie schreiben wolle, erhielt aber stets zur Antwort: „Warte, warte, fürchtest Du für mich?“ Er, der nie an einer Krankheit gelitten, wollte bis zuletzt nicht an den Tod glauben, der am 10. Novbr. 1861 eintrat, nachdem er drei Tage besinnungslos gelegen hatte.

Man rechnet die Laos zu der sogenannten mongolischen Gruppe. Sie sind im Fortgange der Zeit allmählich aus Norden, dem Thale des Mekhong entlang, immer weiter nach Süden hin vorgedrungen; man nimmt an, daß ihre ursprünglichen Wohnsitze irgendwo auf dem osttibetanischen Hochlande gewesen seien. Es scheint, als ob die Laos ehemals drei Hauptstaaten gehabt hätten, nämlich Xieng tong, das auf den älteren Karten Kemalatain und dessen Bewohner wol auch Muong Kun genannt werden — sodann Xieng hong, das im Pali als Alevy bezeichnet wird, und drittens Muong Lem. Diese Staaten hatten einen langen Kampf zu bestehen gegen die ureingeborenen Khas, welche das Reich Momphas gegründet hatten. Diesem waren die Laos lange Zeit tributpflichtig, machten sich jedoch nach und nach unabhängig; doch gelang es

ihnen nicht, wie ihren südlichen Stammgenossen, jene Ureingeborenen auszurotten oder in Unterthanenschaft zu zwingen, und so leben denn beide Rassen nebeneinander, bald in gutem Einvernehmen bald in Unfrieden. Die Laos sind im Allgemeinen durchaus unkriegerisch und deshalb in Abhängigkeit von den benachbarten großen Monarchien; Aufstandsversuche sind allemal mißlungen. Im 7. oder 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erscheint der Laosstaat Xieng Maï in der Geschichte; derselbe lag an den Grenzen von China und wurde mächtig. Von demselben zogen die Einwohner, einige Zeit vor Christi Geburt, nach Süden hin in das Stromthal des Menam. Sie bildeten den Grundstock der heutigen Siamesen. Noch heute unterscheiden sich die Sprachen der Laos und der Siamesen von einander so wenig, daß beide Völker sich ohne Schwierigkeit verstehen. Auch verlegen die siamesischen Ueberlieferungen den Ursprung ihres Volkes in das Innere von Laos; dasselbe gilt ihnen als eine Art von geheiligtem Lande, in welchem sich viele religöse Wunder begeben haben. Die Siamesen bezeichnen sich selbst als kleine Thai; die Laos von Xieng Maï und den weiter nördlich liegenden Theilen, welche heute von Birma abhängig sind, heißen bei ihnen große Thai. Ueber die Etymologie des Wortes Laos ist man noch im Unklaren. Einigen zufolge bedeutet der Name Laos soviel als die Alten. Im unteren Laos bezeichnen sich die Leute als Lea, werden auch so von den Annamiten genannt und daraus ist wol die europäische Benennung Lao oder Laotier entstanden. Der portugiesische Geschichtsschreiber Joaõ da Barros, bei welchem man den Namen Laos zuerst findet, scheint denselben von den Siamesen gehört zu haben; in den Berichten des Holländers Gerhard van Wusthoff wird der Mekhong als Laousestrom bezeichnet und das Königreich Wieng Schang als Land der Louwen. Der Name Laos bezieht sich auf jene Volksgruppe, welche das Stromthal des Mekhong inne hat, die Bezeichnung Thai gilt für die nördlichen Laos. Diese Theilung in zwei große Gruppen wird sowol von den Siamesen wie von den Birmanen angenommen. Letztere legen der gesammten Laosrasse den Namen Schan bei.

Den Siamesen gelang es nach manchen Kriegen und Kämpfen mit dem mächtigen Königreiche Kambodscha, sich dem Menam entlang und bis in das Mündungsgebiet dieses Stromes festzusetzen, und ihr Staat ist gegenwärtig der mächtigste Hinterindiens. Die Laos ihrerseits waren Jahrhunderte lang im Streite mit den Ureingeborenen an dem nördlichen Flusse Hinterindiens, und konnten nur langsam nach Süden hin vordringen. Sie standen unter einer großen Anzahl von Häuptlingen, die häufig miteinander in Fehde verwickelt waren. Als Oberherren des ganzen Landes galten die chinesischen Kaiser. Als im 13. Jahrhunderte Kubilai Khan Hinterindien seine Macht fühlen ließ, scheinen die Laos, um sich seinem Joche zu entziehen, weiter nach Süden gerückt zu sein. Sie gründeten Lantschang, das, wie alle anderen Städte in der Halbinsel, mehrmals den Namen gewechselt hat; es ist gleichbedeutend mit Wieng Schang, das 1828 von den Siamesen zerstört wurde. Lantschang war Hauptstadt eines Reiches, das im 15. Jahrhundert von den Katarakten bis zum 20.° n. Br. sich erstreckte. Aber seine Macht verschwand, als 1528 infolge einer Revolution die Centralgewalt geschwächt wurde;

doch erhob sie sich noch einmal im 17. Jahrhunderte. Im folgenden Säkulum, i. J. 1712, wurde Bassac von Leuten aus Wieng Schang gegründet, ebenso Luang Prabang. Der Einfluß Siams wurde immer mächtiger und ganz Laos ward unterworfen, nachdem 1826 der König von Wieng Schang, welcher das Land wieder unabhängig machen wollte, gefangen genommen war. Er mußte fliehen, wurde von den Annamiten, bei denen er Schutz gesucht hatte, an Siam ausgeliefert und ist als Gefangener in Bangkok gestorben. Seitdem ist das Gebiet der Laos in eine große Anzahl von Provinzen getheilt worden; die Statthalter derselben werden vom siamesischen Könige ernannt, und sie fügen sich bis auf Weiteres der Uebermacht. Es ist aber sehr die Frage, ob die Laos bei ihrer Zersplitterung fähig sein werden, einen kompakten, einheitlichen Staat zu bilden; ohnehin sind sie vom Meere abgeschnitten. Die Siamesen befolgen die verständige Praxis, daß sie zu Gouverneuren Laoshäuptlinge aus angesehenen Familien ernennen, und denen, welche aus fürstlichem Geblüte stammen, den königlichen Titel belassen. Die Landesverwaltung ist in Laos im Allgemeinen ebenso eingerichtet wie in Siam und Kambodscha. Wenn der Statthalter einer Provinz zugleich den Königstitel führt, dann wird er als Kiao Mung, d. h. Herr des Mung, bezeichnet. Unter ihm stehen drei Würdenträger: der Opalat, welcher neben ihm etwa dieselbe Stellung hat wie in Siam der zweite König, der Latsvong und der Latsbut. Auch diese Ehrenämter werden, wie schon früher zur Zeit der Unabhängigkeit, von Männern aus fürstlichem Blute bekleidet und von der siamesischen Regierung ernannt; alle anderen Verwaltungsämter besetzt der Statthalter. Obenan in der eigentlichen Beamten-Rangordnung stehen der Muong Sen, der Muong Kiao und Muong Khang, die auch als Mandarinen zur rechten Seite, zur linken Seite und in der Mitte bezeichnet werden. Sie bilden das höchste Tribunal, von welchem man jedoch an den Statthalter und auch an die Regierung in Bangkok appelliren kann. — Der Verkehr zwischen dem Volke und den Mandarinen hat in Laos einen ziemlich patriarchalischen Anstrich, und Erpressungen von Seite der letzteren kommen weniger vor als in anderen Ländern. Wer bei einem Beamten ein Gesuch anbringt, giebt ihm allerdings ein Geschenk, ein solches jedoch besteht nur in einer Banane, einem Huhn oder einigen Eiern. Streitigkeiten und Prozesse sind überhaupt nicht häufig. Wer sich beim Statthalter, gleichviel ob dieser die Königswürde hat oder nicht, einfindet, kauert sich auf den Boden hin, neigt, wenn das Wort an ihn gerichtet wird, die Stirn bis zur Erde, benimmt sich jedoch im Uebrigen ganz zwanglos. Man spricht laut, lacht, raucht Tabak, antwortet resolut und weiß, daß man beim Statthalter, der für Jedermann zugänglich ist, Gehör findet. Wenn jedoch Bevollmächtigte des Königs von Siam im Lande erscheinen, um Abgaben zu erheben und Handel zu treiben, dann hat es mit dem patriarchalischen Wesen ein Ende, weil jene Beamten auf Kosten der Laos leben und vielerlei Erpressungen sich zu Schulden kommen lassen. Die Abgaben sind in den verschiedenen Provinzen verschieden und betragen auf den Kopf etwa 4 bis 8 Tikal in Geld, einige Frohnarbeiten und etwas Reis. Mandarinen jeder Klasse sind, nebst ihren Familien und Sklaven, abgabenfrei.

Das Strafgesetzbuch bildet im vollen Sinne des Wortes einen Prügelkodex mit vielen Abstufungen. Hiebe und wieder Hiebe sind die Hauptsache; wer eine Tracht Schläge mit dem Bambu oder Stuhlrohr erhält, verliert dadurch nichts an seiner Achtung, die Strafe gilt keineswegs für schimpflich. Auch einem hohen Mandarinen kann es begegnen, daß er geprügelt wird. In Cochinchina und Kambodscha fallen die Hiebe auf die fleischigen Hintertheile, bei den Laos in die Gegend oberhalb der Hüften. Gleich nach den ersten Schlägen spritzt Blut hervor, und es ist schon vorgekommen, daß der arme Sünder todt am Flecke blieb. Das geschah, wenn der Richter streng war und den Befehl gab, unnachsichtig mit den Streichen fortzufahren. Andere Strafen sind das Halseisen, Anschmieden, Gefängniß, Ausstellen am Pranger, Geldbußen, Verbannung und Sklaverei. Auf Todesstrafe wird selten erkannt, und dann muß das Urtheil in Bangkok bestätigt werden.

Der Unterschied des Ranges und der Geburt wird streng beobachtet; man hat Aufwandsgesetze, welche dem Manne das Tragen gewisser Kleiderstoffe und Schmucksachen verbieten. Das Hofgesinde der Prinzen besteht aus einer bestimmten Anzahl von Beamten und Dienern, welche das Gefolge bilden. Wenn der Herr sich im Publikum zeigt, tragen sie goldene und silberne Gefäße hinter ihm her. Die Gestalt der Sonnenschirme ist je nach Rang und Würde Derer, welche von ihnen beschattet werden, genau bestimmt.

Garnier giebt dem Volke der Laos ein gutes Lob, Mouhot dagegen fand die Siamesen offener, vertrauensvoller, großmüthiger und sogar gastfreier als die Laos. Aus dem Laos kann jedoch einmal Etwas werden, denn die Liebe zum Gewinn, namentlich zum Handelsgewinn, läßt ihm keine Ruhe, und für Geld geht er mit seinem Elefanten oder seiner Pirogue überall hin. Garnier findet, während bei dem Kambodschaner, seiner Ansicht nach, alle Lebenskraft erloschen ist, bei dem Laos viele der Entwicklung fähige Keime, und er hält sie, unter günstigen Einflüssen, des Fortschrittes für allerdings fähig. Ihr Geist ist wißbegierig und in religiösen Dingen sind sie durchaus tolerant. Garnier meint, daß der Druck, den die Siamesen üben, den Geist der Initiative zurückhalte und auch einen schwunghaften Handelsverkehr nicht aufkommen lasse. Die nördlichen Laos sind rühriger und betriebsamer als jene im Süden; diese haben nicht einmal Märkte, welche im Norden überall gefunden werden. Hier ist das Land gebirgig, der große Strom weniger schiffbar; man hat deshalb Straßen gebahnt und benutzt den Ochsen als Lastthier. An die Chinesen werden hier Elfenbein, Felle von Tigern und anderen wilden Thieren, etwas Goldstaub, Silber und Kupfererz, Gummigutti, Färbehölzer, Baumwolle, Kardamomen, Lack, Wachs, Seide und sonstige Landeserzeugnisse gegen grobes Porzellangeschirr, Glaswaaren u. dergl. m. verhandelt. Der Laos im Norden hat eine stolze Haltung; durch seine helle Hautfarbe kann man ihn sofort von den Birmanen unterscheiden.

Wegen der fast unaufhörlichen Fehden und Kriege sind die nördlichen Laos sehr mißtrauisch gegen Fremde geworden. Ihr Fleiß ist lobenswerth, man sieht kaum Müßiggänger, und nicht häufig kommen Bettelbonzen vor, die, mit dem Quersack auf dem Rücken, den betriebsamen Landmann ausbeuten.

In den Dörfern hält man höchstens zwei Geistliche, hauptsächlich als Schulmeister, aber in manchen Ortschaften besorgen die Bauern selber den Gottesdienst in den Pagoden und halten gar keinen Bonzen. Diese Freisinnigkeit hindert aber nicht, daß in ihrer Medizin der Aberglaube eine große Rolle spielt. Für ein Universalmittel gilt geweihtes Wasser, das dem Kranken eingegeben wird; es nützt aber nichts, wenn man ihm nicht zuvor um Arme und Beine Baumwollenfäden bindet, über welche ein Bonze den Segen gesprochen hat. Uebrigens heilen sie sehr schnell manche Krankheiten durch Mittel, welche den europäischen Aerzten unbekannt sind. Nebenher spielen Knochen von Geiern, Tigern, Schlangen und Eulen, sodann Galle von der Boa, dem Tiger, dem Bären und dem Affen, Krokodilsfett, Rhinozeroshorn, Bezoarstein u. dergl. m. eine große Rolle. Leider sind die Laos auch leidenschaftlich auf Glücksspiele erpicht und in den Spielhöllen liegen Leute jeglichen Alters auf den schmuzigen Matten. Das Opiumrauchen ist glücklicherweise nicht allgemein verbreitet. Ihre Musik ist weich, harmoniös und sentimental, gewöhnlich machen drei Männer ein ganzes Konzert. Delaporte vernahm in einem Dorfe Gesang, der von einem Instrumente begleitet wurde. Als er näher trat, sah er in einer großen Hütte einige zwanzig Männer sitzen, zumeist Bauern und Ruderknechte. Den Sänger begleitete der Spielmann mit einem Instrumente, das die Laos als Khen bezeichnen. Die Töne desselben sind sanft und melodisch und erinnern an die tiefen Töne einer Oboe, wenn diese recht sanft geblasen wird.

Die Ortschaften in Laos liegen, wenigstens in den südlichen Landestheilen, gleichviel ob klein oder groß, den Mekhong entlang. Die Häuser sind mit Gärten umgeben und durch Fußwege miteinander in Verbindung gebracht. Ueberall wird Reis gebaut, welcher die Hauptnahrung bildet; außerdem auch Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Maulbeerbäume u. dgl. Die Wohnungen stehen, wie in Siam, auf Pfählen, die $1^{m},_{50}$ — 2^{m} hoch sind, leiden also nicht durch Feuchtigkeit und werden nicht von Schlangen, Skorpionen und Ameisen heimgesucht, welche in jenen heißen Gegenden eine wahre Landplage sind. Das Strohdach der Häuser fällt scharf ab, die Wände bestehen aus einem doppelten Geflecht von Bambu, sind auf der inneren Seite mit Blättern bekleidet und man gelangt in die Wohnräume vermittels einer Leiter. Eine bequeme Wohnung besteht aus zwei Parallelhäusern, welche durch einen Gang miteinander verbunden sind. Sie ist offen und von ihr aus erhalten die einzelnen Räume Luft und Licht. Unter derselben wird gekocht; sie bildet auch die Dachbedeckung für Karren, Arbeits- und Fischereigeräthe, und manchmal schlagen die Frauen dort ihren Webstuhl auf. Reiche Leute und manche Mandarinen haben allerdings stattlichere Häuser mit Breterwänden und kleinen Fensteröffnungen; die einzelnen Wohnungen stehen durch Bambugänge miteinander in Verbindung und werden sehr reinlich gehalten. Ein Haus in einer solchen Reihenfolge von Wohnungen dient als Empfangssaal, in einem andern wird gespeist, in anderen wohnen die Frauen, die Sklaven u. s. w. und eines bildet die Hauskapelle; sie ist das schönste Gebäude; in demselben stehen die Götterbilder und man bewahrt dort die werthvollste Gabe der Familie.



Mann aus Laos.

Die spitzen Giebel werden mit Figuren von Drachen und anderen phantastischen Gestalten geschmückt. Jeder größere Häuserkomplex einer wohlhabenden Familie ist mit einer starken viereckigen Pfahlwand umgeben.



Frau aus Laos.

Innerhalb derselben befindet sich das Reismagazin, und im Garten, welcher außerhalb liegt, stehen Kokos- und Arekapalmen, Tamarinden und Mangobäume; man pflanzt auch Betel, Pfeffer, einige Gewürze und zieht Blumen.

Der Hausrath ist einfach, Matten und Kissen bilden die wichtigsten Bestandtheile. Im Empfangssaale hängen allerlei Waffen: Lanzen oder Musketen mit Feuersteinschloß, Jagdgeräthe, Fischernetze und dergleichen mehr. Die Bekleidung besteht für gewöhnlich nur aus einem Hüftenschurz, dem Languti, der wie bei den Siamesen zwischen den Beinen hindurchgezogen wird. Bei vornehmen Leuten ist er von Seide, und solche tragen wol auch eine enge Jacke mit Aermeln, welche vorn auf der Brust zugeknöpft wird, und manchmal noch eine Art von Schärpe, die man über die Schultern wirft.

Der Laos ist durchgängig wohlgestaltet und auch kräftig gebaut; ja man sieht oft unter ihnen wahrhaft herkulische Gestalten. Der Ausdruck des Gesichtes bildet ein eigenthümliches Gemisch von Feinheit und Gleichgiltigkeit, von Schüchternheit und Wohlwollen. Das Hauptthaar wird, wie bei den Siamesen, abgeschoren und nur auf dem Wirbel bleibt ein Schopf stehen. Für Languti, Jacke und Schärpe wählt man stets lebhafte Farben, die sich von der angedunkelten Haut sehr vortheilhaft abheben. Kopfputz und Fußbekleidung sind nicht üblich, und einen Hut tragen nur die Bootsleute, um Kopf und Gesicht vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Kinder schmücken sich mit Arm-, wol auch mit Knöchelringen von Gold, Silber oder Kupfer, und wenn dergleichen von Metall nicht zu haben sind, von Seide oder Baumwolle. Außerdem tragen sie auch Amulette, welche sie von den buddhistischen Bonzen erhalten. Erwachsene Männer befassen sich mit solcherlei Zierrath nicht; sie legen nur Werth auf Fingerringe mit glänzenden Steinen, die in Bangkok theuer bezahlt werden; auch Ohrringe werden getragen. Hinter den Ohren steckt allemal eine mit Bambudeckblatt umwickelte Cigarette.

Die meisten Laos tätowiren Bauch und Schenkel, doch ist dieser Brauch im Süden nicht so allgemein und verschwindet dort immer mehr. In Luang Prabang und der Umgegend wird dagegen das Tätowiren ganz allgemein und in so excessivem Maße getrieben, daß sich davon die Benennung laotische „Schwarzbäuche" herschreiben soll, die bei älteren Geographen im Gebrauche war. Die nördlichen Laos werden von den südlichen Stämmen als S ü e n e oder Lao-Süene bezeichnet und auch die Siamesen und Kambodschaner nennen sie so. Diese nördlichen Laos tätowiren sich vom Fußknöchel bis zum Nabel über und über und unterscheiden sich dadurch von den südlichen Stämmen, die man im Gegensatze Weißbäuche nennt. Natürlich begründet diese Sitte weiter keinen ethnischen Unterschied. Die Sprache der Weiß- und der Schwarzbäuche ist ganz dieselbe und unterscheidet sich vom Siamesischen und jener des östlichen Laos nur durch die Aussprache und einige besondere Ausdrücke. Wie bei allen Gebirgsvölkern klingt sie etwas rauher. Luang Prabang bildet die Grenze zwischen den Weiß- und den Schwarzbäuchen, bei welch letzteren das Tätowiren, immer nur an Leuten männlichen Geschlechtes, zwischen dem zwölften und achtzehnten Jahre vorgenommen wird. Der ganze Körper wird vom Gürtel bis zu den Knieen und noch weiter nach abwärts mit dunkelvioletten Arabesken bedeckt, mit welchen Figuren von Blumen und Thieren gemischt sind. Diese malerische Tätowirung, welche in mancher Hinsicht die Kleidung ersetzt, steht dem Laos gut. Der Künstler läßt sich für seine Bemühungen von

5 bis zu 8 Franken bezahlen. Er nimmt Schweinsgalle oder auch Fischgalle, die er mit einem Ruß mischt, den er von mit Sesamöl getränkten Dochten gewinnt.



Tochter eines Laosmandarinen in Bassac.

Dies Gemisch läßt er trocknen, und wenn er an die Arbeit geht, verdünnt er die Masse mit Wasser. Die Operation nimmt er vor mit einer Nadel, die etwa 60 Centimeter lang und am unteren Ende einen Centimeter breit ist; die Spitze ist gespalten wie jene einer Schreibfeder und zwar auf eine Länge

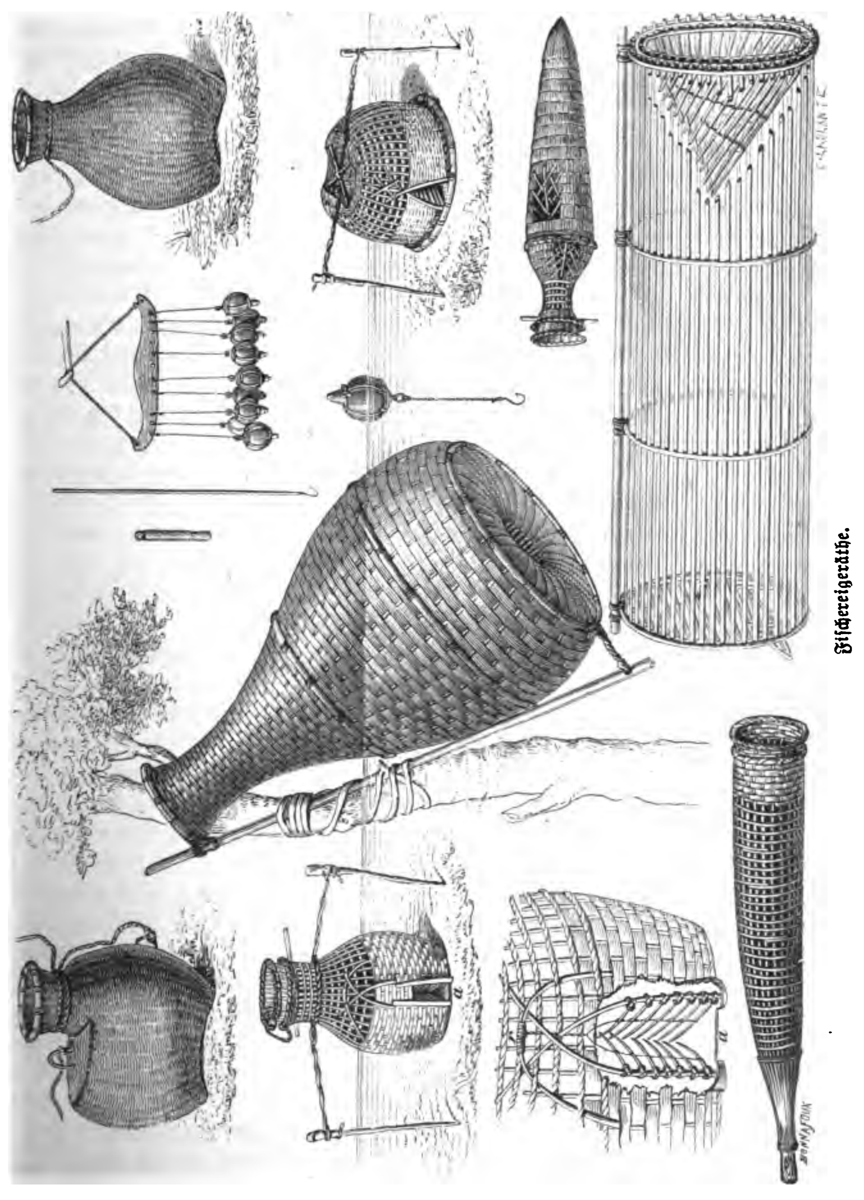
von 5 Centimeter. Die Operation ist sehr schmerzhaft und hat gewöhnlich ein paar Tage Fieber im Gefolge, manchmal auch Geschwüre, namentlich bei lymphatischen Personen. Möglicherweise ist das Tätowiren bei den Laos ein entlehnter Brauch; auf jeden Fall war er, als sie ins Land kamen, bei den Urbewohnern, den wilden Guës, vorhanden und die Laos mögen ihn von diesen angenommen haben.

Auch die Frauen sind nur spärlich bekleidet. Sie schlagen den Languti so um die Hüften, daß er bis über die Kniee herabfällt und eine Art von Rock bildet; dann werfen sie ein Stück Zeug über die Schultern. Das prachtvolle schwarze Haar wird nicht geschoren, sondern als Chignon getragen und mit einem hellfarbigen Bande umwickelt; dieses kleine Diadem erhält seinen Schmuck durch Blumen; Hals- und Armbänder sind im allgemeinen Gebrauche. Manche Mädchen und Frauen kann auch ein Europäer hübsch finden; sie machen einen anmuthigen Eindruck. Besonders wenn sie ihr langes Haar kämmen, was sie sich beiläufig bemerkt selten zu Schulden kommen lassen, sehen die jungen Laosdamen viel anziehender aus als jene am Menam. Mit fortschreitendem Alter gewöhnen sie sich aber das Kämmen ab und die Alten, das heißt jene, welche etwa das 35. Lebensjahr überschritten haben, würden mit ihrem entsetzlichen Nackenbund und ihren üppigen Kröpfen in jeder Hexenküche Effekt machen. Oft sogar schon bei jungen Mädchen trifft man die Kröpfe, welche bei den älteren Frauen allgemein sind, während die Männer von diesen Auswüchsen befreit bleiben.

In Bassac malte Delaporte die hübsche Tochter eines dortigen Mandarinen, welche fast täglich zu ihm auf Besuch kam und offenbar auf eine Heirath hoffte. Mit einer solchen hat es in Laos nicht allzu viel auf sich; der Dolmetsch der Expedition hatte unterwegs schon einige Mal eine Frau genommen. Delaporte hatte auch Gelegenheit, eine Liebesscene zwischen einem Laos und einem in der That ganz hübschen Mädchen von etwa achtzehn Jahren zu belauschen. Sie hatte fast weiße Hautfarbe, glänzende Augen, schlanken Wuchs und anmuthige Haltung. Der Laos sank vor ihr auf die Kniee, reichte ihr einen Blumenstrauß und sang dabei eine Liebeserklärung. Er begleitete den Gesang und seine Deklamation mit ganz eigenthümlichen Bewegungen, nahm überraschende Stellungen an, drehte die Arme in seltsamer Weise, reckte den Hals so hoch als nur möglich und nahm so viele Verrenkungen vor, daß der Europäer nur mit Mühe das Lachen verbeißen konnte. Die Schöne betrachtete das Alles mit großem Wohlgefallen. Delaporte war durch diese Scene um so mehr überrascht, da er auf alten Gemälden in den Laostempeln ähnliche Pantomimen dargestellt gefunden hatte, bei welchen Götter, Helden und Genien ganz dieselben Bewegungen machen.

Die Polygamie kommt nur bei reichen Männern vor und dann gilt nur eine Frau als die rechtmäßige Ehegattin. Die Reinheit der ehelichen Verbindung ist in mancher Hinsicht für die Erbfolge unbedingt erforderlich. Das Kind einer Frau, die z. B. keine geborene Prinzessin ist, kann seinem königlichen Vater nicht in der Würde folgen. Für das Familienleben gelten die chinesischen Gesetze; übrigens wird es auch von Seiten der Frauen mit der ehelichen

Treue nicht sehr streng genommen und der Verführer hat, wie wir schon gesehen, nur eine Geldstrafe zu zahlen. Man ist in diesen Dingen äußerst nachsichtig.



Fischereigeräthe.

Sklaverei ist in Laos ebensowol vorhanden, wie in Kambodscha und Siam. Ein Mann kann z. B. wegen Schulden in die Sklaverei kommen,

oder weil das Gericht ihn dazu verurtheilt; doch das sind seltene Fälle; die überwiegende Mehrzahl der Sklaven besteht aus Wilden, die man aus den östlichen Gebirgen holt. Sie werden sehr sanft behandelt und verrichten Arbeiten im Hause und auf dem Felde. Denn der Laos selbst ist träge, und wenn er keine Sklaven halten kann, läßt er die Frau arbeiten; er selbst liegt nur dem Fischfang und der Jagd ob.

Neben dem Reis bilden Fische das wichtigste Nahrungsmittel, und sowol der Mekhong wie dessen Zuflüsse liefern dasselbe in geradezu unerschöpflicher Menge. Unsere Illustration zeigt die Geräthe, deren sich die Laos beim Fischfange bedienen. Da sind weite Reusen, die aus Bambu und Stuhlrohr geflochten sind und mit den in Europa üblichen große Aehnlichkeit haben; die offene Seite wird gegen den Strom gelegt, und der Fisch, welcher hineingeschwommen ist, kann nicht wieder hinaus; auch legt man Angelschnüre, fischt mit Zugnetzen, mit Harpunen und Senkhamen. Die Barkenleute betreiben den Fischfang in ganz eigenthümlicher Art. Im Se Mun, einem Zuflusse des Mekhong, ist das Wasser nicht trübe, sondern außerordentlich klar, und die Fische sind von ganz vortrefflichem Geschmack. Die Laos entkleiden sich völlig, gehen in den Fluß und stellen oder setzen sich ruhig zwischen den Felsen hin. Dann und wann tauchen sie; dann erscheint plötzlich ein Arm über dem Wasser und ein Fisch wird ans Ufer geschleudert. Die Leute warten nämlich, bis ein solcher dicht an ihnen vorüberschwimmt und erhaschen ihn dann mit einer merkwürdigen Sicherheit. Sie müssen übrigens wohl aufpassen, daß sie diesen Fang, bei welchem sie weder Netze noch Angeln verwenden, nicht an solchen Stellen betreiben, wo die Kaimans auf der Lauer liegen.

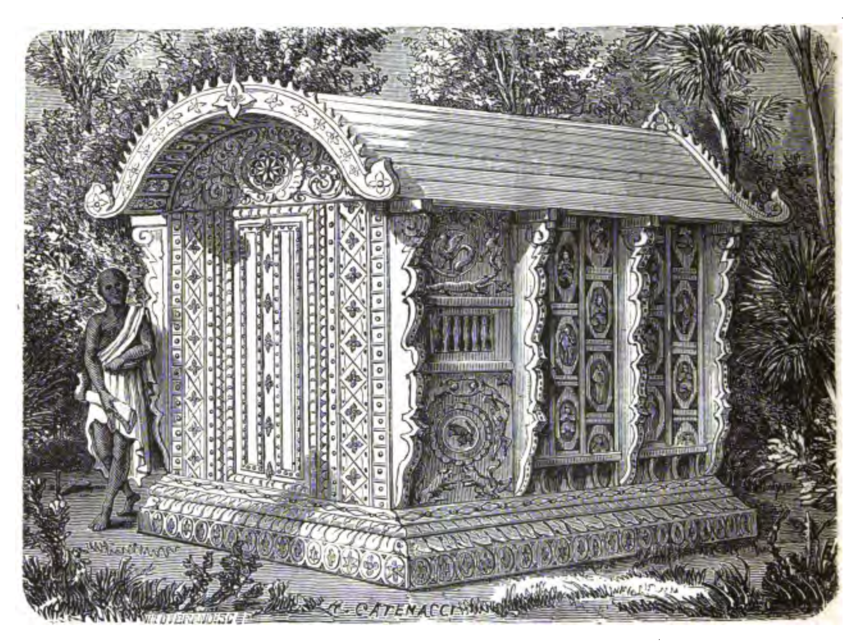
Die Armbrust, das Blasrohr mit vergifteten Bolzen und die Bambulanze sind die Jagdgewehre der Laos. Von ihrer weidmännischen Unerschrockenheit legten sie vor Mouhot eine glänzende Probe ab. Der Jägerhäuptling eines Dorfes lud ihn zu einer Nashornjagd ein, und zu Acht begaben sich die Theilnehmer in den Wald, die Laos nur bewaffnet mit einem Bambuspeer, dessen Klinge die Mitte hielt zwischen einem Bajonnet und einem Dolch. Als man im dichtesten Theil des Dschungels einem Nashorn auf die Spur gekommen war, ging der Häuptling ein paar Schritte voraus und schlug, um Lärm zu machen, zwei Bamburohre gegen einander, während seine Begleiter ein gellendes Geschrei erhoben, um das Thier herauszufordern. Nach wenigen Minuten brach es auch aus seinem Versteck hervor. Es war ein Dickhäuter ersten Ranges, aber der Häuptling erwartete seinen Angriff festen Fußes, stieß ihm seinen Speer tief in den geöffneten Rachen und trat dann kaltblütig zurück, denn das Nashorn, tödlich verwundet, wälzte sich unter Geheul am Boden. In Bezug auf Jagd sind übrigens die Wilden den Laos entschieden überlegen, und die Sklaven spielen dabei die Hauptrolle. Am liebsten stellt man den Hirschen nach, die gewöhnlich in Netzen gefangen werden; man fängt sie dann mit Lanzen ab. Die Laos sind keine guten Schützen und können mit ihren schlechten Schießgewehren auch nicht viel ausrichten.

Die Laos bauen Reis und Mais, Kürbisse, süße Kartoffeln, rothen Pfeffer, Melonen und noch andere Gemüse auf Aeckern, die im nahen Walde liegen;

dort stecken sie auch Gesträuch und Bäume an und bestellen den ungemein fruchtbaren Boden. Im Hausrath ist die Betelschüssel bei Hoch und Niedrig am allerwichtigsten. Auf ihr liegt das frische Blatt der Betelrebe neben der Arekanuß und zwei kleinen Büchsen mit Kalk und Tabak. Alt und Jung, Mann und Weib kauen Betel. Weil diese häßliche Sitte eine starke Absonderung des Speichels hervorruft, halten die Sklaven in der Nähe der Kauenden oder Rauchenden ein Speibecken auf einer Schüssel bereit, und auf einer anderen Schüssel liegen Cigaretten. Man bietet solche Jedem an, der das Haus betritt, bei wohlhabenden Leuten wird auch Thee in silbernen Kannen aufgetragen. Das Tischgeräth ist den Chinesen entlehnt; die Frauen müssen abgesondert von den Männern essen und ein vornehmer Mann speist stets allein. — Von Industrie ist bei den Laos keine Rede; Alles wächst ihnen in die Hand und in den Mund, und Jeder kann seine Bedürfnisse leicht befriedigen. Er ist, in Gemeinschaft mit Frau und Sklaven, Ackersmann, Fischer, Zimmermann, Weber, Färber und Schneider. Bei nur geringem Fleiße könnte der Laos eine große Menge werthvoller Produkte in den Handel bringen, aber sein Glück findet er in behaglichem Nichtsthun. Der Handel wird von den Mandarinen monopolisirt, welche peguanische und chinesische Hausirer in ihrem Dienste haben. Die Wilden bringen aus dem Gebirge Waldprodukte und Seide; aus Bangkok kommen Metallwaaren und Quincaillerien. Im Ciselliren von Metall, in der Verfertigung von Vasen und Büchsen haben Einige es zu großer Geschicklichkeit gebracht, doch sind die besten Arbeiter Chinesen. Manche ziehen Draht auf einem Amboß, Andere verstehen sich vortrefflich aufs Holzschnitzen. Die Laos sind ganz ausgezeichnete Zimmerleute und schnitzen mit großem Geschick eine Menge von Gegenständen verschiedener Art, kleine Werkzeuge, Fenster, Hausdächer, Möbel und namentlich auch Schmucksachen für die Pagoden. Man zeigte den Europäern in Ubong mancherlei hübsche Sachen, z. B. einen großen Kasten, richtiger eine Loge, in welcher recht fromme Bonzen manchmal monatelang verweilen, um zu beten und sich gottgefälligen Betrachtungen ungestört zu überlassen. Sehr fein und geschmackvoll sind auch die kleinen Tafeln, auf welche man die Reiskugeln legt, die an jedem Morgen als Opfergabe auf den Altar gebracht werden, sodann Koffer, in welchen man die heiligen Bücher verwahrt. Auffallend war auch ein großer Drache mit vielerlei Schnitzereien und Vergoldung; er hing an den Säulen der Hauptpagode zu Ubong. Der Leib des Drachen ist hohl, bildet gleichsam einen großen Eimer, und das in demselben aufbewahrte Weihwasser wird bei manchen religiösen Ceremonien verwandt. Etliche dieser Drachen sind von ansehnlicher Größe; in Luang Prabang befindet sich ein solcher, der nicht weniger als 16 m. lang ist. Merkwürdigerweise sind alle diese Arbeiten ohne Säge hergestellt, die man in Laos noch nicht kennt. Die Webstühle sind sehr einfach; der Seide und der Baumwolle versteht man dauerhafte Farben zu geben.

Bei Begräbnissen, besonders bei solchen angesehener Leute, dürfen Leichenfeierlichkeiten nicht fehlen. Sie bestehen in Ringkämpfen, wobei zwei Athleten sich mit ihren Fäusten auf das Herzhafteste durchbläuen, Angesichts einer im

Kreise versammelten Zuschauermenge. In Laos werden die Todten verbrannt und erst hinterher bestattet. Die Laos hegen keine große Furcht vor dem Tode, wohl aber beschäftigt es sie lebhaft, daß die Geister sich nicht der Seele des Abgeschiedenen bemächtigen und ihr allerlei Widerwärtigkeiten anthun. Bei Tage sind diese Geister schon fern zu halten, aber nach Eintritt der Dunkelheit und namentlich um Mitternacht werden sie sehr keck und aufdringlich, und man hat dann seine liebe Noth, sie abzuwehren.



Gebethaus für fromme Bonzen.

Indeß die Bonzen sagen, daß viel Beten viel helfe; außerdem muß man aber auch noch so argen und vielen Lärm machen, wie nur immer möglich; dann geben am Ende die Geister klein bei und die liebe Seele hat Ruhe. Dabei sind jedoch allerlei Gebräuche zu beobachten. Die Bonzen aus der Umgebung finden sich ein und singen neben der Leiche; die Familie wacht bei derselben Tag und Nacht; die Frauen schmücken den Sarg mit Blumen und bekleben ihn mit allerhand Figuren aus Wachs, damit er desto rascher verbrenne; die Männer begleiten den Gesang der Geistlichen mit Tamtam- und Gongschlägen.

Am Begräbnißtage steigert sich von Sonnenaufgang der Lärm bis ins Entsetzliche. Er giebt das Zeichen für die Freunde und Verwandten, die nun festlich gekleidet erscheinen. Man trägt die Leiche zu der Stätte, wo sie verbrannt werden soll, gewöhnlich in der Nähe der Dörfer. Voran im pomphaftem Zuge marschiren die Bonzen, deren ältester den Vortritt hat; hinter ihnen tragen 10—12 junge Leute den Sarg unter einer Art von Baldachin

aus Bambu, der mit Blättern und Blumen verziert ist und gleichfalls auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird. Dann folgen die Männer, hinter ihnen Frauen und Kinder mit Fähnchen von allen Farben, welche neben dem Scheiterhaufen in die Erde gesteckt werden. Auch sind Flaggenstäbe von Bambu aufgepflanzt und alte Palmstämme, von denen Schlinggewächse herabhängen. Diese bilden eine luftige Schranke, welche die bösen Geister nicht durchdringen können.



Gräber bei den Laos.

Der Scheiterhaufen besteht aus Holzstücken von gleicher Länge, die über Kreuz auf einander geschichtet, aber nur so hoch sind, daß die Träger den Sarg bequem aufsetzen können. Nun stellen sich die Männer ganz nahe ringsum, Frauen bleiben einige Schritte zurück. Die Bonzen sprechen Gebete und erhalten nochmals Opfergaben für ihre Pagode. Ihr Aeltester besteigt den Scheiterhaufen und spricht mit ausgebreiteten Armen den letzten Segen. Nachdem er herabgestiegen, zündet man das unter den Scheiten liegende Harz an, und sofort schlägt die Lohe hoch auf. Der Sarg versinkt in den Flammen und einige Männer schieben ihn mit langen Stangen fortwährend so, daß er der vollen Glut ausgesetzt bleibt. Einem Europäer fällt es auf, daß bei der ganzen Ceremonie die Anwesenden nicht das geringste Zeichen von Trauer blicken lassen; sie sehen dem Brande mit Gemüthsruhe zu. Die Ueberreste dürfen am Tage der Verbrennung von keinem Menschen berührt werden. Zuerst entfernen sich die Frauen und dann beginnen die Ringer ihren Kampf zu Ehren des Verstorbenen. Erst am folgenden Tage, wenn die Gebeine kalt sind, werden sie von der Familie gesammelt, in eine Urne gethan und begraben.

Den Platz bezeichnet man mit einem Steindenkmal oder mit einem hölzernen Pfahle, der mit Schnitzwerk verziert ist. Am nördlichen Mekhong wird im Walde eine Art von Schuppen über die Urne gebaut.

Eigentliche Friedhöfe findet man bei den Laos nicht; die Familie begräbt die Ueberreste ihrer Angehörigen, wo es ihr gerade paßt, manchmal in der Nähe der Wohnungen, manchmal im Walde in der Nähe einer Pagode; das Letztere ist aber nur den Bonzen und reichen Leuten gestattet, und dann werden über den Gräbern wol Pyramiden und über jenen von Prinzen Pagoden errichtet. Viele Ruinen, welche die Bewunderung der Reisenden erregen, sind, der Ueberlieferung zufolge, in den blühenden Zeiten des Landes über den Gräbern entweder berühmter Bonzen oder der Könige erbaut worden, manchmal aber auch nur als Erinnerungsdenkmäler an ihr Ableben.

Nachdem sich in Luang Prabang die französischen Forscher einen Monat ausgeruht hatten, setzten sie am 25. Mai 1867 ihre Bergfahrt auf dem Mekhong fort, der, oberhalb wieder eingeengt, ungestümen Laufes nach Süden eilt. Oberhalb Luang Prabang wird die Vegetation, welche bis dahin einen wesentlich tropischen Charakter trug, einförmiger; doch treten noch wilde Bananen auf, zusammen mit Bombax und einigen riesigen Palmen, welche sich auf den Höhen der Kalksteinberge erheben. Dort kommen neben ihnen auch Fichten vor, welche den Reisenden an Europa erinnern. Die Dörfer liegen weit aus einander zerstreut; einige derselben werden von Laosleuten bewohnt, die aus den weiter nördlich gelegenen Fürstenthümern Muong Kun und Xieng Tong hierher geflüchtet sind. Am linken Ufer nimmt der Mekhong den Nam Hu auf, der an einer 300 m. hohen Felswand vorbeifließt, an welcher die Eingeborenen den Hochwasserstand durch eine rothe Linie angegeben haben, und zwar zeigte diese 19 m. senkrechten Abstand vom damaligen Flußspiegel. Bei dem Dorfe Ban Tanum wurde den Erforschern mitgetheilt, daß sich binnenwärts auf 30 Kilometer Entfernung im Südwesten ein feuerspeiender Berg befinden sollte. Herr de Carné und der Geognost Joubert wurden dahin abgesandt. Bei dem Dorfe Muang Lüoc wurde ihnen, nachdem die Expedition Lagrée's am 29. Mai an der Mündung des kleinen Flusses Se Ngum vorübergekommen, in der Ferne ein Quellarm des Menam gezeigt, sodaß sich also die beiden großen Ströme Hinterindiens, Menam und Mekhong, dort bis auf eine ganz enge Strecke nähern; doch bleibt die Wasserscheide streng gesondert und es tritt keine Verbindung ein, wie ehemals vermuthet wurde. Ob übrigens der dortige brennende Berg als echter Vulkan zu gelten habe, ist wenigstens aus de Carné's Beschreibung nicht mit Sicherheit zu entnehmen. Man sah einen kleinen bewaldeten Hügel mit einer Einsenkung am Gipfel. Der große Feuerberg, Phu say niaï, nahm eine Fläche von etwa 700—800 m. in der Länge und 300 in der Breite ein. Wenn man das Ohr auf die Erde legte, vernahm man ein weit entferntes, dumpfes Geräusch. Aus Ritzen der Abhänge stiegen Dämpfe empor, die nach Schwefel sowie nach Steinkohlen rochen; von Schwefel, den die Eingeborenen sammeln, war der Boden auch hin und wieder angeblüht. Der „unterirdische Brand" schreitet vorwärts und versengt die Wurzel der Bäume, deren Kahlwerden den Weg bezeichnet, den

die Glut eingeschlagen hat. Da weder Laven noch andere vulkanische Mineralprodukte gesehen wurden, so möchte man vorläufig die Erscheinung eher für einen Kohlenbrand halten.

Pakla, das weiter aufwärts am Mekhong liegt, ist ein sehr großes Dorf, in welchem die Expedition ihre Barken wechseln mußte; in einer dortigen Pagode befindet sich eine Glocke von so vortrefflichem Guß und mit so fein ciselirten Arabesken, daß sie mit den vollendetsten Kunstwerken Europa's sich dreist messen kann. Sie soll aus einer Gegend, die zwischen Yün-nan und Tonkin liegt, dorthin gekommen sein. Die Reisenden gelangten nun in die große Laosprovinz Müong Nan, deren zweitwichtigste Stadt Xieng Khong ist. Diese Gegend ist oftmals ein Zankapfel zwischen Birma und Siam gewesen, dessen Grenze in der Nähe der genannten Stadt endlich von der Expedition überschritten wurde; dort begannen erst die Schwierigkeiten der Unternehmung. Noch lag die chinesische Grenze etwa 220 Kilometer gegen Norden entfernt. Das Gebiet aber, welches, dazwischen eingeschaltet, über beide Ufer des Mekhong sich ausbreitet, wird zwar von Laotiern bewohnt, gehört aber nicht mehr zu Siam, sondern zu Birma. Erreichten die Franzosen die chinesische Grenze, so war Alles gewonnen, denn dort trat der vom allgewaltigen Prinzen Kong ausgestellte kaiserliche Geleitbrief in Kraft. Jenes Zwischengebiet zerfällt jedoch in mehrere kleine Königreiche mit einheimischen, laotischen Fürsten, neben denen mit mehr oder weniger Unbeschränktheit birmanische Großmandarine, ganz ähnlich wie die englischen Residenten an den Höfen der sogenannten „unabhängigen" (lies: völlig abhängigen) indischen Fürsten, die Reiche verwalten. Von dem weit entfernten birmanischen Hofe war ein Paß oder Geleitsbrief nicht zu erreichen gewesen. Nun hofften de Lagrée und seine Begleiter, daß vielleicht die birmanischen Beamten so viel Dämmerlicht in der Völkerkunde besäßen, um sie selbst als Franzosen von ihren geschworenen Feinden, den Engländern, zu unterscheiden, vielleicht sogar sie als vormalige Gegner ihrer jetzigen Bedränger willkommen zu heißen. Sie schickten also getrost dem laotischen Vasallenkönige von Xieng Tong Geschenke, mit der schriftlichen Bitte um freien Durchzug, und sendeten ihre Barken nach Luang Prabang zurück.

Bis auf Weiteres blieb die Expedition in Xieng Khong. Der Ort ist mit einem Wassergraben und Pfahlwerk umgeben; über einen Fluß, an dessen beiden Ufern das Dorf liegt, hat man eine Bambubrücke gespannt, die sich recht hübsch ausnimmt, auf welche jedoch ein Europäer sich nur mit Zittern und Zagen wagen wird. Durch den Wald hat man Pfade gebahnt, so breit, daß man sie fast als Wege oder Straßen bezeichnen könnte. Aber Zugochsen mit Karren kamen dort nicht mehr vor, einige Elefanten schleppten mächtige Blöcke von Tekholz, das von nun an auftritt; daneben sieht man Ochsen, welche Lasten tragen.

Das Wort Xieng bezeichnet in dieser nördlichen Gegend den Hauptort einer Provinz, bedeutet also genau dasselbe, wie von dort nach Süden hin die Bezeichnung Muong. Der Handelsbetrieb ist gering und beschränkt sich auf Lebensmittel und Salz, welch letzteres aus dem südlichen Laos bezogen wird.

Bei der nur spärlichen Bevölkerung verliert sich von hier ab mehr und mehr die Laosphysiognomie; der Haarbüschel, den man nach siamesischer Mode oben auf dem Kopfe stehen läßt, verschwindet nun; alle Leute, gleichviel ob Laos oder Wilde, tragen langes Haar als Chignon an der Seite des Kopfes und nach birmanischer Sitte einen Turban. An die Stelle des Languti treten weite Hosen. Die Frauen sind ebenfalls viel wärmer und dichter bekleidet als in Siam, nämlich mit einem Leibchen und einem Rock, sie zieren ihr Haar mit einer silbernen Platte, ihre Hautfarbe ist heller als im Süden und der Gesichtsausdruck feiner. Die Bauart der Hütten ändert sich ebenfalls im Vergleiche zu den siamesischen Laosländern, insofern sie auf dem Boden selbst und nicht auf einem Pfahlgerüst ruhen und ihre Strohdächer vollständig über die Seitenwände herabreichen. Die Sprache der Stadtbewohner dagegen ändert sich nur mundartlich, während die Sprache der „Wilden" völlig unverständlich bleibt. Die eben genannten Wilden werden so genannt, „weil" sie nicht wild sind. Es sind darunter die Dorfbewohner gemeint, die sich übrigens trefflich auf Reisbau und auf Unterhaltung von Straßen verstehen, aber einer anderen, früher als die Stadtbewohner im Lande angesessenen Rasse angehören.

Am 14. Juni verließ die Expedition Xieng Khong, nachdem der Gouverneur ihr sechs Barken verschafft hatte. Der Strom macht eine Wendung erst nach Westen und fließt nun durch eine ausgedehnte Ebene, dann nimmt er mit trägem Lauf seine Richtung eine Strecke weit nach Süden und nimmt den Nam Kok auf, einen breiten Fluß, der von der Gebirgskette Tanen tung gyi, der Stromscheide zwischen Mekhong und Salween, herabkommt. An ihm liegt die Stadt Xieng haï, deren Ruinen Major Mac Leod im Jahre 1837 besucht hat, früher wichtig als Hauptstadt eines der vielen Laoskönigreiche, die oftmals miteinander in Fehde lagen und, weil uneinig, theils von den Birmanen, theils von den Siamesen unterjocht wurden. Letztere haben neben den Ruinen eine neue Stadt erbaut, in der ein Gouverneur wohnt. Ein großer Theil der schönen und fruchtbaren Region zwischen den Fürstenthümern Xieng Tong und Xieng Maï ist gegenwärtig fast unbewohnt; manche in Trümmern liegende Ortschaften geben sprechendes Zeugniß, daß die erwähnten Kriege Schuld an der Verödung sind. Francis Garnier besuchte Xieng Sen, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zerstört wurde. Jetzt sieht man von dieser einstigen Hauptstadt von Nordlaos nur noch den Thurm einer Pagode, umgestürzte oder auch aufrecht stehende Buddhabilder, halbverfallene Gebäude und Steinhaufen, von Gestrüpp überwuchert, in welchem zeitweise das Rhinozeros sich umhertreibt. Nach Westen hin dehnen sich herrliche Wälder von Tekbäumen aus, mit denen der Mekhong an der birmanischen Grenze sich zu schmücken beginnt, und da dieses hochgeschätzte Schiffsbauholz immer seltener wird, so dürften die dortigen Schätze bald gehoben werden. Weiter nach Norden hin war das Land völlig verödet. Am 18. Juni wurde der Punkt erreicht, wo die Stromschnelle Tang Ho der Schiffahrt unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt. Am rechten Ufer, welches zu Xieng Tong gehörte, also birmanisch war, hatte man eine Sala errichtet, und von nun an hatten die siamesischen Pässe keine Giltigkeit mehr.

Die Landschaft der Umgebung war zugleich wild und großartig; weit und breit keine menschliche Wohnung; mutterseelenallein befanden sich die Europäer in dieser asiatischen Einöde, wo die Hirsche nicht vor ihnen flohen, sondern sie neugierig anblickten und bis auf wenige Schritte herankommen ließen. Der Mandarin des nächsten Ortes schickte indessen sehr bald 16 Lastochsen, und unter strömendem Regen erreichten sie das erste birmanische Dorf Muang Lim, wo alle fünf Tage ein Lebensmittelmarkt gehalten wird, auf dem auch englische Baumwollenzeuge feilgeboten werden, mit eingewebten Mustern genau nach dem Geschmacke des Landes verfertigt.

In großem Pomp machte der Mandarin von Muang Lim dem Anführer der Franzosen, de Lagrée, seine Aufwartung, und legte ihrem Weitermarsch keine Schwierigkeiten in den Weg, der sie durch Reisfluren und Wälder führte, in welchen Tausende von Blutegeln die unglücklichen Wanderer anfielen, bis sie nach sieben Stunden erschöpft das Dorf Paleo erreichten. Da die Träger mit den Lebensmitteln zurückgeblieben waren, so hatten die Franzosen nichts zum Hinunterschlucken als ihren Aerger, den sie aber wenig nahrhaft fanden. Mit der Gesundheit aller Mitglieder der Expedition stand es nun, im Julimonate, sehr schlimm, besonders bei Herrn Delaporte und dem Botaniker Dr. Thorel. In Paleo wurde ihnen, wie überhaupt von da ab in der Regel, ein Buddhatempel als Obdach für die Nacht angewiesen. Nach Ueberschreitung der birmanischen Grenze hatte der siamesische Tikal so wenig Geltung mehr wie der siamesische Paß, sondern die Silbermünzen mußten in den Tiegel wandern, und wurden zu nudelförmigen Stangen ausgezogen, von denen bei kleinen Geschäften entsprechende Stücke nach dem Augenmaß abgeschnitten, bei größeren dagegen Wage und Gewicht zu Rathe gezogen wurden. So schlecht stand es übrigens um die Kasse der Reisenden, daß sie alle entbehrlichen Habseligkeiten veräußerten; selbst die Medaillen mit frommen Bildern, die für die chinesischen Christen bestimmt waren, wurden im Handel umgesetzt: den heiligen Antonius von Padua um eine Phebe, Sankt Pankraz für ein Körbchen Bataten, und die heilige Gertrud um drei Gurken.

Aus Xieng Tong kam bald von dem Vasallenkönig ein Brief, der die Expedition einlud, einen Umweg über die Residenz jenes Monarchen einzuschlagen. Der Dolmetscher erfaßte jedoch den Sinn jenes Schreibens nicht richtig, und infolge dessen zogen die Franzosen auf dem geraden Wege weiter nach dem Königreiche Muang Yu und zunächst in das kleine Dorf Siam Lap. Die Forderungen der Träger waren für die verarmten Reisenden schwer genug, denn sie schlugen Silber im Werthe von 100 Francs für einen halben Tagesmarsch aus. Endlich fand sich ein Unternehmer, der für 300 Francs die nöthigen Leute zum Marsch bis Muang Yu zu liefern versprach. Der Mekhong war bereits so stark gestiegen, daß der gewöhnliche Weg an seinem Ufer ungangbar geworden war und ein anderer, beschwerlicherer über die Gebirge eingeschlagen werden mußte. Unter beständigem Regen, barfuß durch Wälder voller Blutegel, vom Fieber befallen, gingen sie zunächst über den Nam Yong, ein rechtes Nebengewässer, nach dem traurigen Dorfe Sap Yong, wo eine kurze Rast eintrat, damit etliche fieberkranke Begleiter, die zurück-

geblieben waren, die Gefährten einholen konnten. Ein zweiter Marsch brachte die Wanderer endlich nach Muang Yong, einem Hauptort, der jedoch nicht besser als ein großes Dorf erschien. Dort saß und regierte ein birmanischer Mandarin, welcher den Franzosen erklärte, daß er von seinem kaiserlichen Herrn Befehl erhalten habe, sie nicht weiter ziehen zu lassen. Es ergab sich zugleich, daß Muang Yu, welches Herr de Lagrée für ein selbständiges Königreich gehalten hatte, in Abhängigkeit stand von Xieng Tong. Während die Expedition zu wochenlangem Stilliegen in Muang Yong sich verurtheilt sah, begab sich Herr de Lagrée mit dem Botaniker Thorel wieder seitwärts und rückwärts nach der wahren Hauptstadt Xieng Tong. Der dortige laotische Vasallenfürst nahm die Reisenden sehr huldvoll auf. Der einzige Europäer, der 1836 dort verweilt hatte, war der Major Mac Leod gewesen, welcher damals seine Entdeckungen noch bis zum Mekhong unter 22° n. Br. erstreckte, ihn überschritt und noch ein Stück gegen Osten vordrang. Der König von Xieng Tong kümmerte sich sehr wenig darum, ob die Fremdlinge Franzosen oder Briten seien, er hatte überhaupt Vergnügen an dem Auftreten der Europäer. Der birmanische Mandarin dagegen, welcher die lehnsherrliche Aufsicht im Königreiche führte, bestand zwar darauf, den Durchmarsch der Fremden zu hindern, gerade deswegen aber stiegen die Franzosen in Gunst bei dem Vasallenfürsten, der in dieser Angelegenheit als der Mächtigere im Staate aus dem Zwiespalt hervorging.

Das geräumige Thal von Xieng Tong fand Herr de Lagrée sehr bevölkert und gut angebaut. Wegen der hohen Lage ist ein Schneefall dort nichts Unbekanntes, auch erlaubt das kühle Klima den Anbau europäischer Früchte. Die Eingeborenen verschmähen es, Laos genannt zu werden, sondern geben sich den Namen Kugn. Ihre Hauptstadt heißt auch nicht Xieng Tong, sondern Muang Kugn. Auch die Kugn bezeichnen die Dorfbewohner als „Wilde“, allein diese verachteten Barbaren sind treffliche Ackerbauer, bewohnen geräumige Häuser, meist durch Pfahlwerke geschützt, halten Märkte, dienen Buddha in Pagoden und verfertigen nach europäischen Mustern brauchbare Steinschloßgewehre. — Von Muang Yong war die Expedition nach Aufhebung des amtlichen Verbotes gegen ihre Reise 44 Kilometer gegen Norden bis Muang Yu gezogen, wo sich Herr de Lagrée ihr wieder anschloß. Der Vasallenkönig von Muang Yu, ein Bruder des Monarchen von Xieng Tong, empfing die Reisenden in einer feierlichen Audienz. Der Thronsaal war eine prächtige Säulenhalle, und der König, funkelnd und glänzend von Seide, Gold und Edelsteinen, saß auf einem goldgestickten Kissen unter einem Thronhimmel. Einen einzigen Mißklang in dieser orientalischen Pracht erregten etliche leere Flaschen, die englisches blasses Bier enthalten hatten und als Kostbarkeiten aufgestellt worden waren. Der gefällige König stellte den Reisenden Barken zur Verfügung, die sie über das kleine Flüßchen Nam Loï setzten. Von dort ging es in zwei Märschen über ein gebirgiges Gebiet nach einer Ebene mit unabsehbaren Reisfeldern, in deren Ferne eine Pyramide die Nähe eines großen Platzes verkündete. Es war die Stadt Muang Long, in welche die Expedition ihren Einzug hielt, und zwar über eine steinerne Brücke, welche über das

Flüßchen Namga gebaut worden war. Da sie bisher nur Holzbrücken gesehen hatten, so erweckte dieses Bauwerk, sowie in den Straßen der Anblick zweier Frauen mit ganz kleinen, zusammengepreßten Füßen, bei den Wanderern einen Freudenschreck, wie etwa der Landruf nach einer langen Seereise; denn jene Brücke und die Damen mit den verkrüppelten Füßen waren die ersten sicheren Wahrzeichen von der Nähe China's. Allein in Muang Long erwartete die Wanderer eine neue Verzögerung, denn der dortige Mandarin hatte einen Brief des Königs von Xieng Tong erhalten, mit der Weisung, die Fremden dahin zu schicken, wo sie her gekommen wären. Abermals mußte der Dolmetscher nach Xieng Tong zurückkehren, von wo nach etlichen Tagen die Erklärung eintraf, daß der Brief nur auf Ansuchen chinesischer Behörden geschrieben worden sei, die Entdecker aber thun möchten, was sie für gut fänden.

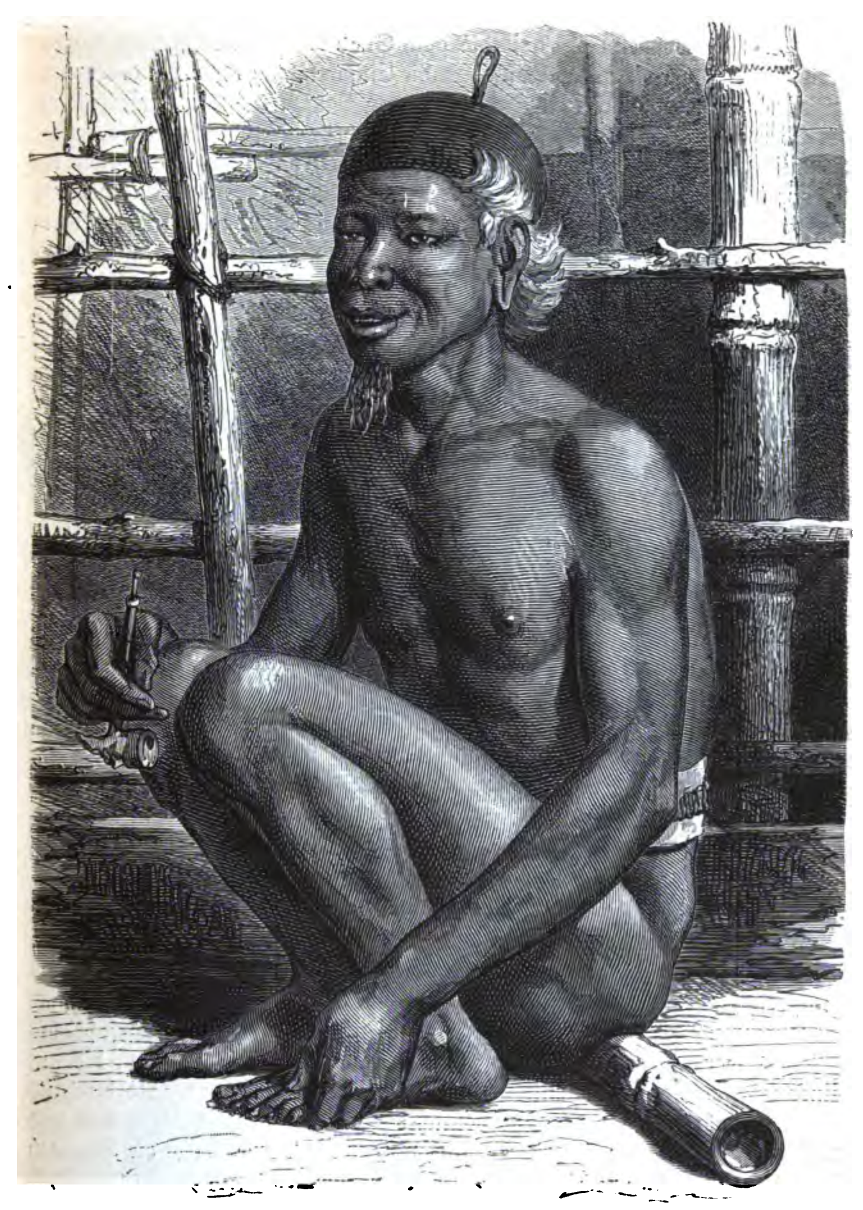
In Muang Long saß wieder ein König, aber in doppelter Vasalleneigenschaft, denn er hatte neben sich einen birmanischen und einen chinesischen Mandarinen, sodaß er also wahrscheinlich zwei Kaiserreichen Tribut zahlt. Die Bevölkerung der Grenzstadt ist ein Völkergemisch von Laos, Birmanen, Chinesen und sogenannten Eingeborenen oder „Wilden." Der König gewährte wiederum eine große Aufwartung und ließ dazu seine Palastwache aufziehen, unter der aber die Franzosen auch ihre früheren Lastträger erkannten, die geschwind die Bambustange mit dem Säbel zur größeren Verherrlichung der Majestät hatten vertauschen müssen. Sobald die Reisenden von jenem Zaunkönig ihre Verabschiedung glücklich erwirkt hatten, ging es unverzüglich vorwärts. Zum letzten Male setzten die Franzosen über den Mekhong, den sie nun für immer verlassen sollten, und schlugen ihren Weg gegen Nordnordosten nach einem Hochland von etwa 1200 m. Erhebung ein, nur noch von sogenannten Wilden bewohnt, bei denen sie kein anderes Obdach fanden als Ställe, bevölkert mit Myriaden von Flöhen, die ihnen zum ersten Male auf der ganzen Reise die Nachtruhe raubten.

Die Berge rückten auf dem nächsten Marsche immer höher, bedeckten sich mit Tannenwäldern und ließen sich von schäumenden Wildbächen durchrauschen, die in malerischen Schluchten abwärts tobten. Endlich, am Nachmittag des 18. Oktober 1867, 16 Monate nach dem Abgange von Saïgon, verwandelte sich der Pfad in eine Straße, neben der Straße zeigten sich Altäre mit chinesischen Inschriften, und bald darauf verkündete ein bewaffneter Grenzposten, daß das heißersehnte Himmlische Reich jetzt unter ihren Füßen lag. Auch empfing sie bald darauf die erste Stadt Mu-ang-la oder chinesisch auch Seumao geheißen, wo sie nach einer Pagode geführt wurden, die ihnen als Obdach dienen sollte; doch genügten die Soldaten, welche sie begleiteten, nicht, um die neugierige Menge, welche sie bedrängte, zurückzuhalten, sodaß erst die Ankunft eines Mandarins mit blauem Knopfe ihnen Luft verschaffte. Herr de Carné fühlte sich wie in einer bekannten Welt, denn die Gesichter, die Trachten, die Häuser mit den geschnäbelten Dächern waren genau so, wie die Abbildungen sie allen Europäern schon von Jugend auf bekannt gemacht haben. Am andern Tage fand eine Aufwartung bei dem Statthalter statt, der den Fremden eine bewaffnete Bedeckung zur Weiterreise zu stellen versprach, da ein Zusammen-

treffen mit herumstreifenden Banden mohammedanischer Rebellen in Yün-nan sehr zu befürchten stand. Der siamesische Dolmetscher, dessen Dienste überflüssig geworden waren, erhielt an der Grenze seinen Abschied; an seiner Stelle miethete de Lagrée unverzüglich einen chinesischen Burschen als Diener und als chinesische „Gouvernante", denn keines von den Mitgliedern der Expedition verstand ein Wort Chinesisch. Mit einiger Geduld von beiden Seiten gelang es auch nach und nach, sich mit ihm zu verständigen. („Ausland" 1870.)

An der Schwelle von China müssen wir die französische Mekhong-Expedition verlassen, deren weiterer Verfolg uns zu weit über den Rahmen dieses Buches hinausführen würde. Nur in großen Strichen glauben wir hier den Verlauf dieses großartigen Unternehmens, zur Befriedigung berechtigter Neugierde, skizziren zu sollen. Wir erzählen also, daß die Franzosen ihre Reise durch das in hellem Aufruhr begriffene Yün-nan fortsetzten und zwar über Poheul (Poël) und Talan nach Yuang-kiang, welch letztere Stadt von dem Strome Song-ka, Song-koi oder Hong-kiang, dem Rothen Flusse, bespült wird. Da der Mekhong als völlig unbeschiffbar erfunden worden ist, so versprach der Hong-kiang der wahre Handelspfad nach Yün-nan zu werden; wenigstens schmeichelte sich damals Herr de Carné, in ihm das natürliche Verkehrsmittel nach dem chinesischen Süden entdeckt zu haben. Und in der That ist seine Vermuthung seither glänzend bestätigt worden. Von Yuang-kiang ging es nach dem reizenden Sche-ping mit einem Abstecher nach Ling-ngan, wo die Expedition mit Herrn Garnier zusammentraf, der zur Erforschung des Hong-kiang sich von ihr getrennt hatte. Die weiteren Märsche führten über Tschieng-tschuang-hieng, Tsin-ling und Tschong-kong nach Yün-nan-seng, der Hauptstadt der Provinz. Von hier geschah es, daß der tapfere Leutnant Francis Garnier mit mehreren Mitgliedern keck nach Tali-fu, in das Herz des Rebellenstaates, ritt; die unglaublichen Gefahren dieses Wagnisses veranlassen Oberst Yule zu dem Ausspruche, daß eine kühnere That noch von keiner Nation ausgeführt wurde, obwol Oberst Pelly's Ritt nach Kiath in Arabien einige Aehnlichkeit damit hat. Der Rückmarsch führte mit kleinen Aenderungen nach Tong-tschuang, wo Herr de Lagrée, vom Fieber nicht mehr verlassen seit den Wanderungen am Mekhong, seiner Gesundheit wegen hatte zurückbleiben müssen. Zu ihrem tiefen Schmerze fanden die Rückkehrenden ihr Oberhaupt nicht mehr am Leben. Herr de Lagrée war drei Tage zuvor am 12. März 1868 einem Leberleiden erlegen, gepflegt von Dr. Joubert, dem Arzte der Expedition. Die Leitung derselben übernahm nunmehr Francis Garnier, der dieselbe auch in der That wohlbehalten den Yangtse-kiang hinab nach Schanghai führte, wo sie am 12. Juni 1868 — 2 Jahre und 7 Tage nach ihrem Abgange von Saïgon — eintraf.

Die Expedition de Lagrée's und Garnier's auf dem Mekhong, bis in die chinesische Provinz Yün-nan hinein, hat namentlich in ethnographischer Hinsicht eine reiche Ausbeute geliefert und uns bisher unbekannte Völkerstämme kennen gelehrt. Was wir bis dahin von den „Wilden" Hinterindiens wußten, beschränkt sich auf die Mittheilungen der Missionare, einige Daten Mouhot's, den wir zu den Stieng begleitet haben, und auf die Nachrichten Bastian's.



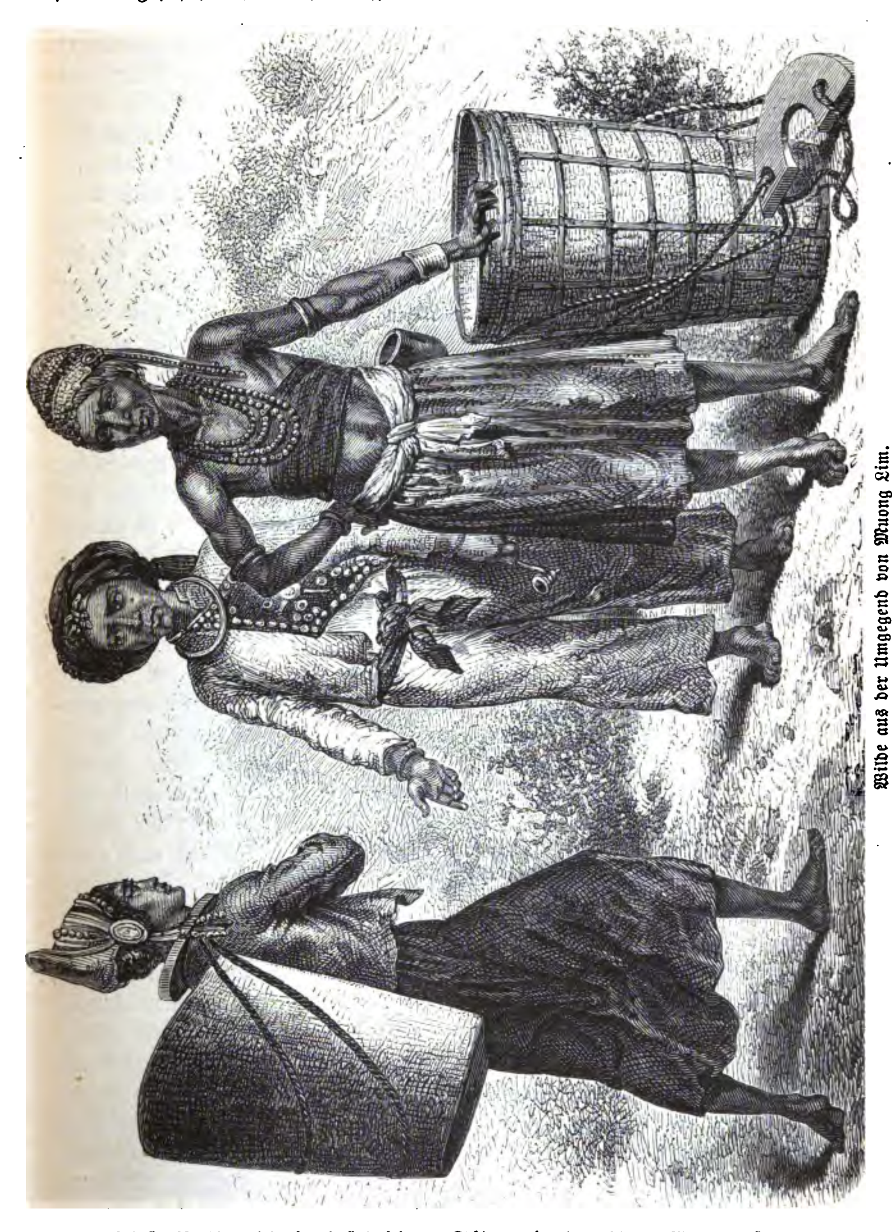
Häuptling der Wilden in Pak Ben.

Wir theilen dieselben in den nachstehenden Zeilen mit und lassen ihnen sodann die interessanten Ergebnisse der französischen Mekhong-Expedition folgen. Bis nach Korat hinein erstrecken sich südliche Ausläufer des Volkes der Laos,

die dort mit siamesischen Einwanderern zusammentreffen. Zwischen Korat und dem Mekhong wohnen die Kwai, die auch Suay oder Tributpflichtige heißen, weil ihnen statt persönlicher Leistungen die Einsammlung ihrer Landeserzeugnisse, die die werthvollsten Artikel im Handel Bangkoks bilden, auferlegt ist. Die Berge nördlich vom Tuli Sap gehören den Samreh, welche die königliche Familie in Kambodscha als Stammgenossen anerkennt, und unter denen die Tempelsklaven in den Linchibergen mit der Hütung der alten Monumente beauftragt sind. In den Hügelreihen, die sich vom Battambangflusse in einem Halbzirkel um das westliche Ufer des Sees herum nach der Meeresküste hinabziehen, haben die Khamen Dong (die Khamen der Wälder) oder die Khamenboran (die alten Khamen) ihren Sitz, die zur Einlieferung des jährlichen Tributes an Kardamomen verpflichtet sind. Sie heißen Haklöh bei den Kambodschanern und sind den Samreh nahe verwandt. Dann in dem rauhen Gebirgslande bei Tschandabun hausen die Xong oder La-song, ein größtentheils zusammengelaufenes Gesindel verschiedener Nationalitäten, das sich in seiner Abgeschlossenheit zu einer besonderen Rasse mit eigener Sprache herausgebildet hat. Die Sumpfgegenden um den See Tuli Sap sind von den jetzigen Kambodschanern (den Khamen oder Khom) bewohnt, die in geringer Entfernung von Panompin an die von Saigon aus vorgedrungenen Cochinchinesen oder Annamiten stoßen. Die Provinzen Binthanan und Binduih gehörten früher den Tsiampa, die in den Kriegen mit Annam fast gänzlich untergegangen oder nach Kambodscha geflohen sind, wo sie hier und da in zerstreuten Kolonien angetroffen werden, meistens untermischt mit den ihnen glaubensverwandten Khek (den Tschwea oder Malayen). Der ihnen mitunter beigelegte Namen Loi gehört genauer einem Stamme roher Barbaren, die in den Bergen am Kap St. James umherstreifen und von dem französischen Reisenden Rhé in die berüchtigte Klasse der Schwanzträger gestellt wurden.

Am oberen Mekhong, nördlich von Tonkin, werden die Quanto gesetzt, die mit einer besonderen Schrift geschriebene Palmbücher besitzen sollen; von den Giao-chi, den Eingeborenen mit einwärts gekehrten Zehen, werden, wie es heißt, noch Reste in den Wäldern dieses letzteren Landes angetroffen. Die Längsthäler der steilen Gebirgskette, die, den Strom des mächtigen Mekhong begleitend, die annamitischen Länder von den übrigen Theilen der hinterindischen Halbinsel abschneidet, sind von einem Gemisch vielfacher Stämme eingenommen, die, unter dem gemeinsamen Namen Kha zusammengefaßt, bis jetzt nur wenig bekannt geworden sind. Dahin gehören die Banar, die auf einer Hochfläche der annamitischen Provinz Bin-dinh wohnen. Nordwestlich von ihnen leben die Beungao, nordöstlich die Halang, nördlich die Sedan und nördlich von diesen die Quarr. Westlich werden die Banar durch die Bannam begrenzt, im Osten durch die Kejong und im Südosten durch die Brau. Nach Süden stoßen die Banar an die Chiarai oder Changrai, die nördlichen Nachbarn der Radeh, auf die im Süden die Banong folgen und dann noch weiter südlich die Stieng, die theilweise schon unter einer gewissen Abhängigkeit von Kambodscha stehen. Alle diese wilden Stämme der Berge, die bei den Kambodschanern Pnom, bei den Annamiten Moi, bei den Tonkinesen Myong heißen,

werden bei den Siamesen unter der gemeinsamen Bezeichnung Kha zusammengefaßt, ein Wort, das „Sklave" bedeutet.



Wilde aus der Umgegend von Muong Lim.

Diese Völker, die in beständigen Sklavenjagden ihren Erwerb suchen und sich gegenseitig verkaufen, versorgen die Sklavenmärkte Kambodscha's und

bilden dort noch jetzt die dienende Klasse. Auf manche Stämme dieser Kha's hat die französische Mekhong-Expedition ein neues Licht geworfen.

Die wichtigsten darunter sind, nebst den Chmus, denen wir in der Umgegend von Luang Prabang begegneten, die Lemeth um Pak Ben und Xieng Khong; sie wohnen hauptsächlich im Flußgebiete der Namta, am linken Ufer des Mekhong. Bei diesen Wilden spielt das Kupfer eine wichtige Rolle. Vermittels zweier langer Doppelnadeln befestigen sie das Haar auf dem Kopfe; sie haben Ringe um den Hals, schraubenförmig gedrehten Draht um den Gürtel und dicke Nadeln mit starkem Knopfe in den Ohrlappen; in diese Ohrlöcher stecken sie manchmal auch baumwollene Walzen von 2—3 Centimeter Durchmesser. Die Männer sind spärlich bekleidet, die Frauen zeigen nie die Brust, sondern bedecken dieselbe. Die letzteren tragen einen Rock von blauer Baumwolle mit weißen Streifen und ein eng anschließendes Jäckchen. Alle sind bescheiden, fast schüchtern, und manche recht hübsch und anmuthig, aber sie altern früh, weil sie gleich den Männern schwere Arbeit verrichten. Manche Laos nehmen sich eine Frau unter den Wilden, und diese sind dann mit den Laosfrauen vollkommen gleichgestellt.

In den dichtesten Waldgegenden am oberen See Bganhien hausen die wilden Stämme der Puthai, Sueh und Khas Duon; in ihren Gebieten sind viele Salzsümpfe, auch wächst dort der Maitschitk, der Harzbaum, in großer Menge. Die Wilden machen Einschnitte in den Stamm, sammeln das Harz und verschließen nach der Ernte die Narbe durch Feuer.

Nördlich von Muong Lim fanden die Reisenden in der Nähe der chinesischen Grenze abermals einen eigenthümlichen Stamm, jenen der Mu-tsen, über welchen schon 1839 Mac Leod einige Nachrichten gegeben hatte. Oberst Yule stellt die Ansicht auf, daß sie möglicherweise mit den Miao-tse verwandt sein können, die bisher zumeist ihre Unabhängigkeit dem Kaiser von China gegenüber tapfer und in ununterbrochenen Kriegen behauptet haben. Unsere Illustration der Mu-tseu zeigt einen nicht mongolischen Typus, auch ist ihre Tracht eine besondere. Sie behängen sich mit allerlei Flitterkram wie unsere Zigeuner. Der Kopfputz der Frauen ist originell; er besteht aus einer Reihenfolge von Bambustreifen, mit geflochtenem Stroh umwickelt. Die Außenseite ist vor der Stirne mit silbernen Kügelchen verziert, und weiter nach oben hin mit zwei Reihen weißer Glasperlen eingefaßt; an der linken Seite hängt eine Quaste aus weißen und rothen Baumwollfäden und mit allerlei buntfarbigen Glasperlen besetzt herab; häufig kommen auch Blumen hinzu. Die Vorderärmel der Frauenjacken und der Röcke sind mit weißen Glaskorallen bestickt, an welch letzteren vor der Brust eine Platte angebracht wird. Zum Putz gehören auch hohe, enganliegende Gamaschen, bis zur Wade gleichfalls mit solchen Perlen besetzt. Ohrgehänge dürfen nicht fehlen; sie bestehen aus getriebenen Silberkugeln und Perlen; dazu kommen Armringe, Gürtel, Halsbänder und allerlei Brustgehänge aus Muscheln und chinesischen Münzen, die auf einen Faden gereiht werden. Die Männer haben eine turbanartige Kopfbedeckung, weites Beinkleid und eine Jacke mit Silberknöpfen; bei ungünstiger Witterung wird ein aus Blättern verfertigter Mantel umgeworfen.

Eine Frau, die eine Last zu tragen hat, legt ein rundes Holzbret auf die Schultern, in welchem für den Hals eine genügende Oeffnung sich befindet; an diesem Halsbret ist der Tragkorb befestigt. Manche dieser wilden Mu-tseu lassen das Haar lang wachsen, flechten es jedoch nach Art der Chinesen in Zöpfe. Die Sprache ist von jener der Laos durchaus verschieden und besitzt harte und zischende Laute, durch welche man sie sofort von den übrigen Idiomen des nördlichen Hinterindiens unterscheiden kann.



Frau in Muong Lim.

In der Umgebung von Paleo trafen die Franzosen abermals mit Wilden zusammen, den Khas Khos, deren Typus jenem der Chinesen viel näher steht als dem der Annamiten. Sie scheren das Haupthaar ab und lassen nur einen Zopf stehen, den sie mit silbernen Reifen verzieren und turbanartig um den Kopf wickeln. Die Frauen haben eine ähnliche Tracht wie die der Mu-tseu, aber Kopfschmuck darf nur von verheiratheten Weibern getragen werden. Ein solcher wird für jede Frau besonders angefertigt; sie schmückt sich damit am Tage der Hochzeit und wird mit demselben begraben. Die Khas Khos

besitzen viele silberne Gegenstände mit geschmackvoller ciselirter Arbeit und haben namentlich sehr hübsche silberne Tabakspfeifen.

In Muong Lim sahen unsere Reisenden auch Khas Kuys. Ihre Sprache ist dieselbe wie jene der Mu-tseu, aber ihr Typus ein ganz abweichender. Sie ähneln den Birmanen, haben eine gebogene Nase, langen Kopf, ein Profil wie die Klinge eines Barbiermessers, zurückweichendes Kinn, tragen einen Schnurrbart, setzen einen Turban auf und kleiden sich im Uebrigen wie die Laos. Der Kopfputz der Frauen gleicht jenem bei den Mu-tseu, nur ist er einfacher. Sie haben keine Schriftzeichen, verehren Geister und begraben ihre Todten; jede Familie hat ein gemeinschaftliches Grab. Man kann diese Khas Kuys als fast unabhängig betrachten, da sie den Häuptlingen der Laos keine Abgaben zahlen, sondern nur Matten und Baumwollenzeug als Geschenke bringen, und wenn dieselben reisen, ihnen Träger stellen und Reis liefern. Tabak und Baumwolle wird in Menge von ihnen gebaut und an die Chinesen verkauft. — In dem Gebirge, welches Muong Yong von Xieng Tong scheidet, lernte de Lagrée den Stamm der Does kennen, welche man wahrscheinlich, weil sie keine Buddhisten sind, als Wilde bezeichnet, was aber unstatthaft ist, denn ihre Betriebsamkeit steht hinter jener der Laos keineswegs zurück. Die Does kleiden sich ähnlich wie die Siam unterworfenen Lus, tragen Jacke und Beinkleider von blauer Farbe und einen rothen Turban. Ihre Dörfer sind groß und gut gebaut, die Häuser geräumig, das Dach reicht bis tief herab und bildet eine gegen Sonne und Regen geschützte Galerie. Bemerkenswerth ist, daß die Häuser nicht wie bei den Laos zerstreut liegen, sondern dicht neben einander stehen und eine hübsche, regelrechte Straße bilden. Die Gärten, worin auch viel Thee gepflanzt wird, liegen außerhalb des Dorfes. Die zu den Dörfern führenden Wege sind in gutem Zustande und werden mittels hölzerner Schranken gesperrt, damit das Vieh die Aecker und insbesondere die Baumwollenfelder nicht heimsuche. Die hölzernen Umfriedungen werden rasch von Kletterpflanzen überzogen und bilden grüne Schutzhecken.

Die Does sind sehr gewandte Jäger, die besonders dem Wildschwein und dem Stachelschwein nachstellen. Mac Leod beschreibt die Lawas, mit welchen er auf seiner Reise nach Xieng Tong in Berührung kam. Die Gegend, worin er sie fand, und was er von ihren Sitten und ihrer Industrie erzählt, berechtigen zu der Annahme, daß sie zu der Rasse der Does gehören, auf welche freilich nicht paßt, daß der Schotte die Lawas als schmuzig und widerwärtig schildert. An die Does kann man auch die Lemeth anschließen, welche sich ähnlich kleiden und die nämliche Sprache reden. Der Ansicht Yule's zufolge wären die genannten Wilden „der ausgeartete Typus der Mutterrasse der Laos und Thays (Siamesen) in der Zeit, da dieselbe noch keine Umwandlung durch die Einflüsse des Buddhismus erhalten habe.“ Richtig ist, daß die Does noch heute in vielen Stücken den Siamesen gleichen; sie selber nennen sich Hoi Mang, und behaupten, daß es Wilde am Strome Salween gebe, welche mit ihnen gleichen Ursprungs seien und ihre Sprache reden; sie heißen Hoi Kun. („Globus“, XXVI. Band.)



Aussichtsbaum mit Befestigungen.

Das Reich Annam.

Geographie von Annam. — Eintheilung des Landes. — Tsiampa. — Bai von Kamraigne. — Die Lam-Tran-Bai. — Phu-yen-dinh. — Die Küste vom eigentlichen Annam. — Die Hauptstadt Hue. — Das Moï-Gebiet. — Tonkin. — Grenzmauer zwischen Annam und Tonkin. — Grenzwüste zwischen China. — Der Hong-kiang oder Song-koi, der Rothe Fluß. — Seine Erforschung durch Dupuis. — Garnier's Tod. — Die Provinz Tanh-hoa. — Produkte Tonkins. — Die Völker des Reiches Annam. — Volksmenge. — Moralische und physische Verschiedenheiten. — Physischer Typus. — Beschäftigungen der Annamiten. — Regierung Annams. — Studien und Bildung. — Literarische Grade. — Unterricht. — Gemeindeverwaltung. — Heerwesen. — Religionen. — Kult des Confucius. — Buddhismus. — Kult der Schutzgeister. — Ahnenkult. — Annams Geschichte. — Pigneaux de Behaine und König Gia-long. — Ausbreitung des Christenthums. — Minh-Menh und sein Benehmen gegen die Missionare. — Christenverfolgungen. — König Thieutri. — Kapitän Lapierre vor Turon. — Kaiser Tuduk und die neueren Christenverfolgungen. — Erscheinen der Franzosen und Ursachen der französisch-spanischen Expedition. — Ihr Verlauf und ihre Folgen. — Annam ein französischer Vasallenstaat.

Den ganzen Osten der hinterindischen Halbinsel nimmt das Reich Annam ein, ein schmaler Streif Landes, der, ähnlich wie Chile in Südamerika, zwischen den Gebirgen, die den Mekhong begleiten, und der Meeresküste in

fast nordsüdlicher Richtung sich hinzieht. In früheren Zeiten gehörte auch Nieder-Cochinchina und Kambodscha zu Annam. Da wir aber diese Gebiete schon durchmustert haben, so bleibt uns nunmehr das Reich Annam in seinem heutigen Umfange übrig. Es zerfällt naturgemäß in drei Theile: 1) Ton-kin oder Dang-gnoi, die äußere Gegend, mit Bezugnahme auf 2) das eigentliche Cochinchina, welches Dang-trong, die innere Gegend, heißt; 3) Tsiampa oder Champa im Süden. Dazu kommt noch das Gebiet der Moi und der Annam unterworfenen Laosstämme.

Sobald man sich der Küste von Tsiampa nähert, trifft das Auge nur auf fortlaufende höchst unfruchtbare Striche. Sandberge ohne alle Vegetation, Piks mit verkrüppelten Stauden, Granitformationen, die indeß schon an der Ostküste von Kambodscha auftreten, und eine röthlich zerklüftete Steinmasse fallen hier dem Wanderer auf, den selten der Anblick eines grünen Rasens erfreut. Und diese Verödung beschränkt sich nicht auf die Küste, sondern erstreckt sich über die ganze Breite von Tsiampa bis zum Mekhong und selbst über einen Theil von Kambodscha. Die Berge, welche in letzterem Lande nur 80 m. hoch sind, steigen in Tsiampa auf 2450 m. an, sind indeß nicht ganz nackt. So unfruchtbar die Küste ist, so reich ist sie an Häfen. Ab von derselben unter 10½° n. Br. liegt die Insel Kulao-Thu, sehr berühmt wegen ihrer Vogelnester und der Menge von Trepang, und darum von den Annamiten unter Aufsicht der Regierung besucht, welche keinen einzigen Artikel, von dem ein Zoll zu erheben oder aus dem ein Monopol zu machen ist, ihrer Aufmerksamkeit entschlüpfen läßt.

Von hier an folgt nun Bai auf Bai, die alle denselben unfruchtbaren Anstrich zeigen. Die tiefste alle dieser Baien ist die von Kamraigne oder Kamran, und da eine hohe Insel, Tayu, an ihrem Eingang liegt und sie von allen Seiten von Land umgeben ist, so sieht sie mehr wie ein See aus. Die Berge in der Nähe sollen reich an Silber sein. Der Fluß, der die nördliche Grenze des Tsiampalandes bildet und den die hydrostatische Kunst der Annamiten mit dem Mekhong verbunden hat, fällt nach einem, in gerader Linie gerechnet, 60 Kilometer langen Laufe in das Meer. Für die Verbindungen mit dem Binnenlande ist er von unberechenbarem Werthe. Dies ist der geräumigste und beste Hafen, den Annam besitzt, aber weder Einheimische noch Fremde haben Veranlassung, ihn zu besuchen, denn die Umwohner sind lauter arme Fischer, die einen unsicheren Unterhalt gewinnen und zudem den Erpressungen der Mandarinen ausgesetzt sind. In Tsiampa, das als ein schmaler Streifen Landes sich bis etwa 11° 35′ n. Br. erstreckt, wohnt eine besondere Rasse, die mehr den Malayen als den Annamiten gleicht. Seit das Land Annam einverleibt wurde, haben die Ureinwohner, einst kecke Seefahrer im indischen Archipel, sich in die Berge zurückgezogen, sind eine verlorene, verfolgte Rasse, und einige tausend Annamiten haben Besitz von der Küste genommen.

Nördlich von der Kamranbai ist die Lam-Tranbai, deren Umwohner ausschließlich Annamiten sind. Das Land ist wohlbewohnt und bebaut, und das Ganze hat ein freundlicheres Aussehen als die südlichen Gegenden. Die Bai selbst ist sehr klein, hat aber einen guten Ankerplatz; mehrere Kilometer

gegen Westen ist die größte Stadt in diesen Strichen und die Hauptstadt der Provinz Bin-hoa-than, ein sehr belebter Ort mit einer fleißigen Bevölkerung. Ein Fluß, der gleichfalls mit dem Mekhong in Verbindung gesetzt ist, fällt hier ins Meer; überall findet man Spuren des berechnenden Geistes der Mandarinen, welche durch Eröffnung von Kanälen den Verkehr zu erleichtern suchen.

Etwas weiter gegen Norden finden sich eine Menge Riffe und Inseln, wovon wir die Pyramideninsel erwähnen, die ihren Namen von einem hohen Kegel hat, der sich darauf befindet. Das Land hat hier einen romantischen Anstrich, die Bäume sind schattig und hoch, und einige der Thäler bieten reizende Aussichten, die durch den Kontrast mit dem öden Lande weiter gegen Norden noch erhöht werden. Auf dies ödere Land folgt indeß der reichste Theil Annam's, Thu-yen-tran, ein gut angebauter, durch Fruchtbarkeit und Schönheit gleich ausgezeichneter Landstrich. Hier liegt die Stadt Thu-yen-diñ an einem von Land umschlossenen Hafen unter 13° 23′ n. Br.

Das Land ringsumher zeigt sich höchst vortheilhaft, da Thätigkeit und eine große Bevölkerung sich verbinden, es möglichst anziehend zu machen. — Von hier an folgen sich die Baien und Häfen von Kalao-Xanh (unter 13° 33′ n. Br.), der wenig bekannte Chadschiahafen, Nouk-man, bekannter unter dem Namen Quinhon oder Bin-din-than, der einen sehr geräumigen, aber nicht sehr tiefen Ankerplatz darbietet, endlich das Aestuarium von Sahuinh und die Mündung des Tan-Kwanflusses mit dem nahen Hafen von Saphu. Wo man landet, sieht man rege Thätigkeit, und die öde Stille ist gänzlich verschwunden; die Bewohner haben durch ihre Thatkraft die sandigen Stellen in fruchtbare Felder verwandelt. Etwas weiter gegen Norden wendet sich die Küste gegen Nordwest nach der Turonbai, dem bekanntesten Hafen an der ganzen Küste, welcher durch einen an der Küste parallel laufenden Salzwasserfluß mit dem Hafen Faifo verbunden ist, dem größten Emporium für den chinesischen und ehemals auch für den japanischen Handel an dieser Küste; noch jetzt ist es ein blühender Handelsort. Das östlichste Ende der Insel Hon-san-scha, welches den Hafen von Turon schließt, liegt unter 16° 11′ n. Br. und 108° 15′ ö. L. v. Gr. Nähert man sich dem Hafen von Süden her, so erscheinen Massen von Marmorfelsen (Dolomit) von groteskem Aussehen, abstechend von der übrigen Landschaft und fast inselartig, da die Sandstrecke umher sehr niedrig liegt. Der Hafen ist amphitheatralisch von Bergen umgeben, und nur die Südseite in der Richtung von Faifo zeigt ebenen Boden; er ist etwa 11—12 Kilometer breit, aber der von Bergen umschlossene Theil in der Nordost- und Südecke ist von geringer Ausdehnung; selbst bei schönem Wetter brechen sich schwere Wellen am Ufer und machen die Landung gefahrvoll. Die Insel Hon-hanh liegt nordwestlich von Turon, und nicht weit davon der Hafen von Vungdam, der etwa 8 Kilometer Breite hat; hier bricht sich die Brandung mit fürchterlicher Gewalt und der Ankerplatz ist während des Nordostmonsums sehr gefährlich. Der Bai, in welche der Huefluß fällt, ist gleichfalls, wie der Hafen von Turon, durch eine Insel geschützt, und in der Entfernung von mehreren Kilometern liegt an den Ufern dieses Flusses die Hauptstadt des Reiches Hue oder Phu-thua-thien. — Hue soll 50,000 oder 100,000 Einwohner haben und

ist durch französische Ingenieure mittels ausgezeichneter Außen- und Innenwerke stark befestigt; auch besitzt es treffliche Magazine und Arsenale, meist an einem schiffbaren Kanale gelegen, welcher durch die Stadt geht. Im Arsenale befindet sich ein Artilleriemuseum mit den Modellen der in Europa gebrauchten Kanonen; sechs von einer Mauer umzogene Tempel sind den Helden geweiht, die sich unter Dscha-long ausgezeichnet haben. Die Stadtmauern sind 20 m. hoch, der Festungsgraben 30 m. breit. Wegen all dieser Werke galt Hue für den bedeutendsten Waffenplatz Asiens. Daselbst befindet sich auch eine ungeheuere Kanonengießerei, die einzige des Reiches. Kriegsschiffe werden alle Jahre gebaut, theils nach europäischen Mustern, theils sind sie eine Mischung der europäischen und asiatischen Formen. Der König bewohnt einen weiten und festen Palast. Vor dem Hafen liegt eine Barre, auf welcher das Wasser bei Springfluten nur 4 m. Tiefe hat und welche einen schweren Surf veranlaßt. — Der bisher beschriebene Theil der Küste ist schon seit ziemlich langer Zeit genau aufgenommen, da die annamitische Regierung weder Kosten noch Mühe gespart hat, um genaue Karten davon entwerfen zu lassen. Die letzte Seestadt im eigentlichen Annam ist Kwan-Binh, ein blühender Ort an einer tiefen Meeresbucht.

Dieses eigentliche Annam oder Dang-trong stellt sich als ein 16—32 Kilometer breiter Streifen Landes dar, der sich von etwa 12° n. Br., wo er an Tsiampa grenzt, bis zu der Südgrenze Tonkins erstreckt. Dies Land ist im Westen von nackten, nur mit einer spärlichen Vegetation bedeckten Bergen eingeschlossen und 15 Kilometer weit landeinwärts eine völlige Wüste. Der wichtigste Fluß ist der, an welchem die Hauptstadt liegt, aber Song-ve und Song-dalang sind größer. Hat der Reisende diese von der Annamrasse bewohnten Gegenden durchzogen, so kommt er an hohe Berge, die noch fast gar nicht durchforscht sind.

Das Moigebiet erstreckt sich zwischen Kambodscha und Annam von 10° 40′ bis 16° n. Br. Die Annamiten bezeichnen, wie wir wissen, mit dem Worte Moi alle die zahlreichen Bergstämme von verschiedenen Dialekten und Sitten, welche den Siamesen als Khas gelten. Das Gebiet jener Laos, welche dem Kaiser von Annam unterworfen sind, liegt nördlich von Kambodscha und dem Mekhong: nördlich stößt es an Tonkin, östlich an die große Bergkette von Annam und westlich an die Stämme, welche unter Siam und China stehen. Die Breite des Landes ist 32 bis 40 Kilometer; im Süden und Westen sind viele Städte, aber der Osten ist öde. Eine Straße, die das Land der Länge nach durchschneidet, führt nach der ersten chinesischen Schaustation, und zwei andere im Süden stellen die Verbindung mit Tonkin her. Zwei Bergketten durchziehen im Norden die Ebene, eine zweigt sich gegen Westen ab und die Flüsse sind nur Bergwasser. Alle Berichte schildern das Land als in sehr blühendem Zustande, von einem wohlhabenden, unter patriarchalischen Häuptlingen lebenden Volke bewohnt; sie bauen den Boden, auch haben sie einige Seiden- und Goldmanufakturen. (Gützlaff im „Journal of the R. geograph. Soc.“ 1849.)

Das Gebiet von Tonkin ist im Norden bedeutend bergig und trägt denselben allgemeinen Charakter wie die benachbarten chinesischen Provinzen.

Im Westen bildet dieselbe Bergkette, welche das eigentliche Annam von dem Innern der Halbinsel scheidet, auch die Grenze gegen das Land der Laos. Der Osten ist nahezu flach und geht gegen das Meer zu in eine Alluvialebene aus. An der Südgrenze gegen Annam zu erstreckt sich von dem Gebirge bis ans Meer eine Grenzmauer, die aber jetzt, da beide Länder unter Einem Herrscher stehen, unnütz ist. Nächst Korea hat Tonkin sein Ausschließungssystem gegen Fremde am entschiedensten behauptet, und auch die annamitische Regierung wünschte Tonkin in Vergessenheit zu begraben und es vor der spürsamen Neugier der Europäer zu schützen. Deshalb ließ sie auch keine Küstenaufnahmen am Golfe von Tonkin veranstalten, der erst in neuester Zeit durch die Unternehmungen der Franzosen genauer bekannt geworden ist.

Jenseit der großen Mauer, welche Tonkin von Annam trennt, fällt ein Fluß ins Meer. Von da an ist die Küste eine fortlaufende Fläche, von zahlreichen Flüssen und Bächen durchschnitten. Man findet keine große Stadt und das Land scheint hauptsächlich von Fischern und Reisbauern bewohnt. Domea, über 20° n. Br., war einst als Handelsort berühmt. Südlich davon ist das Ufer von chinesischen Dschunken besucht, aber Untiefen und Riffe in großer Zahl machen die Schiffahrt gefährlich, wozu noch die Typhons kommen, die hier mit überwältigender Stärke wüthen, sodaß man über den geringen Handel mit einem Lande, das sonst durch seine Betriebsamkeit fremde Händler einladen würde, sich nicht wundern darf. Die zwei Baien am Nordufer Ke-kue und Ke-to nehmen beide Flüsse auf und bieten guten Ankerplatz; die letztere ist die geräumigste im ganzen Reich und hat mindestens 18 große und bewohnte Inseln. Der Archipel an der Ostküste ist bestrittener Grund zwischen Annamiten und Chinesen, und Vagabonden beider Völker finden hier eine Zuflucht. Beide Regierungen haben von Zeit zu Zeit Geschwader von Kriegsbooten hingesandt, um die Ansiedlungen zu vernichten, doch ohne besonderen Erfolg. An einigen dieser Inseln sollen Perlmuscheln gefunden werden, und viele Boote kommen in der schönen Jahreszeit dahin, um darnach zu tauchen.

Gegen Norden bis zum Hong-kiangflusse dehnt sich Tonkin von 103° 50' ö. L. v. Gr. bis etwa 109° 48' aus, hier aber ist es durch die große Yün-nankette, welche dem Meere parallel läuft, abgeschlossen; 17° 36' ist seine Süd-, 22° 55' n. Br. seine Nordgrenze. Nach einem unwandelbaren Grundsatze waren und sind theilweise noch die Könige des Ostens bemüht, ihre Unterthanen von dem Verkehre mit den Fremden so viel als möglich entfernt zu halten. Wenn somit zwei Länder nicht durch das Meer oder eine Wüste oder Bergkette getrennt sind, so lassen beide Regierungen einen gewissen Zwischenraum als wildes Waldland liegen. So finden wir Annam von China im Nordosten durch den Nangan-kiang geschieden, und 32 Kilometer westlich und südlich von diesem Flusse ist neutraler Boden, den keine der beiden Regierungen für sich in Anspruch nimmt, um so mehr, da derselbe an vielen Stellen eine undurchdringliche Wildniß darbietet.

Die Chinesen haben den ganzen Raum, wo die Kwang-Tongprovinz im Südwesten an Tonkin stößt, im Besitze der Ureinwohner und herumstreifender Abenteurer gelassen, und um die Scheidung von dem benachbarten

Reiche Annam noch mehr zu sichern, Forts an den Grenzen angelegt, in denen sie kleine Garnisonen erhalten. Die Behörden von Tonkin andererseits haben strengen Befehl von ihrer Regierung, den Verkehr zwischen beiden Nationen zu hindern, und dem Anwachsen der Bevölkerung in dem fruchtbaren Landstrich, der an China grenzt, Einhalt zu thun. Eine Bergkette trennt beide Staaten südwestlich von Kwang-si, und hier finden sich auf einer Grenze von mehr als 160 Kilometern auf der chinesischen Seite acht blühende Städte und Festungen, während auf dem tonkinesischen Gebiete völlige Wildniß ist. Die Sümpfe hier hauchen tödliche Dünste aus, und manches chinesische Heer hat in den pesterfüllten Dschungeln, die Annam von dem Himmlischen Reiche trennen, ein frühzeitiges Grab gefunden. Selbst die Gebirge längs der Grenze, welche an dem westlichen Ende von Kwang-si liegen und kostbare Metalle enthalten, werden im ungestörten Besitze eines Laosstammes belassen, der gegen gewisse Prozente, die er an die Mandarinen beider Länder zahlt, die Minen bearbeitet. — Die meisten Flüsse Tonkins strömen in südöstlicher Richtung. Der größte ist der Hong-kiang oder Rothe Fluß, auch Song-koi oder Song-ka genannt, welcher durch die Vereinigung des Li-tien, des Grenzflusses zwischen China und dem Laoslande, und dem Song-schai, welcher im letzteren Lande entspringt, gebildet wird. Der Sand dieser Gewässer enthält viele Goldtheilchen, und Tausende von Menschen sind beschäftigt, sie zu sammeln. Der Fluß strömt dann südöstlich und läßt die Hauptstadt in Tonkin, Ke-scho oder Ha-noi, rechts liegen, macht zu Hien eine plötzliche Wendung, strömt nordwärts und bildet ein Delta, auf welchem Domea, früher der Hafen für fremde Schiffe, gelegen ist. Er hat drei Mündungen, von denen die nördlichste die tiefste; die südlichste ist für Schiffe von mehr als 3 m. Tiefgang unzugänglich. Der Fluß befruchtet durch seine periodischen Ueberschwemmungen die Reisfelder; nach einem strengen Winter in Yün-nan ergießt er eine bedeutende Wassermasse, obgleich er eigentlich nicht größer ist als die Oder, aber er besitzt zahlreiche Zuflüsse und mehrere Zweige sind der Bewässerung und des Handels wegen durch Kanäle verbunden. (Gützlaff im „Journal of the R. geograph. Soc.“ 1849.)

Der Hong-kiang ist jener Strom, in dem einige Mitglieder der französischen Mekhong-Expedition die vielgesuchte Wasserstraße nach Yün-nan vermutheten, wozu sich der Mekhong als unbrauchbar erwiesen hatte. Um diese wichtige Frage ins Reine zu bringen, entschloß sich die Pariser geographische Gesellschaft 1872, ihren Reservefonds von 10,000 Francs einem muthigen Reisenden zur Verfügung zu stellen, der in das so fest verschlossene Tonkin eindringen und den Hong-kiang, den man damals nur als Song-koi kannte, erforschen würde. Dieser schwierigen und gefahrvollen Aufgabe unterzog sich Herr Delaporte, ein Mitglied der Mekhong-Expedition, welcher auch in der That schon im November 1872 in Saigon sich befand. Gleichzeitig war aber die französische Kriegskorvette Le Bourayne, Kapitän Senez, mit Küstenaufnahmen im Golfe von Tonkin beschäftigt, und die Offiziere dieses Schiffes unternahmen durch den Nordarm des Hong-kiang eine Bootfahrt, die sie dann durch einen Kanal nach der Hauptstadt Tonkins, nach Kescho, führte, einer

volkreichen Stadt von mehr als 50,000 Einwohnern. („Bulletin de la Soc. de géographie de Paris." 1873. I. Bd.) Ehe aber noch Herr Delaporte Gelegenheit erhielt, seine Absichten auszuführen, hatte das Problem von anderer Seite seine Lösung gefunden. Ein französischer Kaufmann, Herr Dupuis, der in den Jahren 1860—68 China nach den verschiedensten Richtungen bereist hatte und von den Mitgliedern der Mekhong-Expedition, die ihn in Yün-nan trafen, vom Stande der Dinge unterrichtet worden war, machte sich sofort selbständig ans Werk und erforschte den wichtigen Stromlauf 1870 und 1871 auf chinesischem Gebiete und in Obertonkin; 1872 fuhr er den Fluß bergan von der Mündung bis zur Stadt Mang-hao in Yün-nan, wo der Hong-kiang aufhört schiffbar zu sein; endlich 1873 legte er die Thalfahrt auf demselben zurück und konstatirte die Schiffbarkeit dieser Wasserstraße zu allen Jahreszeiten. Seine Arbeiten erregten indeß den Argwohn der annamitischen Regierung, die sich den Leutnant Francis Garnier mit französischen Soldaten erbat, um Herrn Dupuis das Handwerk zu legen. Garnier fand sich jedoch bewogen, mit Herrn Dupuis gemeinschaftliche Sache zu machen und sich mit bewaffneter Macht gegen die widerspenstigen annamitischen Behörden zu kehren, wobei gelegentlich eines Angriffes auf Son-Tay, in der Nähe von Hanoï, am 21. Dezember 1873 er, Schiffsfähnrich Baley und drei Soldaten den Tod fanden. („Bulletin de la Soc. de géographie de Paris" 1874. II. Bd.)

Südöstlich vom Hong-kiang sind sieben Flüsse, die alle ins Meer fallen. Das dazwischen liegende Land besteht aus Sümpfen und einigen Reisfeldern und steht häufig unter Wasser. Hier wohnen zahlreiche Fischer, die den Alligator jagen, dessen Fleisch gegessen und in den Fleischbänken verkauft wird; nicht selten sieht man 5—6 dieser Ungeheuer mit geknebelten Mäulern im Hofraume eines solchen Fleischers. Der Ertrag dieser Fischerei ist ungeheuer, denn nicht nur werden die ärmeren Klassen im Innern, die selten anderes Fleisch essen, versorgt, sondern auch noch ein starker Ueberschuß nach China ausgeführt. Diese fleißige, hart arbeitende Klasse führt ein elendes Leben, haust in ärmlichen, oft nicht einmal wasserdichten Booten, oder wenn sie ihre Fische salzen und trocknen, in Bambuhütten, und hat kaum Lumpen genug, ihre Blöße zu bedecken. Ihre Haut ist gebräunt durch das fortwährende Leben in freier Luft, ihre gewöhnliche Speise ist der Abfall von Fischen mit etwas Reis und Salz; ihre Weiber sind schmuzig und häßlich, aber sehr fruchtbar. Dennoch sind diese Fischer ein lustiges Volk, das stets lacht und singt und Hunger, Hitze, Kälte und Nässe ohne Murren erträgt.

Den südlichen Theil von Tonkin nimmt die Provinz Thanh-hoa ein, über welche uns erst kürzlich durch einen katholischen Missionar einige Nachrichten zugekommen sind. Die Gewässer dieser Provinz sind für die landesüblichen Barken alle schiffbar; die Physiognomie dieses Landstriches ist malerisch und weniger monoton als die unermeßlichen Ebenen im Hong-kiangdelta, welches die Provinzen von Hanoï, Nam-Dinh und Ninh-Binh bildet. Die Provinz zerfällt in sieben Distrikte (6 Phu und 1 Phan-phu), 21 Bezirke (18 Huyen und 3 Schan), 120 Kantons (Tong) und 1977 Gemeinden (Xa). Ihre Gesammtbevölkerung schätzt der erwähnte Missionar auf 1,200,000 Köpfe,

wovon 15,000 sich zur katholischen Religion bekennen. Thanh-hoa besitzt genugsam kulturfähiges Land; Reis, Baumwolle, Maulbeere, Zuckerrohr, Mais, Thee und Betel gedeihen hier vortrefflich, dennoch lebt die Provinz weniger von diesen Produkten als von der Ausbeutung ihrer Bauhölzer, die auf den Höhen allenthalben wachsen. Etwa zehnerlei verschiedene Gattungen sind wegen ihrer Unzerstörbarkeit sehr geschätzt, darunter das sogenannte Eisenholz. In der Ebene und in den Thälern begegnet man den Obstbäumen Tonkin's: der Banane, der Guyave, den Orangen- und Citronenbäumen und der Kokospalme. Das berühmteste Erzeugniß Thanh-hoa's ist jedoch sein Zimmt, der hier ein königliches Monopol bildet. Eine zahlreiche Fauna bevölkert die Waldungen, worin Elefant, Rhinozeros, Tiger, Affe und Stachelschwein hausen. Die in der Stadt Thanh-hoa ansässigen Chinesen handeln mit Elfenbein. Unter den Vögeln sind der Pfau, der Fasan, der Papagei und andere schön gefiederte Arten bemerkenswerth. An der Küste wird überall Fischfang getrieben und zu Cua-Bang sogar die Sardine gefangen. In dem nämlichen Hafen tummeln sich von Ende Dezember bis Anfang März große Schwärme von Potfischen herum, die bei den Eingeborenen eine abgöttische Verehrung genießen. Zu den Merkwürdigkeiten Thanh-hoa's gehören endlich die Grotte von Truthuc im Nordosten des Landes und die Ruinen der alten Festung Tay-giaï im Nordosten. („Bulletin de la Soc. de géographie de Paris“ 1875. I. Bd.)

Das Innere von Annam ist wissenschaftlich noch durchaus unerforscht, und unsere ganze Kenntniß von Land und Leuten beruht in den Nachrichten, die wir den kühnen katholischen Missionaren verdanken, welche, den strengen Befehlen der annamitischen Regierung trotzend, in das festverschlossene Land einzudringen wußten. Diese Nachrichten sind freilich immerhin noch dürftig genug, gestatten aber doch, von dem annamitischen Volke sich einen ungefähren Begriff zu machen. Wir lassen deshalb einem dieser Missionare, dem apostolischen Vikar Retord, das Wort.

Die sechs Provinzen, schreibt er, über die sich meine Mission erstreckt, enthalten 21 Distrikte (Phu), 94 Bezirke (Huyen), 462 Kantone oder Tong und 4555 Gemeinden oder Xa. Diese letzteren bilden gewöhnlich eine Gruppe von mehreren Ortschaften; man kann annehmen, daß sie, die einen in die anderen gerechnet, aus drei Dörfern bestehen, was sonach eine Anzahl von 13,365 Dörfern gäbe. Viele Annamiten, und zwar die mit den Zuständen des Landes vertrautesten, behaupten, jede Gemeinde enthalte im Durchschnitte 200 Seelen; einzelne Gemeinden haben wol auch mehr Einwohner, auf weniger aber als auf 1500 Seelen darf man, allen Angaben zufolge, keine anschlagen. Nach diesen Schätzungen, welche meines Bedünkens durchaus nicht übertrieben sind, gäbe es daher auf dem Gebiete meines Sprengels 6,683,550 bis 8,910,000 Seelen. Zieht man den mittleren Durchschnitt aus beiden Zahlen, so bekommt man etwa 7,800,000 Einwohner, und da das Gebiet meiner Mission 2000 Geviertstunden nicht übersteigt, so folgt daraus, daß hier 3900 Menschen auf einer Geviertstunde leben. In Frankreich zählt man nur 1285 Seelen auf gleichem Flächenraume, woraus sich ergiebt, daß Tonkin dreimal stärker bevölkert ist als Frankreich. Dies dürfte Denen, welche dieses

Land nicht mit eigenen Augen gesehen haben, unglaublich scheinen; ich dagegen, der es in allen Richtungen durchwandert, finde diese Schätzung nicht zu stark; ja ich glaube, sie dürfte noch unter der Wahrheit sein; denn überall trifft man Dörfer; mehrere derselben sind sehr beträchtlich und liegen so nahe bei einander, daß man sich gegenseitig zurufen kann.

Für das ganze bürgerliche Tonkin, welches vier apostolische Vikariate umfaßt, zählt die unter der Regierung des Königs Minh-Menh gedruckte annamitische Geographie 10,261 Gemeinden auf, was nach obiger Schätzung nahezu 18 Millionen Einwohner giebt. Dies ist ohne Zweifel viel für einen so kleinen Staat; allein ich glaube, daß, wenn man eine genaue Volkszählung im Königreiche vornähme, man mindestens 20 Millionen Seelen finden würde. Die Behörden befassen sich hier nicht mit Geburts- und Todtenregistern; eine amtliche Einschreibung besteht nur für eine gewisse Anzahl Urnamen, auf deren Verantwortlichkeit hin die Bevölkerung der Gemeinden bestimmt wird, auf welchen der Effektivstand des Heeres ruht. Wollte man die Angaben dieses Civilstandes, der nur die Männer von 20 bis 25 Jahren umfaßt, hierbei zur Grundlage nehmen, so bekäme man nicht den zehnten Theil der wahren Bevölkerung. — Worin aber liegt die Ursache dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit? Der wahre Grund hierfür ist, glaube ich, darin zu suchen, daß hier fast Jedermann schon im siebzehnten oder achtzehnten Jahre heirathet und daß die annamitischen Eheleute eine allzu zahlreiche Familie nicht nur nicht fürchten, sondern um so stolzer und glücklicher sind, je zahlreicher die Nachkommenschaft ist, welche sie umgiebt. Wegen ihrer Ernährung sind sie nicht beängstigt; zu gewöhnlichen Zeiten genügt der Werth eines Sou täglich für ihren Unterhalt; mit zwei Franken, für Baumwollenzeug ausgegeben, können sie sich ein ganzes Jahr lang kleiden; eine Bambuhütte, die in einigen Stunden aufgeführt ist, gewährt ihnen auf lange hinaus eine Wohnstätte, und der mit einer schlechten Matte bedeckte Boden dient ihnen leicht als Bett, Stuhl und Tisch.

Die Einwohner dieser Mission sind zum größten Theile Annamiten und sprechen alle eine und dieselbe Sprache. Sie haben ihre Wohnplätze vorzugsweise in den Ebenen und in der Nähe des Meeres. In den Bergen giebt es mehrere andere Völker, welche eigene Mundarten haben und unter der unmittelbaren Botmäßigkeit des Königs von Tonkin stehen; dahin gehören die Muongs, welche sehr zahlreich sind, die Xas, welche sieben große Familien bilden; die Thi, welche, wie man sagt, die eigentlichen Ureinwohner des Landes sind, und die Nongs, chinesische Bergbewohner, welche sich im Norden der an China grenzenden Provinzen niedergelassen haben. Alle diese verschiedenen Stämme sind, mit Ausnahme der Müongs, bei welchen wir 5—6000 Katholiken haben, lauter Heiden. Die christliche Bevölkerung von ganz Tonkin beläuft sich auf ungefähr 420,000 Seelen.

Die verschiedenen Völker Tonkins bieten in physischer wie in moralischer Hinsicht große Verschiedenheiten dar. So sind die Gebirgsbewohner weißer, höheren Wuchses und einfacheren Charakters als die Annamiten. Mehrere unter ihnen sind Nomaden; sie unterhalten weder Ochsen noch Büffel zur Bebauung des Feldes; sie errichten ihre Wohnsitze auf kleinen Bergen, inmitten

der Wälder, welche sie niederhauen und rings um ihre Wohnungen herum verbrennen; in der Asche säen sie Reis und andere ihnen zur Nahrung dienende Gewächse. Ist der Boden erschöpft oder setzen ihnen Gras oder Holz allzu großen Widerstand entgegen, so verlassen sie ihre Hütten, nehmen ihre Habseligkeiten auf den Rücken und suchen sich anderswo einen günstigeren Boden. Auf solche Art leben die sieben großen Familien, aus welcher das Xa-Volk besteht, das, däucht mir, aus Laos gekommen ist. Die Muongs wandern auch aus, aber nur zur Zeit einer Hungersnoth oder des Krieges. Ihre Mundart ist ein fast ganz der annamitischen Sprache entstammendes Kauderwälsch; allein sie sprechen es auf eine so eigenthümliche Weise aus, daß die Annamiten es eben so wenig verstehen wie etwa das Hebräische, während die meisten Müongs zur Noth das Annamitische verstehen und sprechen.

Die Bewohner der Ebenen sind viel anstelliger, gesitteter, in den Künsten vorgeschrittener, in den Wissenschaften bewanderter und arbeitsamer als die Stämme der Gebirge; dagegen sind sie aber auch lügnerischer, verschlagener und verdorbener als diese. Neben seinen Fehlern besitzt der Annamite ausgezeichnete Eigenschaften; er ist sanft, voll Mitleid für die Unglücklichen, dankbar gegen seine Wohlthäter, gelehrig und unterthänig, wenn man ihn gütig behandelt. Wißbegierig und mit einem glücklichen Gedächtnisse begabt, begreift er schnell Alles, worin man ihn unterweist. Ist er einerseits unbeständig und leichtsinnig in der Uebung des Guten, so erkennt er andererseits sein Unrecht gern an und verharrt selten hartnäckig auf dem eingeschlagenen schlechten Wege. Die Erinnerung an eine erlittene Beleidigung oder Ungerechtigkeit erweckt in ihm das Gefühl der Rache; allein er ist auch sanft, und bei der mindesten Genugthuung verzeiht er Alles und fordert keinerlei Schadloshaltung; in Unglücksfällen und Krankheiten ist er äußerst geduldig; er versteht, fast ohne Werkzeuge, kleine, sehr zarte Arbeiten zu verfertigen und ist im Stande, ohne Meister jedwedes Gewerbe zu erlernen. Obschon ehrgeizig und nach Reichthum lüstern, weiß er manchmal bis zur Verschwendung freigebig zu sein, und ergiebt sich in die Armuth ohne Murren wie ohne Scham.

Bei den Müongs besteht eine Art Adel, d. h. die Kaste der Langs, die an der Spitze der verschiedenen Völkerschaften steht und nach Erbrecht von Vater auf Sohn die Regierung führt. Bei den Annamiten hingegen gehört Alles zum Volke, Alle sind frei und gleich vor dem Gesetz; Alle können auf Aemter Anspruch machen, Alle sprechen die nämliche Sprache, kleiden sich und leben auf die gleiche Weise, und hierin giebt es keinen Unterschied zwischen den Bewohnern der Städte und denen des offenen Landes. Ihr physischer Typus ist nicht ohne Fehler, sie haben etwas gebrechliche Glieder, hervorstehende Augenknochen, eine stumpfe Nase, wenig Bart und eine schwarzbraune Hautfarbe. Die Gestalt der Männer erscheint allzu viereckig, die der Weiber allzu rund; dagegen tragen sie sich sehr gerade, haben im Ebenmaß stehende Glieder, eine feine Haut, schöne schwarze Augen unter buschigen Brauen, lange dichte, wie Ebenholz schwarze Haare. Leicht und behend, sind sie gute Fußgänger und kräftiger als sie scheinen. Ihr Wuchs ist der gewöhnliche, nicht zu klein und nicht allzu groß; sie haben von Natur aus sehr weiße Zähne;

allein dies sind, wie sie sagen, Hundszähne, weshalb sie dieselben im Alter von 12—14 Jahren schwärzen; ferner röthet die Gewohnheit des Betelkauens ihnen die Lippen und das Innere des Mundes, was sie für eine Schönheit halten. Man sieht unter ihnen beinahe keine Hinkenden, weder Höckerige noch Taubstumme, dagegen viele Blinde und noch mehr Aussätzige. Was die Weiber betrifft, so kann man ihnen Muth, Anstelligkeit und Arbeitsamkeit nicht absprechen. In bürgerlichen und politischen Angelegenheiten haben sie zwar keine Stimme, in der Haushaltung, in der Familie aber sind sie oft von größerer Bedeutung als die Männer. Wie in Europa gehen sie frei aus und wohin sie wollen und widmen sich jeder Art Handels und Gewerbes. Sie legen große Liebe für ihre Kinder an den Tag und schätzen es sich zur Ehre, ihrer viele zu haben.

Die Annamiten besitzen umfassenden Handelssinn und handeln mit Allem. Messen und Märkte haben sie in Menge; allein ihre Handelsverbindungen beschränken sich auf das Innere; den Ausfuhrhandel hat als Monopol sich der König vorbehalten. Es ist dem Volke verboten, das Reich zu verlassen, um im Auslande Handel zu treiben, und unter allen benachbarten Völkern haben blos die Chinesen — und seit jüngster Zeit an gewissen Plätzen die Franzosen — das Recht, des Tauschhandels halber ins Land zu kommen. Hieraus ist leicht begreiflich, daß der annamitische Handel im Vergleich zu dem der europäischen Völker ohne alle Bedeutung ist; es giebt wenige große Kapitalisten, keine Assoziationen, keine Handelsversicherungen, keinen Schutz, keine Aufmunterung für den Gewerbfleiß seitens der Regierung. Kurz, die Annamiten sind ein noch in den Jahren der Kindheit stehendes Volk, welches aber unter allen asiatischen Nationen die meiste Zukunft vor sich hat. Neben diesen Eigenschaften zeichnen sich die Annamiten noch durch eine musterhafte Nüchternheit aus. Ihr Hauptnahrungsmittel ist, wie allerwärts in Hinterindien, der Reis, der ihnen statt des Brotes dient. Ueber Thee oder andere aromatische Blätter abgegossenes warmes Wasser bildet ihr Getränk. Sie haben Kühe und Ziegen, welche, wenn sie dieselbe zu melken verstünden, gute Milch liefern könnten; allein sie ziehen diese Thiere nur zum Schlachten und für die Bedürfnisse des Ackerbaues. Man trifft in den Bergen unermeßliche Büffel- und Ochsenherden; in den Ebenen unterhält man, da das Gras selten ist, nur das zum Anbau der Felder nöthige Vieh. Dagegen wimmelt es von Schweinen sowie von Hühnern, Enten, Gänsen und Tauben; Obst giebt es ebenfalls im Ueberfluß, und zwar sehr schönes und gutes, Bananen, Mango, Orangen, Papayos, Kokosnüsse u. dgl. Man fängt auch viele Vögel mit Netzen und eine ungeheuere Menge Fische im Meere, in den Flüssen und Teichen. Außer diesen Hülfsquellen leben die Annamiten gern von vielen anderen Nahrungsmitteln, vor denen die Europäer Abscheu fühlen — Insekten, Heuschrecken, Grillen, gewisse Erdwürmer, Krebse, Schlangen, Ratten, Hunde, Katzen, Tiger, wenn sie diese erlegen können, und das Fleisch verendeter Thiere sind ebenso viele Gerichte, welche ihnen trefflich munden. Und dennoch sind diese Leute, trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, trotz ihrer Geschicklichkeit, sich mit nur Wenigem zu begnügen, oft von grausamen Hungersnöthen heimgesucht.

Der Grund dieses Uebels liegt darin, daß die Bevölkerung für den Umfang des Landes zu stark, ihre Handelssphäre zu beschränkt ist; daß die Transportwege zu langsam sind, um zeitig genug in die leidenden Provinzen die Ueberfülle der reichlich versehenen einströmen zu lassen; daß das Volk unter dem Druck der Mandarinen seufzt, deren einziges Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, sich, durch welche Mittel es immer sei, das Vermögen der ihnen Untergeordneten anzueignen. Ein fernerer Grund dieser Hungersnöthe liegt besonders auch darin, daß die Ernten wegen der Trockenheit oft mißrathen oder durch die hier sehr häufigen Stürme verwüstet, oder von den Platzregen und allzufrühen wie allzuspäten Ueberschwemmungen hinweggerissen oder aber von Insekten zerstört werden. In solchen Zeiten des Elends und Jammers giebt es eine Menge Unglücklicher, welche um Almosen flehen; ist aber die Ernte nur mittelmäßig gut ausgefallen, so sieht man fast keinen Bettler mehr.

Die Regierung Annams ist unumschränkt in dem Sinne, daß die ganze Gewalt in der Person des Königs oder Kaisers vereinigt ist und von ihm ausgeht, in der Theorie aber ist sie keine Willkürregierung, da die Ausübung der Gewalt durch Gesetze geregelt ist. Der Fürst hat seinen geheimen Rath; er besitzt ferner ein Ministerium der peinlichen Rechtspflege, ein Ministerium der bürgerlichen Rechtspflege, ein Kriegsministerium, ein Ministerium für religiöse und doktrinelle Fragen (also ein Kultusministerium), ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten und ein Ministerium der inneren Angelegenheiten und der auswärtigen Beziehungen.

Das Kriegsministerium umfaßt die Dienste der Marine und des Heeres. In sämmtlichen Hauptorten haben gewöhnlich fünf Großmandarinen ihren Sitz: der Generalmandarin oder Statthalter der Provinz, der Vorstand der peinlichen Rechtspflege, der Befehlshaber der eine Division von 5000 Mann bildenden Truppen und ein Großmeister der chinesischen Schriftzeichen. Jeder Distrikt hat drei Mandarinen untergeordneterer Grade, nämlich einen Richter für die bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten, einen Hauptmann an der Spitze von 3—400 Mann Soldaten und einen Lehrer der chinesischen Sprache. In einem Bezirke giebt es zwei Mandarinen, deren einer alle richterlichen, fiskalischen und administrativen Verrichtungen in seiner Person vereinigt, während der andere den Vorsitz bei der Studiendirektion führt. Alle diese Beamten haben ihre Unterbeamten, Commis, Schriftführer u. dgl. Die Schriftgelehrten ertheilen unentgeltlich Unterricht allen Denen, welche ihren Lehren folgen wollen; sie werden vom Monarchen wie alle anderen Staatsbeamten besoldet; dies ist die annamitische Universität, sie wird aber weit weniger besucht als die Privatschulen. Zu Beförderungen gelangt man fast nur durch Kabalen und mittels starker Geldgeschenke an die verschiedenen Minister, welche dann die Dinge so einrichten, daß ihre Schützlinge diese oder jene Stelle erhalten. Um Mandarin zu werden, muß man mindestens den Grad eines Lizentiaten der chinesischen Literatur erlangt haben, denn das Chinesische ist hier die gelehrte Sprache sowie die amtliche Sprache der Regierung und aller zur schriftlichen Verhandlung kommenden Angelegenheiten; allein im Umgange spricht Niemand das Chinesische.



Fürst von Cochinchina.

Hinterindische Länder etc. **Leipzig: Verlag von Otto Spamer.**

Literarische Grade giebt es drei: das Tu-tai oder Baccalaureat, das Hüong-cou oder Lizentiat und das Tien-si oder Doktorat. Zu den beiden ersten Graden gelangt man nur durch einen allgemeinen Konkurs, welcher alle drei Jahre in den verschiedenen Provinzen eröffnet wird; um den dritten Grad zu erlangen, müssen sich sämmtliche Licentiaten zu gewissen Zeiten einer letzten Prüfung in der Hauptstadt unterziehen. Um diese Grade zu erwerben und sich dadurch die Zulassung zu den Würden anzubahnen, müssen die Annamiten die fünf als klassisch geltenden Bücher, die vier chinesischen Sittenbücher und die ganze chinesische Geschichte auswendig lernen, und überdies Aufsätze in gebundener oder ungebundener Sprache über Gegenstände aus diesen Büchern verfassen. Unter den 5—6000 Bewerbern, welche sich zu den allgemeinen Prüfungen der Provinzen drängen, können kaum hundert auf die Ehre des Erfolges hoffen. Und dennoch sind diese Graduirten keine Wundermenschen. Ihr Gedächtniß ist mit Texten vollgepfropft. Sie können chinesische Schriftzeichen lesen und zeichnen, über den nächsten besten Gegenstand in Prosa oder in Versen wortreiche Phrasen drechseln, von eigentlicher Wissenschaft aber verstehen sie kein Wort.

Der Unterricht ist übrigens vollkommen frei; Jeder hat das Recht, eine Schule überall zu errichten, wo er Zöglinge zu finden hoffen kann; er braucht dazu weder Zeugnisse noch sonst eine obrigkeitliche Ermächtigung. Eben so studirt Jeder, wo er will und was er will, und bei der Zulassung zu den allgemeinen Prüfungen, bei der Verleihung der Grade, wenn er den Preis davon getragen, fragt man nicht nach den Lehrern, bei welchen er Unterricht genommen. Hat sich Jemand einmal Kenntnisse erworben, so liegt wenig daran, woher er sie hat. In Annam studiren mehr oder weniger allein die Männer; es giebt wenige, die nicht lesen und schreiben können. Unter den Weibern beschäftigen sich nur die Töchter der Mandarinen und der Reichen einigermaßen mit der Literatur. Im Allgemeinen hält man das Studium nur für nützlich, um Aemter zu erlangen. Mit der Verleihung der literarischen Grade, die durch ein besonderes Diplom geschieht, ist das Geschenk eines Feierkleides oder einer Feiermütze verbunden, welche der König jedem Neugraduirten einhändigen läßt. Was die bei den Konkursen durchgefallenen Gelehrten betrifft, so werden sie von dem Volke zu Vorständen oder Untervorständen eines Kantons, zu Schulzen oder Gemeindeschreibern ernannt; sie besitzen den Mandarinentitel nicht, weil sie von dem Monarchen weder erkürt noch besoldet werden. Dessenungeachtet müssen sie um Bestätigung bei den Provinzstatthaltern nachsuchen, welche dann die Wahl ihrer Mitbürger durch ein Diplom legalisiren. Sie sind die Vertreter und Mandarinen des Volkes bei den Mandarinen für die örtlichen Angelegenheiten. Sie erheben die Steuern und Abgaben, welche in die Kasse des Hauptortes abzuliefern sind.

Außer den allgemeinen Gesetzen, welche für das ganze Reich die gleichen sind, außer dem geschilderten Verwaltungssystem, hat jede Gemeinde, jeder Flecken noch seine besonderen Verordnungen und Gebräuche, eine Art innerer Regierung, in welche die Mandarinen sich nicht zu mischen haben. In Annam ist die Bevölkerung in mehr oder minder beträchtliche Dorfschaften vereinigt.

Man sieht keine vereinzelt stehenden Häuser, keine da und dort auf offenem Felde zerstreut umher liegenden Bauernhöfe wie in Europa. Die annamitischen Ortschaften sind mit hohen und starken Bambuhecken umgeben; fast alle haben Thore, welche Nachts geschlossen werden, und bei denen 4—5 Mann Wache aufgestellt sind, die in den Feldern die Runde machen. Diese Vorsicht ist nothwendig, genügt aber nicht immer, um die Diebe abzuhalten. Räuberbanden plündern und verbrennen manchmal ganze Dörfer, was übrigens sehr leicht ist in einem Lande, wo die Häuser aus Holz aufgeführt, mit Stroh gedeckt und eng aneinander gebaut sind. Der geringste vom Winde verwehte Funken legt rasch Hunderte dieser armseligen Gebäude in Asche.

Jeder Ort bildet daher gewissermaßen eine kleine Republik, welche ihre Vorstände, ihre eigenen Gebräuche, Sitten und Freiheiten, sowie ihre besondere Regierung hat. Der größte Theil der Bevölkerung besteht aus Ackerbauern, doch giebt es auch große schwimmende Dörfer auf Flüssen oder am Meeresufer; diese leben vom Fischfang. Ferner trifft man Dorfschaften, deren sämmtliche Einwohner Handelsleute, Schreiner, Zimmerleute, Schmiede u. s. w. sind; der Flecken bildet gleichsam die einzige Werkstätte eines und desselben Gewerbes; ja es giebt einen Ort, dessen ganze Einwohnerschaft aus gewerbsmäßigen Dieben besteht, und einen anderen, dessen Bevölkerung zu gewissen Jahreszeiten den Bettelstab in die Hand nimmt. Dies ist ihr Handwerk, obschon sie nicht ärmer sind als die anderen. Daher rührt die große Charakterverschiedenheit, die man oft unter den einzelnen Ortschaften wahrnimmt. Gewisse Theile der Bevölkerung legen große Ehrlichkeit und Einfachheit an den Tag; andere sind durchaus verdorben. Die beste Klasse ist die der Ackerbauern, die schlimmste die der Mandarinen. Wein, Spiel, Opium, Schauspiel, Musik und Schlemmerei bilden ihren Hauptzeitvertreib. Ihre einzige Sorge ist darauf gerichtet, den Fürsten zu hintergehen, um Gunstbezeigungen zu erlangen, das Volk zu unterdrücken, um es auszusaugen, die Gerechtigkeit zu verkaufen, um sich auf Kosten der Unglücklichen zu bereichern. Natürlich fehlt es auch dieser Klasse nicht an ehrenwerthen Ausnahmen, allein sie sind leider selten, und das Beispiel, welches der König und sein Hof geben, ist nicht geeignet, den Staatsbeamten Liebe zur Tugend einzuflößen. Kurz, die Staatseinrichtungen sind zwar ziemlich gut, die Männer der Regierung aber abscheulich. — Die Angaben über die Stärke des Kriegsheeres in Annam sind sehr verschieden. Es besteht nach Vikar Retord aus etwa 200,000 Mann, von denen 40,000 ihr Standquartier in der Hauptstadt haben, der Rest ist in den Provinzen zerstreut. Diese Zahlen sind gewiß übertrieben; Graf de Warren schätzt die Armee auf 150,000 Mann, und auch dies erscheint nur dann glaubhaft, wenn darunter die Hülfsvölker und regellosen Banden der Laos mitgezählt werden. Sie zerfallen in sechs Armeecorps von je 25,000 Mann. Das erste davon ist die kaiserliche Garde, und wie die übrigen in 5 Regimenter, jedes von 12 Compagnien, eingetheilt. Prügel, die ein jeder höhere dem untergebenen Offizier zubilligen darf, sind das Universalmittel zur Begründung der Mannszucht. Die Bewaffnung ist nur bei der Garde erträglich, doch gab es früher einheimische Stückgießereien, deren Erzeugnisse

von Crawfurd höchlich belobt werden. Als Letzterer 1824 in Annam war, bestand die Garde aus 15,000, die Linie aus 40,000 Mann, die Marine aus angeblich 200 Korvetten und 100 Galeeren mit 16—22 Kanonen. Die Reiterei ersetzen Elefanten, welche, in die Mitte der feindlichen Schlachthaufen gestürzt, Schrecken und Verwirrung verbreiten können; doch fangen sie an, selten zu werden. Der Kaiser hat viele große Barken, um den Reis, den er aus Tonkin bezieht, nach Annam zu verführen, auch besitzt er eine Anzahl auf europäische Art gebauter Schiffe, mit denen er nach Siam, Singapur, Java und Manilla Handel treibt. Jedenfalls besitzt das Land die Mittel, sich eine Flotte zu schaffen, denn es hat vortreffliches Bauholz und geschickte Arbeiter für den Schiffsbau, sowie gute Matrosen in den annamitischen Fischern zur Hand.

Die Annamiten haben mehrere Religionen, welche ihnen von den Chinesen zugekommen sind; sie kennen dieselben jedoch wenig und beobachten sie fast nur von der anziehenden Seite aus, d. h. in ihren Festen. Obenan steht der Kult des Kon-fu-tse, dem in jedem Hauptorte einer Provinz, eines Distriks, Bezirks und Kantons ein Tempel oder vielmehr ein Altar, meist ohne Dach, errichtet ist. Dieser Philosoph und seine vornehmsten Schüler haben ihren besonderen steinernen Thron, auf dem die Mandarinen, Gelehrten und Würdenträger der Umgegend ihre Opfer darbringen, an dem sie Weihrauch verbrennen, Gelübde ablegen und Kniebeugungen machen. Sie begeben sich hauptsächlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Frühling und Herbst, zu Anfang und um die Mitte jedes Monats dahin, doch beten sie den Confucius blos als einen großen Heiligen an, der seinen Anhängern hohe Würden, ein glückliches Gedächtniß und literarische Grade verschaffen kann. Alle Neugraduirten, ehe sie ihr Diplom empfangen, alle neuen Mandarinen, ehe sie von ihrem Amte Besitz ergreifen, müssen ihm ihren Dank darbringen und seinen Schutz anflehen. Fast nur die offizielle und gelehrte Welt interessirt sich für den Confucius-Kult, das Volk beschäftigt sich nicht damit und nimmt blos zur Bestreitung der Kosten Theil daran.

Die zweite Religion der Annamiten ist der Buddhismus. Jede Gemeinde hat ihre Pagode mit einem Bonzen, der die gottesdienstlichen Handlungen verrichtet, und einigen Morgen Landes für die Unterhaltung des Priesters, zur Unterhaltung des Tempels und zur Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes. Die Masse des Volkes verachtet Buddha, seine Religion, seine Priester und alle ihre Ceremonien. Die Bonzen ihrerseits bekümmern sich auch nicht um das Volk; ihre einzige Sorge ist, den Ertrag der ihrer Pagode zugewiesenen Felder einzuziehen, ihre Adepten auf den Bettel für das Götzenbild auszuschicken und ihr Leben ruhig hinzubringen, indem sie zu gewissen Stunden des Tages lange Gebete zu Ehren Buddha's hersagen. Der annamitische Buddhismus steht durch kein äußeres oder hierarchisches Band mit dem chinesischen, indischen oder tibetanischen in Verbindung, und übt keinen Einfluß auf die Sitten des Landes, das gegen die buddhistische Lehre vollkommen gleichgiltig ist. Von den Büchern, welche diese Lehre enthalten, haben nur die Bonzen Kenntniß, das gemeine Volk machen sie weder mit deren Sinn noch mit deren Prinzipien bekannt. Die Zöglinge werden stufenweise, je nach ihrem Range,

in die Geheimnisse der Lehre eingeweiht, sodaß man die höchsten Stufen erreicht haben muß, bis man sagen kann, man begreife das Religionssystem in seinem ganzen Umfange und habe einen vollständigen Unterricht erhalten.

Der in Annam am meisten in Ehren gehaltene Kultus ist der der Schutzgeister. Jedes Dorf hat seinen Geist, jeder Geist seinen Tempel. Die schönsten Heiligthümer sind aus Backsteinen aufgeführt, mit Ziegeln bedeckt, haben mehrere Gemächer, eine Ringmauer und einen Hain. Die Pagoden Buddha's haben mit denen der Schutzgeister im Aeußeren große Aehnlichkeit, im Innern dagegen weichen sie wesentlich dadurch von einander ab, daß sich in den ersteren, außer dem den Namen Tisch-ca-mo-ni-phat führenden Götzenbilde Buddha's, noch eine Menge andere, mehr oder minder groteske, irdene, hölzerne oder kupferne, gewöhnlich vergoldete Gottheiten befinden, während man in letzteren nur einen Thron sieht, wo, wie man glaubt, der Schutzgeist in unsichtbarer Gestalt seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Dieser Schutzgeister giebt es mehrere Arten. Die einen sind vom Kaiser anerkannt und werden von ihm nach Gutdünken erhöht oder erniedrigt. Wenn er sie um frischen Wind für die Segel seines Schiffes bittet, und der Wind weht nicht, oder wenn er sie um das Ende einer Trockenheit anfleht und es trifft kein Regen ein, dann läßt er ihren Thron in die Canga (eine chinesische Strafmaschine) stecken und ihm Ruthenhiebe geben, um den Geist zu bestrafen, daß er für die Bitten taub geblieben. Manchmal entzieht der Kaiser einem solchen Geist sein Gottesdiplom und brandmarkt ihn mit öffentlicher Absetzung. Tritt hingegen Regen ein, weht der gewünschte Wind, so wird der Geist durch kaiserlichen Erlaß zu einem höheren Range befördert. Viele andere Geister sind gesetzlich nicht anerkannt, ihr vom Staate geduldeter Kultus ist aber in gewissen Ortschaften sehr im Schwange. Unter diesen Gottheiten zählt man berühmte Personen des Alterthums, welche Könige und Königinnen, Krieger- und Räuberhäuptlinge, berufene Diebe, verdorbene Weiber, Erfinder irgend einer Kunst oder eines Handwerks gewesen. Es giebt auch Hunde-, Büffel-, Schlangen-, Drachen-, Fisch- und andere Geister. Das ganze Geisterpersonal wird in zwei Kategorien eingetheilt: die guten Geister, welche man anruft zur Erlangung von Wohlthaten, und die bösen, die man anbetet, um den Ausbrüchen ihres Zornes zu entgehen. Dieser Kultus hat keine Einheit, keine allgemeine Regel. Jedes Dorf folgt hierin seinen althergebrachten Gewohnheiten. Wie groß übrigens auch die Verschiedenheit der Gebräuche sein mag, sie lassen sich doch insgesammt auf folgende Punkte zurückführen: zahlreiche Niederwerfungen vor dem Throne des Geistes, lärmende Umzüge, bei welchen dieser Thron in einem vergoldeten Palankin getragen wird, Gesänge und zügellose Spiele, glänzende Feste mit der obligaten Begleitung von Händeln, Trunkenheit und obscönen Reden.

Auch der Ahnenkult ist noch zu erwähnen; er ist für die Familie das, was der Kultus der Schutzgeister für die Gemeinde. In jedem nur einigermaßen vermöglichen Hause ist dem Andenken an die Vorvordern ein Gemach oder wenigstens ein Bett vorbehalten. Hier versammelt sich zu Anfang jedes Jahres und an den Jahrestagen ihres Todes die ganze Nachkommenschaft derselben,

um ihnen Opfer darzubringen, Weihrauch anzuzünden, Niederwerfungen vorzunehmen und bei einem gemeinschaftlichen Festmahl zu schmausen. Endlich ist noch der Sekte der Zauberer, Hexen, Wahrsager und anderer Gaukler zu gedenken, welche den Laotse als ihren Stifter und Vater anerkennen, und alle Arten von Dämonen verehren. Denke man über diese wie man wolle, so viel ist gewiß, daß sie viele das höchste Erstaunen erregende Dinge ausführen; besonders wissen sie die Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus in einem weit höheren Grade herbeizuführen, als dies die berühmtesten Marktschreier Frankreichs zu thun im Stande sind. („Nouvelles annales des voyages.“ 1856.)

Um die jetzige Lage Annam's zu verstehen und die Bedeutung der in den letzten Dezennien vorgefallenen Ereignisse nicht zu unterschätzen, muß man die ältere Geschichte dieses Reiches lernen. Im Jahre 1428 warfen Tonkin und Cochinchina das wiederholt ihnen auferlegte chinesische Joch ab und bildeten seitdem ein gemeinsames Reich unter dem Hause Le, welches aber das Merovingergeschick theilte und allmählich unter die Tutel seiner Hausmaier gerieth, und zwar hausten in Tonkin die Dynastie Trinh, in Cochinchina oder Annam die Nguyen, deren Herrschaften, nachdem die Schattenkaiser aufhörten, Macht zu besitzen, auf die Jahre 1545 und 1600 zurückgeführt werden. Um das Jahr 1765 brach in Annam ein Aufstand nach dem Tode eines Königs aus, welcher seinem illegitimen Sohne zu Ungunsten seiner berechtigten Brüder auf den Thron verhelfen wollte. Die Tonkinesen mischten sich in diese Händel, die einen unvermutheten Ausgang nahmen. Es erhob sich nämlich in Annam ein neues Dynastengeschlecht, die Tay-Song, die durch Waffenglück Alles niederwarfen, die alte Schattenkaiserdynastie der Le, die Regentenfamilien Trinh in Tonkin und die Nguyen in Annam selbst, bis auf einen einzigen Sprößling, den Prinzen Nguyen-Anh, ausrotteten. Dieser Fürst gerieth in die Hände eines Mannes, der zu den höchsten Dingen berufen war, nämlich des Monseigneur Pigneaux de Behaine, Bischofs von Adran und apostolischen Vikars für Cochinchina. Dieser Mann war Missionar, General, Diplomat, Verschwörer und Eroberer, ein Mönch und Conquistadore in einer Person. Prinz Anh wurde von ihm christlich erzogen und so weit gebildet, daß er Cäsar's Commentarien lesen konnte. Seine ersten Prätendentenschicksale waren aber nicht sehr ermuthigend; 1782 verlor er eine große Schlacht, mußte sich an den siamesischen Hof flüchten, wurde, von diesem mit Truppen unterstützt, abermals geschlagen, durch Intriguen aus Bangkok vertrieben und endlich genöthigt, mit seinen wenigen Getreuen auf die Insel Pulo Way im Golfe von Siam zu flüchten, von wo aus er, immer in Verbindung mit seinem apostolischen Freunde, das in Ostasien ehrbare Gewerbe eines Seeräubers betrieb. Im Dezember 1784 ging er auf die Anträge des Bischofs von Adran ein, der sich erbot, beim französischen Hofe um Unterstützung für seinen Zögling nachzusuchen. Der Prätendent gab Monseigneur seinen Sohn mit und beide erschienen nach drei Monaten in Paris. Ludwig XVI., der große Liebhaberei für maritime Unternehmungen hatte, ließ in Versailles am 28. Nov. 1787 ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Kronen von Frankreich

und Annam unterzeichnen, wonach beide Mächte sich „gegenseitig" gegen ihre Feinde Unterstützung versprachen. Frankreich gelobte außerdem seinem „Alliirten" eine Flotte von 20 Segeln, 5 Regimenter, 500,000 spanische Thaler baar und den gleichen Werth in Kriegsmunitionen. Dafür aber lautete der Artikel 4: „Der König von Cochinchina und sein Staatsrath treten in alle Ewigkeit seiner Allerchristlichsten Majestät sowie deren Erben und Nachfolgern den Hafen und das Gebiet von Hangsang sowie die naheliegenden Inseln Tai-Fu im Süden und Hai Weng im Norden ab." Unter dem Gebiete Hangsang wird die Bucht von Turon (Kuang-am) mit der zugehörigen Halbinsel verstanden; der Hafen von Turon aber ist von unvergleichlichem nautischen Werth und zählt im Range gleich nach dem von Port Jackson und Rio de Janeiro. Unterzeichnet wurde der Vertrag durch den blutjungen prinzlichen Zögling Monseigneurs, erfüllt ward er aber von Seiten Frankreichs nur theilweise. Ehe noch die vertragsmäßige Hülfe eintraf, hatte sich die Macht des Prätendenten wieder gehoben und er war bereits in der Lage, seinen Gegnern die Spitze zu bieten. Im Jahre 1789 erschien der Bischof von Adran als Bevollmächtigter Ludwig's XVI. in Cochinchina mit einer Fregatte und leichteren Schiffen sowie mit zwei Fahrzeugen, welche die französischen Kaufleute in Pondichéry gerüstet und mit Waffen befrachtet hatten. Die Franzosen begannen sogleich damit, die Scharen des Prätendenten europäisch zu diszipliniren, und französische Offiziere waren es, die in dem nachfolgenden siebenjährigen Thronfolgekriege (1792 bis 1799) die strategischen Plane entwarfen und technisch die Unternehmungen leiteten. Monseigneur selbst half bei der Belagerung von Ki-fu mit, und seinen militärischen Rathschlägen schreiben die Franzosen den Fall des Platzes zu.

Am 9. Oktober 1799 starb der merkwürdige Prälat, nachdem er die Sache seines Schützlings, in Annam wenigstens, vollständig hatte siegen sehen. Aber gerade sowie die portugiesischen Missionare in Japan ihre Gemeinden in politische Händel und Verschwörungen verwickelt, die christliche Lehre mit einer gegen die bestehenden Obrigkeiten gerichteten Revolution vermischt und dadurch die Ausrottung der ersten hoffnungsvollen Saat sowie die jahrhundertelange Absperrung Japans verschuldet haben, so mußte auch in Annam die Ausbreitung des Christenthums nach diesem Beispiel nothwendig den Argwohn aller Herrscher erregen. Der Rückschlag blieb auch nicht aus. Nguyen-Anh gelang es 1802, seinen Gegnern nach einem glücklichen, von Franzosen zum Theile mit bewirkten Siege auch noch den Rest ihrer Herrschaft, Tonkin, zu entreißen und das Haus Tay-Song völlig auszurotten. Jetzt konnte sich der letzte Sprößling der alten Hausmaier von Cochinchina zum Kaiser von Annam oder Wiet-nam, wie es seitdem hieß, unter dem Namen Gia-long ausrufen lassen. Allein dieser angebliche Christenzögling hatte zu gut die Wirksamkeit französischer Hülfe schätzen gelernt, um nicht, als er die Krone besaß, auch die Missionare zu fürchten. Er hütete sich zwar, die Bekenner der Christenlehre zu verfolgen, aber er begünstigte sie auch nicht. Als er am 25. Januar 1825 starb, bestieg kraft seines väterlichen Testamentes mit Ausschluß des legitimen Nachfolgers, unter dem Namen Minh-Menh, ein natürlicher Sohn

Gialong's, den Thron. Sein Vater hatte es gewagt, den Thron zu besteigen, ohne einen Lehensbrief aus Peking zu verlangen; Minh-Menh aber ließ sich vom Kaiser von China bestätigen und gedachte sich daher mit dieser asiatischen und fremdenfeindlichen Macht gut zu stellen. Er verbot sogleich allen Europäern, sein Land zu betreten, und beschränkte ihren Handel mit seinem Reiche auf eine einzige Stadt. Wie sehr sich die Beziehungen zu den Franzosen verschlechtert hatten, merkte der Baron Bougainville, der im Januar 1825 auf seiner Weltumsegelung mit der Fregatte „Thetis" vor Turon Anker warf, denn der Hof von Hue wollte sich mit ihm in keinen Verkehr einlassen. Bougainville wagte es, einen jungen französischen Missionar ans Land zu setzen zur Verstärkung der Propagation, die damals überhaupt nur von zwei Geistlichen betrieben wurde. Kaum erhielt Minh-Menh von der Abfahrt der Fregatte und dem Vorgefallenen Kunde, so ließ er seinen Mandarinen die Befehle zur Aufsicht über die französischen Schiffe verschärfen (25. Februar 1825). Kurz nachher war Prinz Ung Hoa, der Sohn des legitimen, aber verdrängten Thronfolgers, aus dem Palast, worin er überwacht wurde, entflohen, und es verbreitete sich das Gerücht, er sei als Rebell zu den Christen geflüchtet. Eine Glaubensverfolgung war im Ausbrechen, doch gelang es den Christen, sich von dem Verdachte zu reinigen. Nichtsdestoweniger sahen sie sich seitdem härterem Drucke als früher ausgesetzt; indessen wagte man nicht eher, sie ernstlich zu verfolgen, als bis die Nachricht von der Julirevolution und die Meinung sich nach Annam verbreitete, daß die Orleans sich nicht um die Missionare kümmern würden. Die Tonkinesen, welche es schwer ertrugen, von Annamiten regiert zu werden, waren immer Gegenstand des kaiserlichen Argwohns geblieben, und als man unter ihnen einen französischen Missionar ergriff, brach eine entsetzliche Christenverfolgung aus. Was auch die älteren Geistlichen verschuldet haben mögen, die jüngeren büßten glorreich dafür; 1833 wurde der Missionar Gageli erdrosselt, 1834 starb P. Odorico in Ketten, 1835 wurde der Missionar Marchand mit glühenden Eisen gezwickt, 1837 der Missionar Cornay enthauptet. Im Jahre 1838 hatte die katholische Kirche den Schmerz und zugleich die hohe Erbauung, 33 Priester, darunter vier Bischöfe und mehrere Spanier, den Tod als Blutzeugen sterben zu sehen. Aus der großen Zahl gewahrt man, wie eifrig und zugleich mit welcher Kühnheit das Bekehrungswerk betrieben worden war. In demselben Jahre wurde durch einen kaiserlichen Befehl das christliche Bekenntniß dem Hochverrath gleichgesetzt. Minh-Menh zeichnete sich zugleich durch Willkür gegen seine Unterthanen aus, indem er durch ein agrarisches Gesetz jeder Familie ein beschränktes Ackergrundstück anwies und den Rest zu Gunsten des Staatsschatzes einzog. Glücklicherweise raffte dieses Ungeheuer der Tod schon im 50. Lebensjahre, Anfangs 1841, hinweg, und es bestieg sein ältester Sohn, Thieutri, den Thron. Zwei Jahre verstrichen, ohne daß neue Verfolgungsedikte ergingen, die Mandarinen erkalteten in ihrem Pflichteifer und ließen, wenn ihnen ein Priester in die Hände fiel, sich bestechen. Der Grund dieser Besserung war die Schwäche des Regenten, dessen heilsame Furcht vor den Europäern infolge des Opiumkrieges der Engländer gegen die Chinesen sich noch steigerte.

Es wurden keine Missionare mehr hingerichtet, dafür aber in scheußlichen Kerkern gequält. Vier dieser Unglücklichen befreite Kapitän Lévèque, der mit der Korvette „Heroine“ im Februar 1843 vor Turon ankerte und dem ein Eingeborener die Nachricht heimlich brachte, daß in Hue vier Priester eingesperrt gehalten würden. Ohne Instruktionen und auf eigene Verantwortung begann der Seemann unter Drohungen ihre Auslieferung zu fordern, die auch wirklich im März erfolgte.

Im April des Jahres 1847 erschien der französische Kommodore Lapierre mit der Fregatte „Gloire“ und der Korvette „Victorieuse“ vor Turon und forderte vom Kaiser die Zusicherung völliger Glaubensfreiheit. Dieses Ansinnen gründete sich auf das gleiche Zugeständniß in dem mit dem Himmlischen Reiche abgeschlossenen Vertrage, und da Annam als ein chinesisches Lehen galt, so mußte diese Bestimmung auch dort Geltung haben. Ungewöhnlich lange erhielt der französische Kommandant keine Antwort auf sein Begehren; unterdessen rüsteten die Annamiten unaufhörlich, und die Franzosen entdeckten einen Anschlag, sie bei einer Einladung zu einem Feste, das auf einem der annamitischen Schiffe gegeben werden sollte, zu ermorden. Jetzt ergriff Kommodore Lapierre energische Maßregeln zu seiner Sicherheit und verlangte Genugthuung. Aber die Zahl der feindlichen Schiffe und der Besatzung derselben mehrte sich fortwährend, und als diese Schiffe sich trotz der Aufforderung des französischen Kommandanten nicht entfernten, eröffnete dieser endlich den Kampf, der mit einer gänzlichen Niederlage der Annamiten endete. Fünf annamitische Fahrzeuge wurden in den Grund gebohrt, doch gestehen die Angreifer zu, daß sich ihre Gegner mit großer Bravour geschlagen haben.

Die Züchtigung, welche ihm die Franzosen hatten angedeihen lassen, versetzte den Kaiser Thieutri in solche Wuth, daß er in seinem Palast Alles zerschlagen ließ, was fremden Ursprungs war. Nachdem er seinen Zorn an Spiegeln und Uhren abgekühlt hatte, befahl er die Ausrüstung eines neuen Geschwaders und den Guß von Riesenkanonen, starb aber am 4. November 1847, bevor er noch Früchte von seinen artilleristischen Racheinstrumenten genossen hatte. Ihm folgte sein zweiter Sohn Hoang Nam, unter dem Namen Tuduk (tugendhafte Vergangenheit), mit Ausschluß seines älteren Bruders Hoang Boa, gegen den der Premierminister und Schwiegervater Tuduk's glücklich intriguirt hatte. Der neue Kaiser begann mit Amnestien und Gnadenakten, entließ sämmtliche Christen aus ihren Kerkern und soll bereits nahe daran gewesen sein, ein Edikt der Religionsfreiheit zu gewähren, als sich plötzlich seine Gesinnungen änderten. Der enterbte Prinz Hoang Boa hatte nämlich die Christen für sich zu gewinnen getrachtet und sogar dem Bischof Léfèvre den Antrag gestellt, wie einst Msgr. d'Adran mit Gialong, so mit ihm ein gleiches religiös-politisches Bündniß zu schließen. Der Bischof Léfèvre aber gab die würdige Antwort, er sei nicht wie die anderen Missionäre nach Annam gekommen, um sich mit dynastischen Fehden zu beschäftigen, sondern nur um das Evangelium zu verkünden. Trotz dieser Vorsicht waren die Missionare doch dem Hofe sehr verdächtig geworden, und es brach 1848 eine neue Christenverfolgung aus. Ein Preis von etwa 2000 Reichsmark wurde für jede

Anzeige eines Priesters ausgesetzt, und den Behörden befohlen, jeden Missionar, der ihnen in die Hände geliefert würde, augenblicklich und ohne Prozeßverhandlung mit einem Stein um den Hals ins Wasser zu werfen. Tuduk beeilte sich, auch in Peking um seine Investitur nachzusuchen, als hätte ihm ohne diese Etwas an seinem Range gefehlt. Es erschien denn auch bald eine chinesische Ambassade, um den Lehnbrief zu überreichen. Beide Völker, Chinesen und Annamiten, überboten sich bei diesem Anlasse in politischen Listen, um sich Wichtigkeit beizumessen. Die sämmtliche Bevölkerung des Reiches wurde 4 bis 5 Monate zum Straßenbau aufgeboten, und die Marschlinie in solche Krümmungen gelegt, daß wenn die Gesandten die Ausdehnung des Reiches nach Tagemärschen zählten, sie einen übertriebenen räumlichen Begriff nach Hause bringen sollten. Wie auf der berüchtigten Reise der Kaiserin Katharina wurden längs der Straße von Station zu Station Paläste aufgeführt, um durch diese Dekorationen die chinesischen Botschafter zu blenden, und es gelang auch wirklich, die Gesandtschaft einen vollen Monat aufzuhalten, ehe sie von der Grenze aus die Hauptstadt Hue erreichte. Die himmlischen Diplomaten ihrerseits ließen die Herren fühlen, verdarben alle ihnen dargebotenen Erfrischungen, die sie nicht verzehren konnten, schliefen aus Hochmuth auf Säcken, die sie an der Grenze mit chinesischer Erde hatten füllen lassen, und versäumten keine Gelegenheit, um ihre Verachtung gegen das huldigende Volk auszudrücken.

Hoang Bao, der Enterbte, war Anfangs 1851 aus seinem Palast oder Käfig entschlüpft, wahrscheinlich um sich nach Tonkin zu flüchten. Abermals sollten die Christen für diesen Schritt gezüchtigt werden, weil man sie im Verdachte hatte, den Prätendenten verborgen zu halten. Am 30. März jenes Jahres erschien ein Befehl, worin sie angeklagt wurden, einen kaiserlichen Prinzen verführt zu haben. Jeder Priester, den man ergreifen würde, sollte daher ersäuft, jeder Eingeborene, der ihn versteckt habe, in Stücke gehauen werden. Das erste Opfer war ein Deutsch-Franzose aus Nancy, der Missionar Schäffler. Drei Streiche führte bei seiner Hinrichtung am 1. Mai der zitternde Henker, und zuletzt mußte er das Haupt vom Rumpfe heruntersäbeln. Statt aber, wie es sonst der Brauch bei Hinrichtungen ist, nach dem Todesstreich aus einander zu stäuben, drängte sich die Menge herbei, um das Blut des Märtyrers aufzusaugen; man raufte sich um seinen Turban, um den Strick, der ihm als Gürtel gedient hatte, und theilte seine Reliquien in tausend Stücke, unbekümmert um die Schläge der Polizei, welche der Aufsicht führende Mandarin unter die Menge austheilen ließ. Genau ein Jahr später, am 1. Mai 1852, fiel das Haupt Herrn Bonnard's. „Ich friste mein Leben", schreibt um jene Zeit der Missionar Legrand, „so gut es geht, ich habe nichts und mein Kopf steht unter dem Beil, das jeden Augenblick niederfallen kann. Wir sind jetzt noch Acht, die herumirren so gut wir können, und nur die Stunde abwarten, wo auch uns das Schicksal trifft." („Revue de l'Orient", November 1852.) — Im September 1856 erschien der Kapitän Lelieur de Ville-sur-Arce mit dem „Catinat" vor Turon, um ein amtliches Schreiben an den Kaiser zu überreichen. Als die Mandarinen die Empfangnahme verweigerten, begann

der „Catinat" sogleich eine Kanonade gegen die Strandbefestigungen, schiffte einen Theil der Mannschaft aus, welche nach leichter Arbeit die Citadelle erstürmte und 60 Geschütze vernagelte. Jetzt zeigten sich die annamitischen Behörden zur Unterhandlung geneigt, wollten aber die Ankunft des französischen Bevollmächtigten, des Herrn v. Montigny, abwarten; dieser traf am 23. Januar 1857 von Hongkong auf einem kleinen Dampfer ein. Die Annamiten suchten indessen nur Zeit zu gewinnen und setzten ihre Truppenmärsche nach Turon fort. Ein französischer Missionar, Msgr. Pellerin, der sich in einer abenteuerlichen Maske von der Hauptstadt durch die annamitischen Vorposten nach den französischen Fahrzeugen geschlichen hatte, unterrichtete seine Landsleute, daß alle Friedensversicherungen des Kaisers erheuchelt seien, und er nur daran denke, seine gesammte Wehrkraft nach dem bedrohten Punkte zu werfen. Auf diese Nachricht hin verließen beide Schiffe am 13. Februar 1857 die Küste. Eine ungeschicktere Unternehmung hätte kaum ersonnen werden können, denn durch die Anwesenheit der Kriegsschiffe ermuthigt, hatten die Unzufriedenen ihre Köpfe dreist erhoben. Jetzt fühlten sie sich kompromittirt und preisgegeben. Allgemein hieß es: die Europäer sind gekommen, ohne daß wir sie gerufen, und verlassen uns, nachdem sie uns bloßgestellt haben. Alles vereinigte sich jetzt im Haß gegen die Christen, und Tuduk, überzeugt von der Hohlheit der europäischen Drohungen, ließ das Blut in Strömen fließen, besonders nachdem ihn das Schicksal von der drohenden Prätendentschaft befreit hatte. Sein Bruder Hoang Bao hatte mit Mühe endlich ein Häuflein Verschworener zusammengebracht, aber es fand sich ein Verräther darunter, und andere Geständnisse erzwang die Tortur. Der Prinz wurde ergriffen und verurtheilt, in hundert Stücke zerhauen zu werden, doch war der Kaiser großmüthig genug, diese Strafe in lebenslänglichen Kerker zu mildern, und Hoang Bao benutzte diese brüderliche Großmuth dazu, daß er sich in einem unbewachten Augenblicke mit den Vorhängen seines Bettes erdrosselte. Obgleich auch diesmal gegen die Christen kein Schatten eines Verdachtes aufgefunden werden konnte, so wurden gegen sie doch neue Qualen verhängt, und am 20. Juli 1857 fiel abermals das Haupt eines Missionars und Bischofs, des Msgr. Diaz, eines Spaniers. Mittlerweile aber war sein früherer Leidensgefährte, der Bischof Pellerin, in Paris eingetroffen, und seiner beredten Schilderung von der gedrückten Kirche in Annam gelang es, Kaiser Napoleon III. zur Absendung eines spanisch-französischen Geschwaders nach Turon zu bewegen. — Diese Darstellung wird genügen, um jeden Einsichtsvollen über den Ausgang der Unternehmung zu belehren. Halbe Maßregeln werden im Morgenlande stets als Zeichen der Ohnmacht angesehen. Niemand schont einen Gegner, den er vernichten kann, also glaubt auch jeder Geschonte nicht an die Stärke seines Besiegers. Daß mit gelegentlichen Heimsuchungen durch Kriegsschiffe, mit Kanonaden gegen Verschanzungen nichts ausgerichtet wird, als daß nach Abzug der Züchtigungsmittel der Bestrafte seine Wuth an den wehrlosen Missionaren und Neubekehrten übt, hatte man wiederholt wahrnehmen können. Umgekehrt die Missionare ihrem Schicksale überlassen, was sicher das Einfachste gewesen wäre, hieß aber auf die Propagation in dem

fruchtbaren annamitischen Boden gänzlich verzichten, und damit hätte man die Aussicht auf eine in volkswirthschaftlicher Hinsicht gewinnbringende Zukunft aufgegeben. Deshalb erhielt die französisch-spanische Expedition den Auftrag, nicht nur die Hauptstadt von Annam, Hue, zu bedrohen, sondern kraft der unter Kaiser Gia-long erfolgten Abtretung von Turon von diesem Hafen dauernden Besitz zu ergreifen.

Das Geschwader der Verbündeten erschien unter den Befehlen des Admirals Rigault de Genouilly Ende August 1858 vor Turon, forderte es am 31. zur Uebergabe auf und ließ die einheimischen Forts am 1. Septbr. stürmen. Die Alliirten besaßen zwar nun die Stadt Turon, fanden aber, daß sie nur ein großes Dorf sei. Diesen Platz galt es zunächst zu befestigen. Unter den Tropen soll sich der Europäer vor jeder Anstrengung hüten. Admiral Rigault rechnete daher auf die Unterstützung der Eingeborenen, die sich, wie die Missionare es verheißen hatten, zu Tausenden einstellen würden. Allein Niemand erschien, weder Christ noch Heide. Die Annamiten handelten auch sehr weise, denn bisher hatten die Franzosen bei ihren Angriffen gegen Annam nach kurzen Feindseligkeiten das Land wieder geräumt, und wer in solchen Zeiten von den Eingeborenen den Fremden Dienst geleistet hatte, dem schlugen hinterdrein die Henker des Kaisers unerbittlich den Kopf ab. So mußten denn in Ermanglung anderer Arbeiter Soldaten und Matrosen Erde schaufeln, um Turon zu befestigen. Gar traurig begann für sie das Jahr 1859. Trotz wiederholter Forderungen des Admirals fehlte es den Eroberern an dem Nöthigsten; die Truppen, schlecht ernährt und schlecht gepflegt, fielen wie die Fliegen am Fieber, an trockenen Koliken, Durchfällen, Typhus und Cholera. Die Missionare wurden wegen ihrer trügerischen Verheißungen scheel angesehen und einige sogar aus dem Lager verwiesen. Endlich im Frühjahre, um den Soldaten Beschäftigung zu geben und sie aus ihrer drückenden Lage aufzurütteln, wurde ein Streich gegen Saigon in Kambodscha beschlossen. Diese Stadt galt für so fest wie Hue selbst, aber die französische Artillerie zu Schiff und zu Land wurde der Annamiten Meister, und am 8. Februar 1859 wehte die dreifarbige Fahne von der Citadelle Saigons. Admiral Rigault hätte gerne von Saigon aus seine Eroberungen verfolgt, aber die neuen Vorschriften, die er aus Paris empfing, lauteten auf Fortsetzung des Feldzuges in der Richtung von Hue. Da Turon und Hue im Centrum von Annam, Saigon aber in Kambodscha liegt, so hatten diese beiden Okkupationen keinen Zusammenhang, außer daß sie beide auf Kosten der Annamiten geschehen waren. Da nun der Admiral aus Paris die dringende Weisung erhalten hatte, den Angriff gegen Hue zu richten, so mußte er sich damit begnügen, die Festungswerke von Saigon zu schleifen und unter dem Schutze etlicher Schiffe eine kleine Besatzung in der Stadt zurückzulassen. Er erhielt nun zwar auf drei Fahrzeugen, die im Frühjahre 1859 eintrafen, etliche geringe Verstärkungen, aber keine Lebensmittel und gleichzeitig wiederholte Befehle, gegen Hue vorzudringen, obgleich seine Kräfte hierzu viel zu schwach waren. Im Sommer 1859, namentlich im Juni, wurde die Lage der Franzosen in Cochinchina sehr kritisch. Furchtbare Seuchen wütheten und die Sterblichkeit erreichte

eine drohende Höhe. Da ihm zu einem Feldzuge gegen die Hauptstadt Feld- und Belagerungsgeschütze fehlten, seine Kräfte zwischen Turon und Saigon getheilt waren, welches letztere er um keinen Preis aufgeben wollte, so bat der Admiral, im Bewußtsein, den Pariser Anordnungen nicht genügen zu können, um seine Rückberufung, und verließ am 1. November 1859 die Expedition.

Seine Rückkehr nach Paris gab den kriegerischen Unternehmungen gegen Annam einen ganz anderen Charakter, denn bis dahin bestand die französische Regierung hartnäckig auf der Festhaltung von Turon und auf einem Marsch gegen Hue, während nach seiner Rückkehr der Kaiser von dem Admiral überzeugt ward, daß es besser sei, Turon aufzugeben und die Eroberung von Kambodscha fortzusetzen. Verhaltungsmaßregeln in diesem Sinne gingen daher nach Ostasien ab; der Nachfolger Rigault's, Admiral Page, glaubte sie jedoch nicht beachten zu sollen. Er machte Vorstellungen dagegen, daß man einen so trefflich befestigten Punkt wie Turon aufgeben solle; als aber der Befehl trotzdem wiederholt wurde, räumten die Franzosen im März 1860 vollständig Annam. Den Annamiten wuchs nicht wenig der Muth beim Abzug der Franzosen, und sie verdoppelten daher ihre Angriffe gegen die schwache Garnison Saigons, welche sie durch eine Umwallung gänzlich von dem Binnenlande abgeschnitten hatten. In der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1860 versuchten sie sogar einen Sturm gegen die französischen Verschanzungen und besonders gegen eine abgesondert liegende Pagode, die nur von 250 Mann, halb Franzosen, halb Spaniern, vertheidigt und wo Mann gegen Mann erbittert gekämpft wurde, bis die Leichen sich aufthürmten und die Annamiten endlich vor dem Heldenmuthe ihrer Feinde wichen. Im Herbst jenes Jahres führte der Vizeadmiral Charner, welcher den Befehl übernahm, den Eroberern einige Verstärkungen zu, allein erst im Februar 1861, nach Beendigung des Feldzuges gegen Peking, durften die Franzosen wieder daran denken, zum Angriffe überzugehen, nachdem sie 1859 und 1860 sich nur vertheidigt hatten. Die Annamiten hatten sich seit dieser Zeit bei Quinhoa, ganz in der Nähe von Saigon, befestigt. Ihre dreifache Umwallung, verstärkt mit Bambupalissaden, Wolfsgruben, Dornengebüschen u. s. w., galt ihnen als uneinnehmbar. Die Franzosen entrissen ihnen gleichwol am 23. Februar die Außenwerke, und Quinhoa selbst am nächsten Tage, jedoch erst beim dritten Sturmlaufen. Der Eindruck dieser Waffenthat war ein gewaltiger, denn die annamitische Armee zerstreute sich, ohne verfolgt zu werden, auch ergab sich am 14. April die Citadelle von Mytho, der Schlüssel des Mekhong-Stromdelta's. Die Regenzeit des Jahres 1861 wurde wie gewöhnlich in Ruhe verbracht, allein im Dezember ging eine französische Expedition neuerdings gegen Bien-hoa vor und jagte abermals die annamitische Armee in die Flucht, welche sich Saigon wieder genähert hatte. („Ausland" 1862.)

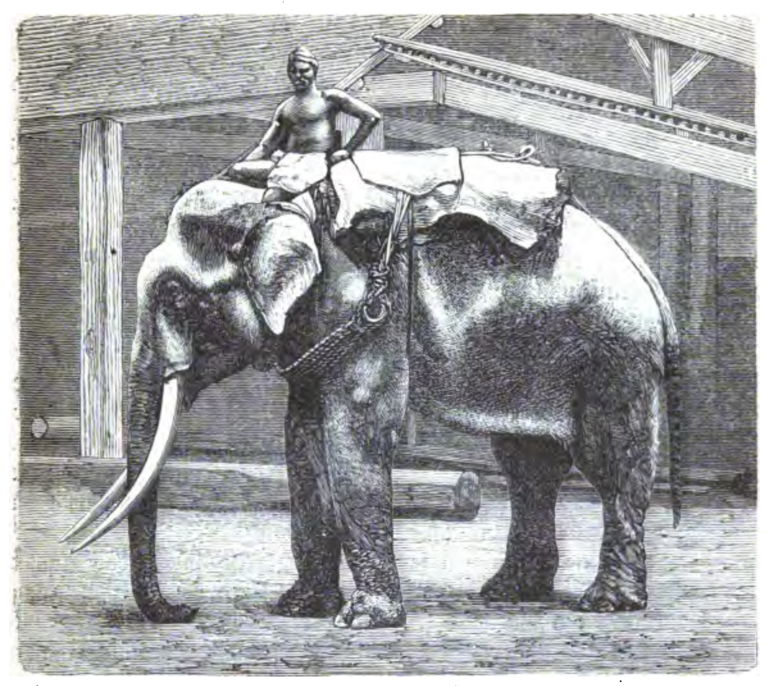
Unter dem Drucke dieser Ereignisse entschloß sich Kaiser Tuduk zu Friedensverhandlungen, die endlich am 5. Juni 1862 zu dem Vertrage von Saigon führten, dessen Tragweite und das Uebergewicht, welches er den Franzosen im ganzen Osten der hinterindischen Halbinsel verleiht, schon in einem früheren Abschnitte von uns gewürdigt worden sind. Durch denselben wird nach Art. 2

bestimmt, daß den Unterthanen Frankreichs und Spaniens die freie Ausübung der christlichen Religion im Annamitischen Reiche, sowie den Annamiten der Uebertritt zum Christenthume, ungestraft gestattet sein soll. Ferner wurden (Art. 3) die früheren annamitischen Provinzen Bien-hoa, Gia-dinh und Dinh-Thuong sowie die Inselgruppe Pulo Condor an Frankreich abgetreten und den französischen Handelsschiffen zu jeder Zeit der Verkehr auf dem Mekhong und dessen Nebenflüssen, sowie den Kriegsfahrzeugen dieser Nation das Befahren dieses Flußnetzes zum Schutze des Verkehres erlaubt. Keiner fremden Nation darf ohne Zustimmung der französischen Regierung irgend ein Theil des Annamitischen Reiches abgetreten werden (Art. 4 und 5) und werden außerdem die drei Häfen an der annamitischen Küste Turon, Balat und Kuang-An den Franzosen und Spaniern zu ungehindertem Verkehre geöffnet, sowie umgekehrt den Annamiten der Handel in den Häfen Frankreichs und Spaniens gestattet sein soll. Sollten andere Nationen zum Handel mit Annam zugelassen werden, so dürfen dieselben durchaus in keiner Weise bevorzugt, oder ihnen größere Rechte eingeräumt werden, als solche den Franzosen oder Spaniern zustehen. Nach Art. 7 amnestirt Frankreich alle Annamiten, welche gegen den Kaiser Napoleon die Waffen getragen haben, sowie der Kaiser von Annam denjenigen seiner früheren Unterthanen eine Amnestie angedeihen läßt, welche sich dem französischen Scepter unterworfen haben. Nach Art. 8 hatten die Annamiten 4 Millionen Dollars Kriegskosten zu zahlen. Die Provinzen Long-ho, Ang-giang und An-thien können mit den französischen Besitzungen in ungehinderten Handelsverkehr treten; Waffen- und Proviantsendungen dürfen jedoch in diese Provinzen nur zur See eingeführt werden, ausnahmsweise aber auch auf dem Kanal von Mytho, sobald der französische Kommandant dazu die Erlaubniß gegeben hat; im Uebertretungsfalle werden die Schiffe mit der Fracht weggenommen. Endlich blieb die Festung Vinhluong (in der Provinz Long-ho) so lange in den Händen der Franzosen, bis der Aufruhr in den westlichen Provinzen niedergeworfen war. („Revue maritime et coloniale“ 1863.)

Dieser Vertrag war französischerseits von Admiral Bonard abgeschlossen, der zugleich zum Gouverneur der neuen Kolonie Basse-Cochinchine bestellt wurde, doch erst nachdem von den Waffen nochmals Gebrauch gemacht worden war, erfolgte am 14. April 1863 die Ratifizirung des Vertrags durch Kaiser Tuduk. Letzterer hatte ohnehin einen schweren Stand gegen eine in Tonkin ausgebrochene Rebellion. Die Rebellen, über 100,000 Mann stark, blieben Sieger in mehreren Schlachten und eroberten drei Viertheile des Landes, die moralische Unterstützung des ganzen Reiches genießend, weil sie überall das Eigenthum sorgfältig achteten. Ihr Anführer hieß Pedro Phuong und stammte aus der Familie Se; einer seiner Vorfahren wurde durch Gia-long des Thrones von Tonkin beraubt. Von den französischen Missionaren in Pinang erzogen, war Pedro ein eifriger Katholik, wurde aber in Tonkin nicht nur von den Christen, sondern auch von den Heiden mit Begeisterung empfangen, da diese in ihm den gesetzmäßigen Nachfolger ihrer ehemaligen Könige erkannten und auf ihn zählten, um Tonkin seine Unabhängigkeit wieder zu geben.

Dem Vizeadmiral Bonard folgte Vizeadmiral de la Grandière in der Würde eines Gouverneurs von Cochinchina, und dieser war es, welcher am 11. August 1863 mit dem Könige von Kambodscha jenen Vertrag abschloß, der sein Land unter das Protektorat Frankreichs stellte. Wir haben schon gesehen, wie eine 1867 ausgebrochene Rebellion die Franzosen zur Eroberung dreier neuer Provinzen veranlaßte, und zeither haben sie mit kluger Planmäßigkeit getrachtet, ihren Einfluß im östlichen Hinterindien zu einer förmlichen Herrschaft zu erweitern. Das Opfer dieser Politik ist naturgemäß das Kaiserreich Annam, dessen Selbständigkeit mit den Zielen der Franzosen eben so unvereinbar ist wie die der indischen Fürsten mit den Zielen der Briten. Wol sah Kaiser Tuduk die Zerstückelung seines Reiches, das Sinken seiner Macht nunmehr voraus, allein zu spät; wol sandte er eine Gesandtschaft mit Tribut nach China in der Hoffnung, daß sein mächtiger Lehnsherr ihm Schutz gewähren werde, allein vergeblich; China kann sich selbst nur mit Mühe der europäischen Einflüsse erwehren. So blieb Annam hülflos und mußte es dulden, daß 1873 Frankreich durch ein von Saigon abgehendes Kriegsschiff die Anerkennung seines Protektorates verlangte. Nach langen Verhandlungen kam 1874 ein Vertrag zu Stande, dem zufolge den Franzosen in Tonkin drei Häfen als Handelscentra eröffnet werden, mit dem Rechte, in jedem derselben 100 Mann Besatzung und einen Konsul zu halten. Französische Kaufleute können überall Handel treiben und Durchgangszölle für Waaren, welche aus China nach jenen drei Plätzen kommen, dürfen nicht erhoben werden. Bei Unruhen im Innern oder bei Verwickelungen mit dem Auslande darf sich endlich der Kaiser nur allein an die Franzosen um Hülfe und Beistand wenden. Annam ist hiermit thatsächlich zum französischen Vasallenstaate gemacht, seine Selbständigkeit ist — gewesen.

Mit dieser letzten Phase hinterindischer Geschichte schließen wir unser Buch. Während im Augenblicke, als wir die Feder niederlegen, das Gespenst eines dritten birmanischen Krieges die Briten beunruhigt, können die Franzosen sich unbesorgt der Triumphe ihrer Politik erfreuen, die ihnen eine geradezu dominirende Stellung in Hinterindien sichert. Zweifelsohne hat der Kaiser von Annam so wenig wie der König von Kambodscha aus freien Stücken das französische Protektorat angenommen, die bezüglichen Verträge sind ihnen mehr oder minder aufgezwungen worden, allein die Engländer sind sicherlich die Letzten, welche ein Recht besitzen, sich über das Vorgehen der Franzosen zu beklagen. Im Verkehre mit tiefer stehenden Völkern haben sie stets von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch gemacht — versteht sich lediglich und allein im Interesse des Christenthums und der Civilisation; im vorliegenden Falle hat einmal Frankreich die Rolle Albions übernommen und mit Erfolg durchgeführt. Es beherrscht eben mit tyrannischer Faust Staaten, Völker und Individuen als ultima ratio das Recht des Stärkeren.



Elefant in Maulmeïn.

Die Provinz Tenasserim.

Amherst. — Maulmeïn. — Martaban. — Helfer's Reise am Salweenflusse. — Nach den „Drei Pagoden". — Blutegel. — Ye. — Tavoy. — Meta-myo. — Der Tenasserimstrom. — Mergui, Stadt und Archipel. — Die Selung.

In den vorhergehenden Abschnitten haben wir den westlichen Theil der Goldenen Halbinsel, das Reich Birma und die britisch gewordenen Länder Arracan und Pegu, kennen gelernt. Wir haben auch den englischen Einfluß und die Handelsziele der Briten bis in die nördlichsten Gebiete des transgangetischen Indien verfolgt. Nunmehr wenden wir uns dem Süden zu, jener eigenthümlichen, fingerförmig vorgestreckten Landzunge, die in den geographischen Handbüchern als Halbinsel von Malakka aufgeführt ist. Bis zu 10° 45′ n. Br. herab ist die Westküste dieser Halbinsel britisches Besitzthum, denn hier liegt, vom Salween im Norden von Pegu, im Westen durch das Khao-luan-Gebirge von Siam getrennt, die englische Provinz Tenasserim, die gleich Pegu und Arracan politisch zur indischen Präsidentschaft Bengalen gehört.

Wenden wir uns zu den hervorragenderen Städten Tenasserims, so richtet sich unsere Aufmerksamkeit zuerst auf das an der Mündung des Salween

unter dem 16.° 15.' n. Br. gelegene Amherst, welches seinen Namen von dem zur Zeit der englischen Besitznahme residirenden Generalgouverneur von Indien, Lord Amherst, herleitet, und im Anfang als Hauptstadt jener Provinz gewählt werden sollte. Hierzu zeigte die Stadt sich später aber durchaus nicht geeignet, sodaß der Sitz der Regierung nach Maulmeïn verlegt wurde und Amherst gegenwärtig nur noch als Seehafenstation einige Wichtigkeit hat. Es ist für Maulmeïn, was Cuxhaven für Hamburg ist, ein Platz, wo die Lootsen von und an Bord gehen. Sonst aber besitzt es ein äußerst gesundes Klima, und besonders in den heißen Monaten Februar, März und April ist es der angenehmen Seeluft und der Seebäder halber ein beliebter Aufenthaltsort der Bewohner Maulmeïns. Letztere Stadt ist von Amherst auf dem Wasserwege etwa 43½ Kilometer entfernt, während die Distanz zu Lande geringer ist. Doch existirt dorthin keine für Wagen oder selbst für Pferde passirbare Straße; nur ein Fußweg führt über steile Hügel und sumpfige Niederungen, der es jedoch Läufern gestattet, ohne erhebliche Schwierigkeiten Depeschen zu befördern.

Die Stadt Maulmeïn haben wir schon an einer früheren Stelle unseres Buches geschildert und brauchen deshalb hier nicht mehr darauf zurückzukommen, sondern fügen nur hinzu, daß der erste Anblick der Stadt, wenn man sich ihr auf dem Salween nähert, ein sehr ungünstiger ist, indem das Auge nur auf Holzhöfen und niederen Strohhütten ruht. In diesen Holzhöfen lagern aber Tausende von Stämmen des prächtigen Tekbauholzes (Tectona grandis), wegen dessen Ausfuhr Maulmeïn einen Ruf erlangt hat. Hier findet man auch Gelegenheit, die Nützlichkeit, Kraft und Gelehrigkeit der Elefanten zu bewundern, ohne deren Hülfe die Tekwaldungen kaum gelichtet werden könnten. Jeder Hof besitzt mindestens zwei solcher Elefanten sammt den dazu gehörigen Mahouts oder Wächtern. Die Thiere schleppen ungeheure Baumstämme von dem Flußrand nach jedem beliebigen Platze und stapeln sie mit ihren Zähnen, Rüsseln und Füßen ganz nach dem Willen des Mahouts auf, der auf ihrem Nacken sitzt und ihre Bewegungen mittels eines eisernen Hakens und seiner Stimme sowie seiner Füße leitet. Um einen Elefanten nach Wunsch zu diesem Geschäfte abzurichten, braucht es gewöhnlich ein bis anderthalb Jahre, und der Werth dieser Thiere schwankt nach ihrer Größe und Leistungsfähigkeit zwischen 400—1000 Rupien (800—2000 Mark).

So wenig anziehend von Salween aus die nächste Nähe der Stadt erscheint, so findet der Beschauer doch in der hinter Maulmeïn sich parallel mit ihr hinziehenden Hügelkette Entschädigung, auf welcher sich eine große Anzahl von Pagoden befindet, deren groteske Formen und goldene Spitzen einen eigenen Anblick gewähren, und unter denen sich besonders eine durch ihre großartigen Dimensionen auszeichnet. Sie ist unter dem Namen der großen Pagode bekannt, und die Höhe, auf der sie steht, ist schon der herrlichen Umsicht halber eines Besuches würdig. Eine ununterbrochene Kette 1220—1520 m. hoher Berge zieht sich am äußersten Horizonte gleich einem Amphitheater von Ost nach Nordwest, wo sie dem Auge entschwindet. Im Westen des Salween streicht in gleicher Richtung mit diesem Fluß ein anderer Zug genau nach Norden hinauf, und zwischen diesen Bergketten dehnt sich eine ungeheure

Alluvialebene aus, in deren Mitte wieder eine Sandsteinhügelreihe durch ihre wunderlichen, phantastischen Gestaltungen das Auge fesselt. Außer den silbernen Flächen der verschiedenen Ströme trägt die unfern gelegene Stadt Martaban mit ihren vielen Thürmen besonders zur Vollendung dieses schönen Panorama's bei, welches sich am Fuße der „großen Pagode" entfaltet.

Einen Theil der Landschaften am Salween stromaufwärts von Maulmeïn und Martaban lernen wir durch die Expedition kennen, die Helfer auf diesem Strome im Distrikt Amherst ausführte und welche seine Frau und Begleiterin, die Gräfin Pauline Nostitz, beschrieben hat. Mit Lebensmitteln für einige Wochen versehen und ausgerüstet mit einem Schutzbriefe an alle Ortsvorstände, mit welchen sie in Berührung kommen sollten, verließ das Helfer'sche Ehepaar am 4. März 1838 in drei großen Booten Maulmeïn und steuerte den Salweenfluß aufwärts. Nach einer kleinen halben Stunde schon landete man auf der gegenüber liegenden Insel, die, in einem Palmenhaine versteckt, eine mineralische Quelle von großer Heilkraft birgt; dann ging's weiter bis zu dem unfern vom Flusse gelegenen Dorfe Palien, wo der von der Ankunft der Reisenden unterrichtete „Gyaur" — Bürgermeister — ihnen seine Wohnung abtrat, anstatt sie in die zur Aufnahme von Fremden bestimmte „Zayat" einzulogiren. Helfer hatte beschlossen, zur Durchsuchung der Gegend hier einige Tage zu verweilen. Bei der systematischen Lügenhaftigkeit der Bewohner fiel es ihm indeß sehr schwer, wahrheitsgetreue Berichte zu erhalten.

Auf der weiteren Flußfahrt näherten sie sich den schon aus der Ferne in bläulichen Umrissen bemerkbar gewordenen und höchst pittoresk geformten Kalkfelsen, die sich aus der Ebene senkrecht bis zu 620 m. erheben. Ohne Modellirung von Licht und Schatten, in blauem Kolorit, schienen sie infolge des weißen Nebels, der in dieser Jahreszeit am Horizont sich lagert, eine gleiche Masse zu bilden. Dieser Nebel ist aber so dünn und ätherisch, daß er unseren nordländischen Begriffen von grauem, dickem Nebel nicht entspricht, er gleicht vielmehr einem Schleier von leichter Gaze, der die brennenden Sonnenstrahlen mildert und der näher gerückten Landschaft einen gewissen sanften Schmelz verleiht, in welchem die dichtbelaubten Lichtpartien der Berge, in graugelbe Farbe getaucht, mit dem duftigen Lila der Schatten lieblich verschwimmen. In der Frühe des 9. März unternahm Helfer von dem Dorfe Tarugla aus eine Exkursion nach dem höchsten Punkte dieser Kalkkette, dem perpendikulär aufsteigenden Zoog-ka-beeg, an dessen Fuße sich ein dunkler Urwald weithin erstreckt, auf dessen Höhe aber, einer Fläche von kaum zwanzig Schritt im Durchmesser mit herrlicher Fernsicht, eine verwitterte Pagode steht. Am 16. erreichte er die mit Dschungel dicht bewachsene Insel Kow-loon-kioun am Einflusse des Yeng-baing, welcher Fluß einige Tage stromaufwärts, zwischen hohen Felsenwänden, in gänzlich menschenleerer Gegend verfolgt wurde. Sein Lauf ist dem eines Bergstromes ähnlich und mag während der Monsunszeit furchtbar reißend sein. Hier hörte Frau Helfer zum erstenmale die Stimme des Tigers ganz nahe an ihrem Lager am Flusse. Zurückgekehrt nach Yeng-baing-kua am Salween, ward nun eine Exkursion nach dem etwa sechs englische Meilen entfernten Tekwalde unternommen, der indessen die gehegten

Erwartungen nicht befriedigte. Die Wälder in Tenasserim sind bis zu einer Höhe von etwa 1000 m. theils immergrün, theils in der trockenen Zeit laublos. Die trockenen Waldungen, die aus nicht immergrünen Arten bestehen, enthalten den werthvollen Tekbaum eingesprengt einzeln und in Gruppen. Reine Tekbestände giebt es nur wenige und von geringer Ausdehnung. Diese Waldungen werden jedes Jahr ein oder mehrere Male vom Feuer heimgesucht, da das abgefallene Laub und Reisig in der trockenen Jahreszeit ungemein dürr wird. In die immergrünen Wälder dringt das Feuer nicht ein, und hier findet man eine üppige, tropische Vegetation. Auf großen Strecken ist die mittlere Baumhöhe 60 m. und der Wald bildet eine fast undurchdringliche Masse von grünem Laubwerk vom Boden bis zur Spitze der Bäume. Oberhalb 1000 m. finden sich auf der Gebirgskette zwischen dem Salween und Irawaddyflusse ausgedehnte Nadelholzwälder von Pinus Khassyana. Hier und da bis zu einer Höhe von 1370 m. wird noch Landwirthschaft betrieben und Reis gebaut. Auch findet man auf diesen Höhen weite Grasebenen mit einem Farrenkraut bedeckt, das, so weit bis jetzt bekannt, mit dem Adlerfarren von Europa (Pteris aquilina) identisch ist.

Am 29. näherte sich das Helfer'sche Ehepaar dem von Karen, jenem schon von uns beschriebenen Urvolke, bewohnten Dorfe Melaych-hua, wo eine amerikanische Anabaptistin, der Missionsgesellschaft in Maulmeïn angehörend, christliche Konvertiten gewonnen hatte. Von hier ging es nach dem vom Salween und Thou-Kahn eingeschlossenen Pakahgebirge, einer Anhäufung zerrissener Gipfel mit regellos dazwischen liegenden Schluchten und engen Thälern, über welche sich die höchste Kette bis zu 760 m. erhebt. Obwol diese Gebirgsgruppe an 48 Kilometer in der Länge und 12—16 Kilometer in der Breite mißt, war sie gänzlich unbewohnt. Es gelang Dr. Helfer, hier einen Silberfundort zu entdecken. Das nächste Ziel war nun die Kette des Elefanttail-Gebirges, dessen höchste Gipfel durch die Waldesöffnungen hervorblickten. Nachdem eine Reihe von mäßig hohen Vorbergen überschritten war, überraschte der Anblick einer fruchtbaren Ebene, die von junger, üppiger Vegetation strotzte, aber außerordentlich heiß war. Am Fuße dieses siamesischen Grenzgebirges gelangten unsere Reisenden an einen sehr merkwürdigen, nach Helfer's Berechnung etwa 176 Kilometer von Maulmeïn entfernten Landsee, den die Karen Lambret nannten; er hatte das Aussehen eines ungeheuern Kraters, obwol keine Spur vulkanischen Ursprungs zu sehen war. Am westlichen Ufer des Sees liegen zerstreute Quarzfelsen, alle mehr oder minder abgerundet, ohne Zweifel einst aus weiter Entfernung durch Wassersgewalt hieher geführt. Diese riesigen Blöcke sind voll von kleinen, nicht über ¼ Zoll messenden Stücken Zinnsteins, welches Metall Helfer nirgends noch in der Provinz Amherst gefunden hatte. Als nach vielen Mühen und Beschwerden die Spitze des Berges erklommen war, benahm leider die mächtige, sich bis oben erstreckende Bewaldung die gehoffte Fernsicht.

Nun trachtete Helfer, den Dagyaing, einen Nebenfluß des Salween, zu erreichen; der Dagyaing ist 6 m. breit, stellenweise sehr tief, dann aber wieder so seicht, daß die Boote, in welchen unsere Reisenden ihn hinabfuhren,

gezogen werden mußten. An seinen Ufern waren Spuren bedeutender Waldbrände bemerkbar, durch welche die Einwohner sich gegen die Tiger schützten. Nach einer Stunde legten sie bei Konoh an, einem größeren, 60 Schritte vom Flusse entfernten Dorfe, von wo sie in geräumigeren Booten auf dem schnell fließenden Salween nach sechswöchentlicher Abwesenheit glücklich wieder in Maulmeïn anlangten.

Eine andere Expedition Helfer's nach den sogenannten „drei Pagoden" nahm die Zeit vom 14. November 1837 bis zum 18. Januar 1838 in Anspruch und war mit vielfachen Beschwerden verknüpft. Die Reisenden steuerten den sich durch einen Gebirgszug hindurchzwängenden Attaran hinan und langten am 18. November in der gleichnamigen ehemaligen Stadt an, die durch freiwillige Auswanderung der Bewohner nach Siam gänzlich entvölkert war und nur noch aus zwei Hütten bestand. In der Nähe ist wieder ein sehr bedeutender, warmer Quell von 40° R. Nachdem sie sich mit großer Mühe einen Zugang durch das Dickicht gebahnt, stießen sie in seiner Umgebung auf ganz verwitterte Reste eines Tempels, die mit einer diesen Gegenden sonst nicht eigenen Vegetation bewachsen waren. Auch wimmelte es in dem warmen, breiartigen Wasser, wie in dem heißen Quell am Salween, von den so gefürchteten großen Blutegeln, die in kürzester Zeit massenhaft an den nackten Körpern ihrer birmanischen Begleiter sich festsetzten. Kaum war es gelungen, den einen Blutsauger abzureißen, so hatte schon ein anderer sich festgesogen. Diese hinterindischen Blutegel schrumpfen noch mehr als die europäischen zu einem ganz dünnen schwarzen Faden zusammen. Wenn die anhaltenden Monsunregen die Erde mit Feuchtigkeit durchtränkt haben, verlassen sie ihr eigentliches Asyl, die Pfützen, um auf dem Boden, den nassen Zweigen und Blättern der Bäume umherzukriechen und an jedes mit Blutadern versehene Geschöpf, das sie erreichen können, sich anzusaugen. Da hilft keine Vorsicht. „Während wir mit Händen und Füßen uns der ekelhaften Thiere erwehrten, streiften unsere großen runden Hüte sie von den Zweigen der Bäume, unter denen wir hingingen, und unbemerkt, mit gieriger Behendigkeit, gelangten sie von da zum Kopfe und zu den anderen Theilen des Körpers und saugten sich mit einem kaum fühlbaren Stiche fest." Auch Moskitos der bösartigsten Sorte gehören zu den Plagen Hinterindiens.

Am 26. Morgens wurden die Ufer des Attaran verlassen, um landeinwärts durch das Dickicht unwegsamer Urwälder zu dringen. Langsam und mühevoll bewegte sich der Zug durch das immer dichter wuchernde, netzartige Gewirr der in langen, stacheligen Ruthen aus der Erde hervorschießenden Rattan- oder Rotangpalmen (Calamus rotang), die ringsum weite Flächen bedeckten. Dann folgten mächtige Waldungen, in welchen die Elefanten mit klugem Verständniß ihre Lasten durch alle Hindernisse unversehrt hindurchtrugen. Gemessen und sicher setzt dieses merkwürdige Geschöpf seine säulenartigen Füße in stets gleichem Tempo vorwärts, das niedere Gebüsch unter seinen Tritten zermalmend. Er weiß genau zu berechnen, welche Entfernung die Bäume von einander haben müssen und welche Höhe der Zweige nöthig ist, um ohne Anstoß mit seiner Ladung dazwischen und darunter wegzukommen.

Sind die im Wege stehenden Bäume nicht gar zu stark, so umfaßt er sie mit seinem Rüssel, beugt sie hernieder und tritt sie mit den Füßen zu Boden. Eben so bricht er die für die Höhe seiner Bürde zu tiefen Aeste mit dem Rüssel ab, steckt gewöhnlich auch einen Zweig derselben zur Nahrung in sein Maul. Phlegmatisch schreitet er so unter dem Geräusch der brechenden Bäume und Zweige vorwärts, nach links und rechts, nach oben und unten sich seinen Weg bahnend und dabei immer kauend und fressend. Daß er nicht nur seinen eigenen Umfang, sondern auch den der Last auf seinem Rücken so genau zu tariren weiß, grenzt ans Wunderbare. Ist das Gepäck auf einem Elefanten gut vertheilt und befestigt, so wird ihm selten ein Unfall damit begegnen.

An dem Ufer des Natschanna, eines Nebenflusses des Attaran, aufwärts gehend, verfolgte das Helfer'sche Ehepaar in östlicher Richtung ihr Reiseziel, die drei Pagoden. Bald nöthigten die vielfachen Krümmungen des Flusses, dessen Ufer zu verlassen und nur, dem Kompaß folgend, kein Hinderniß achtend, gerade nach Osten vorzudringen. Mühselig arbeiteten sie sich mehrere Stunden durch ein Wirrsal von ineinander verwachsenen Bäumen und Schlingpflanzen, über niedergestürzte, modernde Stämme vorwärts, bis sich ein wildromantisches Thal vor ihnen öffnete, eine Schlucht, in welcher der Thau auf den Gewächsen noch am Nachmittag nicht durch die Sonnenstrahlen abgetrocknet war. Die riesigen Bäume an den Abhängen der Bergwände streckten ihre Aeste und Zweige bis in die Mitte der Schlucht, ein wunderbar schönes Laubdach bildend. Wo sie sich nicht berührten, wurden sie durch Lianen in buntfarbiger Blütenpracht und durch Gewinde blühender Schlingpflanzen zu einer schattigen Wölbung miteinander verbunden. Dichtes Gebüsch der undurchdringlichen Rattanpalme und mannshoher Graswuchs schlossen den Eingang und würden das Vordringen fast unmöglich gemacht haben, hätten nicht die Elefanten für ihren Durchzug eine große Heerstraße breitgetreten. Alle Thiere des Waldes schienen diesen Ort zum Stelldichein erkoren zu haben. Hatte das Nahen des Reisenden sie auch auf- und davongescheucht, so sah man doch an den Exkrementen derselben und an den Spuren der Pfoten, Tatzen und Klauen jeglicher Gestalt, welch mannichfaches Thierleben sich hier berge. Abdrücke von den Füßen des Rhinozeros zeigten, daß auch dieses in dem großen Thierpark nicht fehle, während es sonst nur im unzugänglichsten Dickicht und Schlamm sein wüstes Leben treibt. Dazwischen liefen die zierlichen Spuren der Hirscharten, vom großen Elk bis zum niedlichsten Moosthiere; aber auch die mächtigen Tatzen des hier reiche Beute findenden Tigers wie seines ganzen zahlreichen Geschlechtes waren dem feuchten Boden eingedrückt. Nur die dreisten Affen belebten die Todtenstille dieses Platzes. Gruppenweise saßen sie, von der größten bis zur kleinsten Gattung, auf den dichtverästeten Bäumen, schauten verwundert auf die Wanderer herab, als wären sie sich der nahen Verwandtschaft mit ihnen bewußt, bewarfen sie mit Blättern, Zweigen und Nüssen, fletschten ihre weißen Zähne, ließen sich an den Schwänzen hernieder, daß man sie leicht hätte greifen können, sprangen und tanzten von Ast zu Ast und schlugen Purzelbäume, kurz entwickelten ein Treiben, wie man es ähnlich in den Menagerien sehen kann.

Durch eine vollständige Wildniß gelangten unsere Reisenden an einen Punkt, wo das Dickicht sich aufthat und vor ihren überraschten Blicken eine senkrechte Felswand von mehr als 600 m. Höhe stand, von welcher im Glanz der Sonne ein herrlicher Wasserfall herabstürzte. Die Felswand, von Norden nach Süden sich erstreckend, schloß ihren Pfad und hinderte ihr ferneres Vordringen nach Osten. Doch fand sich endlich ein Weg über das anscheinend unpassirbare Gebirge, und am 6. Dezember erreichten sie den schnellfließenden Zamie-Khiaung, einen Hauptarm des Attaran. Ehe sie ihr Ziel, die drei Pagoden erreichten, hatten sie noch zwei Arme des Zamie-Khiaung zu passiren und betraten dann ein Gebirge von Kalkformation, dessen hohe Felswände zur Linken wie aus der Erde hervorzuwachsen schienen. Zweifelsohne ist dies das sogenannte Khao-luan-Gebirge, welches gegen Siam hin die Grenze der britischen Besitzungen bildet. Nach einem Nachtlager am Mikeli-Khiaung, den man für den Ursprung des Attaran hält und der reißend den Engpaß der drei Pagoden durchströmt, stand Helfer am folgenden Tage am Ziele seiner Expedition

Die sogenannten „drei Pagoden" sind in der Wirklichkeit nichts als drei Steinhaufen von 3 m. Höhe, die man auf dem verwitterten Ziegelgemäuer der einst hier gestandenen Pagoden aufgerichtet hat und deren mittlerer als Grenzmarke zwischen Tenasserim und Siam dient. Der Ort liegt südöstlich von Maulmeïn.

Ihren Rückweg nahmen Helfer und Gattin nicht wieder nach letzterer Stadt sondern nach Ye, einem Küstenplatze südlich von Maulmeïn. Sie mußten demnach fürderhin eine im Allgemeinen westliche Richtung innehalten. Anfangs führte sie der Weg am Fuße des Gebirges durch eine fruchtbare, von Hügelreihen unterbrochene und von Bächen durchschnittene Ebene, dann aber mußten sie an zehnmal einen reißenden Bach passiren, in welchem die Pferde, bis zum Gurt im Wasser, auf dem losen Gestein sich kaum aufrecht zu erhalten vermochten, und endlich erstiegen sie einen hohen Berg, der sich um so steiler erhob, je weiter sie aufwärts drangen. Schon ließen sie andere Bergrücken zur Seite unter sich zurück und gewannen dadurch zeitweilige Fernsichten gegen Osten und Nordosten; die Gegend lag dann wie eine Landkarte vor ihnen ausgebreitet, aus der die phantastischen Spitzen des Khao-luan-Kalkgebirges hervorragten. Als sie den Gipfel des Berges erreichten, befanden sie sich auf dem Höhepunkte eines Hauptgebirgsstockes, der die ganze Halbinsel von Südwest nach Nordost durchzieht, und hatten nun auch den Blick auf die See nach Westen frei. Dahin zu gelangen, war aber in dem völlig wegelosen Gebirge, in das sie sich nunmehr wieder hinabsenken mußten, nur unter unsäglichen Beschwerden möglich. Mehr denn einmal wanderten sie in der Irre umher, von Wassermangel gefoltert, dem bald die Qual des Hungers sich beigesellen sollte. Sie befanden sich im Labyrinthe eines zweiten, parallel laufenden Gebirgsstockes, über den endlich nach langem Suchen ein Pfad nach der westlichen Abdachung und nach Ye gefunden ward.

Ye ist, nicht nach europäischen, sondern nach indischen Begriffen, eine Stadt, weil es Handelsleute, darunter auch spekulirende Chinesen und Handwerker, daselbst giebt. Dieselbe liegt, von üppigen Reisfeldern umgeben,

im Schatten hoher Kokos- und Arecapalmen, die Häuser sind völlig versteckt unter den Blättern der riesigen Plantains. Sie wäre aber kaum ein gesunder Ort, wenn nicht die regelmäßig abwechselnd vom Meere und vom Gebirge her streichenden Winde Kühlung brächten und alle Miasmen aus der Atmosphäre entfernten. In der Nähe Ye's liegt der 600 m. hohe, steile Zae-town oder Medizinberg, der nach der Meinung der Eingeborenen viele heilsame Kräuter und Blumen hervorbringt.

Südlich vor Maulmeïn liegen die für den Handel nicht sehr wichtigen Städte Tavoy und Mergui; europäische Kaufleute sind bis jetzt noch nicht dort ansässig. Den Postverkehr vermittelt ein Raddampfer, der diese Plätze zwei Mal monatlich besucht und in anderthalb Tagen von Maulmeïn nach Tavoy fährt. Zu Helfer's Zeiten bestand diese Postverbindung natürlich noch nicht und er mußte, um von Ye nach Tavoy zu gelangen, sich zur Landreise bequemen. In der Richtung von Norden nach Süden vorwärts schreitend, behielt er links die Bergketten des Ostens im Auge und hatte zur Rechten in geringer Entfernung das Meer. Das Land ist hier größtentheils gut angebaut und die Bewohner, meist Talaings, sind erwerbsüchtiger als die Birmanen und fleißige Arbeiter. Die Temperatur steigt auf 21—26° R., doch wird durch die Nähe des Meeres die Hitze gemildert und ein der Vegetation sehr günstiges Klima erzeugt. Helfer's Marsch hemmten häufig die zahlreichen Flüsse, die vom Gebirge herabströmen und, dem Einfluß der Ebbe und Flut unterworfen, fast alle etwa 55 oder 56 Kilometer aufwärts schiffbar sind. Große Vorsicht beim Ueberschreiten dieser Gewässer macht die Menge der Alligatoren nöthig, die unter den unzähligen Wurzeln der am Ufer stehenden Mangroves sichere Verstecke finden.

Tavoy (14° 4′ n. Br. und 98° 5′ ö. L. v. Gr.), in einiger Entfernung von der Küste, liegt ziemlich hoch an dem gleichnamigen, breiten, schiffbaren Flusse hinauf, doch kann der Postdampfer nur bei Springfluten an der Stadt selbst ankern; das Fahrwasser des Tavoy, im Anfange gut, wird nach dem Passiren der sogenannten Gutteridge plains sehr unsicher. Die Stadt selbst ist ein hübscher, sehr reinlicher Platz, im Schatten dichtbelaubter Bäume und Gebüsche in einer fruchtbaren Ebene erbaut, die im Osten bis an den Fuß des Hochgebirges sich erstreckt und dort von drei übereinander emporragenden Gebirgsrücken in duftiger Ferne begrenzt wird. Die ganze Gegend, von vielen Dörfern belebt, von wohlgepflegten Reisfeldern durchzogen, auf allen Hügeln und Vorbergen mit Pagoden geziert, bietet ein anmuthiges Bild vorgeschrittener Kultur. Die Einwohner von Tavoy, meist aus Talaings bestehend und jetzt vielleicht 20,000 Köpfe zählend, sind hauptsächlich Fischer und Schiffer und bringen viel Ngapi in ihren Katoohs (Fahrzeuge, ähnlich den chinesischen Dschunken) nach Maulmeïn und Rangun.

Oestlich von Tavoy und landeinwärts liegt Meta-myo, die Haupt- und Residenzstadt eines ehemals unabhängigen Königreiches, von dessen Existenz jetzt nur noch die Sage eine dunkle Kunde giebt. Auch von der Blüte der Stadt legen keine Bau- oder sonstige Denkmäler mehr Zeugniß ab, denn längst hat die ewig keimende Naturkraft die modernden Ruinen überwuchert

und unter grüner Rasendecke vergraben. Meta-myo war lange der Aufenthaltsort von Herrn und Frau Wade, der amerikanischen Missionsgesellschaft angehörend, welche sich bemühten, den umwohnenden Karen die christliche Gesittung beizubringen. Etliche fünfzig Wohnungen, im Stile kleiner Bangolo's symmetrisch am Ufer des Tenasserimflusses errichtet und von gutgepflegten Gärten umgeben, verliehen dem Orte wirklich ein städtisches Aussehen im Vergleiche mit den elenden Hütten der Waldbewohner.

Der ebengenannte Tenasserimstrom, einer der mächtigsten der Malakkahalbinsel, entsteht aus der Vereinigung zweier Flüsse, des Bain-Khiaung und des Kamoung-Thueg-Khiaung. An letzterem soll der Sage nach einst die Hauptstadt eines selbständigen Staates gestanden haben. Die Quelle des ersteren befindet sich unter dem 13° n. Br. inmitten eines der hohen Bergzüge, welche das Land von Nordnordwest nach Südsüdost durchstreichen. Er nimmt sechzehn Bergströme, alle von Süden nach Nordnordwest fließend, in sich auf, bis er sich mit dem in fast geradem Laufe von Norden kommenden Kamoung-Thueg-Khiaung bei Meta-myo vereint und nun mit diesem zusammen den oberen Tenasserim bildet. Der Lauf dieses Stromes ist nun ein im Allgemeinen direkt nordsüdlicher, bis er unterhalb der Stadt Tenasserim eine jähe Wendung gegen Norden macht und in fast umgekehrter Richtung von Süd nach Norden strömt. In mehreren Armen, an deren nördlichsten die Stadt Mergui liegt, ergießt er sich ins Meer. Einer der ersten wissenschaftlichen Erforscher des Tenasserimflusses ist abermals Helfer, dessen interessanten Touren wir schon wiederholt gefolgt sind. Er begab sich von Tavoy nach Palouk, einem ziemlich bedeutenden, an dem gleichnamigen, schiffbaren Flusse gelegenen Orte, wo ein lebhafter Binnenhandel sich zu entwickeln begann, und von da an den unteren silberhellen Tenasserim, dessen Ufer an jener Stelle gänzlich unbewohnt war und den er auf Flößen hinabzufahren beschloß. Zehn Tage dauerte diese Stromfahrt, ehe wieder die ersten menschlichen Wohnungen gesehen wurden; am elften Tage winkte ein Dorf vom Ufer gastlich entgegen. Nach zwei weiteren Tagen erreichte er ein ansehnlicheres Dorf, wo Helfer zu seiner Freude erfuhr, daß Steinkohlen in geringer Entfernung an einem Nebenflusse des Tenasserim zu finden seien. In der That lag dort am Ufer des seichten Flusses unter einer Sandsteinschicht ein mächtiges Kohlenflötz zu Tage. Neueren Untersuchungen des Bergwerksingenieurs Herrn Mark Fryar zufolge, der gegen Ende 1871 Tenasserim bereiste, ist die dort gefundene Kohle jedoch nicht besonders gut und steht der australischen wie der englischen nach; auch besitzt Tenasserim noch so großartige Wälder, daß vor der Hand ein Bedürfniß nach Steinkohlen dort nicht stattfindet. Das Wichtigste aber, was Fryar entdeckte, war das Vorkommen sehr ausgedehnter Zinnseifen. In den Flüssen, auf dem Festlande sowie auf den Inseln an der Küste enthält jede Schüssel voll Kies, die man aufnimmt, schwarze Zinnsteinstückchen, und es ist wahrscheinlich, daß man in den Gebirgen, von welchen die Flüsse herabkommen, die Zinnerzadern auffindet („Globus", XXII. Bd.). Bereits südlich von Maulmeïn kommt Zinn vor und bei Ye versuchte schon vor zwanzig Jahren ein Europäer auf Zinn zu graben; er fand die Gruben auch ergiebig, mußte aber aus

Mangel an Arbeitskräften die Sache wieder aufgeben. Auf dem Festlande bei Mergui befinden sich große Zinngruben, die lange Jahre ein Chinese von der englischen Regierung gepachtet hatte und mit Erfolg bearbeitete. Jetzt soll dieser Kontrakt einer englischen Firma in Rangun gegeben worden sein. Südlich von Mergui, etwa sechs Tagereisen den Tenasserimfluß hinauf, haben endlich Hamburger Kaufleute angefangen, Zinngruben anzulegen, doch mit welchem Erfolg, ist noch sehr zweifelhaft. („Zeitschr. der Gesellsch. für Erdk. in Berlin", 1874.)

Am Tenasserimflusse liegt auch einer der südlichsten Orte von Britisch-Birma, die alte Stadt Tenasserim, jetzt ein unbedeutender Ort, doch zeigen Ruinen, daß dieser Platz früher von Bedeutung gewesen. Der Fluß ist sehr tief und für die größten Schiffe bis an die Stadt fahrbar. Vor dreihundert Jahren sollen die Holländer und Spanier hier viel Handel getrieben haben. Kapitän James Lancaster, der erste englische Kapitän, der eine Reise nach Ostindien im Jahre 1592 machte, sagt bereits in seinem Bericht, daß er in Point de Galle (auf Ceylon) auf Schiffe gewartet hätte, die von Tenasserim, einem Platze in Siam, erwartet wurden.

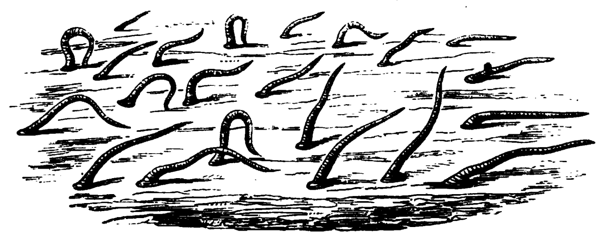
An der Mündung des Tenasserim, auf einer sehr gebirgigen kleinen Insel und am Abhange eines 60 m. hohen Bergrückens, der vom Meeresgestade sanft emporsteigt, breitet sich die Stadt Mergui in amphitheatralischer Lage aus. Die See ist hier so tief, daß größere Schiffe dicht an der Stadt ankern können. Reihen auf Pfählen stehender Häuser bilden breite Straßen. Zierliche Bangolo's, von chinesischen Kaufleuten und amerikanischen Missionaren bewohnt, stehen im Schatten hoher Kokospalmen, die hier, so nahe ihrer eigentlichen Heimat, den Nicobar-Inseln, zu voller Schönheit und üppigem Wachsthum gedeihen. Hoch über diesem Labyrinth von Grün erhebt sich inmitten der Stadt die große vergoldete Pagode mit ihren zahlreichen Nebengebäuden und entzückend ist der Ueberblick, den man von diesem Punkte genießt. Zu den Füßen des Beschauers breitet das Meer seine unabsehbare Fläche aus, in welches südlich von der Stadt der breite Tenasserim sich ergießt. Inselgruppen in den mannichfaltigsten Formen ragen daraus hervor und umgürten diesen geräumigen und sicheren Hafen des Meerbusens von Bengalen. Am höchsten erhebt sich die hohe Königsinsel im Westen, welche, bis zu ihrer 1000 m. hohen Spitze reich bewaldet, das Hafenbassin, dessen Breite 16 Kilometer beträgt, gegen die gefährlichen Stürme des Südwestmonsuns schützt. Das Klima ist außerordentlich günstig und Mergui zählt zu den gesundesten Orten des ganzen Küstengebietes. Ein englisches Regiment, das während seiner Stationirung an der Malabarküste durch Seuchen fast aufgerieben wurde, hat seit seiner Versetzung nach Mergui keinen Sterbefall mehr gehabt.

Von Tavoy nach Mergui sind es anderthalb bis zwei Tage. Kleinere Schiffe können ihren Weg durch den Mergui-Archipel nehmen; der Kanal ist an flachen Stellen mit langem Bambu bezeichnet und bei niedriger Ebbe ist die See hier an einzelnen Stellen nur $2^1/_2$ m. tief. Ein Blick auf die Karte von Malakka zeigt die Gruppe von über 4000 Eilanden, die unfern der Küste zwischen dem 9. und 14.° n. Br. den Mergui-Archipel bilden. Viele bestehen nur aus

nackten, zerklüfteten Felsen, die Mehrzahl aber prangt in üppigem Baumwuchs. Die kleinen Inseln, die ein herrliches Klima haben, sind alle gebirgig und meist stark bewaldet, aber nicht angebaut. Sie enthalten den gleichen Reichthum an Produkten wie das Festland, nur noch vervielfältigt durch maritime Erzeugnisse, wie den edlen Mangostcen, eine Frucht, die wegen ihrer erfrischenden Eigenschaft unschätzbar für dieses Klima ist. Sie gedeiht besonders auf der Insel Kalaghioun in vorzüglicher Güte. Mehrere Inseln, worunter Kitheraing den ersten Platz einnimmt, sind von einer solchen Ertragsfähigkeit, daß sie bei rationellem Anbau eine unerschöpfliche Reiskammer für den ganzen Archipel sammt Mergui werden könnten. Die Küsten von Kitheraing sind auch berühmt wegen ihres Reichthums an Fischen, und auf den ausgedehnten Schlammbänken rings um die Mainghyinseln wimmelt es von weißen Garneelen. Die Bucht von Sir Edward Owen's Insel ist der ergiebigste Fangort der Seeschnecken, die in den seichten felsigen Buchten der äußeren Inseln in Unmasse gefunden werden, in den Umgebungen der inneren Inseln aber gar nicht vorkommen. Sie vermehren sich so außerordentlich schnell, weil ihnen von keinem anderen Thiere nachgestellt wird. Selbst die gefräßigsten Seethiere verschmähen eine Nahrung, welche den Gelüsten eines verkehrten, überfeinerten Geschmacks als Gaumenkitzel dient. Geräuchert oder an der Sonne getrocknet bilden sie eine sehr beliebte Waare auf den chinesischen Märkten. Ein noch gesuchterer Artikel der chinesischen Feinschmecker, der oft mit Gold aufgewogen wird, sind die aus den schleimigen Substanzen der Mollusken zusammengeklebten Nester der Seeschwalben. Sie hängen an steil aus dem Meere emporsteigenden Felsen und unzugänglichen Klippen, daher ihre Einsammlung mit Lebensgefahr verbunden ist und nur von den gewandtesten, völlig schwindellosen Kletterern unternommen werden kann. In einer Bucht der Gregoriesinseln war endlich der Grund mit Perlenaustern bedeckt; die hier gefundenen Perlen kommen denen von Bahreïn im Persischen Golfe gleich.

Der ganze Archipel ist ein Labyrinth von engen Durchfahrten, Klüften, Höhlen und Schluchten, früher Zufluchtsörter der malayischen Seeräuber, welche vor der britischen Besitznahme diese Gewässer so unsicher machten. Helfer fand die Inseln meistentheils von Menschen unbewohnt, nur auf den größeren gewahrte er vereinzelte leere Lagerstätten der spärlichen, nomadisirend umherziehenden Bevölkerung, der erbärmlichen Selung oder Calung, wie die Birmanen sie nennen. Sie sind ein wohlgebauter und gesund aussehender Menschenschlag. Ihre Hautfarbe ist dunkler als die der Birmanen, sie nähern sich theils dem malayischen, theils dem äthiopischen Typus; die mitunter krausen Haare weisen auf Verwandtschaft mit Negerstämmen hin; in ihrem Benehmen zeigen sie Höflichkeit und Anstand. Leider sind sie der Trunksucht in hohem Grade ergeben und sie kennen keinen höheren Genuß als Berauschung durch starke Getränke. Die Chinesen und Malayen, die mit ihnen Tauschhandel treiben, benutzen diesen unseligen Hang, indem sie ihnen Toddy (Palmwein) zuführen und die Betäubten dann aller ihrer Habe berauben. Wieder zur Besinnung gekommen, nehmen übrigens die so Beraubten sich den Verlust nicht sehr zu Herzen, da sie bei ihren geringen Bedürfnissen

ihn leicht wieder ersetzen können. Denn es ist wol kaum eine Menschenrasse bekannt, die auf einer niedrigeren Kulturstufe steht wie diese Insulaner; — sie haben keine Wohnung und tragen auf ihren Inseln nie irgend welche Bekleidung. Ihre Bedürfnißlosigkeit macht sie gleichgiltig und träge; nur junge Leute arbeiten, das heißt: sie sammeln Alles, was mit leichter Mühe zu erlangen ist. Umgeben von den reichsten Naturschätzen, leben sie in tiefer Armuth, denn sie geben ihre kostbaren Produkte, wie Perlen, Ambra, Aloeholz, den Chinesen im Tausche gegen Arzneien und Zaubermittel hin. Sie ernähren sich von Wurzeln, Gräsern, Fischen und Schalthieren. Obwol Ichthyophagen im vollsten Sinne des Wortes, für welche die Erde mit all ihrer Fruchtbarkeit so wenig Reiz hat, daß sie in deren Schoß auch nicht ein Körnchen Reis versenken, liegt doch die Fischerei bei ihnen noch in der Kindheit, denn sie haben nicht einmal Netze, sondern nur Dreizacke, mit denen sie den Hai und andere Fische, auch die Schildkröten anspießen. Sonst kennen und haben sie keine anderen Werkzeuge als das birmanische Dah und ihre Arme und Hände. In ihren Booten, aus einem Baumstamme roh gefertigt, kommen sie einzeln nach Mergui, um gegen Fische, Muscheln oder eßbare Vogelnester Angeln, Messer und andere Kleinigkeiten einzutauschen. Ihre Sprache ähnelt in etwas dem Malayischen; Begriffe von übersinnlichen Dingen, von der Gottheit und einer Fortdauer nach dem Tode, fehlen ihnen gänzlich. Ueber dergleichen befragt, anworteten sie: „Wir sind arme, unwissende Leute, die nichts davon verstehen und nicht darüber nachdenken.“ Missionare haben verschiedene Male versucht, sie zu civilisiren, aber dies bald aufgegeben. Den Charakter dieser Insulaner schildert Helfer als friedfertig und unkriegerisch; sie sind ein Volk, das bei feindlichen Angriffen in die unzugänglichen Gebirge flieht oder in seinen leichten Booten über das Wasser zu entkommen sucht. Möglich, daß das Naturell dieser Wilden die Illusionen verursachte, in denen er sich über die Bewohner der Andamanengruppe wiegte, die er Anfangs 1840 besuchte. „Das also sind die so gefürchteten Wilden! Sie sind furchtsame Kinder der Natur, froh, wenn ihnen nichts Böses zugefügt wird. Mit diesen Menschen wird bei einiger Geduld leicht Freundschaft zu schließen sein!“ Dies die letzten Worte seines Tagebuches. Am andern Tage ward er von diesen Wilden erschlagen.



Springbluteget.



Alfonso d'Albuquerque.

Die Malayische Halbinsel.

Die Malayen. — Ihr Charakter. — Geistige Anlagen. — Ihre Kleidung, Wohnung und Nahrung. — Seetüchtigkeit. — Familienverfassung und Erbfolge. — Religiöse Vorstellungen. — Im nördlichen Malakka. — Landenge von Krah. — Zinnminen. — Die Bambuwaldungen. — Decompah und Toneah. — Pulo Pinang. — Erwerbung der Insel durch die Engländer. — Bevölkerung. — Georgetown. — Die Mangostren und der Durian. — Im Staate Quedah. — Kriegszug der Engländer gegen Quedah 1838. — Grausamkeiten der Siamesen. — Der Parlisstrom und die Stadt Kangah. — Das Herz der Kokospalme. — Sammeln eßbarer Schwalbennester. — Die Malayenstaaten Malakka's. — Ligor. — Patani. — Kalantan. — Tringano. — Die südlichen Reiche. — Die Orang-Benua. — Malakka und Singapur. — Bevölkerung. — Die Stadt Malakka. — Die Chinesen in Malakka und in Singapur. — Die Kling in Singapur. — Plage der Tiger. — Die Bereitung des Perlsago's.

Die Halbinsel Malakka kann als Hauptsitz des Handelsvolkes der Malayen gelten, deren Rasse sich von Tahiti und der Osterinsel im Pacifischen Ozean bis nach Madagaskar über einen Raum von etwa 180 Längengraden erstreckt. Alle Stämme dieser Rasse zeigen im Physischen die größte Aehnlichkeit und auch die Sprachen dieser Inselbewohner deuten auf einen gemeinsamen Ursprung hin. Nirgends aber haben sich Sprache und Sitten der Malayen in ungetrübterer Reinheit erhalten als auf Malakka, wo die Malayen mehrere selbständige Staaten gegründet und durch indische und mohammedanische

Einflüsse eine eigenthümliche Kultur und Literatur erzeugt haben. Zu den Malayen sind nach Friedrich Müller, dem Prof. Peschel folgt, auch jene Stämme zu rechnen, welche in den inneren Theilen der Halbinsel wohnen und von den Malayen Orang-Benua „Menschen des Landes" genannt werden. Es sind dies wahrscheinlich echt malayische Stämme, welche im Naturzustande geblieben sind und auch eine verhältnißmäßig weniger entwickelte und von fremden Elementen freie Sprache reden. Ob sie vor den civilisirten Malayen eingewandert sind oder nur eine alte Abzweigung derselben darstellen, läßt sich schwer mit Sicherheit entscheiden. Die Orang-gunung, „Bewohner des Gebirges", Orang-laut, „Bewohner des Meeres", Orang-dagang, „Kaufleute", welche oft als malayische Stämme genannt werden, sind dagegen keine Völkerschaften, sondern vielmehr nur Menschenklassen.

Der Grundzug des Charakters der malayischen Rasse ist Verschlossenheit und Härte, die sich äußerlich durch ein schweigsames, berechnetes Benehmen und einen tiefen Ernst offenbaren. Gemessenes Betragen ist allen Mitgliedern der malayischen Rasse eigen. Der Malaye liebt es nicht, daß man ihm zu nahe trete, aber er beobachtet auch ängstlich die Schranken, welche die Idee der freien Individualität und des Standes ihm diktirt. Daher die ceremoniellen Gewohnheiten auf Malakka; in weiterer Folge die Wildheit und Unbändigkeit, sowie der unmenschliche Blutdurst, durch welche der Malaye von allen Rassen sich unterscheidet. Charakteristisch für ihn ist der Umstand, daß er durchwegs ein guter, unerschrockener Seemann ist, der sich unbedenklich einem schwankenden Boote anvertraut, um darin weite Reisen zu unternehmen. Alle Kenner gestehen den Malayen große nautische Talente zu, und es gebührt ihnen derselbe historische Rang in ihrer Welt wie weiland den Normannen in der unserigen. Der Malaye ergreift gern jede Gelegenheit, fremde Länder und Völker zu sehen, er ist der Kosmopolit Südasiens. Er besitzt große Beobachtungsgabe, ist fremden Ideen in der Regel leicht zugänglich und nimmt daher rasch fremde Sitten und Gewohnheiten an.

Eine Folge dieser kosmopolitischen Charakterrichtung ist die verhältnißmäßig geringe Entwicklung jener Gefühle und Tugenden, welche auf das Familienleben sich beziehen. Die Familienbande sind ziemlich locker. Kindesmord kommt häufig vor, hülflose und alte Personen werden hart behandelt. Die Eltern haben über die Kinder nur geringe Autorität. Die Prostitution, eine Folge des besonders stark ausgeprägten Wollusttriebes dieser Rasse, wird häufig geübt und oft sogar von den Eltern, des Gewinnes halber, befördert. Die Hoffnung auf Gewinn ist überhaupt eine Leidenschaft, welche des Malayen ganze Seele erfüllt. Dem Gewinn zu Liebe begeht er mit der größten Gewissenlosigkeit alle Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Lüge u. dergl. Nicht so sehr das beleidigte Ehrgefühl als vielmehr die Hoffnung auf Beute verleitet ihn zum Kriege. Deshalb gilt Seeräuberei auf den Inseln des malayischen Archipels für ein ehrenvolles, ritterliches Handwerk. Als Krieger ist der Malaye tapfer und tritt mit kühner Todesverachtung dem Feinde entgegen. Andererseits scheut er sich aber nicht, seine Waffen zu vergiften und spitze Bambupflöcke im hohen Grase in die Erde einzurammen.

Der asiatische Malaye gewährt bei seiner Verschlossenheit, seinem Schweigen, seinen Knechtssinn gegen Obere, seiner Härte gegen Niedere, seiner Grausamkeit, seiner Rachsucht und seiner leichten Verletzlichkeit kein freundliches Gemälde, doch gewinnt er wieder durch seine Sanftmuth gegen Kinder, seinen würdevollen Anstand und sein geschliffenes Betragen.



Malayischer Häuptling.

In der leichten Erregbarkeit seines Charakters ist auch sein tief religiöses Gefühl begründet, welches sich in vielen Gebräuchen und den reich entwickelten religiösen Sagen kundgiebt.

Die geistigen Anlagen der malayischen Rasse sind nicht unbedeutend, doch hält der englische Naturforscher Alfred Russell Wallace, der lange Zeit unter Malayen und Papuas lebte, letztere für begabtere Menschen. Bekanntlich hat

man die Papuas (Neu-Guinea u. s. w.) lange für tief unter ihren malayischen Nachbarn stehend betrachtet. In Bezug auf geistige Begabung und Rührigkeit übertrifft der heutige Malaye den Javanen, der gleichfalls zu den gebildetsten Völkern der malayischen Rasse gehört; doch dürfte die Höhe der malayischen Bildung kaum an jene der javanischen hinanreichen.

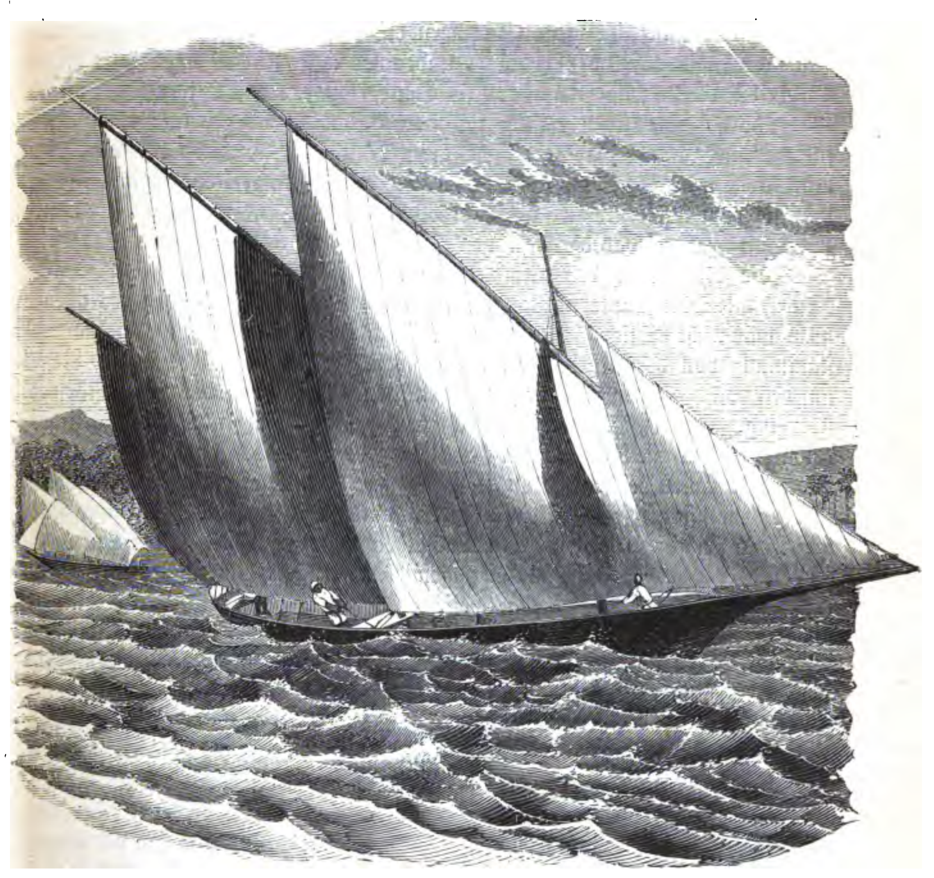
Am Festlandsmalayen im Unterschiede zu den Inselbewohnern treffen wir vorzugsweise jene Eigenschaften, die mit einem kühnen, der sozialen Stellung sich bewußten Charakter verknüpft sind, nämlich eine ungemessene Leidenschaftlichkeit, ein beinahe krankhaftes Ehrgefühl, eine bis zur Tollkühnheit gesteigerte Todesverachtung, die manchmal, wie beispielsweise in dem sogenannten „Amok-Rennen", in Raserei ausartet, dabei aber auch eine gewisse Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, Eigenschaften, die namentlich innerhalb der malayischen Rasse zu den seltenen gehören. Die malayische Sprache hat sich unter indischem Einfluß frühzeitig zur Schriftsprache ausgebildet, und hat seit dem Eindringen des Islam viele fremde Bestandtheile in sich aufgenommen.

Der gelehrte Ethnograph, Professor Friedrich Müller, entwirft vom Malayen folgende Schilderung: Die Kleidung der Männer besteht aus weiten Beinkleidern, welche bis ans Knie reichen, einem sogenannten Sarong (einem kurzen, engen Weiberrock, eigentlich ein um die Lenden geschlungenes Tuch) und einem offenen Kamisol. Um die Mitte wird eine Schärpe geschlungen, an den Füßen trägt man Sandalen. Den Kopf bedeckt entweder ein turbanartig gewundenes Tuch oder ein großer Hut aus Stroh oder Rattan. Bei den Reichen und Vornehmen ist die gelbe Farbe besonders in Seide beliebt, während bei dem gemeinen Volke namentlich Blau in Kattun häufig vorkommt. Die Weiber tragen den Sarong, manchmal auch eine Jacke, welche vorn mit Knöpfen zusammengehalten wird. Ueberdies bilden Ohrgehänge, Finger- und Armringe ihren besonderen Schmuck. Mit eingetretener Zeit der Pubertät werden bei beiden Geschlechtern die Zähne abgefeilt und schwarz gefärbt, oft auch mit kleinen Goldplättchen ausgelegt.

Die Häuser stehen auf Pfählen und sind durchweg aus Holz; sie bilden in der Regel ein Viereck von 30 m. Länge, 6—9 m. Breite und 2 m. 50 cm. bis 3 m. 50 cm. Höhe. Der freie Raum unterhalb der Hütte dient als Stall für das Kleinvieh und zugleich als Miststätte, indem man die Abfälle durch den aus Bambu verfertigten Boden hindurchfallen läßt. Die hauptsächlichsten Geräthe, welche man in einer solchen Hütte findet, bestehen, außer der wie überall üblichen Kücheneinrichtung, aus Matten und Mooskissen zum Ausruhen und Schlafen, Fackeln aus Dammarharz, in Pisangblätter gewickelt, zum Erleuchten des Innern während der Nacht u. s. w. Mehrere zusammenstehende Häuser bilden ein Dorf. Dieses ist mit einer Erdmauer oder Palissadirung umgeben und hat in der Mitte einen freien, in der Regel gepflasterten Platz, auf dem die Volksversammlungen abgehalten werden.

Die Nahrung des Malayen ist hauptsächlich vegetabilischer Natur. Reis oder Sago mit anderen Vegetabilien oder Fischen sind seine Hauptnahrungsmittel. Fleisch wird nur bei festlichen Gelegenheiten genossen und Salz als Würze der Speisen ist nicht überall bekannt. Als Getränk dienen Palmwein

(Toddy) und Arak, als Reizmittel sind Betel und Areka (hier Sirih und Pinang) allgemein verbreitet. Der Genuß des Tabaks kommt dagegen nur hier und da vor. Man hält zwei Mahlzeiten, eine um 10 Uhr Morgens, die andere um 7 Uhr Abends, und greift die Speisen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand aus den Bambugefäßen heraus.



Malayische Prauen.

Zu den hauptsächlichsten Beschäftigungen der Malayen gehören die Fischerei und der Handel. Letzterer war früher während des Bestandes der malayischen Reiche sehr blühend, während er gegenwärtig immer mehr dem Verfalle zugeht. Der Landbau wird auf Malakka in größerem Maßstabe getrieben; man baut Reis, Kaffee, Tabak, Zucker, Pfeffer u. dergl. Die Industrie der Malayen ist ziemlich bedeutend; es gehören dahin die Weberei und Färberei, deren Produkte berühmt sind, die Lederfabrikation, die Tischlerei und Drechslerei, die Waffenfabrikation und die Goldarbeiterkunst. Mit der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens sowie anderer Metalle sind die Malayen seit

lange gut vertraut, und scheinen auch selbständig auf die Bereitung des Stahls gekommen zu sein. Eine seetüchtige Nation wie die Malayen muß aber auch den Schiffsbau aus dem Fundament verstehen. Daß die malayischen „Prauen“ oder „Prahus“ Meisterstücke ihrer Art sind, kann ein gewiegter Kenner wie der britische Vizeadmiral Sherard Osborn nur immer und immer wiederholen. Auch zu andern technischen Leistungen sind die malayischen Matrosen geschickt und anstellig. Zum Zimmern eines Botes bedürfen sie nur eines Hammers, einer Hand voll Nägel und einer malayischen Axt. Mit diesem universellen Werkzeuge verrichten sie Wunderdinge. Der Stiel ist fast meterlang und hat eine Kurve. Man kann die Axt mit zwei oder mit einer Hand führen, und je nachdem die 10 cm. lange Klinge daran befestigt wird, kann man sie bald als Axt, bald als Dächsel, wie die Faßbinder, endlich auch, wenn man sie vom Stiel nimmt, als Meißel gebrauchen. Kein Baum ist zu dick, kein Holz zu hart, das die Malayen nicht mit ihrer Axt bezwingen könnten.

Die Grundlage der altmalayischen Verfassung bildeten die Familien (Suku) mit Oberhäuptern (Panghulu) an der Spitze. Die Würde des Panghulu war nicht erblich, sondern wurde durch Wahl vergeben, wobei die Abstammung von der Mutter maßgebend war, daher die Würde in der Regel auf den von derselben Mutter geborenen jüngeren Bruder oder Schwestersohn überging. In den Händen der Panghulu's liegt die eigentliche Regierungsgewalt; sie sind die Richter ihrer Familien, haben dieselben nach außen zu vertreten und treten bei drohenden Gefahren zur Berathung zusammen, worauf sie die gemeinsam gefaßten Beschlüsse den Familien mittheilen. Sie empfangen von ihren Familien gewisse Naturalabgaben und Geschenke. Jede Suku hat ein Stück Landes als Eigenthum zugewiesen, welches unveräußerlich ist und den einzelnen Wirthschaften pachtweise überlassen wird. Das Ganze erinnert ungemein an den russischen Mir oder die Zadruga, die Hauskommunion der Südslawen. — In Betreff der Erbfolge ist die Familie der Mutter maßgebend. Der Mann wird dabei nicht als der Gründer des häuslichen Herdes, sondern nur als Erzeuger der Nachkommenschaft betrachtet. Das Vermögen, welches der Frau gehört, ist für ihn unantastbar und Eigenthum der von der Mutter geborenen Kinder. Sein eigenes Vermögen erben nicht seine Kinder, sondern jene seiner Schwestern und in zweiter Linie seine Brüder. Hieraus erklärt sich die Sitte, daß bei der Heirath nicht der Bräutigam um die Braut wirbt, sondern derselbe von der Mutter der Braut für sie geworben wird. Ist die Familie der Braut reich und braucht der Bräutigam für die Braut nichts zu zahlen, so hat er auch kein Recht auf die Kinder. Wenn er jedoch ein Geschenk für die Frau hingiebt und diese wieder ihrerseits die Kosten für die Heirath bestreitet, haben sie gleiche Rechte auf die Kinder und das erworbene Vermögen. Hat aber der Mann die Frau sich gekauft, so gehören die Kinder und das Vermögen ihm und fallen nach seinem Tode der Familie zu. Die Polygamie, welche gesetzlich erlaubt ist, kann der Natur der Sache nach nur im dritten Falle faktisch eintreten. Im Allgemeinen erfreuen sich die malayischen Frauen des besten Rufes, sowol was eheliche Treue als Rührigkeit in Besorgung des Hauswesens anbelangt, zumal in den Ackerbau treibenden Distrikten.

Die meisten dieser Institutionen haben aber im Laufe der Zeit durch den Islam wesentliche Veränderungen erfahren, da mit dem mohammedanischen Despotismus die Familienverfassung, auf welcher sie im Grunde basirt sind, immer mehr und mehr verfallen mußte.

Zu den nationalen Waffen der Malayen gehören das Schwert (Klewang), der Kris, von dem es mehrere Formen giebt, die Lanze, die Schleuder und das Blaserohr mit kleinen, gewöhnlich vergifteten Pfeilen. Sie werden aber in neuester Zeit außer dem Schwerte und dem Kris nur wenig verwendet; man bedient sich lieber der Flinte, durch welche die Malayen der Schrecken der Bewohner im Indischen Archipel geworden sind.

Von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Malayen haben sich nur bei einzelnen Stämmen Spuren erhalten: dahin scheint der Glaube zu gehören, daß die Geister der Abgeschiedenen häufig in Thiere, besonders in Tiger übergehen, welche daher für heilig gelten. Doch wurden diese Vorstellungen frühzeitig vom Brahmanismus und Buddhismus überwuchert, was aus der großen Anzahl von indischen Götternamen hervorgeht. Seit dem 13. Jahrhundert hat dann der Islam an den meisten Orten beinahe alle Spuren des alten Glaubens vernichtet. Daher laufen im gewöhnlichen Leben und in der Dichtung alle diese drei Elemente unverstanden durcheinander, und namentlich das Kapitel über Zauberei weiset die ergötzlichsten Mischungen der desparatesten Vorstellungskreise auf. Mit der Zauberei steht die bei den Malayen allgemeine Furcht vor „Untus", nächtlichen Geistern oder Gespenstern, in nahem Zusammenhange.

Wie ein Blick auf die Landkarte lehrt, bildet die Halbinsel Malakka einen zungenartigen, gegen Süden und Südosten gerichteten Ausläufer Hinterindiens, der in seinem unteren Ende mit dem im Westen daneben liegenden Sumatra gleiche Richtung einhält. Sie erstreckt sich von 13° 45′ bis 1° 35′ n. Br. und zwar bis 8° 50′ n. Br. gegen Süden, von da ab gegen Südosten. Die Scheidung zwischen den beiden Richtungen ist durch die Landenge von Krah (Kraw) bezeichnet, eine Vertiefung, die nur wenig über die Meeresfläche hervorragt; jenseits, d. h. südlich von derselben, erhebt sich dann für sich selbständig als eine Landzunge das Gebirge von Malakka mit dem Kap Buros (1° 35′ n. Br.) und dem Kap Romania (1° 22′ 30″ n. Br.) als äußersten Ausläufern. Der gegen Süden laufende Theil der Halbinsel gehört unmittelbar zu Siam mit Ausnahme des an der Westküste gelegenen britischen Gebietes von Tenasserim. Die zweite, südlichere, gegen Südosten gerichtete Hälfte wird von Malayen-Staaten eingenommen, die zum Theil im Verhältnisse der Zinsbarkeit zu Siam stehen, theils völlig unabhängig sind. Erstere ziehen quer über die Halbinsel hin bis zu 5° n. Br., letztere nehmen ihre Südspitze ein. Längs der Westküste liegen zerstreut verschiedene Parzellen englischen Gebietes, die sogenannten Strait-Settlements. Es sind dies die Insel Pulo Pinang, die Provinz Wellesley, Malakka mit Naning und das auf einen kleinen Eilande ganz im Süden der Halbinsel gelegene, weithin berühmte Singapur.

Wir beginnen unseren Streifzug durch die Halbinsel, die man auch passend die Malayische nennen kann, an der Landenge von Krah. Nur wenig nördlich

von dieser fließt der Pakhschan, welcher die Südgrenze von Tenasserim gegen das siamesische Gebiet bildet. Der Pakhschan ist kein eigentlicher Fluß, sondern eine weit ins Land eindringende Föhrde, deren Barre nur 3 m. Wasser hat. Oberstleutnant Fytshe fuhr denselben etwa 25 Kilometer aufwärts und die Kapitäne Fraser und Forlong benutzten die günstige Gelegenheit, um quer durch die hier nur 104 Kilometer breite Halbinsel vom Dorfe Krah bis zum Hafen Tayung zu gelangen, der am Golfe von Siam liegt. Krah ist eine von Schan bewohnte Ortschaft, hat etwa fünfzig Häuser und einige chinesische Familien; sie liegt am Pakhschan, in welchen dort der Krah-Fluß einmündet. Nur 13 Kilometer von dort liegt die Wasserscheide, von welcher nach Osten hin der Bankren-Fluß in den Siamesischen Meerbusen sich ergießt.

In dieser Gegend treten die Zinnminen auf, an denen die ganze Malayische Halbinsel so reich ist. Die eigentliche Zinnregion Malakka's erstreckt sich vom 8.° n. Br., also etwa von der Landenge von Krah, bis zum 3.° n. Br.; indeß haben wir gesehen, daß Zinn auch weiter im Norden, in Tenasserim, schon vorkommt und man behauptet sogar, daß es bis 14° n. Br. in Siam anzutreffen sei. Obgleich diese Zinnregion schon lange bearbeitet wird, so ist der Reichthum doch so groß, daß wahrscheinlich noch nicht ein einziges Thal durchgängig bearbeitet und von tausend Thälern kaum eines noch berührt ist. Einen höheren Aufschwung nahmen die Arbeiten erst gegen Ende der Vierziger Jahre und besonders waren es die chinesischen Bergleute, welche ihr Werk eifrigst ausdehnten und den Engländern in den besten zinnliefernden Thälern zuvorzukommen trachteten; im Jahre 1847 waren in einem einzigen Thale 39 Minen in Thätigkeit und die granitischen Hügel am Ende desselben enthielten noch zahlreiche Adern, da der Sand, den der Regen von dort herabspült, äußerst zinnhaltig ist. Das Erz ist in solcher Menge vorhanden, daß 1200 Chinesen innerhalb eines Jahres noch nicht Gelegenheit hatten, 2 m. tief zu graben. (Simmond's „Colonial Magazine“, Oktob. 1847). Später bildeten sich mehrere Compagnien, um die Zinnminen der Halbinsel Malakka auszubeuten. Nach ihrem Vorbilde vereinigten sich einige reiche chinesische Kaufleute, um ein ähnliches Unternehmen an den Ufern des Langsa und seiner Zuflüsse, wo das Zinn in großem Ueberflusse sich findet, zu beginnen. Da indeß die englische Regierung sich das Monopol aller in der Meerenge von Malakka gelegenen Zinnminen vorbehalten hat, so mußten sich die Chinesen unter Kaution verbindlich machen, den zehnten Theil alles gewonnenen Zinnes an die englische Regierung abzugeben („Revue de l'Orient“ April 1849).

Bekanntlich ist Zinn eines der seltensten Metalle unserer Erde und auf nur wenige Fundstätten beschränkt. Herr Crawfurd machte die treffende Bemerkung, daß indeß, wo es vorkomme, dies gewöhnlich in reichem Maße der Fall sei; so auch hier. Malakka nebst einigen Inseln des Ostindischen Archipels (namentlich Banka und Billiton) verdient in der That die Bezeichnung der neuen Cassiteriden und ist gewiß dermalen das zinnreichste Land der Welt. Wie alt die Entdeckung des Zinnes auf der Halbinsel ist, läßt sich nicht mehr ermitteln, doch reicht sie sicherlich in sehr frühe Epochen zurück, und der große Naturforscher K. E. von Bär in Dorpat verlegt gerade hieher das Ophir der Bibel.

Die Erze der Malayischen Halbinsel sind überaus rein und jene von Sungieujong, Naning und Perak, die für die reinsten gelten, enthalten mehr denn 76 Prozent Zinn, übertreffen daher sogar jene von Cornwallis (Newbold's „British settlements in Malacca.“ Bd. I.).



Bambu.

Der größte Theil der westlichen hinterindischen Halbinsel ist mit dichtem Wald bestanden, worunter die Bambuwälder eine hervorragende Stellung behaupten. Die Bambusse oder baumartigen Gräser spielen in den Tropengegenden Asiens eine viel bedeutendere Rolle als unter den entsprechenden Breiten Amerika's. Wahrscheinlich rührt die ungemeine Verbreitung dieser Gewächse in Hinterindien von ihrer großen technischen Nutzbarkeit her. Die merkwürdigste Gebrauchsweise des Bambu findet sich gewiß bei Sarakit auf der Halbinsel Malakka. Es klingt wie ein Märchen, wenn man von Aeolsharfen spricht, die der wilde Orang Udai aus Bambu verfertigt, und deren

Harmonie die kindlichen Gemüther dieser Söhne des Waldes anregt. Der Mechanismus an und für sich ist außerordentlich einfach. An irgend einem dem Winde ausgesetzten Zweige sind mehrere Löcher von verschiedenem Umfange gebohrt, welche die Luft zu harmonischen Schwingungen veranlassen. Wer einmal im stillen Urwalde das wunderbare Anschwellen und Ausklingen dieser Feenakkorde gehört hat, wird eines Eindrucks nie vergessen, der um so zauberhafter ist, als das Ohr beständig über die Entfernung der Musik sich täuscht, und die Phantasie, die sich geschäftig jedes Geräusches in der Waldesstille bemächtigt, Melodie und Takt in die einfachen Klänge hineinlegt. Der Malaye behauptet auch ganz ernsthaft, daß der durchbohrte Bambu zu gleicher Zeit einem Jeden sein Leibstückchen spiele. Der landschaftliche Charakter des Bambu ist vielseitiger als die pedantisch regelmäßige Ast- und Blattstellung erwarten läßt. Die einzeln aus dem Felde aufsteigenden Gruppen erinnern in der Geschlossenheit ihrer Laubmassen an die deutschen Kirchhoflinden, eine Täuschung, die erst dann zerstört wird, wenn in der Nähe Gruppirung und Form der einzelnen Blätter erkennbar werden. Am Ufer der Flüsse gleicht er unseren Weidengebüschen. Mit nichts Anderem vergleichbar und wahrhaft überwältigend ist der Eindruck, den ein geschlossener Bambuwald hervorbringt. In starrer, fast architektonischer Regelmäßigkeit streben die Rohrpfeiler empor, jeder einzelne Pfeiler wieder ein Agglomerat verschiedener riesenhafter Rohrschafte, die hoch oben, nach allen Richtungen sich aus einander neigend, mit den Schaften des benachbarten Pfeilers gothische Spitzbogen bilden. In den Kreuzgängen dieser Haine ist die Erde rein von allem anderen Pflanzenwuchse, eine kühle, feuchte Luft wie in Kirchen erinnert an unsere Dome, und die Täuschung wird noch erhöht, wenn der Abend seine Streiflichter durch die dichten Laubkronen sendet. Auf dem pflanzenleeren Boden erglühen dann Figuren, wie gegitterte Bogenfenster, die der Sonnenschein auf das Steinpflaster unserer Kathedralen malt („Ausland 1856").

Die malayischen Vasallenstaaten Siams auf der Halbinsel Malakka sind Ligor mit Talung, Quedah (Keddah), Patani, Kalantan und Tringano, alle ziemlich spärlich bevölkert; die verschiedenen kleinen Plätze im Innern und an der Küste stehen unter Radschahs, die von Bangkok aus ernannt werden. Die Bevölkerung besteht aus Siamesen, Malayen und Chinesen, die sich untereinander vermischen. Vor zweihundert Jahren trieben hier die Portugiesen und Holländer namentlich wegen des Zinnes einen lebhaften Handel; derselbe ist jetzt gänzlich in den Händen der Chinesen, die überhaupt in Hinterindien scharfe Konkurrenten der europäischen Kaufleute sind.

Seit einigen Jahren fährt ein kleiner Dampfer zwischen Rangun, Mergui, Toneah auf Junk-Ceylon und Pinang, doch sind die Fahrten unregelmäßig; regelmäßig schickt die „British India and Burmah Steam Navigation Company, Limited", monatlich einen Dampfer nach diesen Plätzen.

Der erste Platz südlich von Tenasserim, wo etwas Handel getrieben wird, ist Renown, dicht an der Küste an einem kleinen Flusse gelegen; 1867 hatte ein Chinese die dortigen Zinngruben, die nicht bedeutend sind, von Siam gepachtet.

Bereits bedeutender ist Decompah am Pachang-Flusse; dieser hat zwei Mündungen, von denen nur die nördliche für tiefer gehende Schiffe fahrbar ist; bis circa 25 Kilometer den Fluß hinauf ist tiefes Wasser, dann flacht derselbe sich nach und nach ab und ist später nur für kleinere Fahrzeuge fahrbar und selbst diese können nicht ganz bis an die Stadt kommen. Decompah, etwa 72½ Kilometer von der See entfernt, hat sicher über 10,000 Einwohner, größtentheils Chinesen. Die Stadt erstreckt sich in einer langen Straße, die hier sehr schmal ist, entlang und enthält viele gut gebaute steinerne Häuser. Sie ist für einen Fremden nicht leicht zu finden, da sich kurz vor derselben mehrere kleine Flüsse in den Pachang ergießen, und rund umher nur Dschungel und Berge, aber keine Zeichen menschlicher Wohnungen zu entdecken sind. Zwischen der Stadt und den Bergen befinden sich die Zinngruben; die Seiten dieser Berge, wo sie nicht zu steil abfallen, sind von Bäumen befreit und mit sogenanntem Hügelpaddy (Reis) bepflanzt. Der Palast des Radschah, hier ein Siamese, besteht aus einer Zusammensetzung großer Scheunen; derselbe ist ganz aus Holz gebaut und mit Blättern der Dunnie-Palme bedeckt; die Seiten und Abtheilungen im Innern sind aus Bambumatten hergestellt. Eine merkwürdig gebaute breite Treppe führt zum Audienzsaal. Audienzsuchende haben sich, mit Ausnahme der Europäer, einer strengen Etiquette zu unterwerfen. Sie dürfen nur in halb sitzender, halb liegender Stellung mit bloßen Füßen vor dem Radschah erscheinen, müssen beim Verlassen des Saales, sollte der Radschah noch anwesend sein, in derselben Stellung das Gesicht dem Radschah zugewandt, rückwärts der Thüre zukriechen, und dürfen sich erst erheben, wenn sie für den Radschah nicht mehr sichtbar sind. Diener, die während einer Sitzung dem Radschah Wasser oder Früchte bringen, müssen dieselbe Etiquette befolgen.

Der bedeutendste Platz des siamesischen Malakka ist die Stadt Toneah auf der zum Malayen-Staate Ligor gehörigen Insel Junk-Ceylon, mit wenigstens 30,000 Einwohnern. Toneah hat eine schöne Rhede, drei davor liegende kleine, felsige Inseln sichern dieselbe vor dem Eindringen des Südwestmonsuns; 2½ Kilometer vom Strande sind noch 7 m. 30 cm. bis 9 m. 15 cm. Wasser bei gutem Ankergrund. Vom Meere ist von der Stadt selbst aus nichts zu sehen, außer dem einstöckigen Zollgebäude mit dem Flaggenstocke und der siamesischen Flagge, dem weißen Elefanten im rothen Felde. Von hier führt eine breite, gut gepflasterte Straße durch einen Wald von Kokosnußbäumen zur nahe gelegenen Stadt, die, ganz von Stein gebaut, mit regelmäßigen, ebenfalls meist gut gepflasterten Straßen und selbst numerirten Häusern versehen, fast ausschließlich von Chinesen und einigen Surati-Kaufleuten bewohnt wird. Der Palast des Radschah befindet sich in der Mitte, von einer hohen, dicken Mauer und einem breiten, wassergefüllten Graben umgeben; er besteht aus mehreren schönen, einstöckigen Steinbauten mit kleinen Gärten. Verschiedene kleine Schiffsgeschütze (Art Caronaden) stehen auf der Mauer, wol mehr zum Schmuck wie zum Schutz; ein einziges kleines Feldgeschütz auf Rädern steht vor der Wache. Siamesen und einige Malayen wohnen in den Vorstädten in Häusern von Holz oder Bambu. Uebrigens hat die

Stadt sehr gelitten durch die im August 1867 ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen den beiden großen geheimen Gesellschaften der Chinesen; noch im Dezember desselben Jahres sah man in Toneah ganze Reihen ausgebrannter Häuser und Ruinen solcher, die mit ihren Insassen von der anderen Partei in die Luft gesprengt worden waren.

Dicht bei der Stadt befinden sich auf einer großen Ebene, von Bergen begrenzt, sehr bedeutende Zinngruben; der Sand der Ebene ist derartig mit Zinntheilchen gemengt, daß nur wenig Vegetation aufkommen kann und der Boden einen grauen Schein besitzt. Das Zinn wird hier sowol wie in Renown und Decompah auf sehr primitive Weise gewonnen, nämlich vom Sande mit Wasser durch einfaches Schaukeln getrennt. Dieser dann als nutzlos weggeworfene Sand wird wieder von Frauen und Kindern bearbeitet, und verdienen dieselben bei fleißiger Arbeit, durch Verkauf des neuerdings gewonnenen Zinnes, leicht zwei Reichsmark im Tage. Quarzstücke, in denen die dunkeln Zinnadern noch deutlich sichtbar sind, werden gar nicht beachtet; der Radschah braucht keine Klopfmaschinen, die Regen werden ja nach und nach ohnehin dieses Zinn zu Tage fördern. Die Gruben werden gewöhnlich nur so tief bearbeitet, bis Grundwasser auftritt; dann sucht man neue Stellen auf. Bei Toneah giebt es nur eine sehr reichhaltige Grube, aus der das Wasser durch einfache Schnecken entfernt wird. Die Gruben dürfen nur mit bloßen Füßen, selbst von Europäern, betreten werden. Das gewonnene Zinn wird in kleinen Schmelzöfen in Stücken von bestimmter Größe geschmolzen und geht meistentheils nach Pinang.

Diese letztere reizende kleine Insel lehrt uns der mehrfach schon genannte Amerikaner Frank Vincent, der sie auf seiner Fahrt von Rangun nach Bangkok besuchte, genauer kennen. Pulo Pinang, was auf Malayisch Arecanuß-Insel bedeutet, weil sie in ihrer Gestalt einer solchen ähnelt, liegt am Nordeingange zur Malakka-Straße, 3½ Kilometer vom Ufer der Halbinsel und ist an 25 Kilometer lang und 13 breit. Sie ist für den Handel wichtig durch ihre Lage, ein Vorposten für den Verkehr nach Hinterindien, dem Indischen Archipel und China, und liefert mannichfaltige und werthvolle Produkte; wir nennen darunter die Kokosnuß, deren Haine fast alle steilen Küsten der Insel bedecken, Reis, Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnuß, Betelrebe, Thee, Baumwolle, Tabak, Kaffee und Zuckerrohr. Der östliche Theil des Eilandes besteht aus einer weiten Ebene, 3½ bis 5 Kilometer breit, an der Westseite erhebt sich bis zu 760m. Höhe ein zerspaltener, zum Meere steil abfallender Granitklumpen. Auf dieser höchsten Spitze befindet sich eine Signalstation nebst den Bangolos einiger Europäer.

Man erzählt, daß im Jahre 1786, als die britische Flagge noch auf keinem Punkte der Malakka-Straße oder des Meeres der Passagen flatterte, der Kapitän eines englischen Schiffes der Ostindischen Compagnie an der Insel Pulo-Pinang Anker werfen ließ. Währenddaß seine Mannschaft sich mit Herbeischaffung von Wasser und Holz beschäftigte, begab er sich auf die gegenüber liegende Küste der Malayischen Halbinsel, um dem Radschah von Quedah, dem Beherrscher des Landes, seine Aufwartung zu machen. Die blonden Haare

und das stattliche Aussehen des fremden Seemannes machten einen tiefen Eindruck auf die Tochter des Radschah, sodaß sie sich leidenschaftlich in ihn verliebte und ihm aus ihren Gefühlen kein Geheimniß machte; der schöne Abenteurer wurde daher, gleichsam wie in einem Feenmärchen, der Gemahl der Prinzessin, die ihm als Morgengabe die Insel zubrachte, an der sein Schiff vor Anker lag. Als guter Engländer beeilte sich der Kapitän, der sich Francis Light nannte, sein neues Besitzthum der Ostindischen Compagnie zu übergeben gegen die Nutznießung einer Jahresrente von 10,000 Dollars, und er blieb Statthalter der Insel bis zu seinem 1794 erfolgten Tode. Begrenzt von einem schmalen Saume sandigen Gestades, bot das Eiland überall den Anblick eines undurchdringlichen Gehölzes, das der Axt zu trotzen schien, das aber Light rasch zu lichten wußte; er lud eine Kanone mit einem Sack Dollars als Kartätschen, zeigte sein Manöver den um ihn herumstehenden Malayen, und gab dann Feuer auf den dichtesten Theil des Gehölzes; fünfzehn Jahre später wurde an der nämlichen Stelle ein Schiff von 800 Tonnen gebaut und vom Stapel gelassen, und der Nachfolger des Kapitän Light arrondirte sich 1802, indem er von dem Radschah von Quedah auf der Malayischen Halbinsel eine schmale Küstenstrecke von $6^2/_3$ geographischen Quadratmeilen kaufte, welche 2000 Dollars kostete. Sie erhielt den Namen Provinz Wellesley, während Pulo Pinang nach englischer Sitte in das nichtssagende Prince of Wales-Island umgetauft worden war; glücklicherweise vermochte der neue Name die alte einheimische, bedeutsame Bezeichnung nicht zu verdrängen, vielmehr kommt dieselbe in der Gegenwart fast zu ausschließlicher Geltung.

Die Bevölkerung der Pinang gegenüber liegenden Provinz Wellesley beträgt etwa 50,000 Köpfe, meistens Malayen, welche große Quantitäten Zuckerrohr zum Exporte bauen. Früher wurde auch der schwarze Pfeffer auf Pinang stark kultivirt, doch ist dies jetzt weniger der Fall. Der Handel von Pulo Pinang beläuft sich heutzutage auf jährlich 80 Millionen Reichsmark. Dabei darf wol bemerkt werden, daß lange Zeit hindurch die Ausgaben weit größer waren als die Einnahmen, da die Kolonie im Jahre 1819, zur Zeit der Gründung von Singapur, noch 1,600,000 Reichsmark kostete und nur halb so viel eintrug; allein die Engländer predigten deshalb nicht die Räumung derselben, obwol die Nachbarschaft von Singapur Pinang unwiderruflich zu einer untergeordneten Rolle verurtheilte. Höchstens könnte man darin einen der Schlüssel der Malakka-Straße sehen; ferner machte die Einführung der Dampfmarine die Vortheile dieser Lage nahezu illusorisch, während Singapur der wahre Mittelpunkt des durch alle Kanäle des Meeres der Passagen gebildeten Netzes war. Von Wichtigkeit ist dagegen das katholische Seminar, welches 1811 von den fremden Missionen für die Erziehung der eingeborenen Priester des äußersten Orients in Pulo Pinang gegründet wurde. P. T. Bigandet, der jetzige Bischof von Rangun und apostolische Vikar für Ava und Pegu, einer der gründlichsten Kenner Hinterindiens, brachte hier zwölf Jahre seines Lebens zu. Mehr als 130 Zöglinge aus China, Cochinchina, Siam und Tonkin werden hier durch die hierzu gesammelten freiwilligen Beiträge der Gläubigen unterrichtet und unterhalten, ohne jede Beisteuer der Regierung, und kaum sollte man, wenn

man die Anstalt besucht, glauben, daß mit der ärmlichen Summe von 32—36 Reichsmark jährlich solche Resultate sich erzielen lassen.

Die Stadt, einst Georgetown genannt, liegt an der Nordostecke der Insel. Herr Frank Vincent ließ sich durch einen pfiffig-lächelnden Chinesen mit übermäßig breitkrämpigem Spitzhut aus Palmblättern in einem Sampan, einem kleinen Ruderboote, nach der Stadt schiffen, wo er am steinernen Quai landete. Hier bestieg er ein Gharry, das landesübliche Fuhrwerk des Ostens, um die Stadt zu besehen, die er klein und reizend findet. Eine Hauptstraße, die senkrecht auf die Kais führt, durchschneidet einige Querstraßen, die sich in den Feldern verlieren. Gebäude von besonderer Schönheit besitzt die Stadt nicht, aber einige hübsche Plätze und ein besonderes chinesisches Viertel, in dessen Läden Schamschu und Bhang, zwei starke Spirituosen aus Reis und Hanf, ausgeschänkt werden. Auch viele Johs oder Götzenhäuser sind hier zu sehen. Der ganze Umfang der Stadt beträgt höchstens 2 Kilometer. Man könnte sie ein Singapur im Kleinen nennen; es sind dieselben weißen Häuser mit Säulengängen, umgeben von Gärten, dieselbe mit Villen bedeckte Landschaft, dieselben Muskatnuß- und Gewürznelken-Pflanzungen; allein diese Villen befinden sich beinahe an den Thoren der Stadt, und der Spaziergänger kann von der Straße aus, welche zum Government-Hill führt, das Ganze leicht mit einem Blicke überschauen. Von dort sieht man auch die Provinz Wellesley auf gegenüberliegender Küste, mit ihren umfangreichen Zuckerrohrfeldern und den vier Flüssen, die ihr eine so merkwürdige Fruchtbarkeit geben, den Flüssen Muda, Prye, Junjong und Kriang. Diese ungeheuere Fruchtbarkeit verdanken Pinang und Umgebung der hohen und wegen der Nähe des Meeres zugleich feuchten Temperatur seines Klimas; man zählt 145—166 Regentage im Jahre und die mittlere Wärme beträgt auf der Höhe 16, in der Tiefe 22° R. Aber selbst das Tiefland Pinang's, trotz seines Morastbodens und der Mangrove-Waldungen an der Küste, gehört zu den gesundesten Plätzen Hinderindiens. Kranke brauchen nur die nahe Höhenregion aufzusuchen, die ein wahres Sanitorium bildet. Deshalb, sowie nicht minder seiner prachtvollen Aussicht halber, ist auch der schon erwähnte Pinang-Mountain oder Government-Hill, auch Flagstaff-Hill genannt, von den Landhäusern der Regierungsbeamten und sonstiger wohlhabender Europäer überzogen. Die Straße dahin führt durch die lachenden Gärten und üppigen Pflanzungen empor zum Fuße des Berges, wo ein wunderbarer Wasserfall etwa 6 m. breit von einer Höhe von mehr denn 50 m. mit Donnergebraus in ein enges, tiefes Felsbassin herabstürzt, aus dem sich das Wasser mittels eines im harten Gestein eingeschnittenen Kanals entfernt. Der Aufstieg durch dichten Tropenwald, den selten oder nie ein Sonnenstrahl durchdringt, der nur hier und da einen beschränkten Ausblick auf die Ebene und das Meer gestattet, ist reizend; überraschend aber, wahrhaft bezaubernd, ist die Fernsicht, die sich erst am Gipfel zu voller Pracht ungehindert entfaltet.

Wir wollen von Pulo Pinang nicht scheiden, ohne zweier Tropenfrüchte zu gedenken, die hier in seltener Güte gedeihen: der edlen Mangosteen, von denen wir schon im Mergui-Archipel sprachen, und des sogenannten Durian.

Die **Mangosteen** sind die Früchte der Mangifera indica; im Geschmacke fast gefrorener Limonade gleichkommend, hat ihr Genuß nicht wie der anderer kühlenden Früchte nachtheilige Folgen. Aeußerlich dem Granatapfel ähnelnd, birgt sie in ihrem Innern eine röthliche Masse, in welcher fünf weiße, saftreiche Beeren von der Größe unserer Stachelbeeren liegen, die mit einem Löffel herausgehoben und genossen werden. Leider ist diese herrliche Frucht von keiner Dauer und kann deshalb nicht versandt werden. Der Durian, dessen aromatischer Duft augenblicklich ein ganzes Zimmer erfüllt, stammt von einer Sterculiacee, der einzigen bekannten Spezies dieses Genus, von Durio zibethinus, *L.* Dieser Baum erreicht gegen 30 m. Höhe, erinnert in seinem Habitus an die Ulme, hat röthliche Blätter und gelbgrüne Blüte und liefert gewöhnlich an 200 Früchte. Diese gleichen im Aussehen einem zusammengerollten Igel, sind aber größer. Da die Stacheln scharf zugespitzt sind, ist das Handhaben der Frucht für den Uneingeweihten keine leichte Aufgabe. Ihr Inneres birgt in einem weißlichen, lederartigen Teige fünf Reihen Kerne von der Größe unserer Kastanien, die in eine hellgelbe, crêmeartige Masse eingehüllt sind. Diese Crême ist der eigentlich genießbare Theil der Frucht; er wird mit Löffeln herausgenommen, schmeckt und riecht nach allen Gewürzen der Tropenländer und ist sehr erhitzend, für Fremde anfänglich auch zu penetrant, weshalb man die verschiedensten Urtheile über sie vernimmt. Während Helfer und Gemahlin sogleich großes Wohlgefallen daran fanden, ja der Reisende Mouhot hoch über alle anderen die königlichen Durianfrüchte stellt, erklärt sie Herr Vincent, dem sie, wie den Meisten, nach faulenden Zwiebeln und Knoblauch rochen, für ganz abscheulich. In Siam theilt man in gesitteten europäischen Häusern offenbar diese Anschauung, denn man verweist dort Diejenigen, welche die Begierde nach diesem Obste nicht bemeistern können, in die Ställe, oder sie müssen in den Menam hinausrudern, denn im Hause gegessen würde die Frucht



Die echte Mangosteen (Mangifera indica).
a. blühender Zweig (1/3 nat. Größe). b. Blüte (5 mal vergr.). c Frucht. d. Steinkern. e. Same.

einen Geruch verbreiten, ähnlich demjenigen, der sich bei der Ausräumung gewisser Behälter zu entwickeln pflegt. Die Natur hat offenbar das Durianessen nicht begünstigen wollen, denn sogar nachdem der anfängliche Widerwille, den auch die Durianschwärmer zugeben, überwunden ist, stellt sich unfehlbar nach fortgesetztem, wenn auch noch so mäßigem Genusse am andern Tage eine Hautkrankheit ein, nämlich rothe Flecke, die den Masern gleichen.

In der Nähe von Pulo Pinang, in dem malayischen Staate Quedah, trugen sich vor etwa vierzig Jahren Ereignisse zu, die uns einen Einblick in die Kriegführung unter den Völkern der Malayischen Halbinsel gestatten. Es war im Jahre 1838, als eine Flotte malayischer Kriegsprauen mit 2000 streitbaren Männern den Siamesen Quedah zu entreißen suchte. Das Geschwader segelte unter der Flagge des Ex-Radschah von Quedah, welcher behauptete, in einem rechtmäßigen Kriege zur Wiedereroberung seines Eigenthums begriffen zu sein. Die Ostindische Compagnie und Lord Auckland, der damalige Statthalter von Indien, hatten aber andere Ansichten über die malayischen Ansprüche auf Quedah und erklärten jene kühnen Streiter als Piraten, obgleich schwerlich dafür gerechte Gründe aufzufinden waren. Denn Quedah war immer ein Malayenstaat gewesen, mochte er auch bald den Herrschern von Siam, bald den Sultanen von Malakka Tribut gezahlt haben. Odoardo Barbosa (1516) nennt Quedah bereits als siamesische Provinz, und alle drei Jahre ließ der Radschah die „goldene Blume" dem Könige der Siamesen als Zeichen der Vasallentreue überbringen. Die britische Regierung hatte gleichwol 1786 Quedah als souverän anerkannt, als sie die Insel Pinang vom Radschah kaufte. Allein seit dem ersten birmanischen Kriege hatte England mit Siam, dessen Neutralität damals von Werth war, ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, und diesen Vertrag benutzten die Siamesen, um in Quedah einzufallen und nach einem Blutbad unter der malayischen Bevölkerung ihr Regiment dort zu befestigen. Die Malayen trugen diese Gewalt nicht geduldig, sammelten Geld und Waffen, und als der Tag gekommen war, zogen sie die alte rothe Flagge von Quedah wieder auf und stürzten mit der obenerwähnten Flotte im günstigen Augenblicke wie ein Habicht auf ihre Beute. Die Siamesen verloren indessen keine Zeit. Es erschien eine Botschaft bei dem brittischen Gouverneur von Singapur und mahnte ihn an das Schutz- und Trutzbündniß; sie bat um Absendung von Kriegsschiffen, welche die Malayen in Quedah blokiren und ihre Kriegsprauen am Auslaufen verhindern sollten. Auf dem zu diesem Behufe abgesandten „Hyacinth" befand sich als Schiffsfähnrich der damals erst siebzehnjährige, spätere Vizeadmiral Sherard Osborn, einer der Franklinsucher, den uns der Tod ganz kürzlich entrissen hat. Ihm verdanken wir eine anziehende Schilderung der damaligen Ereignisse (in dem Buche „Quedah, or Stray Leaves from a Journal in Malayan waters." London 1857. 8°), der das Nachstehende entnommen ist.

Mit dem Nordostmonsun und dem damit eintretenden schönen Wetter erschien ein englisches Geschwader vor Quedah, während am 1. Dezember 1838 eine siamesische Armee von 30,000 Mann nach der Halbinsel aufbrach, aber durch einen Tonku, d. i. Häuptling, Namens Mohammed Type-etam, einen

ausgezeichneten malayischen General, in die Flucht geschlagen worden sein sollte. Wurde nun auch diese Behauptung bezweifelt, so wußte man doch zuverlässig, daß die Malayen die siamesische Stadt Sangorah in der Provinz Ligor, also am Siamesischen Golf, eingenommen und zerstört hatten. Der Verlust war für den goldquastigen Monarchen von politischer Wichtigkeit, weil er nur zu leicht den Abfall anderer tributpflichtiger Staaten nach sich ziehen konnte. Die Briten fingen an die höchste Bewunderung für die Malayen zu empfinden, die Osborn sehr glücklich und sehr wahr als ein Volk ohne Vaterland und ohne nationalen Zusammenhang bezeichnet. Allein diese ersten Erfolge hatten kurze Dauer. Große Rauchsäulen im Innern des Landes bezeichneten den Weg der Thai oder Siamesen. Diese gehörten zu einer Abtheilung der großen Armee und wurden von dem Radschah von Ligor befehligt, einem talentvollen Feldherrn, welcher durch Eilmärsche sich zwischen den siegreichen malayischen Tonku Type-etam und Quedah geworfen und einen wichtigen Zwischenplatz, Allegagon, genommen hatte, wo er unter Anderem die malayische Garnison über die Klinge springen ließ. Ein panischer Schrecken verbreitete sich nach Quedah, denn die Grausamkeiten der Siamesen überstiegen Alles, was wir zu fassen vermögen. Die sogenannten „Seeräuber", die ihnen in die Hände fielen, wurden auf eine infernalische Art gemartert. Daß man ihre Leiber mit Honig beschmierte und sie in der Nähe eines Baues giftiger Ameisen an einen Baum band und zu Tode stechen ließ, war etwas schon öfter Dagewesenes. Aber auf Originalität durften die Siamesen bei einer anderen Todesqual Anspruch erheben, die ihrer Phantasie und Erfindungsgabe viel Ehre macht. Das Opfer wurde mit gebundenen Händen nackt in einen natürlich oder künstlich ausgehöhlten Baum gesteckt und dieser dann rings mit Lehm beworfen, um zu verhindern, daß er in den Flammen aufgehe. Dieser Cylinder von Holz und Lehm wurde dann durch ein Feuer im Ring erhitzt und der Unglückliche zum Genuß der Peiniger lebendig gebacken. „Variatio delectat!" Deshalb brachte man mitunter die „todeswürdigen Rebellen" an das Ufer, wo eine gewisse Palmenart wächst, deren europäischen Namen Osborn leider nicht anzugeben vermag. Er glaubt, es sei die Nipa-Palme, welche eine geringe Höhe erreicht und beinahe keinen Stamm besitzt, sondern deren Blätter wie ein Federbusch am Ufer der malayischen Ströme wehen. Wenn der Keim aus dem Boden dringt, sind die Blätter spindelartig zusammengerollt und bilden einen scharfen Dorn oder Speer, der wegen seiner Härte eine furchtbare Waffe liefert. Auf einen solchen Keim wird der Unglückliche in einer sitzenden Stellung gebunden, und da die Blattspitzen bei der Kraft tropischer Vegetation in einer Nacht ein paar Centimeter aufschießen oder man sie, wie die Malayen behaupten, wachsen sehen kann, so dringen sie in die Eingeweide des Verbrechers, und dieser wird langsam gepfählt. Den Gipfel der Schändlichkeiten beschloß aber die Hinrichtung einer malayischen Frau, die schwanger eingefangen worden war und bei deren Tode große Wetten geschlossen wurden, ob die Leibesfrucht männlichen oder weiblichen Geschlechts sei.

Bereits hatten sich die Siamesen so weit der Stadt genähert, daß man ihre Kartätschenschüsse dann und wann in das Dschungel einbrechen hörte.

Merkwürdig war die doppelte Art des Vorpostenrufens der streitenden Parteien. Die Siamesen bedienten sich dazu eines hölzernen Instruments wie ein Paar Kastagnetten. Man hörte oft den leisen Ton dieses Instruments, der so schwach war wie das Schwirren eines Insektes. Ein zweiter Ton folgte und erstarb, dann wurde er etwas schärfer angeschlagen, und nun begann auf der ganzen Linie ein Lärmen, als ob sämmtliche Gassenbuben Londons mit Schiefertafeln klapperten. Dies galt als Signal, daß die Vorposten wach waren. Die Malayen dagegen riefen sich mit dem Worte „Dschagga" an, welches von links nach rechts oder umgekehrt die Kette hinab wanderte, worauf dann die ganze Linie in ein allgemeines Dschag-ga-a-a ausbrach. Bei Tagesanbruch hörte das Gefecht auf und die siamesischen Plänkler zogen sich nach dem Hauptcorps zurück, welches 21 Kilometer von Quedah entfernt lag. Am 16. März 1839 wehte die siamesische Fahne bereits vom Gipfel eines Baumes an der Mündung des Dschurlong, nördlich vom Quedahflusse. In der Nacht zum 20. März wurde das Feuer vom Fort eine Zeit lang sehr lebhaft und dann folgte Todtenstille. Die Garnison war unvermerkt am Saume des Meeres nordwärts zum Parlisflusse gezogen, wo sie sich mit den übrigen malayischen Streitkräften vereinigte, während am Morgen des 20. März die Siamesen bereits Meister von Quedah waren.

Damit war jedoch der Widerstand der Malayen keineswegs gebrochen, doch neigte das Drama von Quedah zum Ende, denn die Siamesen schlossen ihre Feinde immer enger ein. Die Thätigkeit der britischen Escadre beschränkte sich darauf, alle Flüsse zu verstopfen, um den Malayen den Rückzug auf die hohe See zu verlegen. Dennoch gelang es einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Prauen, der englischen Blokade zu entgehen; der größte Theil der Prauenflotte aber ward von den Engländern in einer Bucht der Lancavas-Inseln überrascht und zur Uebergabe gezwungen.

Während dieser Expedition hatte Osborn Gelegenheit, den Parlisfluß stromaufwärts zu schiffen, um süßes Wasser einzunehmen. Das Ufer verschönerte sich mit jedem Augenblick, da man sich einer Hügelkette näherte, welche einen raschen Fall des Stromes bei jeder Windung zu verheißen schien. Es fehlte in dem Walde nicht an glänzend gefiederten Vögeln, fischvertilgenden Pelikanen, an Affengesellschaften, hin und wieder zeigten sich auch ein paar Rehe, und Alligatoren wurden nirgends vermißt. Osborn schildert diese Amphibien als überaus feige, dabei jedoch von außerordentlicher Stärke und Lebenszähigkeit. So näherte man sich der Stadt Kangah, wo die Briten eine in Badescene unliebsame Störung brachten. Die gesammte weibliche Bevölkerung der Stadt suchte im Wasser Erfrischung. Während der englische Matrose seine Späße über die Nymphen nicht unterdrückte, bekennt Osborn aus Galanterie, daß Unschuld die Stelle eines züchtigen Gewandes bei den jungen Damen vertreten hätte. Seine malayischen Bootsleute ruderten gleichgiltig zwischen den Badenden hindurch, und der vortreffliche Seemann ergeht sich in langen Vermuthungen darüber, ob dieses Ignoriren einem zarten und feinem Gefühle oder der Furcht entsprang, daß die geringste Frechheit sogleich von der männlichen Bevölkerung Kangah's blutig gerächt worden wäre.

Ein dritter Fall, auf den sich Osborn nicht besinnt, scheint uns der wahrscheinlichere, daß nämlich die Malayen an solche Scenen täglich gewöhnt waren und diese für sie keine Anziehungskraft besaßen. Die Häuser von Kangah waren auf Pfählen erbaut und erinnerten wegen ihrer vorspringenden Dächer und durch die Sauberkeit der Ausführung an die Schweizer Bauart.

Ein anderes Mal, als die Rationen knapp geworden, untersuchte Osborn mit seinen Leuten sehr begierig ein Dorf, Namens Tamelan, an dem kleinen Flusse Sitané, fand aber kaum hier und da noch eine Nuß auf den Kokospalmen. Die malayische Mannschaft wußte aber Rath. Sie befolgte nämlich ein Verfahren, welches mißverständlich durch Montesquieu zu einem bekannten rhetorischen Gleichniß benutzt worden ist. Der große Gelehrte war nämlich nicht genau unterrichtet, wenn er meinte, wilde Völker hieben die Palmen um, damit sie bequemer die Nüsse pflücken können. Sie thun es vielmehr aus einem anderen Grunde, um sich des sogenannten Herzens der Palme zu bemächtigen. Der Stamm wird an der Krone gespalten und eine vegetabilische Substanz dadurch gewonnen, die etwa meterlang und so stark ist wie ein Frauenarm. Roh gegessen hat sie den Geschmack einer trefflichen Nuß, und gekocht liefert sie ein zartes Gemüse. Die Nacht war kaum angebrochen, als sich die Landbrise mit heftigen Stößen einstellte, und fast unmittelbar darauf sah man das malayische Dorf in Flammen aufgehen. Die Verwüstung war offenbar beabsichtigt worden, um dem Feinde nichts zu hinterlassen als eine verkohlte Plantage. Da seit Monaten kein Regen gefallen war, so konnte man dem Feuer nicht wehren, denn Bäume und Blätter waren völlig trocken; kaum erreichte eine Flammenzunge einen Stamm, so leuchtete er auf, und die Pflanzung glich bald einer Saat von brennenden, gigantischen Fackeln, die von der Luft bewegt wurden. Es blieb also nichts übrig, als eilig den Rückzug anzutreten.

Die kleinen Inseln im Meere an der Küste von Quedah liefern in größerer oder geringerer Menge die von der Hirundo esculenta der Naturforscher gebauten eßbaren Vogelnester, deren Einsammeln von den Malayen betrieben wird. Die größte Ausbeute dieses seltsamen Handelsartikels findet sich auf den felsigeren und abschüssigeren Eilanden. Die nestbauenden Vögel kann man in der Nähe der Malayischen Inseln beständig über die Oberfläche des Meeres dahinfliegen sehen. Der Gestalt und dem Gefieder nach scheinen sie ein Verbindungsglied zwischen der gemeinen Schwalbe und der kleinsten der Sturmvogelarten zu sein; sie sind ununterbrochen geschäftig und in beständiger Bewegung. Zuweilen scheint es, als ob sie, über dem Wasser dahin schweifend, irgendeine Substanz mit dem Schnabel von der Oberfläche aufraffen, oder als ob sie, pfeilschnell in der Luft dahin schießend und sich drehend und wendend, einem leichtflügeligen Insekt nachschwärmen. Und doch kann das schärfste Auge weder in der Luft noch auf dem Wasser irgendetwas entdecken, wovon sie sich in Wirklichkeit zu ernähren vermöchten. Sei dem indeß wie ihm wolle, die Malayen behaupten, daß diese Vögel sich von Insekten und anderen auf der Oberfläche des Meeres schwimmenden kleinen Geschöpfen nähren, und daß sie durch eine eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Verdauungsorgane die klebrige und hellaussehende Substanz erzeugen, mit der sie ihre Nester bauen —

eine Ansicht, welche einigermaßen das Aussehen der Nester selbst bestätigt, die dem Bau nach langen, ohne große Regelmäßigkeit über einander gewickelten und durch querlaufende Reihen aus demselben Stoff zusammengeklebten Streifen sehr feiner Fadennudeln gleichen. An Gestalt ähneln die eßbaren Nester der Schale eines großen, der Länge nach entzwei gespaltenen Schaumlöffels, und sind in jeder Hinsicht viel kleiner als das Nest der gemeinen Schwalbe. Der Vogel befestigt den geraden Rand an die Felsen, und zieht insgemein eine dunkle und schattige Ritze in einer Klippe, oder eine durch das Spiel der Meereswellen gebildete Höhle vor. Vielleicht ist die nesterbauende Schwalbe ein Nachtvogel, denn Sonnenlicht und Tageshelle scheint sie überhaupt zu meiden.

Den jugendlichen Osborn trieb die Neugierde, bei passender Gelegenheit den zum Sammeln der Vogelnester ausgehenden Malayen zu folgen, und er schildert diese gefahrvolle Expedition in folgender Weise: „Die Malayen hatten nur wenige, fast keine Kleider an; Jeder trug, um sich den Weg durch das Unterholz zu bahnen, einen scharfen Schnabelhaken mit einer eisernen Spitze von beträchtlicher Länge, sodann eine aus der Rinde und den Harzen von Waldbäumen verfertigte Fackel. Ein kleiner Sack zur Aufnahme der Nester, sowie ein Knäuel zum Tragen eines seiner Last hinlänglich starken, rohgearbeiteten Taues, dann Feuerstein und Stahl vollendeten seine Ausrüstung.

„Wir kletterten eine lange, steile, zu einigen jäh abschüssigen Klippen führende Halde hinan. Einen halsbrecherischeren Spaziergang hatte ich noch nie gemacht, und im Dschungel blieben von unseren Kleidern Fetzen an jedem Dorn und Stumpen hängen. Nicht wenig trug zur Erhöhung unserer Aufregung bei, daß die Malayen mit scharfem Auge alle Höhlen oder Stellen untersuchten, wo der Pflanzenwuchs auf große Feuchtigkeit hinwies, und dabei das unheimliche Wort „Ular", Schlange, als eine Warnung für uns vor sich hin murmelten. Endlich erreichten wir den Rand der Klippe, die etwa 70 m. über dem Meere stand und an ihrer Vorderseite viele, tiefe Spalten, an ihrem Fuße mehrere Höhlen hatte. Jeder Malaye trieb nun seine Stangenspitze sorgfältig in den Boden, befestigte sein Seil daran, schlang seinen Sack und seine Fackel über den Rücken, ließ sich, nach Hersagung eines mohammedanischen Rosenkranzes, mittels des Seiles an der Klippe hinunter, und schritt zur Aufsuchung der Vogelnester in den Höhlen und Spalten. An einigen Stellen mußten die Leute wie ein Pendel in der Luft hin- und herschwanken, um die gehörige Bewegungskraft zu bekommen, sich unter irgendeinen überhängenden Theil der Klippe hineinzuschwingen; dabei schnitt das elende Seil, an welchem der Mann 30 m. über der schäumenden See und an dem Felsen herabhing, scharf in den Rand der Klippe ein. Da und dort bekamen die Leute ein oder zwei Nester; endlich entdeckte Einer von ihnen, der sich bis auf 3—4 m. über dem Wasser hinabgelassen hatte, eine dicht von Vögeln bewohnte Höhle. Aus derselben drang ein Dunst heraus, der weder nach Weihrauch noch nach Myrrhen roch, und es war so dunkel darin, daß auch das schärfste Auge nichts zu sehen vermochte. Als der Malaye seine Fackel anzündete, war dies das Zeichen zu dem fürchterlichsten Lärm, den sterbliche Ohren je gehört; das scharfe Gezwitscher der Schwalben wurde von den schönen Echos der Höhle aufgefangen

und tausendfältig vervielfacht, während ungeheuere Fledermäuse um uns herum flatterten und nicht nur das Licht auszulöschen, sondern uns auch von dem schmalen Rand, auf dem wir standen, durch einen Schlag an den Kopf in die unter uns befindliche schwarze Kluft hinabzustürzen drohten. Die Nester selbst befanden sich an Stellen, wo nur ein Gnome sie sammeln zu können schien."

Eine Menge Menschenleben gehen natürlich bei diesem Geschäfte zu Grunde; allein die hohen Preise, welche man für diese vermeintlichen Leckerbissen erzielt, lassen keine Unterbrechung in der Arbeit entstehen. Ein diesen Handel in großem Umfange treibender Mann sagte Osborn, man könne annehmen, daß von fünf mit dem Sammeln der Nester beschäftigten Personen zwei eines gewaltsamen Todes stürben. Unter solchen Umständen darf man sich daher nicht wundern, daß ein Catty (1¼ Pfd. englisch) der besten Nester gewöhnlich 40 Dollars oder etwa 160 Mark kostet. Der Werth der Nester hängt von ihrer durchscheinenden Weiße und ihrer Feder- und Schmuzlosigkeit ab. Zur ersten Qualität gehören jene, welche augenfällig von den unglücklichen kleinen Vögeln noch nicht gebraucht worden sind. Solche Nester sind nichts als ein wenig reine Gallerte und Sherard Osborn kann ihre vollkommene Geschmacklosigkeit verbürgen.

Unsere Nachrichten über die Malayenstaaten der Halbinsel, über die nach Siam tributären wie die unabhängigen, sind, das eben besprochene Quedah ausgenommen, äußerst dürftig, und nur der Vollständigkeit halber stellen wir hier das Wichtigste darüber zusammen. Unsere Hauptquelle hierfür bleibt immer noch das schon 1839 erschienene Werk des verdienstvollen T. J. Newbold (Political and statistical account of the british settlements in the straights of Malacca, viz. Pinang, Malacca and Singapore; with a history of the Malayan states of the Peninsula of Malacca).

Gleich die erste Schwierigkeit bereitet Ligor, der nördlichste der angeblichen siamesischen Tributärstaaten, von dem es nämlich viel wahrscheinlicher ist, daß er nur eine siamesische Provinz bildet, die von den Siamesen Lakon oder Lachon genannt wird. Newbold wenigstens nennt den südlich der Landenge von Krah gelegenen Theil der Halbinsel einfach Lower Siam, und beginnt die Reihe der Tributärstaaten erst mit Patani. Ihm folgt der ausgezeichnete Kenner des malayischen Indien, John Crawfurd. Damit stimmt auch trefflich, daß Helfer in diesem an Tenasserim grenzenden Gebiete siamesische Statthalter fand. Die Bevölkerung ist dünn und arm, und besteht vorwiegend aus Siamesen nebst einer beträchtlichen Anzahl Malayen und einigen Chinesen. Aus der Vermischung der Siamesen und Malayen ging ein Halbblut hervor, welches die Malayen Samsam nennen. Sie sind zum Islam bekehrte Siamesen und reden eine Mischsprache. Die Stadt Ligor liegt am Flusse Tajang und wird auf 5000 Einwohner geschätzt; jährlich kommen des Handels wegen einige chinesische Dschunken hierher.

Patani können wir mit Zuversicht als den nördlichsten Malayenstaat bezeichnen; der Zins an Siam wird in Geld und Getreide entrichtet. Der Staat liegt zwischen dem 6. u. 7.° n. Br., grenzt im Westen an das Reich Quedah, welches eine Bergkette davon trennt, und zerfällt in fünf Provinzen, zwei

äußere und drei innere. Es giebt zwei Städte Namens Patani, eine ältere und eine neuere, wovon die erstere an einem sehr seichten Flusse (unter 7° n. Br. und 101° 35′ ö. L. v. Gr.) liegt und nach den Angaben Medhurst's, der 1832 Patani besuchte, im Verfalle begriffen ist. Die Bevölkerung soll um jene Zeit 54,000 Köpfe betragen haben. Das Land ist sehr fruchtbar und erzeugt viel Reis; die Produkte des Mineralreichs sind Zinn, Eisenerze in den Gebirgen, etwas Gold, dann Salz, womit viel Handel getrieben wird. Die Siamesen haben diesen wichtigen Artikel mit einer Steuer belegt.

Ob die Seestadt Sangora am Golfe von Siam, der Insel Tantalem gegenüber, zum malayischen oder siamesischen Gebiete gehöre, ist ungewiß. In Bezug auf Religion, Regierung und Bevölkerung ist sie entschieden siamesisch, doch wohnen auch Malayen und etwa 1000 Chinesen hier, die Zinn, Eisen und etwas Pfeffer ausführen.

Den bedeutendsten Malayenstaat Quedah haben wir schon großentheils kennen gelernt. Es begrenzen ihn im Norden Ligor, im Osten Patani, im Süden Perak, im Westen die See. Längs der Küste sumpfig und waldig, im Hintergrunde gebirgig, erstreckt er sich zwischen 5—7° n. Br. Zum Mindesten drei gangbare Wege vermitteln den Verkehr über das wenig gekannte Gebirge mit der Ostküste. Der höchste Gipfel ist der isolirt stehende Jerai, 1187 m. hoch.

Das südliche, an Patani grenzende Kalantan liegt zwischen dem Basut- und dem Barunastrome, soll 50,000 Einwohner, meist Malayen, zählen und vorwiegend Gold und Zinn nebst schwarzem Pfeffer produziren. Die Residenz des Radschah liegt an einem kleinen, nur für Boote schiffbaren Flusse unter 6 16′ n. Br. In den Bergen hausen einige Negritostämme.

Der letzte der Tributärstaaten ist Tringano, südlich von Kalantan, an der Ostküste der Halbinsel, 4° 15′—6° n. Br. Im Westen scheiden Gebirge diesen Staat von Perak; seine wichtigsten Produkte sind Elfenbein, Pfeffer, Kampfer, Gold und Zinn. Die Bevölkerung schätzt man auf 35—37,000.

Nicht viel mehr wissen wir von den unabhängigen Malayenreichen im Süden der Halbinsel, deren fünf wichtigste jene von Perak, Salangur, Rumbo, Pahang und Dschohur sind. Newbold zählt aber ferner noch die kleinen Staaten von Sungie, Ujong, Dschobol, Srimenanti, Dschellyo, Dschellabu, Dschompole und Segamet auf. Die Produkte des Landes, sowie die allgemeinen Verhältnisse, despotische Regierungsformen unter Häuptlingen, deren Ansehen übrigens stark gesunken, sind, soweit sie bekannt, hier überall die nämlichen, und es hieße den geneigten Leser mit deren Aufzählung nur unnöthig ermüden. Ein besonderes Interesse verdienen nur die wilden Stämme, welche die unbekannten Gebirge des Innern bewohnen. Die wichtigsten darunter sind die Semang und Wai, doch nennt man ferner noch die Rayet Utan, Jakun, Sakkye, Halas, Belandas und Besisik. Die beiden ersteren, Udai und Semang, wohnen vorzugsweise in den Wäldern des Nordens, die übrigen, die man unter die gemeinsame Bezeichnung Orang-Benua zusammenfassen kann, im Süden. An der Meeresküste treiben sich die Orang-Laut umher.

Ethnologisch lassen sich diese Waldmenschen von den Malayen, wie schon einmal erwähnt, nicht sondern; sie gehören zum selben Stamme und stellen

nur eine in der Kultur zurückgebliebene Abzweigung der Malayen dar. Die Europäer bekommen diese Stämme wenig und selten zu Gesichte, sind demnach diesbezüglich hauptsächlich auf die Angaben der Malayen angewiesen. Darnach scheinen die Semang in ihrer äußeren Erscheinung sich nicht wesentlich von den Jakun zu unterscheiden und dasselbe lockige, aber nicht krause Haar, nur einen dunkleren Teint zu besitzen. Die Malayen sprechen von vier verschiedenen Semangtriben, jenen der Marschen, der Hügel und der Küste, dann von Jenen, welche der Verkehr mit den Malayen schon etwas civilisirt hat. Die Semang in Quedah haben wolliges Haar, aufgedunsene Bäuche, dicke Lippen, schwarze Haut, flache Nase und die zurückfliehende Stirn des Papua. Jene von Perak reden nur eine etwas andere Sprache. Sie leben alle von der Jagd und machen sich Hütten aus den Zweigen, ihre spärlichen Kleider aber aus der Rinde der Bäume. Nur hier und da verwenden sie von den Malayen erhaltenes Zeug. Angeblich verehren sie die Sonne, doch möchte diese Behauptung noch sehr der Bestätigung bedürfen. Die Malayen meinen, daß die Semang ihre Todten aufzehren und nur den Kopf verscharren; die Weiber sollen sie in Gemeinschaft besitzen. Sie stehen unter Häuptlingen oder Aeltesten. Noch unbekannter als die Semang sind die Udai, welche Einige nur für eine Classe der Jakuns halten. Man sagt, sie seien kleiner und in ihren Sitten noch wilder; nur selten bauen sie Hütten, sondern leben unter freiem Himmel ohne irgendwelche Religion, Gesetze oder Regierungsform. Natürlich haben sie auch keine Ahnung von Schriftzeichen, und ihre Sprache ist uns völlig unbekannt. Die Jakuns beschuldigen sie des Kannibalismus und des Beischlafes mit den Thieren des Waldes, besonders den Siamang. Sie gehen fast nackend, waschen sich niemals, tragen keine Kopfbedeckung und gebrauchen vergiftete Pfeile und am Feuer gehärtete Holzspieße als Waffen.

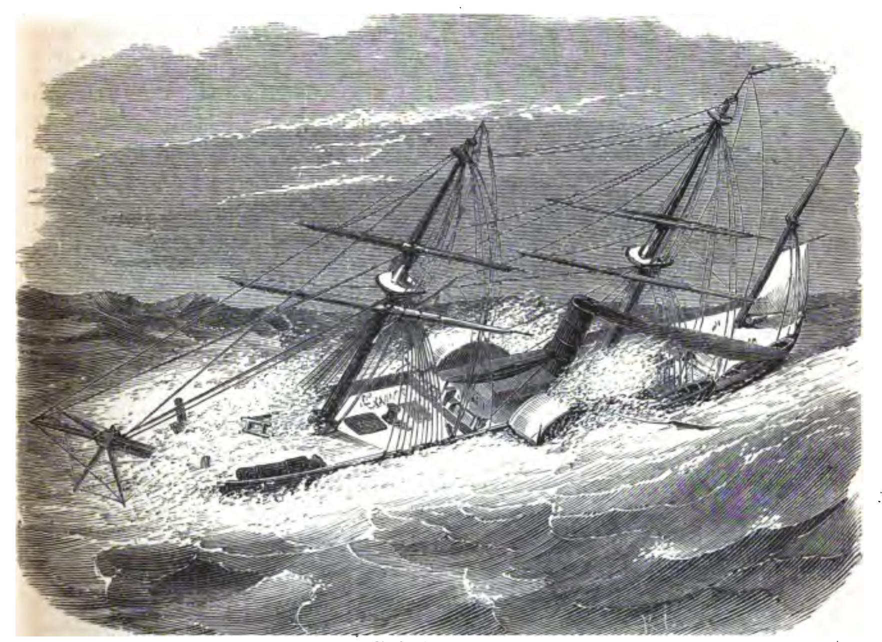
Die unter der Bezeichnung Orang-Benua begriffenen Menschenstämme weisen insgesammt eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem malayischen Typus auf, nur die Statur ihres vor Unreinlichkeit stinkenden Körpers ist etwas kleiner. Im Uebrigen sind an ihnen nur jene Unterschiede wahrnehmbar, welche einer so bedeutend tieferen Kulturstufe entspringen. Von einem übernatürlichen Wesen haben die Benuas nur sehr schwache Vorstellungen, doch verehren sie eine höhere Kraft in der Sonne und den Gestirnen, ohne jemals zu bildlichen Darstellungen derselben zu schreiten. Den größten Einfluß üben die Poyangs, Zauberer oder Priester, auf das abergläubische Volk, welches ihnen die Kenntniß der heilenden Naturkräfte zutraut und glaubt, daß ihre Seelen nach dem Tode in einen Tiger übergehen. Die Benuas zerfallen in verschiedene Triben, jede unter einem Häuptling, Batin genannt. Unter diesem stehen zwei niedrigere Anführer, der Dschennang und der Dschurokra, welche über begangene Verbrechen gräßliche Strafen verhängen. Mord wird mit Ersäufen, Pfählen oder Aussetzen an die Sonne bestraft; der Schuldige wird, an einen Nipabaum gebunden, Hitze und Hunger preisgegeben. Auf Ehebruch steht der Tod, wenn die Verbrecher auf der That ertappt werden. Will der Benua einen Eid leisten, so taucht er seine Waffen in eine Mixtur, deren Hauptingredienz Blut ist. Der Donner wird ungemein gefürchtet.

Der Reisende, der von Pulo Pinang nach Singapur den Dampfer benutzen will, muß die sogenannte Malakkastraße passiren und legt in der Stadt an, wovon die gefürchtete Meeresenge ihren Namen hat. Sie ist wol 800 Kilometer lang und verbindet das Chinesische Meer mit dem Indischen Ozean, zwischen dem Hinterindischen Festlande und der großen Insel Sumatra hinziehend. Ihre Breite schwankt zwischen 40 und 320 Kilometer und behält der Reisende fast beständig Land in Sicht. Die Schiffahrt in der Meeresstraße ist indessen für tiefgehende Schiffe schwierig, da sie mit weiten Sandbänken angefüllt ist, die nur schmale, vielfach gewundene Durchlaßkanäle besitzen. Eigentliche Stürme hat sie nicht, wol aber veränderliche Winde und Bullerböen, plötzliche Windstöße mit Donner und Blitz, welche von den Seefahrern als „Sumatras" bezeichnet werden. Am nördlichen Ende der Straße, an der Küste von Quedah, kommen wol auch gefährliche Tornado's vor. Meist aber erreichen die Schiffe ungefährdet Malakka.

Gegründet im Jahre 1252, ward Malakka im Jahre 1511 von den Portugiesen unter Albuquerque, dann 1641 von den Holländern und darauf, 1695, von den Briten erobert. In der Zeit von 1818—1825 nochmals in holländischem Besitze, ward es endlich nebst einem ansehnlichen Stück Land ringsumher an England im Austausch gegen Benkulen auf Sumatra abgetreten. Heute ist der Ort vergessen und tief herabgekommen von dem traditionellen Glanze, der die Stadt ehedem zur Königin dieser Meere machte. Kaum zählt sie heute mehr denn 13,000 Einwohner, wovon ein Drittel Malayen. Dennoch haben die Portugiesen und die Holländer edle Spuren daselbst hinterlassen. Von den ersteren rührt eine noch in ihren Trümmern achtunggebietende Kathedrale, Madre de Dios, her, in der sich die Stimme des h. Franz Xaver hören ließ, und wo ohne Zweifel der große Albuquerque seine Andacht verrichtete. Heute dient sie zum Theil als Signalstation und zum Theil als Pulvermagazin. Auch die Reste der auf einem Hügel unmittelbar hinter der Stadt von Albuquerque errichteten Befestigung, sowie die Ruinen der Klöster von St. Paul und der Hermanos de leche legen von den Thaten der Portugiesen Zeugniß ab. Die Holländer haben den Palast der Gouverneure, das Stadthaus, erbaut, — ein umfangreiches und massives Gebäude mit zahllosen Giebeln, das unverkennbar den holländischen Baustil des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts an sich trägt.

Das merkwürdigste von diesen Trümmern eines anderen Zeitalters ist ein Kern portugiesischer Familien, welche, trotz der vielfachen Vermischungen mit Malayen, die Erinnerung an ihre Nationalität, sowie die Sprache und selbst beinahe die Tracht ihrer Vorväter bewahrt haben. Das Schicksal hat diesen Söhnen der Eroberer nicht sehr gelächelt. Die Verwegensten versuchen ihr Glück in Pinang und Singapur, wo man sie in den Gasthöfen, in den Handlungshäusern und besonders in den Druckereien verwendet; die meisten aber bleiben Malakka treu, wo sie ohne große Arbeit von Wenigem leben. Man sieht sie Abends oft vor ihrer Thür, irgend einer uralten Geige eine Klagemelodie entlockend, welcher die Frau und die Kinder unermüdlich zuhören. Das Portugiesische, das in Malakka gesprochen wird, ist eine lehrreiche

Erscheinung für die vergleichende Philologie. Die Zeitwörter werden meist nicht mehr konjugirt, und eine Form dient für alle Redeweisen, Zeiten, Zahlen und Personen. En vai, nos vai gilt für alle Verbindungen mit dem Zeitwort „gehen". Die Eigenschaftswörter haben ebenfalls ihre Feminin- und Pluralendungen verloren, sodaß die Sprache sich auf eine erstaunenswerthe Einfachheit reduzirt und, bei starker Vermischung mit malayischen Wörtern, Denjenigen, der das Lusitanische nur rein gehört hat, ziemlich leicht irre führen kann.



Schiff im Teifun.

Wenige Orte können übrigens eine aus so mannichfachen und verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Bevölkerung aufweisen wie Malakka. Zahlreich ist bei seiner Ubiquität der Chinese anzutreffen, fest an seinen Gewohnheiten, seiner Tracht und Sprache haltend. Der Zahl nach folgen ihm die eingeborenen Malayen, deren Sprache hier die Lingua franca ist. Nebst den erwähnten Portugiesen sind noch englische Beamte da, und Nachkommen der Holländer, die sämmtlich englisch sprechen. Wie in der Sprache, so giebt sich die Mannichfaltigkeit dieser einzelnen Völker auch in den Kostümen kund. Der Engländer behält seinen fest anschließenden Rock, die Weste und Beinkleider, den unerträglichen Hut und die Kravatte bei; der Portugiese zieht eine leichte Jacke oder häufiger ein Hemd und nur weite Beinkleider vor; die Malayen tragen ihre nationale Jacke, den Sarong und schlotternde Unterbeinkleider, während der Chinese nicht im Geringsten von seiner Nationaltracht abgeht, die aber auch in der That, mag man nun auf Bequemlichkeit oder Kleidsamkeit Rücksicht nehmen, für ein tropisches Klima nicht besser sein könnte.

Die locker hängenden weiten Beinkleider, das reine weiße Gewand, halb Hemd halb Jacke, sind gerade die passendste Tracht unter diesen Breiten.

Die Stadt Malakka ist längs eines unbedeutenden Flusses eng zusammengebaut und besteht aus schmalen Straßen mit kleinen Häusern, von denen die einen als Buden, die anderen mit phantastischen Verzierungen als Wohnungen den Chinesen dienen. In den Vorstädten befinden sich die Häuser der Engländer und anderer Europäer, zwischen Hainen von Kokosbäumen, Mangosteen, Durian, Rambutan, Jack, Mango, Arekanuß und manch anderen Fruchtbäumen, die durch ihre mannichfachen, schönen Blätter überallhin Schatten verbreiten und deshalb, wie ihrer Früchte wegen, gleich willkommen sind. Einige kleine Hügel in der Nähe der Stadt dienen zu Friedhöfen der Chinesen; es sind nämlich einige Acker Landes mit großen, hufeisenförmigen Grabmälern von festem Mauerwerk bedeckt, die meistens reichlich und phantastisch mit Malereien, Vergoldungen und Bildhauerarbeiten verziert sind. Weiter nach dem Innern zu dehnen sich sumpfige Niederungen aus, die als Reisfelder bebaut werden und aus denen sich, Inseln gleich, isolirt stehende kleine Hügel erheben. Von da wiederum weiter hinein verengern sich diese Niederungen zu schmalen Thälern, die sich zwischen niedrigen Hügelwallungen herumschlängeln. Diesen entlang liegen dann die malayischen Dörfer, einzig kenntlich durch die dichten Massen von Palmen und Fruchtbäumen, unter denen ihre Häuser vergraben sind. Alles Land, das noch nicht bebaut wird, ist mit Gestrüpp bedeckt.

In Malakka, wie in Singapur, treiben die Chinesen Alles; sie bauen Häuser, sie holen Holz und Wasser, pflanzen Vegetabilien, hülsen Reis aus, indem sie ihn in einem großen Mörser, dessen Keule mit den Füßen in Bewegung gesetzt wird, sorgfältig zermalmen, sie arbeiten in den Zinn- und Goldminen des Mount Ophir, eines 1740 m. hohen isolirten Piks, der sich 50 Kilometer landeinwärts von der Stadt aus der Ebene erhebt, kurz sie treiben Alles; nur mit Pferden geben sie sich nicht ab: ein chinesischer Reitknecht gehört zu den Unmöglichkeiten. Natürlich liegt auch der ganze Handel in den Händen der Chinesen, und kein Volk in den tropischen Ländern kultivirt den Boden so trefflich wie sie. Nicht nur pflanzen und ernten sie, sondern sie graben um, ziehen Gräben und ebnen; sie roden das Unkraut, reißen die Stümpfe aus; sie halten den Boden rein und düngen ihn; nur stellen sie den Düngerbehälter der Bequemlichkeit halber in einem Winkel des Wohnhauses auf. Man ist so für flüssige Düngung eingenommen, daß in den chinesischen Dörfern oft an der Thüre ein Eimer zum öffentlichen Gebrauche steht. Aus eben der Ursache sind auch die Ferkel dort viel besser untergebracht als bei uns, indem sie nämlich ihre Ställe auf Pfählen über einem Behälter haben, in dem aller Dünger gesammelt wird. Die Nahrung der Chinesen besteht aus Reis, wenigen Fischen und Gemüsen mit schwachem Thee in beliebiger Menge. Sie essen indeß große Portionen und viermal des Tages, während die Malayen nur zwei Mahlzeiten nehmen.

Eine wahre Chinesenstadt ist auch Singapur, die „Löwenstadt“, welche der Dampfer in zwölf Stunden von Malakka aus erreicht. Auf einer 13 Quadratmeilen großen Insel an der Südspitze der Malayenhalbinsel gelegen,

auf mittelmäßigem Boden und in gesundem Klima, obwol nur 130 Kilometer vom Aequator entfernt, ist diese Stiftung Sir Stamford Raffles', dieses geschworenen und erklärten Feindes der niederländischen Herrschaft in Indien, im Laufe von noch nicht siebzig Jahren aus dem Nichts zu einer Stadt von über 100,000 Köpfen angewachsen. Wenige Orte der alten und neuen Welt bieten ein solches Beispiel raschen Aufblühens wie Singapur. Der klare und weitschauende Blick des genannten englischen Staatsmannes erkannte, daß bei der Ausdehnung und Richtung, welche der Weltverkehr im Osten gewonnen, hier die Stelle sei, wo dereinst eine bedeutende Handelsstadt emporblühen müsse. Deshalb bewog Sir Raffles den Radschah von Dschohore 1818 zur käuflichen Abtretung der kleinen Insel an die Krone Englands und gründete eine Niederlassung, die von vornherein zum Freihafen erklärt wurde. Bei der Besitznahme war die Insel nur spärlich bewohnt und fast gar nicht bebaut. Jetzt ist das Innere theilweise urbar gemacht und man findet eine Anzahl Pfeffer- und Gambir-(Nauclea Gambir)Plantagen von Chinesen unterhalten. Außerdem wird Perlsago hergestellt, etwas Gewürze, Zucker und Reis angebaut, während die Kokospalme nur kümmerlich fortkommt. Der Ertrag der Bodenkultur ist im Ganzen unbedeutend zu nennen und das Innere der Insel mit Ausnahme einiger Chinesendörfer nur dünn bevölkert. Selbst diese geringe Bevölkerung ist in Betreff der Lebensmittel völlig abhängig von den Nachbarinseln. Fleisch und Vegetabilien müssen von Malakka oder anderen Plätzen gekauft werden; Obst ist spärlich und nicht besonders gut. Die Orangen sind selten eßbar, Pisang nicht viel besser, und die berühmte Mangofrucht, wenn schon sehr delikat, ist eine Rarität. Aus diesem Grunde kann man nach dem gewiegten Urtheile des Naturforschers Alfred Russell Wallace in Singapur auch nicht angenehm wohnen. Die Gunst der geographischen Lage allein ist es, welcher Singapur, am Handelswege zwischen Indien und China gelegen, seinen Aufschwung verdankt, mehr jedenfalls als der liberalen Politik der Engländer, welche nicht ohne Gefahren für die junge Kolonie war. Letztere allein hat es ermöglicht, daß Singapur zwar den Engländern gehört, faktisch aber von den Chinesen für sich genommen worden ist. Selbst in der Stadt rechnet man die chinesische Bevölkerung auf mindestens 60,000 Köpfe; der Rest besteht aus Malayen und nur 6000 Europäern. Die Stadt Singapur trägt daher hervorstechend das Gepräge ihrer chinesischen Einwohnerschaft. Nun ist zwar die chinesische Einwanderung insofern günstig, als dadurch billige und fleißige Arbeitskräfte gewonnen werden, allein die Chinesen bilden zugleich ein überaus unruhiges Bevölkerungselement. Sie gehören meistentheils geheimen Gesellschaften an, und eine sogenannte Legitimationskarte einer solchen Verbrüderung, ein achteckiger, mit Schriftzeichen bedeckter Lappen, erklärte den Zweck dieser Verbindung, nach Neumann's Uebersetzung, durch folgende Worte: „Die Brüderschaft des Himmels und der Erde spricht es unumwunden aus, daß sie sich vom höchsten Wesen dazu berufen hält, den furchtbaren Kontrast zwischen Reichthum und Armuth aufzuheben.“ Man sieht also, daß auch die nüchternen Chinesen nicht von sozialistischen Träumereien verschont geblieben sind. Da fast überall die Chinesen in zwei sich tödlich hassende Sekten

getheilt sind, so kommt es häufig zu blutigen Aufständen unter ihnen, welche die englische Regierungsgewalt dann nur schwer zu bewältigen vermag und von denen die Sicherheit der Stadt bedenklich gefährdet wird. Im Uebrigen sind die Chinesen ein ganz erstaunlich arbeitsames und dadurch zugleich zudringliches Volk, welches da, wo es sich ansiedelt, die weniger thätigen Malayen bald vertreibt. Mit dem Europäer, d. h. dem Engländer, können sie sich an Arbeitsleistung wol nicht messen, doch wiegen sie das Minus durch ihre Anspruchslosigkeit auf, welche sich mit weit geringeren Löhnen begnügt.



Moschee und Hindutempel in Singapur.

Zur Zeit, als die österreichische Fregatte „Novara“ in Singapur weilte, verhielt sich die Arbeitsleistung der Engländer per Tag zur chinesischen wie 100 : 52, der englische Tagelohn zum chinesischen dagegen wie 351 : 100, also mit andern Worten: der Engländer leistet nicht ganz das Doppelte wie der Chinese, bekommt aber für die doppelte Leistung das $3^1/_2$fache an Tagelohn. Hat der Chinese durch jahrelange Arbeit sich Etwas erworben, dann kehrt er am liebsten in die Heimat zurück und sucht sich dort eine Frau unter den Töchtern des Landes. Da die chinesischen Behörden die Ausfuhr von Personen weiblichen Geschlechts nicht gestatten, so sind fast alle Chinesen Singapurs Männer und es waltet in der Stadt ein unerhörtes Mißverhältniß der Geschlechter, indem nämlich sieben Männer auf je eine Frau kommen, und obwol

in den letzten Jahren das Mißverhältniß sich etwas gebessert hat, dürfte es wol schwerlich je ganz gehoben werden.

Von dem auf einem 60 m. hohen Hügel gelegenen Fort Canning genießt man einer umfassenden Aussicht über die Stadt Singapur, welche in ein chinesisches, ein malayisches und ein europäisches Viertel zerfällt.



Singapur.

Sie ist zu unregelmäßig, um schön zu sein; doch gewährt der Hafen mit seinen vielen Schiffen einen hübschen Anblick. Ein kleiner Fluß durchschneidet die Stadt und ist mit Tausenden von einheimischen Booten bedeckt. Am westlichen Ende liegt das Chinesenviertel, etwas näher das europäische Geschäftsviertel mit einem kleinen Park in der Mitte. Im Osten des Flüßchens befinden sich die öffentlichen Gebäude, die Esplanade, die wichtigsten Hotels, die Wohnungen der Europäer und jene der Kling-Hindu. Diese braunen, halbnackten Menschen sind hier das Faktotum, namentlich für den nur vorübergehend in Singapur Weilenden. Der Kling ist Droschkenkutscher, Livréebedienter, er wartet bei Tische

auf, schläft Nachts auf einer Matte vor der Thür seines Herrn, er ist Bootsmann, Lastträger, Waschfrau, Barbier, Alles — nur nicht Handwerker, denn die eigentlich fleißige Hand ist nur den Chinesen eigen, solange er noch nicht bis zum Handeln gekommen ist. Jeder Stamm, jede Rasse und Kaste hält an ihren heimischen Gebräuchen, Sitten, Anschauungen und Kulten fest, und so bietet Singapur auch eine ganze Musterkarte von Wohnungen, Tempeln, Theatern, Spielhäusern, wie von Trachten und Physiognomien; freilich darf man mit diesen Bezeichnungen nicht die Vorstellungen verbinden, die sich in Europa unwillkürlich für uns an diese Worte zu knüpfen pflegen.

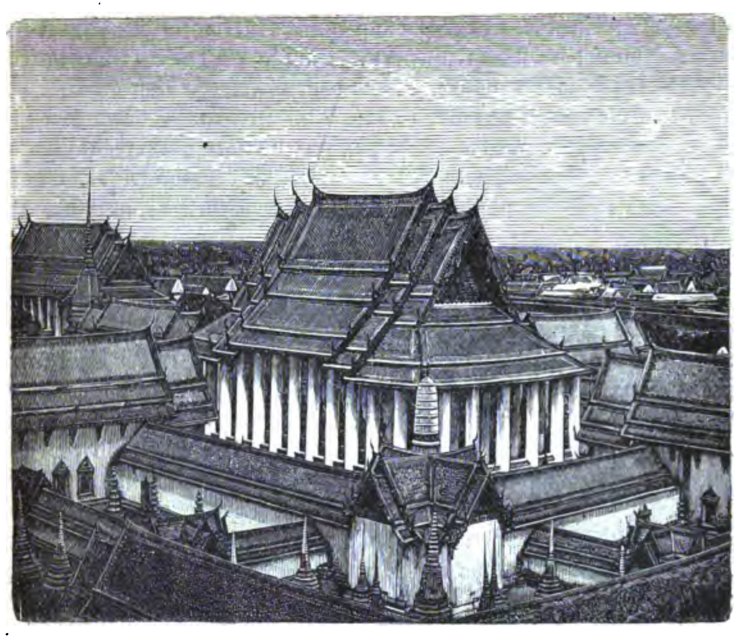
Alle europäischen Familien wohnen auf dem Lande. In einer Entfernung von etwa 6—8 Kilometer liegen die reizenden Landhäuser, im Bangolostil mit allem Geschmack und Komfort eingerichtet, auf den sanft anschwellenden Hügeln, die sich aus dem flachen Boden der Insel erheben. Am Wege dahin begegnet man der ebenso schönen als nützlichen Fächerpalme, dem „Born des Wanderers", deren edle Gestalt unsere Abbildung versinnlicht. Leider macht der gefährliche bengalische Tiger die in der herrlichsten Vegetation prangende Insel in entsetzlicher Weise unsicher. Vor mehreren Jahren sollen auf dem kleinen Eilande jährlich nicht weniger als 360 Eingeborene, d. h. einer täglich, diesen Bestien zum Opfer gefallen sein, und zur Zeit des Besuches der „Novara" betrug der Menschenverlust noch immer 100 Personen jährlich. Der Amerikaner Frank Vincent, unsere neueste Quelle, sagt, daß er jetzt auf ca. ein Dutzend gesunken sei. Inzwischen scheinen, obwol die Regierung Prämien für jeden Tigerkopf zahlt, doch nur wenige erlegt zu werden, und die grausamen, blutgierigen Raubthiere wagen sich bis in die nächste Nähe der Stadt. Dies kommt daher, daß die Eingeborenen genöthigt sind, für die Kultur der Betelrebe stets neue Stellen des Dschungel auszuhauen, und den Boden mit den dürren Aesten und Blättern des Gambirstrauches zu düngen. Der Betel erschöpft nämlich den Boden so rasch, daß immer neues und wieder neues Jungfernland für ihn erobert werden muß. Diese Dschungel bieten nun den wilden Bestien den sichersten Schlupfwinkel. Anderswo holt sich der Tiger seine Beute unter dem Rothwild oder Rindvieh, und greift nur ganz ausnahmsweise den Menschen an; in Singapur ist dagegen der Mensch seine Nahrung. Wenn wir mit Herrn Cameron annehmen, daß es auf Singapur vierzig Tiger giebt und daß die meisten derselben Menschenfresser sind, so müssen wir zu dem Schlusse gelangen, daß vier oder fünf Personen täglich durch dieselben um das Leben kommen. Erst im Jahre 1835 wurde ihre Anwesenheit auf der Insel bekannt und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie von dem nahen Festlande, von dem ein kaum mehr denn kilometerbreiter Kanal das Eiland trennt, auf dasselbe herüberschwimmen. Ein wahres Glück ist es, daß der Tiger sich nur langsam vermehrt, indem das Männchen stets seine eigenen Jungen aufzufressen liebt, und man berechnet, daß von zehn Jungen sieben auf diese Weise durch ihre Väter das Leben verlieren. Derselbe unnatürliche Instinkt herrscht glücklicherweise auch unter den Alligatoren, allein hier sind es die Weibchen, welche beständig die Eier ihrer Rivalen zur Mahlzeit auserwählen. So ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Fächerpalme.

Unter den Gewerben der Stadt und Insel verdient als Spezialität die Bereitung des weißen oder des Perlsagos Erwähnung, da fast der sämmtliche Sago des Handels in Singapur durch chinesische Arbeiter seine Form empfängt. Das Roherzeugniß, nämlich das Mark mehrerer Palmenarten, vorzüglich aber der Sagus Rumphii und der Sagus laevis, kommt von der Nordostküste Borneo's und der Nordostküste Sumatra's. Der Stamm einer Sagopalme, umgehauen eine Walze von ungefähr 0,^{m}50 cm. Durchmesser, liefert im Mark an 350 Kilogramm Stärkemehl, also drei Sagopalmen soviel Nahrungsstoff wie die Weizenernte eines Acre Landes. Ein mit Sagopalmen bepflanzter Acre würde 156,500 Kilogramm Sago oder so viel Nahrungsstoff wie 163 Weizenernten auf der gleichen Oberfläche liefern. Es fragt sich also jetzt, wie viel Jahre die Palme zur Erreichung ihrer Reife bedarf, worüber die Angaben noch fehlen. In Singapur wird das rohe Palmenmark gewaschen, geröstet und in Perlen verwandelt, und zwar berechnet man die jährlich erzeugten Mengen auf 50 Millionen Kilogramm.



Typus eines Malayen.



Tempel des ruhenden Buddha.

Reisen in Siam.

Bangkok, das Venedig des Ostens. — Die Barre von Paknam. — Fahrt am Menam nach Bangkok. — Bauart der Stadt. — Leben und Treiben am Menam. — Schwimmende Häuser. — Die Wats. — Wat Tscheng. — Wat Seked. — Volkszahl in Bangkok. — In Petschabury. — Das Schloß und die Grotten. — Mouhot's Reisen nach Phrabat und Patawi. — Der französische Reisende Mouhot. — Fahrt am Menam nach Ayuthia. — Die junge Stadt. — Ruinen und Geschichte des alten Ayuthia. — Pakprian. — Berg und Kloster Phrabat. — Patawi. — Laosleute. — Nach Korat. — Soahaïe. — Die Dschungeln des Dong-Phya-Phai. — Die Fieber. — Marsch nach Korat. — Die Stadt Korat. — Eine Reise im nördlichen Siam. — Ueber Pachim nach Chantakan und Kabin. — Die Grenze von Kambodscha. — Siamrap. — Längs der Küste nach Tschantabun. — Der Löwenfelsen. — Tschantabun. — Das Adlerholz. — Die Inseln an der Küste des siamesischen Golfes. — Spiel der Affen am Paknam-Ven.

Die Reisenden, welche nach der siamesischen Hauptstadt wollen, müssen auf der Rhede von Paknam, vor der Mündung des Menam, an dessen Ufern tiefer im Lande Bangkok liegt, zu Anker gehen. Das Wort Menam bedeutet „Mutter der Gewässer", und in der That ist der Strom breit und schön, aber vor seiner Mündung liegt eine große Sandbank, über welche Schiffe von starkem Tonnengehalt nicht hinwegfahren können; sie müssen 13—15 Kilometer weit,

noch im Golfe, einen Theil der Ladung auf Leichterschiffe bringen, wenn sie bis zur Hauptstadt selbst fahren wollen. Sind sie einmal über die Barre hinweggekommen, so können sie den Strom ohne Gefahr so dicht am Ufer hin beschiffen, daß die Raaen das Laub der Bäume streifen. Fahrzeuge von 4 m. Tiefgang können recht gut die Barre passiren, von der Herr Frank Vincent erzählt, daß der König von Siam nicht dulde, daß sie beseitigt werde. Ein Kanal durch dieselbe ließe sich nämlich mit Leichtigkeit herstellen, und vor einigen Jahren erboten sich mehrere englische Kaufleute zur Ausführung dieses Unternehmens; der Monarch eröffnete ihnen aber, daß er, wäre die Sandbank nicht da, weit lieber dafür zahlen möchte, eine solche an dieser Stelle zu erhalten, denn die Barre sei ein ausgezeichnetes Bollwerk gegen Angriffe von der Meeresseite her, und die Triftigkeit dieses Argumentes läßt sich in der That kaum bestreiten. Etwa 9 Kilometer oberhalb der durch Versenkung dreier Dschunken noch verstärkten Barre liegt der kleine Ort Paknam, wo sich ein Gouverneur und das Zollhaus befindet. Dieser Platz ist durch zwei Forts, wovon das eine, mit acht bis zehn schweren Geschützen ausgerüstet, auf einer kleinen Insel des Flusses liegt, befestigt und gilt bei den Asiaten für sehr stark, aber eine europäische Flotte würde nur geringe Anstrengungen zu machen haben, um die Forts von Paknam zu zerstören. Der russische Leutnant Tscherkaß, Flaggenoffizier des Contreadmirals Brümmer der kaiserlich russischen Kriegsmarine, welcher mit der Korvette „Askold" im Februar 1874 Siam besuchte und dem wir die allerneueste Schilderung der dortigen Zustände verdanken, sagt von Paknam, das einzige Anzeichen, daß sich hier Befestigungen befänden, bestehe aus dem Flaggenstock mit der siamesischen Flagge; diese sei roth mit einem darauf abgebildeten weißen Elefanten; Spuren von Befestigungen sind keine zu sehen, vor den Augen liegen nur niedere, mit Gestrüpp bewachsene Ufer, und selbst bei sorgfältigem Auslugen können weder steinerne Wälle noch Erdaufwürfe wahrgenommen werden. Aehnliche versteckte Befestigungen ziehen sich an beiden Ufern des Flusses hinauf. In das Innere wurden früher keine bewaffneten Schiffe zugelassen, und diese mußten, wenn sie einlaufen wollten, ihre Geschütze ausschiffen. Gegenwärtig wird die Vorsicht nicht so weit getrieben, sondern nur die Beobachtung der allgemein giltigen Hafenvorschrift gefordert, nach welcher beim Einlaufen in einen Hafen das Pulver ausgeschifft werden muß.

Die Fahrt nach Bangkok ist sehr einförmig, die Ufer bieten wenig Abwechselung und sind bis an den Fluß dicht bewachsen. Vor den Blicken in einer Entfernung von etwa 25 Kilometern liegt das Land, flach und unbedeutend, anscheinend mit dichtem Dschungel und Sumpfgewächsen bedeckt. Die Gebirge beginnen erst tiefer im Innern und sind auch in Bangkok noch nicht sichtbar; soweit das Auge reicht, ist das Land nur eine große, mit Palmen und tropischen Fruchtbäumen aller Art bewachsene Ebene, die im Spätherbst auf viele Kilometer hin den Ueberschwemmungen durch den Menam ausgesetzt ist; — ein landschaftliches Bild, das nichts Imposantes oder besonders Charakteristisches bildet und mit einer bewaldeten Ebene oder einem Hügelland in Europa nicht in Vergleich zu stellen ist. Kommt man den Ufern näher und fährt durch einen

der unzähligen schmalen Kanäle, welche die Ufer bei Bangkok durchschneiden, mitten in die üppige Tropenpflanzenwelt hinein, dann findet man freilich Partien, wo die herrlichsten Gruppen von Palmen, Schlingpflanzen, Brotbäumen und riesenblättrigem Pisang uns bei jeder Biegung in neuen Bildern entzücken — verborgene Schönheiten, die dem Auge um so wohler thuen, je weniger sie der allgemeine Eindruck der Landschaft vermuthen läßt. Gebäude, knapp am Ufer errichtet, sieht man viele; es sind dies kleine, auf Pfählen erbaute Häuser mit steilen, mit Matten eingedeckten Giebeldächern. Beide Ufer des Menam sind auf einer Strecke von über 50 Kilometer mit derlei Bauten besäet; zwischen ihnen wiegen sich auf dem Wasser zahlreiche Boote der einfachsten Konstruktion, nur aus drei aneinander genagelten Bohlen von Tekholz bestehend und deren Ruderer eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigen. Dem Fremden fällt es ganz besonders auf, daß auch Kinder, die noch sehr klein und wenige Jahre alt sind, in dem mächtigen Strome so sicher und gewandt schwimmen, als wären sie Amphibien oder Fische.

Wenn man sich Bangkok nähert, bemerkt man Hand- und Dampfsäger, Bauholzniederlagen, Hand- und Dampf-Reismühlen, Docks mit in Ausbesserung oder im Zerlegen begriffenen Schiffen. Die letzteren bieten einen originellen Anblick; die üppige, tropische Vegetation hat sich der längere Zeit im Dock liegenden Schiffe bemächtigt, aus den Nathen der Planken, am Bugspriet, ja selbst auf den Marsen haben sich vollständige Gärten gebildet, die mit Blumen geziert sind. Zuckerplantagen und Reisfelder mit Orangegärten reichen bis in die Nähe der Stadt, die wegen der niederen Ufer vom Flusse aus kaum wahrnehmbar ist, obwol sie weit und breit an denselben sich ausbreitet, und der Reisende Mouhot erzählt, er sei schon mitten in der Stadt Bangkok gewesen, ohne Etwas davon zu ahnen, denn noch trug Alles einen ländlichen Charakter. Im ersten Augenblicke scheint es, daß die Stadt nur aus schwimmenden Häusern bestehe, die hier vorzüglich von Chinesen bewohnt werden. Die europäischen und siamesischen Schiffe, letztere alle von europäischer Bauart, liegen in der Mitte des Flusses vertaut, da die Breite desselben eine Vertauung an den Ufern nicht zuläßt. Was man vom Strome aus von Bangkok erblickt, haben wir nach einer Photographie im Bilde veranschaulicht.

Die Stadt Bangkok, zu beiden Seiten des Menam erbaut, ist in hohem Grade eigenthümlich; man kann sie fast eine Wasserstadt nennen und ihre Bezeichnung als Venedig des fernen Morgenlandes ist in mehr denn einer Hinsicht zutreffend. Nur ein ganz kleiner Theil derselben bildet zusammenhängende Straßen, auf festem Grunde erbaut; im Allgemeinen erhebt sich die Stadt auf einer unzähligen Menge schlammiger Inseln, welche durch den Hauptarm des Menam in zwei Gruppen gesondert werden. Was auf dem rechten Ufer liegt, kann eigentlich nur als Vorstadt gelten; dort sieht man fast nur armselige Hütten der niederen Volksklassen, Gärten und sumpfige Strecken. Wohnungen angesehener Leute sind in geringer Anzahl vorhanden. Einen ganz anderen Anblick gewährt die eigentliche Stadt am linken Menam-Ufer. Sie ist mit Mauern umzogen, hat Thürme und Bastionen, und nimmt einen Flächenraum ein, den man in dritthalb bis drei Stunden umgehen kann. Ueberall bietet sie die

wunderbarste Vereinigung tropischer Einsamkeit und menschlich regen Lebens. Ein paar hundert Schritte vom Flusse kann man sich mitten in der Wildniß wähnen; im Weiterfahren taucht aus dem dichten Grün eine Hütte der Eingeborenen hervor, oder es zeigen sich die stolzen Formen des Tempels mit den schlanken, in die Lüfte hineinragenden Spitzen, in weitem Umkreise umgeben von den zahlreichen Wohngebäuden der buddhistischen Mönche.

Schmale, erhöhte Fußsteige oder nur einzelne Steine bilden die Verbindung zu Lande und machen eine Fußwanderung durch Bangkok mehr mühsam als lohnend; erst in jüngster Zeit hat der gegenwärtige König eine lange Fahrstraße anlegen lassen, und beabsichtigt er solche neben den wichtigsten Kanälen. Um zum nächsten Nachbar zu gelangen, muß man jetzt wie in Venedig meistens zu Wasser fahren, und wie in Venedig hört man kein Wagengerassel, sondern nur Ruderschlag, Matrosengesang und den Ruf der Gondoliere (so könnte man fast sagen), welche in Bangkok als Sipahis bezeichnet werden. Das Leben der Bewohner ist aufs Engste mit dem Wasser verbunden und sie bringen vielleicht drei Viertel ihres ganzen Daseins in und auf dem nassen Elemente zu. Zwischen beiden Stadttheilen liegen in unabsehbaren Reihen, den Windungen des Stromes folgend, Tausende von Holzbuden auf Flüssen, und unzählige Kähne und größere Fahrzeuge beleben auch hier den Strom. Zwischen dem buntfarbigen Gewimmel von Booten jeder Größe ankern europäische Dreimaster, pfeifen die Dampfer oder segeln chinesische Dschunken stromauf, mit den dröhnenden Schlägen der Gong die im Hafen liegenden Schiffe begrüßend. Die schwimmenden Häuser werden auf Flößen erbaut, deren Bambusstämme fest verbunden und verankert werden sollen. Mitunter aber fügt es das Mißgeschick, daß einige Balken unter ihrer Last hinweggleiten. Dann neigt sich das Haus zur Seite und gleicht einem Schiffe unter Segeldruck. Die Häuser sehen sich im Durchschnitt alle gleich, weil Niemand von der Sitte der Väter abweichen darf. Bei größeren Bauten dient den Siamesen ein mit Wasser gefüllter Bambu als Libelle, wo es sich um wagerechte, und die Lothschnur, wo es sich um senkrechte Genauigkeit handelt, sonst ersparen sie sich bereits im Vertrauen auf ihr Augenmaß. Die schwimmenden Häuser benutzt man, nicht etwa weil das Ufer keinen Raum mehr für die Menschen hätte, sondern weil es einestheils gesünder sein mag, auf dem Wasser als im tiefen Dschungel zu wohnen, und dann lebt man in diesen Wohnungen auf der großen Ader des Verkehrs, auf dem Flusse selbst. Solcher schwimmenden Häuser soll es an zwölftausend in Bangkok geben. Sie sind selten höher als einstöckig und jene am Stromufer enthalten meist Verkaufsläden der Chinesen; sie besitzen eine kleine Veranda und die eine Seite bleibt offen, um die Waaren zur Schau der Vorbeifahrenden auszustellen. Die Handwerker der nämlichen Zunft rücken, wie dies fast auf der ganzen Welt geschieht, zusammen, sodaß der Käufer das jeweilige Gesammtangebot des Platzes überschauen kann.

Es wohnen aber auch eine große Anzahl sehr reicher Leute auf dem Flusse in solchen schwimmenden Häusern, die drei bis vier, manchmal sehr luxuriös eingerichtete, wenn auch nicht eben sehr große Zimmer enthalten. Sonst sind gewöhnlich nur zwei Gemächer, eines für die männlichen und eines für die

weiblichen Insassen vorhanden. Um das Haus bei einem Familienfeste zu schmücken, läßt man einen Raum auf dem Vordertheil des Flosses frei, der mitunter auch eine Bühne trägt, um Theaterstücke aufzuführen, denen vom Flusse aus zugeschaut wird. Dank der den klimatischen Verhältnissen angepaßten Bauart der Häuser macht sich die tropische Hitze darin nicht sehr fühlbar. Damit die Zimmer höher seien, erhalten sie selten eine Decke, Thüre und Fenster stehen Tag und Nacht offen, sodaß der fast das ganze Jahr hindurch herrschende Südwind frei durch alle Räume streichen kann. Vor den Mücken schützt man sich durch Netze, und an die Eidechsen aller Größen und Farben gewöhnt man sich, sobald man sich von ihrer Harmlosigkeit überzeugt hat.



Bangkok.

Belästigend ist der mit Baßstimme schreiende Tokei, eine Eidechse, die ihren Namen von ihrem Geschrei, welches wie Tokei lautet, erhielt. Die Umgebung von Bangkok ist, so weit das Auge reicht, so flach wie die eingedeichten Polders in Holland, und steht längere Zeit im Jahre, wenn der Fluß steigt, unter Wasser; ja eine starke Meeresflut, welche noch über Bangkok hinaufreicht, genügt, den Strom aus seinem Bette treten zu lassen und die Ufer zu überschwemmen. Eine solche Niederung begünstigt die Vermehrung der Eidechsen und Schlangen, die besonders bei regnerischem Wetter in Unzahl erscheinen. In den Sümpfen, welche Paknam umgeben, wimmelt es von giftigen Schlangen, deren man bis zu 6 m. Länge findet, und von Tausendfüßen, die mit Vorliebe in die Betten kriechen. Unter solchen Umständen ist es natürlich angezeigt, das

Bett jedesmal vor dem Schlafengehen gründlich zu untersuchen, und die Schuhe, ehe man sie am Morgen anzieht, auszubeuteln. Das Klima von Bangkok ist sehr gut und wenn nicht die vorerwähnten Tokeis und Tausendfüße die Nächte so ungemüthlich machten, wäre das Leben dort erträglich. Es giebt Europäer, die dort bereits über zwanzig Jahre wohnen. Die herrschenden Krankheiten sind unter den Eingeborenen die Lungensucht und unter den Fremden die Dysenterie, welcher man jedoch durch mäßiges Leben vorbeugen kann; übermäßiger Weingenuß ist in Bangkok besonders schädlich. Die Blattern sind auch eine Plage der Eingeborenen, traten aber in letzterer Zeit weniger verheerend auf, nachdem das Impfen der Kuhpocken obligatorisch eingeführt worden ist.

Die merkwürdigsten Monumente Bangkoks sind unzweifelhaft die sogenannten Wats, d. h. Tempel und Pagoden. Die Bauart und die Formen der letzteren sind ganz eigenthümlich und der Eindruck der Wats ein bedeutender; die ganzen hochaufstrebenden Thürme sind mosaikartig mit Blumen und Figuren bedeckt, die durch Glas- und Thonstückchen in dem Bewurfe hervorgebracht sind, oder über den Portalen der Tempel heben sich diese Blumen auf Goldgrund ab, und diese in der Sonne glitzernden Verzierungen bringen einen wunderbaren Effekt hervor. Den ersten Rang unter diesen Wats nimmt Wat Tscheng ein — ein Tempel, der durch seine mächtige Höhe und symmetrische Form die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zieht, der Bangkok besucht. Er ist ganz aus Ziegeln erbaut, etwa 76 m. hoch, und trägt einen sogenannten Prachadi, eine heilige Spitze. Fast sämmtliche Tempel Bangkoks stehen um einen schönen, großen, gut gepflasterten Platz gruppirt und sind mit einer hohen Umfassungsmauer umgeben. Der bemerkenswertheste dieser Tempel ist jener des ruhenden Buddha. Beim Eintreten in den Tempel weiß man zuerst nicht, was der große, fast bis an die Decke reichende goldene Berg bedeutet; nach und nach findet man, daß dies eine an 50 m. lange und 10,50 m. dicke, auf der rechten Seite liegende Gestalt sei. Die Bildsäule ist aus Stein hergestellt, mit Kupferblech überzogen und mit Blattgold vergoldet. Diese den ruhenden Buddha darstellende Masse liegt noch auf einem Fußgestell von 2 m. Höhe. Der Tempel ist nicht gar hoch, sodaß das Dach fast auf der Statue aufruht, an der Seite bleibt auch blos eine enge Passage frei. Alle Thüren und Fensterrahmen sind aus Ebenholz und sehr schön mit Perlmutter eingelegt. Diese Darstellung Buddha's, die größte der Welt, bildet den Stolz der Siamesen.

Außer diesen giebt es noch viele Tempel, in welchen Buddha's in anderen Stellungen abgebildet sind: der sitzende, stehende oder segnende Buddha, jeder besitzt seinen Tempel. Die Wände der Tempel sind mit bildlichen Darstellungen, mitunter gar nicht üblen Gemälden aus dem Leben Buddha's, der Sintflut, der Hölle u. dgl. bemalt; übrigens kommen auf diesen Bildern auch europäische Schiffe vor, oder es sind Engländer dargestellt, wie sie eben ein indisches oder chinesisches Fort angreifen, ein Anachronismus, den auch gebildete Siamesen nicht zu erklären wissen. Diese Tempel zeichnen sich eben nicht durch besondere Reinlichkeit aus; man könnte sie eher schmuzig nennen; mitten unter diesen sonderbaren indischen Bauten, sowie im Innern der Tempel zu Füßen der Bildsäulen Buddha's sieht man häufig europäische Porzellan- und Marmorgegenstände.



Wat Tscheng-Pagode in Bangkok.

Größere aus Italien eingeführte Marmorstatuen, gut gearbeitet, stehen vorläufig an den Eingängen einiger Tempel, da das für ihre Aufnahme bestimmte Museumsgebäude noch nicht fertig ist. In dem Tempel selbst sieht man eine

Menge Stoßzähne, Schädel u. dgl. von vorweltlichen Thieren, alte Münzen, Waffen und andere Alterthümer herumliegen; sie scheinen dort aufbewahrt zu werden, bis sie ihren Platz im Museum erhalten. Ueberhaupt ist vor den Buddhastatuen, wie unser Bild zeigt, ein ganzes Sammelsurium der verschiedensten Gegenstände aufgehäuft. Die Höfe, welche die Tempel umgeben, sind mit zahlreichen kleinen Minarets, den mannichfaltigsten in Stein ausgehauenen Thier- und Menschengruppen, künstlichen Felsen, Grotten und offenen Hallen mit Wandgemälden ausgeschmückt. An den Eingang der Tempel haben die Buddhisten die Gewohnheit, Bildsäulen der schützenden Genien aufzustellen; es sind dies gewöhnlich ungeheuer große Statuen aus Gips oder Marmor mit aufgerissenem Maul und großen Hauzähnen. Das Kostüm dieser Figuren ist stets indisch. Vor zwei Tempeln in Bangkok sind Bildsäulen von Holländern als Schutzengel aufgestellt; vor einem anderen Tempel stehen zwei Statuen in Civilanzügen, mit Cylinderhüten auf dem Kopfe; wieder vor einem anderen Tempel stehen die Statuen von zwei Soldaten mit gezogenen Schwertern, in hohen Tschakos mit Federbüschen. Dem Aussehen nach scheinen sie schon alt zu sein und wurden wahrscheinlich noch zur Zeit der Herrschaft der Holländer in Indien und China dahingebracht.

Folgt man dem Klong Tapau J-Jang, der einer der Hauptkanäle der Stadt ist, bis wo dieser Wasserlauf mit dem Kanal oder Klong Bang Lam Pu zusammentrifft, so bemerkt der Besucher auf dem westlichen Ufer einen großen Backsteinbau, so eigenthümlich in seiner Architektur, daß ihm wahrscheinlich der Gedanke kommt: der Baumeister, welcher den Plan dazu entworfen, habe den babylonischen Thurm zu seinem Vorbild genommen und beabsichtige, ihn hier in verkleinertem Maßstabe darzustellen. Es traf diesen Bau indeß ein ähnliches Schicksal wie jenen Thurm, denn er ist „verfault in der Grundlage.“ Die ehrgeizige Absicht des Erbauers wurde aufgegeben, ehe das Werk zur Vollendung gelangte, und die zuvor errichteten Theile sind bereits im Verfall begriffen; die niedrigen Mauern, auf denen der Oberbau ruht, sinken in den Alluvialboden ein. Dieser Wat trägt den Namen Seked. Die dazu gehörenden Grundstücke nehmen einen sehr ausgedehnten Raum ein und sind durch einen Kanal in zwei Theile getheilt, deren nördlicherer die eben besprochene Ruine enthält. Hier hat man parallel mit dem Kanal eine Anzahl bequemer Häuser für die Priester errichtet; die Grundstücke sind dem siamesischen Geschmacke gemäß angelegt, mit Salas oder Lauben, Nischen, Grotten und Felswerk; über die kleineren Kanäle oder Gräben gehen hoch aufgeführte Brücken, wie sie in China üblich sind; auch giebt es daselbst schattige Bäume und blühende Gebüsche in beträchtlicher Menge. Eine große Brücke führt von hier über einen breiten Kanal nach dem südlichen, düster und öde aussehenden Theil. Die Tempel innerhalb dieses Raumes sind klein; keine Blumen und kein Gesträuch umgiebt sie — nur schäbiges Gras. Eine Anzahl Gebäude, die in regelmäßigem Abstand von einander, jedes vielleicht 6—10 m. hoch, aufgeführt sind, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Hier finden die Leichenverbrennungen statt, während in einem benachbarten besonders umhegten Raume ein Theil der Verstorbenen, die ärmere Klasse, einfach den Aasgeiern und Hunden zur Nahrung hingeworfen wird.



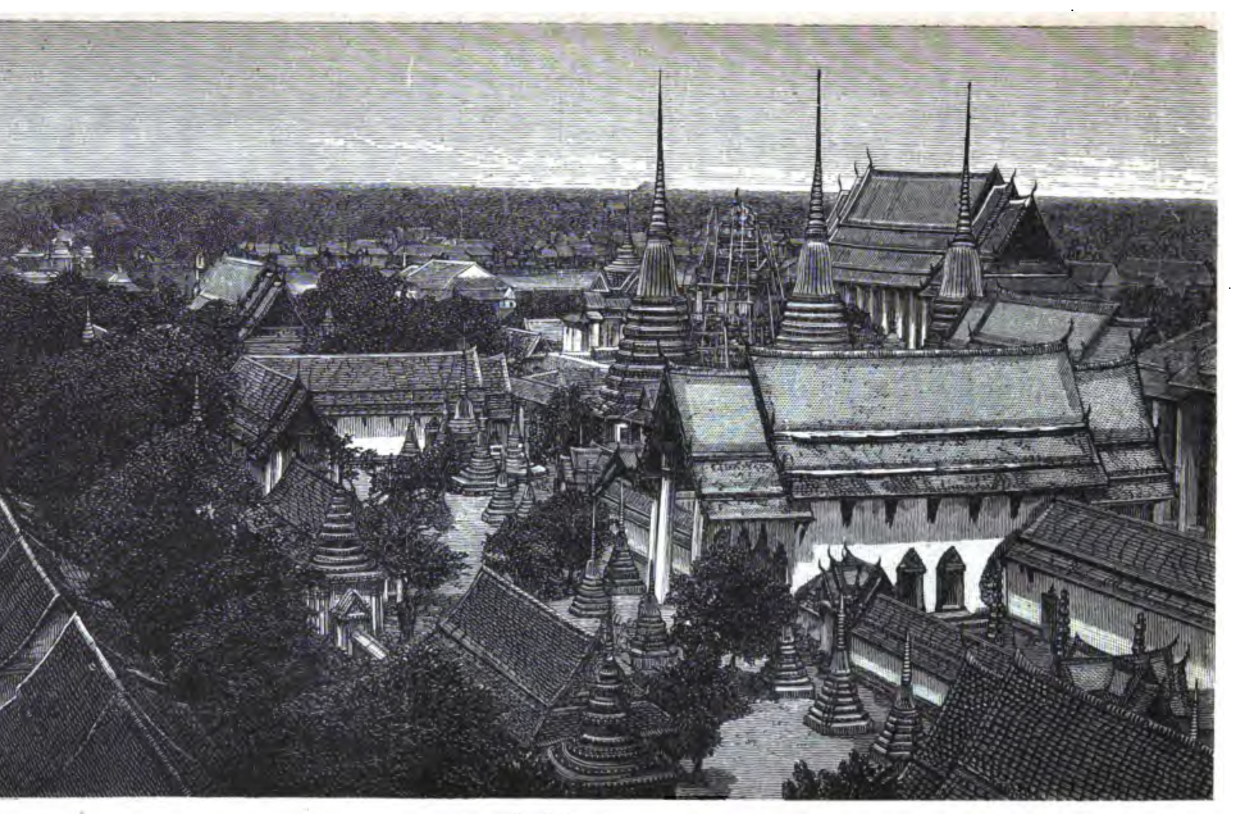
Buddhastatue.

Die pyramidenartige Pagode des Wat Seked ist aus Steinblöcken zusammengesetzt, von welchen allerlei phantastische Thiergestalten getragen werden. Die Mannichfaltigkeit der Farben der Steinblöcke verleiht dem Bau einen wunderbaren und doch zugleich nicht ungefälligen Charakter. Von der Spitze hat man eine schöne Aussicht auf das weit ausgedehnte Bangkok; das Bild ist übrigens, wie der Leser aus unserer Abbildung urtheilen kann, ziemlich einförmig, da die größeren Gebäude, wie z. B. die Tempel, alle auf einem Platze gruppirt sind; man sieht nichts als die braunen Strohdächer mit Grün dazwischen. Dennoch ist der Eindruck, wenn man einen Gesammtblick über die Stadt gewinnt, schön und das Ganze erscheint großartig.

Besondere Alterthümer und Denkmäler finden sich in Bangkok nicht vor, da Siam als selbständiges Reich erst seit ungefähr neunzig Jahren besteht, und bis zu dieser Zeit in Folge der fortwährenden Kriege mit Birma Alles zerstört wurde. Die Zerstörung älterer Denkmäler wird auch theilweise der gegenwärtigen Dynastie zugeschrieben, welche beim Antritt ihrer Herrschaft die Spuren der früheren Gebieter auszulöschen bemüht war. Bangkok selbst ist neueren Ursprungs; Siam hatte früher zwei andere Hauptstädte: Ayuthia und Nophabury, die einander gleichsam abgelöst nnd dann Bangkok zur Nachfolgerin erhalten haben. Dieses erbte auch den amtlichen Titel, den die siamesischen Kapitalen führen; sie wird bezeichnet als „Krung tepha maha nakkom si Ayutha ja maha dilok rakathani", d. h. „die große königliche Stadt der Engel, die schöne und unüberwindliche Stadt." Die Volksmenge dieser Hauptstadt beträgt, nach Leutnant Tscherkaß' Angaben, an 500,000 Köpfe, die auf einem Raum leben, der für 50,000 Europäer viel zu beschränkt sein würde. Die Zahl der Letzteren, die sich in Bangkok angesiedelt haben, dürfte etwas über 100 kaum übersteigen, darunter vielleicht 20 bis 30 Kaufleute. Das größte Kontingent dieser Fremden stellen hier, wie fast überall, die Deutschen. Dagegen sind die in Siam lebenden Chinesen sehr zahlreich und in Bangkok sollen sie die Hälfte der gesammten Einwohnerschaft bilden.

Die Provinz Petschabury liegt im Süd-Westen von Bangkok und grenzt an die britischen Besitzungen in Tenasserim, von denen sie das Gebirge der Malakka-Halbinsel scheidet, im Süden aber an das Gebiet von Ligor. Die Stadt Petschabury selbst ist eine in ganz Siam berühmte Gesundheitsstation für Einheimische und Fremde, und besitzt zudem eine höchst merkwürdige Grotte. Die wenigsten Reisenden versäumen deshalb den Besuch dieser sonst abseits liegenden Provinz, und sowol Mouhot als Sir Robert H. Schomburgk und Frank Vincent haben uns ihren Ausflug dahin ausführlich beschrieben. Den letzten der Genannten wollen wir diesmal als Führer wählen.

Von Bangkok rudert man den Menam hinab und biegt dann in einen nach Westen abzweigenden Kanal ein. Bald kreuzt man den mit von dichter, üppiger Vegetation umsäumten Mahacheufluß und zieht durch ein flaches, nur mit Gras und Gestrüpp bestandenes Land; späterhin treten Atap-Palmen und Bananen an die Kanalufer heran und unabsehbare Reisfelder dehnen sich vor den Blicken aus. Chinesen sind es auch, welche so fleißig den Boden bebauen, dessen Produkte vornehmlich zur Versorgung der Hauptstadt dienen.



Tempel und Pagoden in Bangkok.

Noch ein anderer Fluß, der Haichin, wird gekreuzt, ehe man in den Meklong einlenkt, ein mächtiges und tiefes Gewässer, das weit wie der Menam von Norden kommt, um sich in den Golf von Siam zu ergießen. Das wellenförmige, hügelige Land, welches der Meklong durchströmt, scheint stark bevölkert, und an seiner Mündung liegt eine gleichnamige Stadt, von der uns jedoch nicht gesagt wird, ob der Umstand, daß sie die Geburtsstätte des weltbekannten siamesischen Brüderpaares ist, der einzige sei, der sie der Beachtung des Fremden empfiehlt. Man schifft nun den Petschabury-Strom hinauf und erreicht nach mehrstündiger Fahrt die Stadt, wo zwei amerikanische Presbyterianer-Missionäre ihren Wohnsitz haben und für das Christenthum nach presbyterianischer Façon unter den Siamesen Propaganda zu machen sich verpflichtet halten. Richtig ist es ihnen auch schon nach vielen Jahren gelungen, volle — zwanzig Adepten zu gewinnen, wovon einer es schließlich vorzog, zu seinem alten, buddhistischen Glauben zurückzukehren. Petschabury liegt etwa 32 Kilometer von der Mündung des gleichnamigen Flusses entfernt und zählt an 20,000 Einwohner, die in gutgebauten, geradlinigen Straßen und zweistöckigen Häusern wohnen. Im Rücken der Stadt erhebt sich auf dem Gipfel eines prachtvollen vulkanischen Hügels der königliche Palast, den der letztverstorbene König Mongkut sich hier errichtete. Ihm verdankt die Stadt auch die Anlage mehrerer hübscher Straßen. Auf einem Nachbarhügel gewahrt man verschiedene Pagoden und Tempel, und am Fuße der Berge liegen buddhistische Klöster mit der berühmten Götzengrotte in der Nähe.

Unter den Bauten Petschabury's nimmt der ganz in europäischem Stil erbaute Palast des Königs, wo dieser und andere Mitglieder des Hofes einen Theil des Sommers zuzubringen pflegen, sicherlich die erste Stelle ein. Der Punkt ist außerordentlich glücklich gewählt und zeigt, daß den Siamesen ein feines Verständniß für Naturschönheiten nicht völlig mangelt. Bietet die innere Einrichtung des Schlosses, von einigen als Proben siamesischer Kunst interessanten Gemälden abgesehen, nichts Bemerkenswerthes dar, so ist die Aussicht, welche man von hier genießt, um so lohnender. Von Süd nach Nord erstreckt sich — nur 40 Kilometer entfernt — die Kette der Deng-Berge, die von Karen bewohnt und von noch höheren Gipfeln beherrscht wird. Am Fuße dieser Gebirge rollt sich die Ebene auf mit ihren Waldungen, ihren vielen Palmen und üppigen Reisfeldern, dann folgen einzelne Berge mit pittoresken Umrissen und warmen, manchmal auch düsteren Tönen. Endlich im Osten und Süden, jenseit einer anderen Fläche, winkt der blaue, dämpfereiche Spiegel des siamesischen Golfes.

Vom Gipfel dieses Berges senkt man sich gerne in einen, 5 Kilometer entfernten Schacht oder eine Höhlung, gleichfalls ein erloschener Vulkan oder Krater, worin vier bis fünf Grotten, darunter zwei von überraschender Breite und Tiefe liegen. Die größte und malerischeste dieser an Stalaktiten reichen Grotten hat man in einen Tempel verwandelt, indem man den Boden ebnete und Treppen zwischen den verschiedenen Kammern herstellte, woraus sie besteht. Dann brachte man längs den Wänden eine ganze Reihe von Buddhabildern an, deren größtes, über und über vergoldet, den Buddha schlafend darstellt und nach Herrn Vincent's Angaben eine Länge von 41 m. hat.

Wenige Meilen von Petschabury liegt ein von Laos bewohntes Dörfchen. Diese Leute sind vor zwei oder drei Generationen aus den Mekhong-Gegenden gekommen und haben sich hier völlig unvermischt erhalten. Ihre Tracht beschränkt sich auf ein Hemd und schwarze Beinkleider nach Art der Cochinchinesen. Die Männer tragen die Haare nach siamesischer Art, und in ihren Sitten und Gebräuchen sind viele Aehnlichkeiten mit den wilden Stieng zu bemerken. Die jungen Mädchen haben eine verhältnißmäßig weiße Haut und nicht unangenehme Züge, mit zunehmendem Alter jedoch verlieren sie viel von ihren Reizen.

Unter den verschiedenen Reisenden, an deren Hand wir das Innere Siam's betreten wollen, können wir keinen sympathischeren finden als Alexander Heinrich Mouhot, der am 12. September 1858 in Bangkok landete. Mouhot wurde am 15. Mai 1826 in Montbéliard geboren und bereiste als Lehrer Polen und Rußland, warf sich dann auf die Photographie, siedelte nach England über und heirathete dort 1856 eine Dame, die mit Mungo Park verwandt war. Später trieb er in Jersey naturwissenschaftliche Studien, namentlich Ornithologie und Conchologie. Unterstützt von den geographischen und zoologischen Gesellschaften in England, trat er seine Reisen nach Siam und Kambodscha 1858 als Naturaliensammler an. Wir halten uns vorläufig nicht mit seinen Erlebnissen in der uns schon bekannten siamesischen Hauptstadt auf, sondern folgen ihm sogleich auf der Fahrt, die er am 19. Oktober desselben Jahres den Menamstrom aufwärts bis Ayuthia antrat. In jener Jahreszeit ist die Strömung sehr heftig und Mouhot legte die Strecke von 112 Kilometer in fünf Tagen zurück. Die Fahrt wäre sehr angenehm gewesen ohne die schreckliche Plage der Stechmücken, welche den Menschen bei Nacht gar keine Ruhe gönnen und selbst bei Tage ihn in so dichten Wolken umschwärmen, daß man sie massenweise mit Händen greifen kann und sich dieser kleinen Vampyre nur dadurch einigermaßen zu erwehren vermag, daß man sie mit dem Fächer fortweht. Das Land war weit und breit überschwemmt und der Reisende mußte während der ganzen Zeit auf dem Wasser bleiben. Im Oktober hört der Regen auf und mehrere Monate lang hält das trockene Wetter an. Der Nordostmonsun wehte schon und milderte die Hitze, der Himmel war unbewölkt und die Wasser fingen an sich zu verlaufen. In dieser Jahreszeit feiern die Siamesen ihre religiösen Feste, und Mouhot sah auf dem Strome eine unzählige Menge von Barken, zumeist langen schönen Fahrzeugen mit bunten Flaggen und Wimpeln. Diese Schiffe führten festlich geschmückte Wallfahrer beiderlei Geschlechts nach berühmten Pagoden, welche das Ziel der Pilgerfahrt bilden. Der Reisende fand das auf dem Menam schwimmende siamesische Volk lustig und ausgelassen heiter; weder der hohe Steuerdruck noch das tyrannische Joch, das angeblich auf ihm lastet, scheinen ihm Seufzer zu erpressen noch seine Zufriedenheit zu beeinträchtigen. Aber das Klima hat etwas Erschlaffendes und die Menschen sind von sanftem Naturell; von Geschlecht zu Geschlecht an die Knechtschaft gewöhnt, die sich selbst gegeben, denken sie nur an die Gegenwart. Daß sehr Vieles auf Rechnung der Rassenanlage gesetzt werden muß, erfuhr Mouhot in Kambodscha, wo kein solcher Druck vorhanden, das Volk aber eben so träg

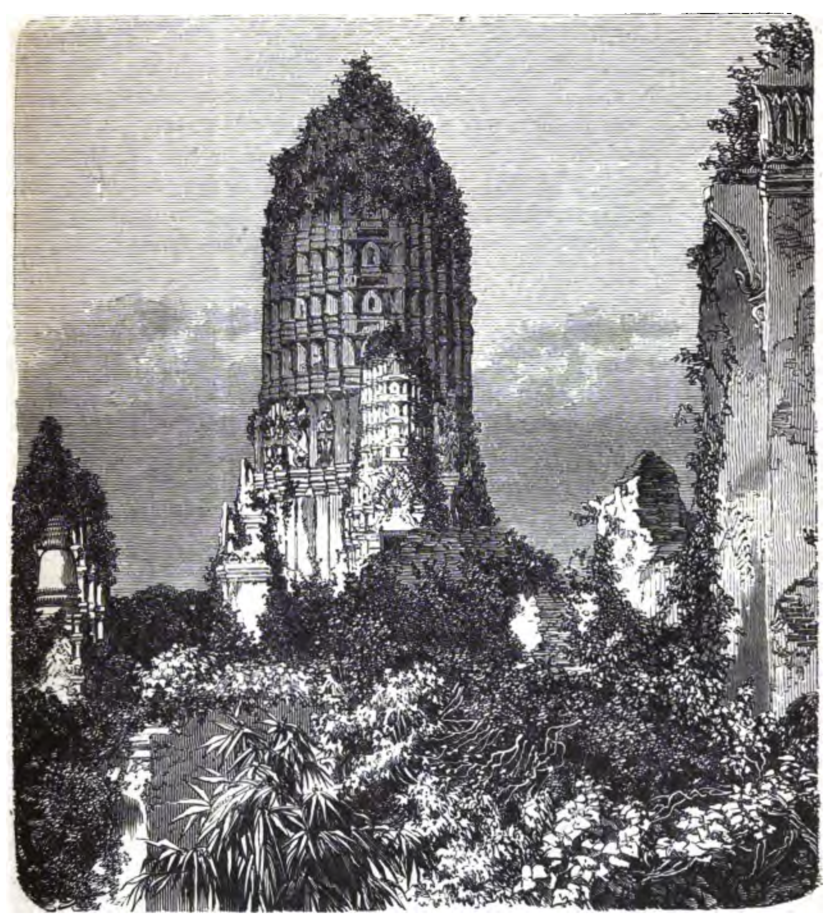
und nachlässig ist. Viele sah er mit Vorbereitungen zum Fischfange beschäftigt, denn dieser beginnt, sobald das Wasser sich von den Feldern zurückzieht. Getrocknete Fische bilden das ganze Jahr hindurch eine Hauptnahrung und werden auch in nicht unbeträchtlicher Menge außer Landes geführt.

Am 23. Oktober kam Mouhot in Ayuthia, nach Bangkok die bedeutendste Stadt in Siam. Der größte Theil derselben liegt an einem Kanal, welcher den Menam mit einem anderen Strome verbindet; dieser kommt von Osten her aus Pakpriau und Korat. Die Reisenden, welche dorthin oder auch nach Laos wollen, pflegen in Ayuthia Halt zu machen und die verschiedenen Tempel zu besuchen, welche sich auf einer Insel befinden, wo einst die alte Stadt sich erhob. Ayuthia ist ein großer geschichtlicher Name, der aber eigentlich der Vergangenheit angehört; was daher Mouhot und nach ihm Adolf Bastian — der 1862 von Maulmein auf dem Landwege über die halbchinesische Stadt Raheng und von hier den Menamstrom abwärts dahin gelangt war — sahen, war ein eben aus der Asche erstandener Phönix, ein ganz nagelneues Ayuthia (Krungkau auf der Karte), jedoch in der Nähe der alten ehemaligen Residenz. Die junge Stadt ist bereits sehr volkreich und mag zwischen 20- und 30,000 Einwohner, darunter viele Chinesen, auch manche Birmanen und Eingeborne aus Laos, zählen; der Fluß wimmelt von Menschenleben und schwimmenden Häusern, denn der amphibische Volksschlag der Siamesen verleugnet sich auch hier nicht. Ohne Boote ist überhaupt kein Fortkommen in diesen Flußstädten, nur giebt es zum Mißgeschick für einen Fremdling keine Miethboote und keine Gondolieri, wie in Venedig, sondern Jedermann, der sich nicht Bediente hält, ist sein eigener Schifferknecht. Das Haupterzeugniß der Bevölkerung besteht in Reis, der ganz vortrefflich, aber nicht so gut verkäuflich ist wie der, welcher in den eigentlichen Küstengegenden wächst; er hat nämlich ein dichteres, aber kleineres Korn. Auch Palmöl und Palmwein wird in Menge gewonnen und europäische Gemüse gedeihen. Doch werden in dieser Gegend und noch mehr weiter landeinwärts die Kokospalmen seltener.

Je Ayuthia residirten vor Zeiten die Könige von Siam und deshalb kommt der Herrscher in jedem Jahre auf eine oder zwei Wochen dorthin. Sein Palast liegt am Stromufer, ist aber nur aus Bambu- und Tekholz aufgeführt und hat gerade kein königliches Aussehen. Auch manche Kaufleute aus Bangkok haben hier Waarenhäuser und Wohnungen, in denen sie sich während der heißen Jahreszeit einige Wochen aufzuhalten pflegen.

Von der alten Stadt ist weiter nichts übrig geblieben, als eine große Anzahl von Tempeln, Wat's, die aber sämmtlich mehr oder weniger im Verfalle sind. Sie nehmen einen Raum von mehreren Kilometern ein und liegen nun zwischen hohen Bäumen und üppig wucherndem Gestrüppe. Die Schönheit eines siamesischen Tempels besteht weniger in der Architektur als in der Menge von Arabesken, womit seine Backsteinmauern und Stuckwände verziert sind. Solch ein Gebäude unterliegt sehr den Einwirkungen der Witterung und der Zeit; sobald es nicht in gutem Stande erhalten wird, tritt der Verfall rasch ein; es verwandelt sich in eine unförmliche Masse von Holzwerk und Ziegeln, die bald von allerlei Schmarotzerpflanzen überwuchert wird. Das ist auch in

Ayuthia der Fall; Mouhot hat derartige Ruinen besucht und Photographien derselben aufgenommen, die unseren Abbildungen zu Grunde liegen. Im Mittelpunkte einer großartigen eingefallenen Nische, deren Grundlage allein dem Wetter und der Zeit widerstanden hatte, maß er eine Statue Gautama's, welche 18 Meter hoch war.



Ruinen von Ayuthia.

Beim ersten Anblick schien sie aus Erz zu sein, bei näherer Untersuchung ergab sich aber, daß sie im Innern aus Backsteinen zusammengesetzt und auswendig mit einer drei Centimeter dicken Erzlage überzogen war. Etwa zwei Stunden von Ayuthia entfernt, liegt auf freier Ebene eine gewaltig hohe und große, sehr heilig gehaltene Pyramide, welche als eine Art von Asyl betrachtet werden kann und zeitweilig auch vom Könige besucht wird. Man kann zu diesem von sumpfigen Ländereien und Kanälen umgebenen Gebäude nur zu Boot oder auf dem Rücken eines Elefanten gelangen. Es ist in Siam wegen seiner beträchtlichen

Höhe berühmt; einen Europäer kann aber nur die herrliche Aussicht interessiren, welche er vom Gipfel weit und breit genießt. Die Pyramide besteht aus einer Reihenfolge von Abstufungen, ist aus Ziegelsteinen erbaut und sehr einförmig, denn ihr fehlen die Fayenceverzierungen, mit welchen die Tempel und Pyramiden in Bangkok so reichlich geschmückt sind. Im dritten Stockwerke laufen vier Gänge zusammen und bilden ein Kreuz unter dem Innern der Kuppel. Dort befindet sich eine vergoldete Kolossalstatue Buddha's, aber Andächtige erscheinen nicht mehr bei ihr; sie wird beschmuzt von Fledermäusen und Eulen, deren übelriechenden Abgang die Luft dort verpestet, wo einst Weihrauchdüfte emporstiegen.

Die Frage, wie es kam, daß Ayuthia seinen Glanz verlor, hat kein Geringerer beantwortet, als der frühere König von Siam selbst, Mongkut, der einen eigenen Aufsatz hierüber schrieb. Ihm sind die nachfolgenden Angaben entnommen. Ayuthia nimmt eine Stelle ein, worauf in alten Zeiten mehrere andere Ortschaften standen. Diese erkannten die Hoheit des Königs von Kambodscha an. Um 1300 n. Chr. haben diese Städte viel gelitten und waren infolge häufiger Fehden mit den nördlichen Siamesen und mit den Mons, den Bewohnern Pegu's, sehr heruntergekommen. Sie verfielen und es blieb nichts von ihnen übrig als der Name. Im April 1350 suchte König U Tong, ein sehr mächtiger Fürst, eine gesunde Gegend für seine Residenz und seine Wahl fiel auf die Stelle, wo nun Ayuthia steht. Er ist der Gründer dieser Stadt, welche im Fortgange der Zeit vergrößert und verschönert wurde. Die Volksmenge wuchs; aus Laos, Kambodscha und Pegu kamen viele Familien freiwillig, aus dem chinesischen Yün-nan wurden viele Kriegsgefangene angesiedelt, und aus Vorderindien fanden sich mohammedanische Kaufleute ein. Fünfzehn Könige aus dem Stamme U Tong's regierten in Ayuthia, dann aber kamen schwere Tage. Tschamnadischop, der mächtige König von Pegu, griff mit einem zahlreichen Heere die Stadt an, die nach dreimonatlicher Belagerung in seine Gewalt fiel. Die Einwohner wurden zwar nicht belästigt, aber der König gefangen abgeführt und in Pegu vor den Triumphwagen des Siegers gespannt. Zum Statthalter ernannte dieser den Mathamma Radscha, dessen ältesten Sohn Phra Naret er als Geisel 1556 mit sich nahm. Bald nachher starb er jedoch und als wegen der Erbfolge große Verwirrung entstand, benutzte Prinz Naret diese, um nach Ayuthia zu entfliehen, wo er sich gegen die Peguaner behauptete und Siam wieder unabhängig machte. Sechs Generationen später kamen europäische Kaufleute ins Land, darunter der Franzose Constance Phaulcon oder Falcon, der dem regierenden Könige Naraï erhebliche Dienste leistete und zum Statthalter der nördlichen Provinzen sich emporschwang. Er faßte den Plan, die Hauptstadt Ayuthia gegen Angriffe von der See her durch ein Festungswerk nach europäischem Muster zu sichern, und diesem Plane verdankt die Stadt Bangkok ihr Entstehen. Phaulcon veranlaßte den König, die alte Stadt Nophaburi (Louro) wieder herzustellen, und erbaute dort einen Palast in europäischer Weise und eine katholische Kirche, von welcher noch jetzt einige Inschriften übrig sind. Der unternehmende Europäer hatte die Absicht, auch nützliche Arbeiten auszuführen, er wollte Wasserleitungen bauen und die unbenutzten Mineralschätze des Landes ergiebig machen.



Verfallene Tempelpyramide in Ayuthia.

Die siamesischen Edelleute indessen richteten ihn aus Eifersucht zu Grunde. Nach Naraï's Tode entstand Verwirrung im Palaste; ein natürlicher Sohn des Königs, Nai Dua, tödtete den rechtmäßigen Nachfolger; er sowie zwei seiner

Söhne und zwei seiner Enkel regierten noch in Ayuthia. Da drang 1759 der König von Birma, der uns bekannte Alompra, mit einem zahlreichen Heere ins Land, umzingelte die Stadt und steckte sie in Brand. Der König Tschausa Ekaduat Aurak Mutri erlag den im Kampfe erhaltenen Wunden; sein Bruder, der den geistlichen Stand gewählt, ward aus dem Kloster gerissen und nach Birma geschleppt. Auf solche Weise ist im März 1767 Ayuthia um seinen alten Glanz gebracht worden; doch gelang es bald nach dieser Katastrophe Phaqa Pak, das Joch der Fremden abzuschütteln, und seitdem ist Siam unabhängig geblieben.

Während Mouhot in dem ehrwürdigen Ayuthia verweilte, betrug die Hitze eine ganze Woche lang 32° C. im Schatten, auch bei Nachtzeit. Als sie etwas nachgelassen hatte, ging Mouhot nach Pakpriau, das einige Tagereisen weit nach Norden hin entfernt ist und an der Grenze von Laos liegt. Er wollte in der Gebirgsgegend Schmetterlinge und Landmuscheln sammeln. Am 13. November 1858 erreichte er das Dorf Aratschiek, in dessen Umgebung er einige weiße Eichhörnchen schoß. Der Mandarin bewirthete den Fremden mit Reis, Bananen und Fischen und war bereitwillig, ihn nach dem Berge Phrabat zu begleiten, wo sich ein berühmter, vielbesuchter Wallfahrtsort befindet; denn Spuren von Buddha's Fuße, deren der ferne Osten so manche hat, sind auch dort und ziehen gläubige Seelen an. Der Phrabat-Berg, der in der Nähe des Stromes liegt, wurde von dem Reisenden erstiegen; der Ritt auf einem Elefanten dauerte vom Morgen bis zum Abend. Der „Fürst des Berges" beherrscht den Phrabat, und dieser geistliche Würdenträger kann etwa den gefürsteten Aebten des europäischen Mittelalters verglichen werden. Tausende müssen für ihn frohnden und Abgaben zahlen, und sein Kloster befindet sich im größten Wohlstande. Am westlichen Abhange des Phrabat liegt der berühmte Tempel des Samonakodom, d. h. des Buddha der Jèdomalagen, und von dort hatte Mouhot eine Aussicht, die aller Darstellung spottet. Die Gesteine des Berges sind reich an fossilen Fußspuren, namentlich von Elefanten, Tigern und anderen antediluvianischen Geschöpfen, die nach den Angaben der Eingeborenen das Gefolge des Buddha bei seinen Bergfahrten gebildet haben sollen. Der Tempel selbst ist eine gewöhnliche Pagode und nur bemerkenswerth durch die Verschwendung von Gold und Silber zum Schmuck des Innern, sowie durch seine vollendet gearbeiteten Thore aus Ebenholz mit eingelegtem Perlmutter.

Mouhot blieb eine ganze Woche auf dem Berge Phrabat und sammelte dort Reliquien, aus Thon gefertigt, der mit der Asche alter Mönche durchknetet wurde. Dann ritt er nach Aratschiek zurück und fuhr zu Wasser nach Sarabüri, einer nicht unbedeutenden Stadt der Provinz Pakpriau. Die Bewohner sind Siamesen, Chinesen und Leute aus Laos, wohnen in Bambuhäusern und treiben Reisbau. Den alten Irrthum, daß der tropischen Natur der Reiz des Vogelgesanges fehle, widerlegt Mouhot, wenigstens für die Menam-Ufer, von Neuem. Dagegen sind die äußerst zudringlichen Tiger und Leoparden, welche den dichten Wald bewohnen, eine gefährliche Plage. Bei Pakpriau, wo die Stromschnellen des Menam beginnen, verließ Mouhot sein Fahrzeug, um sich den Gebirgen im Norden zu nähern. Ein Tagemarsch

brachte ihn zum Dorfe Patawi, welches am Fuße eines 140m hohen Hügels liegt, der, ein ungeheuerer Felsblock, senkrecht wie eine Mauer aus der Ebene emporsteigt. Auch Patawi ist ein Wallfahrtsort, und die heilige Stätte wird von drei Talapoinen bewacht. Von seinem Gipfel genießt man eine weite Aussicht über die Ebene im Süden und das Hochland im Norden. „Zu meinen Füßen", schildert Mouhot jene Rundsicht, „lag ein reicher Sammtteppich von glänzenden und bunten Farben, dann ein grenzenloser Wald, zwischen dem die Reisfelder und die gelichteten Stellen wie dünne Streifen von Hellgrün hervorschimmerten. Weiter hinaus hob sich der Boden und schwoll zu Bergen an, während noch weiter nach Norden und Osten in einem Halbkreis die Kette des Phrabat und die Gebirge des Königreiches Muang-Lom aufstiegen, überragt am äußersten Horizont von dem Hochlande Korats.



Reliquien.

Alle diese Erhebungen hängen zusammen und bilden in der That nur eine Erhebung. Wer aber wollte die mannichfaltigen Formen der Gipfel alle beschreiben? An einer Stelle scheinen sie mit dem rosigen Hauche des Horizontes zu verschmelzen, während in nächster Nähe der eigenthümliche Bau und die Farbe des Gesteins als kräftiger Gegensatz den Reichthum des Pflanzenwuchses hervorhebt; dort wieder tiefe Schatten, welche das dunkle Blau des Himmels überbieten möchten, allenthalben sonst Sonnenglanz, zarte Farbenstufen und die wärmsten Töne, welche den Eindruck des Ganzen geradezu berauschend machen." Selbst die Laos, die Begleiter des Reisenden, waren von dem Anblick ergriffen, sodaß sie ausriefen: „Oh, di, di." (Oh, so schön!)

Die Laos-Leute in Patawi waren gegen den Farang (Franke, Europäer) recht freundlich. Sie sind hagerer als die Siamesen nnd ihre Jochbeine treten etwas stärker hervor, auch ist ihre Hautfarbe dunkler und sie tragen das Haar lang. Als Krieger wollen sie nicht viel bedeuten, aber sie sind muthige Jäger, was man von den Siamesen nicht sagen kann. Jene haben als Waffe außer

einem Messer nur noch einen Bogen, von welchem sie gehärtete Thonkugeln auf hundert Schritte weit mit großer Sicherheit abschnellen. Im Uebrigen sind sie unglaublich träge und darum auch sehr arm.

Von Patawi fuhr Mouhot auf dem Menam nach Bangkok zurück.

Im Oktober 1860 befand sich Mouhot wieder in Ayuthia und trat von dieser alten Hauptstadt Siams eine neue Reise nach Nordosten an, um Korat zu besuchen, einen kleinen Staat, dessen Herrscher von Siam abhängig ist. Am 22. Oktober befand er sich in Saohaïe, welches den Ausgangspunkt für die nach Korat ziehenden Karawanen bildet. Die Provinzen Saraburi, Boatium und Petschabun, also das Land von Süden her bis etwa 17° n. Br., haben überwiegend siamesische Bevölkerung und werden auch von siamesischen Mandarinen verwaltet. Erst bei Lome, in 17° n. Br., beginnt das eigentliche Land der Laos, welches wir oben genauer kennen lernten, als wir der französischen Expedition auf dem Me-khong folgten. Petschabun ist durch seinen vortrefflichen Tabak berühmt. In Saohaïe erhielt Mouhot eine Barke, die ihn nach Khao-Khok bringen sollte. Diesen Platz, an einem Seitengewässer des Menam und an der Mündung der Handelsstraße durch den Dong-Phya-Phai oder Wald des Feuerkönigs gelegen, haben sich die Könige von Siam als Zuflucht erwählt, im Falle ihnen der Zudrang der Europäer den Aufenthalt in Bangkok verleiden würde, und schon standen damals Paläste zu ihrer Aufnahme bereit. Während der Fahrt stroman nach Khao-Khok fiel an jedem Nachmittag ein starker Platzregen und Mouhot besorgte das Fieber zu bekommen, welches in der Regenzeit lebensgefährlich ist, namentlich in der ganzen Region des Dong-Phya-Phai. Eine zwölftägige Fahrt in einer engen, mit Gepäck überladenen Barke war höchst angreifend, die Luft feucht, ungesund und äußerst schwer. Khao-Khok ist im Uebrigen ein armseliger Ort, in schlecht gewählter Lage, der nicht einmal eine Anlände besitzt. Der Kern der Bevölkerung für diese zukünftige Citadelle oder das Bollwerk des Siamesischen Reiches bestand aus acht Laosfamilien, friedlichen Landleuten, die in Hütten wohnten. Mouhot fand nicht einmal ein Unterkommen, und mußte für sich selber ein Obdach aus Bambuzweigen errichten. Sammlerglück und zoologische Entdeckungen dienten ihm als einziger Trost in jener Einsamkeit. „Alle Kinder der Nachbarschaft, von denen die meisten noch an der Brust sich nähren, bringen mir Insekten zum Austausch gegen Knöpfe oder Cigaretten, denn es ist etwas Alltägliches, sie die mütterliche Brust verlassen zu sehen, um zu rauchen. Wären sie nicht so schmuzig, so könnte man sie allerliebst finden, aber ich scheue mich vor jeder Berührung, um mir nicht wieder die Krätze zuzuziehen.“ Fast alle Dorfbewohner waren leidend; das Fieber durchschüttelte sie gewaltig.

Das Thal, in welchem Mouhot's Bambuhütte stand, wird gebildet von einem Gebirgsgürtel, der sich von Nophabury und Phrabat bis hierher zieht; diese Höhen sind Widerlagen der Kette, welche sich um das Becken des Menam schwingt und mit den Gebirgen Birma's und der Malayischen Halbinsel zusammenhängt. Der Berg Khok liegt nur etwa eine halbe Wegstunde vom Flusse entfernt, bildet einen Halbkreis und stößt dann an Berge, welche nach Norden bis M' Lom und Tibet ziehen. Gegenüber dem Khok, auf dem rechten Ufer,

erheben sich gleichfalls Berge und zwar ganz ungemein steil; sie schließen sich in ihrem Zuge an andere Ketten an. Der Fluß, an welchem Khao Khok liegt, strömt von Nordosten her dem Menam zu; er war jetzt sehr niedrig und wird weiter aufwärts sehr schmal. Die einschließenden Kalkgebirge sind mit prachtvollem Wald bestanden, aber allerorten sieht man Beweise für die Annahme, daß sie in einer verhältnißmäßig neuen geologischen Epoche unter Wasser gestanden haben. Von ihrem Gipfel kann man deutlich erkennen, welche Grenzen das Meer damals gehabt hat, und sieht auf den ersten Blick, daß es die nach Süden hin sich ausdehnende Ebene einst überdeckte; die Ausläufer der Gebirge bildeten Meerbusen, Vorgebirge oder Inseln. Mouhot fand unweit von ihrer Basis unter einer Lage von Dammerde Korallenbänke und sehr wohl erhaltene Meermuscheln.

Die Laos-Leute in Khao-Khok sind vielleicht noch abergläubischer als die Siamesen. alle Krankheiten werden durch einen bösen Geist hervorgebracht; dieser ist auch Schuld, wenn Fischfang und Jagd nicht gut von Statten gehen. Jeder hat einen Talisman; als solcher dient etwa ein Stück Holz oder eine beliebige Schmarotzerpflanze, welche irgend eine Aehnlichkeit mit dem einen oder anderen Gliede des menschlichen Körpers darbietet; sie wird deshalb gleichsam zum Hausgötzen erhoben.

In den Dschungeln um Khao-Khok brachte Mouhot die Neujahrsnacht 1861 zu. „Die tiefe Stille dieses Waldes und die Ueppigkeit des tropischen Pflanzenwuchses", bemerkt der treffliche Mann, „sind unbeschreiblich und machen in dieser mitternächtlichen Stunde einen tiefen Eindruck. Der Himmel ist abgeklärt, die Luft frisch und die Mondstrahlen dringen nur hier und da durch die Lücken des Laubes, um in Flecken auf den Boden zu fallen, die Papierfetzen gleichen, welche der Wind umhergestreut hat. Nichts unterbricht dieses Schweigen als das Niederrascheln von abgestorbenen Blättern, das Murmeln eines Baches, der zu meinen Füßen über Kiesel rinnt, das gelegentliche Quaken der Frösche an beiden Ufern, deren Stimme dem rauhen Gebell eines Hundes gleicht. Dann und wann vernehme ich auch den Flügelschlag von Fledermäusen, die von dem Lichte meiner Kerze angezogen werden, welch letztere ich an einem Aste über meinem ausgebreiteten Tigerfell befestigt habe, oder in langen Zwischenräumen das Brüllen eines Panthers, der seine Gefährtin ruft und dem aus den Baumwipfeln die aus ihrer Nachtruhe aufgestörten Tschimpansi durch ihr Geheul antworten."

Khao-Khok liegt an der Schwelle des Dong Phya-Phai oder den Pforten der Hölle, wie die Siamesen und Laos den Busch des Feuerkönigs bezeichnen. Wer von Bangkok oder von dem Becken des Menam nach dem Gebiete des Mekhong, zunächst nach Korat, gelangen will, muß diesen gefürchteten Wald überschreiten, ein dichtes 44½ Kilometer langes Dschungel, welches die Gebirgskette zwischen den beiden Flußgebieten bedeckt. Etwa drei Stunden Weges von Khao-Khok liegt der Berg Sake; jenseit desselben findet man bis Boatium keine menschliche Wohnung mehr, aber die Ufer sind ungemein malerisch; Tiger und Krokodile in Menge vorhanden. Zehn Nächte hintereinander mußte unser Käfersammler in den fast undurchdringlichen Dickichten des Dong Phya-Phai

kampiren, und er erzählt, daß namentlich die Chinesen, welche zur Karawane gehörten, bei jeder Rast einander beglückwünschten, weil sie noch am Leben seien. Dann fingen sie an herzhaft zu essen und zu trinken, und nachdem sie sich gesättigt, verbrannten sie viele Räucherstäbchen und goldenes Papier, fielen auf die Kniee und murmelten lange Gebete. Beim Eintritt in den großen Wald und beim Ausgange legten sie Blätter und Räucherstäbchen in kleine Kapellen, welche sie auf vier Bambupfähle stellten; durch diese Opfer wollten sie die bösen Geister unschädlich machen und den Tod abwenden. Aber in dem entsetzlich ungesunden Klima fordert dieser an jedem Tage seine Opfer, selbst in der guten Jahreszeit; von je zehn Leuten, welche zum ersten Male durch den Wald wandern, sterben mindestens zwei, und in der nassen Jahreszeit viel mehr. Dann stinkt die Atmosphäre förmlich, sie ist so heiß wie ein Backofen und ganz und gar mit faulen Miasmen durchschwängert.

Das erste Nachtlager im Busch des Feuerkönigs wurde am westlichen Abhange des Gebirges gehalten, von dem der Fluß herabkommt, welcher die Stadt Korat bespült. Auf beinahe unzugänglichen Höhen fand Mouhot weiterhin, in Schluchten, wo das Fieber einheimisch ist, einen kleinen Stamm der Karen. Diese Menschen haben weder Tempel noch Priester, bauen vortrefflichen Reis und einige Arten von Bananen, die überhaupt nur bei ihnen vorkommen, und dann und wann bezahlen sie an Siam einen kleinen Tribut in Rak d. i. Gummilack. Der Weg führte über mehrere Gebirgszüge; die Luft wurde etwas frischer, Gibbonaffen ließen sich häufig blicken; die Jagd auf Pfauen und Fasane war ergiebig und auch ein Adler wurde geschossen. Hat man den großen Wald hinter sich, so gelangt man auf eine sandige, meist unfruchtbare Ebene, wo höchstens Harzbäume kümmerlich zwischen Bambu und Unterholz fortkommen. Wo jedoch der Boden reicher ist, findet man auch Reisfelder und Bananenbäume. Dann kam man an die letzte Höhenkette vor Korat. Täglich begegnete der Reisende Karawanenzügen von 80 bis etwa 100 Ochsen; sie beförderten Hirsch- und Pantherhäute, Rohseide aus dem östlichen Laos, seidene und baumwollene Languti's, Pfauenschweife, Elfenbein und etwas Zucker nach Bangkok.

Die Stadt Korat, Hauptstadt einer Provinz von 11 Städten und mit einer Bevölkerung von 60,000 Köpfen, die Siam kriegs- und tributpflichtig ist, war vordem ein starkes Bollwerk in der Hand der Kambodschaner, und auch jetzt noch umgiebt sie eine starke Brustwehr, das Werk vergangener Geschlechter. Sie wird von etwa 1500 oder 2000 Laos, Kambodschanern, Siamesen und 600 fremden Kaufleuten, zur Hälfte Chinesen, bewohnt und ist ein Räuber- und Diebsnest, wo sich aller Auswurf der Bevölkerungen von Laos und Siam angesammelt. Die Häuser des chinesischen Viertels, das zugleich Bazar ist, etwa 60—70 an der Zahl, sind daher mit Palissaden von 3 m. Höhe umgeben und befestigt wie Blockhäuser; erst jenseit des Chinesenquartiers beginnt die eigentliche Stadt, in welcher sich auch ein Karawanserai findet. Die Stadt wird durch den Handel zwischen Kambodscha und Siam ziemlich belebt, der natürlich ganz in den Händen der Chinesen liegt, die auch hier wie überall dem Spiel und dem Opium fröhnen.

Trotz ihrer geringen Einwohnerzahl ist die Stadt dennoch der Sitz eines siamesischen Mandarinen ersten Ranges, einer Art von Vizekönig; er hat Gewalt über Leben und Tod und übt dieselbe umfänglich genug aus. Gensdarmerie oder Polizei ist nicht vorhanden; der Bestohlene hat den Dieb, falls er ihn ertappen kann, vor den Richter zu führen; weiter bekümmert sich Niemand um die Sache. Der Tribut an Siam wird in Gold entrichtet, das die Eingebornen aus Flußsand auswaschen. Damit man aber dort nicht etwa ein Californien suche, beeilen wir uns hinzuzusetzen, daß bei der Armuth des Goldsandes die Wäscher kaum ihre tägliche Nahrung verdienen. Einige Bezirke zahlen den Tribut auch in Seide; die Mandarinen wiegen denselben mit der Wage ab und sehen zu, daß sie persönlich Profit dabei machen. Elefanten sind in großer Menge vorhanden und in Korat wird ein großer Elefantenmarkt abgehalten. Ehemals muß auch dieser Landstrich eine höhere Kultur getragen haben, denn unweit Korat liegen die Tempelruinen von Renom Wat, die sich an Größe zwar nicht mit jenen von Ongkor messen können, die aber den nämlichen Geschmack und Baustil wie die südlichen Denkmäler zeigen.

Von Korat trat Mouhot seine Wanderung in das eigentliche Laos-Land an, über die eine frühere Stelle unseres Buches berichtet hat.

Auf einem engen Kanale schiffend, verließ Herr Frank Vincent Bangkok, die siamesische Hauptstadt, um sich, auf dem nämlichen Wege wie etwa zehn Jahre vor ihm Adolf Bastian, durch das Innere des Landes nach den berühmten Ruinen von Ongkor und nach Kambodscha zu begeben. Den ganzen ersten Tag zog er auf dem beregten Kanale dahin, welchen Kokospalmen und Bambu besäumten, während dichtes Dschungelgras das vollkommen flache, ringsum liegende Land bedeckte. Hier und da tauchten Wohnungen der Eingebornen auf, oft zu Dutzenden bei einander stehend, mitunter auch im Stadium ärgsten Verfalles, denn die Siamesen haben die Gepflogenheit, ein Gebäude niemals auszubessern, sondern so lange zu bewohnen, bis es ihnen nahezu über den Köpfen zusammenbricht. Die Leute sahen arm und entschieden schmuzig aus, und die Moskitoplage war so groß, daß es keinen Schutz gegen dieselben gab, denn die Luft war ordentlich dick davon. Am Morgen des zweiten Tages nach der Abfahrt von Bangkok bog Vincent's Reisegesellschaft aus dem engen Kanale in den Bang-pa-kong-Fluß ein, den sie etwa 80 Kilometer bis Pachim hinauffuhr, wo ein Gouverneur residirt. Der alligatorreiche Bang-pa-kong ist 90—120 Meter breit, tief, mit starken Gezeiten und einem so sehr gewundenen Lauf, daß kaum eine gerade Strecke von 400 M. zu finden war.

Die Stadt Pachim liegt auf flachem Grunde am Nordufer des Flusses über einen weiten Raum zerstreut und zählt etwa zwei- bis dreitausend Bewohner. An fünfzig Boote, darunter mehrere von beträchtlicher Größe und von Chinesen bemannt, lagen hier vor Anker; im Hintergrunde war man eben daran, im Regierungsauftrage eine Citadelle und einen Palast zu erbauen, deren Mauern, 2 m. dick, einen Raum von beiläufig acht Acres umfingen. Eine Sägemühle und eine Ziegelei waren zur Herstellung des nothwendigen Materiales thätig. Die Ziegel werden vorwiegend durch Frauen verfertigt aus Thon und Reishäcksel,

welche man dann brennt. Auch eine Reismühle ist hier in der Nähe; an Stelle der Mühlsteine besitzt sie zwei dünne Platten sehr harten Holzes, die in Lehm gebettet und mit Flechtwerk umgeben sind. Diese sehr primitive Maschinerie wurde durch einen Mann und eine Frau mit Hülfe einer langen Stange sammt Kreuzstück aus Bambu an dem einen Ende in Gang gebracht.

Die Weiterreise von Pachim erfolgte nicht mehr zu Wasser, da man sich landeinwärts gegen Osten wandte. Es mußten daher Reitpferde für die Reisenden und Karren für ihr Gepäck benutzt werden. Die Siamesen pflegen als Sattel dem Rücken des Pferdes einfach ein Kissen aufzulegen und dieses ohne weitere Befestigung blos durch die Kniee des bügellosen Reiters festzuhalten. Der Zaum besteht gewöhnlich aus groben Schnüren. Die Eingebornen strengen bei einer solchen Reise ihre kleinen Pferde fast bis zu totaler Erschöpfung an. Die Karren werden mit Büffeln bespannt, die man an einer durch die Nüstern gezogenen Schnur lenkt. Die Form dieser Karren ist sehr sonderbar; der Hauptbestandtheil ist aus leichtem, aber starkem Holze, die Seitenwände aus Bambu erbaut; gemeiniglich hat ein solcher Karren 2 m. in der Länge und 0,30 m. — 0,60 m. in der Breite am Grunde, wol aber dreimal so viel an der Decke, die ein weit vorstehendes Bambudach ist, um den Lenker des Wagens vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Die Räder sind aus solidem Holze, haben beiläufig 1,50 m. im Durchmesser und drehen sich auf kleinen hölzernen Achsen.

Der Weg führte Anfangs über eine großentheils mit grobem Gras bestandene ebene Fläche, nur in der Ferne erblickte man Waldungen und eine niedrige Hügelkette. Nachdem man den Bang-pa-kong überschritten, gelangt man nach Chantakan, einem etwa 25 Kilometer von Pachim entfernten Orte von der nämlichen Größe. Am nächsten Morgen ging es auf sehr staubiger Straße weiter; Herr Vincent beobachtete hier eine gute Anzahl hoher Bäume, darunter eine Spezies, aus der die Landeseinwohner ein schlüpfriges Oel gewinnen, deren Namen er uns aber hartnäckig verschweigt, wie überhaupt alle jene Details, welche seinem Reiseberichte wissenschaftlichen Werth verleihen könnten. Ausgedehnte Reisfelder liegen dicht an der Straße, etwas weiterhin ein dichter Wald und, eben noch im Bereiche des Gesichtsfeldes, nach Norden hin streichende Hügel. An vielen Orten standen das Prairiegras und der Wald in Flammen; Die Dorfschaften, denen man begegnete, liegen alle auf großer Entfernung von einander und sehen überaus ärmlich aus; dennoch — versichert der Amerikaner Vincent — schienen deren Insassen eben so zufrieden und glücklich als schmuzig und neugierig. — Der nächste größere Ort war Kabin, eine Laos-Stadt mit beiläufig tausend Einwohnern, in deren Nähe ziemlich ertragreiche Goldminen vorhanden sind. Sie werden ausschließlich von Siamesen ausgebeutet, welche aus dem sehr dunkel gefärbten Metall kleine Tabaksdosen in Filigran u. dgl. herstellen. Bei Kabin kamen Herr Vincent und seine Genossen auf die große, ganz trefflich erhaltene Militärstraße, welche vor 35 bis 40 Jahren die Siamesen erbauten, um bequemer ihre Truppen nach Kambodscha und Cochinchina vorschieben zu können. Zugleich betritt man eine dichte Waldregion, welche Tiger, wilde Elefanten, Panther, ganze Herden von Affen, Pfauen, Wachteln, Papageien und anderes Gethier bevölkerten.

Es war am 1. Februar 1872, als auf diesem Wege die Grenzen des alten Kambodscha erreicht wurden. Die Siamesen haben sich zu verschiedenen Epochen so viel von dem kambodschanischen Gebiete angeeignet, „annektirt", wie es vor der Eroberung von Elsaß-Lothringen hieß, daß dieses Land aus einem der größten fast das kleinste Hinterindiens geworden ist, zumal auch die Annamiten und zuletzt die Franzosen Stücke davon abrissen. Ueber eine ungeheuere, stellenweise verbrannte Ebene, mit zwei Meter hohem Grase bestanden, nähert man sich der Stadt Sesupon. Um die Basis mehrerer großen Bäume, gewöhnlich in Gruppen zu drei oder vier, konnte man Hügel von 3 m. Höhe und 24 m. Umfang beobachten, die einer Spezies weißer Ameisen zur Behausung dienen, welche durch ihre Dimensionen selbst gegen die Verheerungen der jährlichen Regen gesichert sind. Ueberall gewahrte man die Anzeichen großer Bodenfruchtbarkeit, zugleich aber auch von der Trägheit der Eingebornen, welche es verschmähen, mehr zu arbeiten als der tägliche Lebensbedarf erheischt, und selbst hierzu sich jene Erzeugnisse auswählen, welche die geringste Anstrengung erfordern. Das Aussehen der Kambodschaner ähnelt, wie wir wissen, ungemein jenem der Siamesen; ihre Häuser sind auf die nämliche Weise gebaut, sie verehren den nämlichen Buddha, ihre Sitten und Gebräuche sind identisch, ihre Gesetze besagen dasselbe, nur ihre Idiome sind total verschieden.

Ueber die Stadt Panum-sok gelangten unsere Reisenden an die Ufer eines Armes des Krapong-Seng-Flusses, den hier eine alte, ruinirte Steinbrücke in sechsundzwanzig Spitzbogen gothischen Stiles überspannt. Sie ruht auf einer massiven Plattform von Mauerwerk, dessen Steinblöcke, 1,20 m. lang, 0,60 m. breit und 0,30 m. hoch, ohne jeglichen Cement aneinander gelegt sind. Die Stadt, welche in ein hohes Alterthum zurückzureichen scheint, führt in der blumenreichen Sprache der Eingebornen den Namen Taphantheph „die himmlische". Die nächste Station war Siamrap, eine Stadt mit beiläufig tausend Einwohnern und an einem kleinen, dem großen See Tuli Sap zueilenden Flusse gelegen, 5½ Kilometer von den Ruinen von Ongkor entfernt. Die aus Stein und Ziegeln erbauten Wälle der Stadt sind an 4 m. hoch, mit Bastionen an den Ecken und zahlreichen Schießscharten versehen, und messen etwa 800 Kilometer im Umfang. Die Ostseite besitzt zwei, jede andere ein Thor, von alten, eigenthümlichen Thürmen mit Spitzdach überragt. Ein Marsch von einer Stunde durch einen dichten, üppigen Wald brachte die Reisenden an ihr Ziel, die vielbeschriebenen Ruinen von Ongkor.

Diese Prachtruinen, welche einzig in ihrer Art sind, haben wir bereits in einem früheren Abschnitt: „Wanderungen in Kambodscha" (S. 126 ff.), kennen gelernt. Jetzt begleiten wir Mouhot auf seinen Wanderungen im südlichen Siam.

Am 28. Dezember 1858 bestieg Mouhot zu Bangkok eine Fischerbarke, um zunächst nach dem Hafenplatz Tschantabun zu fahren, wo er am 3. Januar 1859 eintraf. Als Vorgebirge überwacht den Golf dieses Hafens der bekannte Löwenfelsen. Nach der Skizze, die Mouhot von diesem Naturspiele hinterlassen hat, gleicht der Felsen in der That so vollständig einer Sphinx, daß, wie der Reisende selbst bemerkt, man kaum anders annehmen kann, als daß eine

gefällige Hand der Natur bei der Bildung dieses Kolosses nachgeholfen habe. Die Siamesen, welche eifrig Alles verehren, was auf die Einbildungskraft wirkt, halten den Felsen für ein Heiligthum und erzählen folgende, jedenfalls erfundene, aber gut erfundene Geschichte. Der Kapitän eines englischen Schiffes, welches im Hafen ankerte, sah den Löwen und wollte ihn, vermuthlich nur aus Scherz, kaufen. Als er von dem Statthalter eine abschlägige Antwort erhalten hatte, feuerte er aus Zorn alle seine Kanonen gegen die „arme Bestie“ ab. Ein einheimischer Dichter benutzte diesen Akt roher „Thierquälerei“ zur Verfertigung einer Ballade, die eine rührende Klage über die Grausamkeit der westlichen Barbaren enthalten soll.

Tschandabun liegt an dem gleichnamigen Flusse. Ein Drittel der Bevölkerung besteht aus christlichen Annamiten, der übrige Theil aus heidnischen Annamiten, Siamesen und in überwiegender Menge chinesischen Handelsleuten. Doch war damals der Handel von keiner besonderen Erheblichkeit, weil hohe Steuern, Frohnden und die Erpressungen der Mandarinen einer Entwicklung desselben im Wege standen. Die Chinesen bauen an den Berghalden Pfeffer, ausgezeichneten Kaffee und in der Ebene auch Zucker; diese Erzeugnisse werden nach Bangkok verschifft; sehr hübsche, äußerst fein geflochtene Binsenmatten gehen nach China, auch Tabak, gesalzene und getrocknete Fische, Holothurien und Schildpatt kommen in den Handel. Jeder siamesische Unterthan, der drei halbe Armslängen (von der Spitze des Mittelfingers bis zum Elnbogen) groß ist, muß eine Jahresabgabe von 6 Ticals Werth bezahlen. Die Siamesen entrichten dieselbe in Gummigutti, die Annamiten in sogenanntem Adlerholz.

Gegen Ende der Regenzeit ziehen die christlichen Annamiten in die Wälder, um das Adlerholz zu suchen. Manche Sammler gehen nur in die Gebirge bei Tschandabun, während andere nach den südöstlich liegenden Inseln Ko-Xang und Ko-Khut hinüberschiffen. Das Adlerholz ist hart, tüpfelig gefleckt und hat beim Brennen einen sehr angenehmen Geruch. Man räuchert damit die Leichen der Fürsten und Vornehmen ein, auch wird es von den Siamesen als Arznei gebraucht. Das Holz der Aquilaria Agallocha Roxb., aus der man diese Waare gewinnt, ist weiß und sehr zart; der Baum muß ganz umgehauen und dann gespalten werden, weil sich das Adlerholz im Innern des Stammes befindet. Die Annamiten machen aus den Merkmalen, woran man die Aquilaholz enthaltenden Bäume erkennt, ein Geheimniß, aber Mouhot kam trotzdem hinter die Sache. Er bezeichnete mehrere Stämme, ließ dieselben niederschlagen und fand richtig, was er suchte. Wenn man an den Baum klopft und er giebt einen hohlen Ton, und wenn aus den Astknoten ein Geruch von Adlerholz hervorbringt, dann enthält er auch das letztere. — Die chinesischen Handelsleute lieben Opium und Spiel; die christlichen Annamiten führen sich etwas besser auf. Sie sind von kleinem Wuchs, hager, lebhaft und cholerisch, dabei finster, rachsüchtig und hochfahrend; selbst unter Verwandten giebt es ewig Streit und Zank. Aber gegen die katholischen Priester benehmen sie sich folgsam und sind ihnen in hohem Grade anhänglich. Die heidnischen Annamiten bezeigen ihren Vorfahren große Verehrung; die Siamesen sind weichlich, träge, sorglos und leichtfertig, aber auch schlicht, gastfrei und ohne Dünkel.

Die Küste des siamesischen Golfes ist mit lieblichen Inseln, insgesammt von vulkanischem Gestein, besäumt. Mouhot besuchte dieselben zur heißen Jahreszeit, wo der Pflanzenwuchs zwar noch frisch genug aussah, aber trotzdem alles Leben gewichen schien. Die Vögel hielten sich in der Nähe des Wassers und der menschlichen Wohnungen auf. Doch nur selten ließen sie einen Ton vernehmen, nur allein der Fischadler stieß ein heiseres Geschrei aus, wenn der Wind wechselte. Aber die Ameisen hatten lustige Tage; in ganz ungeheuern Schwärmen wimmelten sie am Boden und auf den Bäumen; hin und wieder summten auch Stechmücken oder es zirpte eine Grille. Mouhot traf auf Koman Sao und den übrigen Eilanden auch Affen, Damhirsche und Leoparden, aber nirgends einen Quell oder einen Pfad; nur mit Mühe bahnte er sich einen Weg durch das mit Schlingkräutern durchwucherte Waldgestrüpp. Außer den drei Koman-Inseln kam er auch an den mit vielen Knollengewächsen bestandenen Batateninseln vorüber und verweilte einige Zeit am Kap Liant, das in die schönsten Theile des Golfes hinausragt und an landschaftlichen Reizen hinter der Sundastraße nicht zurücksteht. Dann besuchte er Ko Kram und dessen Waldgebirge; diese Insel hat kein süßes Wasser; die Affen und Hirsche trinken aus dem Meere. Auf einer Bootfahrt nach einer von diesen Inseln, der Areka- oder Hirschinsel, wurde der Reisende Zeuge eines seltenen Naturschauspiels. Die Brise hatte das Fahrzeug im Stiche gelassen, sodaß es unter einer sengenden Sonne auf die Ruder der Mannschaft angewiesen blieb. Plötzlich wurde das Wasser unruhig und das Boot umhergeschaukelt. „Schaut doch", rief der Steuermann, „wie die See kocht!" In der That war in der Richtung, wohin er deutete, die See in siedender Wallung, und kurz darauf wurde ein dicker Strahl von Wasser und Dampf für etliche Minuten springbrunnenartig emporgehoben. So erlebte, ohne sonstige weitere Gefährdung, unser Wanderer den Ausbruch eines nahen unterseeischen Vulkans, dessen Krater nur 1½ Kilometer von dem Platze entfernt lag, wo er früher geankert hatte, und der seine Gegenwart schon damals durch auffallenden Schwefelgeruch verrathen hatte.

Am 1. Februar gelangte Mouhot nach Ven-Ven, das am Paknam-Ven liegt, einem Aestuarium, in welches ein 5 Kilometer breiter Strom mündet. Dasselbe wird durch den Zusammenfluß einer Menge von Gewässern gebildet, die vom Gebirge herabkommen und mit einem Arme des Tschandabun-Flusses in Verbindung stehen. Hier hatte Mouhot Gelegenheit, ein anderes hübsches Stück Naturgeschichte zu belauschen. Der Fluß ist nämlich bevölkert von Krokodilen, welche bisweilen unachtsame Fischer oder Leute, die allzu nahe am Ufer einschlafen, angreifen und nicht selten verschlingen. Noch öfter aber werden ihnen die Affen zur Beute. Hart am Ufer liegt nämlich das Krokodil, mit dem Leibe im Wasser und nur mit der Schnauze in der Luft, immer bereit wegzuschnappen, was sich in seinen Bereich wagen sollte. Sobald eine Bande Affen das Ungethüm wahrgenommen hat, wird zuerst Berathung gehalten, dann wagen sich die Vierhänder unter allerlei Possen näher und näher, endlich springt einer der frechsten von Ast zu Ast, bis er über dem Krokodil an einer Hand sich festklammernd schwebt. Mit Klettergewandtheit läßt er sich auf und nieder, um, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, der Eidechse einen Schlag

mit der Hand auf den Kopf zu versetzen oder aus Neckerei damit zu drohen, während die andern Affen dem Spaß vergnügt zusehen. Sind die Aeste über dem Krokodil zu hoch, so klammert sich ein Affe an den andern, bis eine lebendige Kette gebildet ist, deren unterstes Glied bis zu dem lauernden Krokodil herabreicht, das geneckt und geplagt werden soll. Gewöhnlich schnappt das Krokodil nach der Affenhand in der Luft, und dann erheben die Vierhänder ein Geschrei vor Vergnügen; bisweilen aber erwischt das Reptil seinen Necker und zieht ihn blitzschnell in's Wasser hinab, worauf die Affenbande schreiend und zankend aus einander fährt. Das Mißgeschick des Kameraden hindert sie jedoch nicht, nach einigen Tagen ihre gefährlichen Späße zu wiederholen.

Zu den Lebensmitteln der Einwohner gehört übrigens auch das Affenfleisch. So oft Mouhot aber einen weißen Affen schoß, erregte er große abergläubische Besorgnisse, denn die weißen Thiere erfreuen sich einer besonderen Verehrung; doch fanden die Koteletten von weißem Affenfleisch stets eifrige Liebhaber, weil die Eingeborenen diesem Nahrungsmittel große medizinische Wirkungen zuschreiben.

Von Tschandabun begab sich Mouhot in die Berge, die dort nahe an die Küste herantreten, und durchstreifte die Umgegend, weil diese Edelsteine enthält. Früher fand man dergleichen in großer Menge, jetzt sind sie selten geworden. Tropische Obstsorten gedeihen hier in höchster Vollkommenheit, besonders die Mango, Mangosteen und die Ananas.



Eine goldene Dose; hinterindische Arbeit.



Eingangspforte zum Mahaprahat der Könige von Siam.

Sitten und Zustände in Siam.

Das Volk Siams. — Adolf Bastian's Forschungen über die Siamesen. — Körperbau der Siamesen. — Betelkauen. — Geistige Befähigung. — Verehrung des weißen Elefanten. — Siamesische Etikette. — Das Doppelkönigthum in Siam. — Abhängigkeit vom Könige. — Sklaven. — Gerichtshöfe. — Steuern. — Familienleben. — Religion. — Todtenbestattung. — Militär. — Literatur. — Herkunft der siamesischen Kultur. — Die Talapoinen. — Obligatorischer Schulunterricht. — Hierarchische Gliederung der buddhistischen Geistlichkeit. — Rolle der Talapoinen im bürgerlichen Leben. — Aufnahmsceremonien. — Leben der Talapoinen. — Halbnonnen. — Siam unter König Mongkut. — Der philosophische König. — Mongkut als Mönch. — Ein Reformator des Buddhismus. — Seine Ansicht über das Christenthum. — Seine Duldsamkeit. — Mongkut's Lebensgang. — Seine Reformen in Siam. — Polygamie. — Haremsintriguen. — Aufschwung Siams unter Mongkut's Regierung. — Sein Tod. — Der heutige königliche Hof von Siam. — Besuch eines russischen Admirals in Bangkok. — Die Würdenträger des Reiches. — Das königliche Schloß. — Die siamesische Hoftracht. — Der regierende König. — Die Hofpagode. — Der Regent von Siam und der zweite König. — Ein Privatschauspielhaus. — Die Amazonengarde. — Reformen im Hofceremoniell. — Einweihung des Wangna.

Auf einer Ausdehnung von 14,535 geographischen Quadratmeilen zählt das Siamesische Reich etwa 6,300,000 Einwohner. Das ist die Annahme von Tscherkaß, während der ehrwürdige Bischof Paillegoix nur sechs und der vielfach unkritische Sir John Bowring nur fünfthalb Millionen annimmt.

Von der gedachten Zahl leben 2,600,000 im eigentlichen Siam, eben so viel im Innern, im Laoslande, 500,000 in Kambodscha und 600,000 Malayen auf der Halbinsel Malakka. Wie immer aber auch diese Zahlen, für die wir keine Gewähr besitzen, modifizirt würden, die Bevölkerung selbst ist buntscheckig genug; der Abstammung nach zählt man nur zwei Millionen eigentliche Siamesen, eine Million Chinesen, eine Million Malayen und eine Million Laos. Die herrschende Religion ist der Buddhismus. Jede dieser Völkerschaften hat ihre besonderen Sitten und Gebräuche, und obwol sie zumeist zu den sogenannten mongolenähnlichen Völkern gehören, so hat doch jede ihren besonderen Typus. Die Chinesen sind auch hier wieder Jene, welche durch ihre Rührigkeit, ihren Fleiß und ihren Handelsgeist die Früchte des reichen Landes ernten. Sie zahlen ihre Abgaben, sind aber persönlich frei und haben im ganzen Reiche die Kultur von Reis, Zucker u. s. w. größtentheils in Händen, treiben den ausgedehntesten Handel und sind auch die einzigen tüchtigen Arbeiter und Handwerker. Der Chinese nimmt auch hier mit dem Weibe des Landes den in Siam herrschenden Glauben, die Religion Buddha's, und die Landessprache an; er kaut Betel und lebt ganz wie die Siamesen, aber er bleibt dennoch Chinese und kehrt womöglich wieder in die Provinz zurück, wo er geboren. Jährlich fließt, wenn auch, seitdem Kalifornien und Australien ihnen eröffnet sind, in geringerer Menge, ein großer Strom von einwandernden Chinesen ins Land, die alle in der einen oder anderen Weise ihren Unterhalt finden und oft reiche Leute werden.

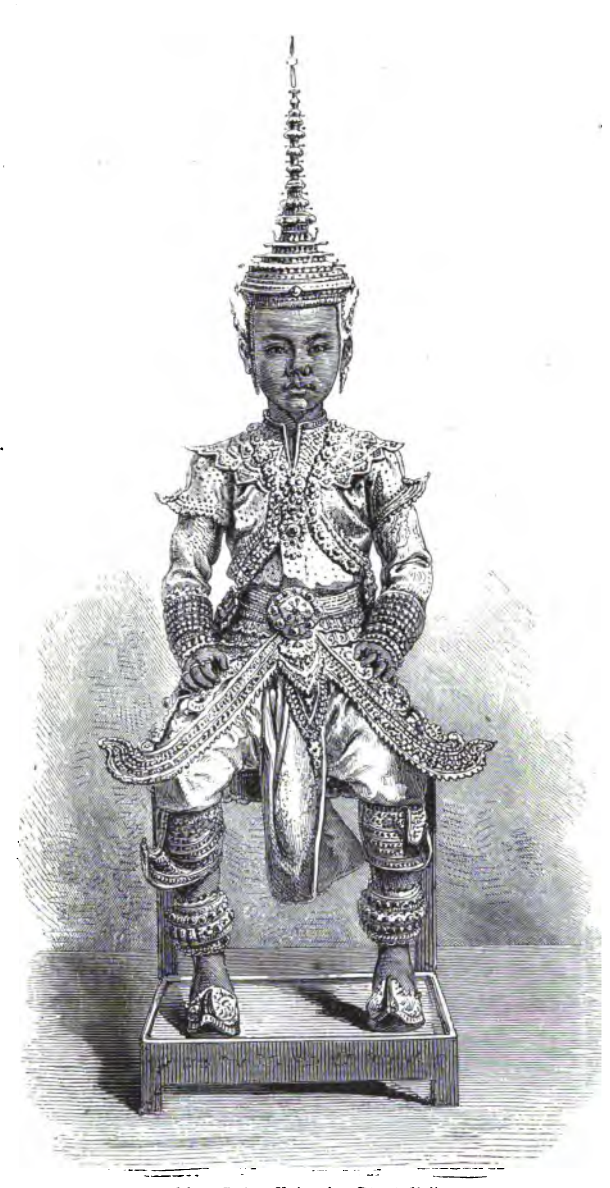
Die Siamesen selbst hat uns wesentlich Adolf Bastian näher gerückt, dessen untilgbares Verdienst es bleibt, sich von der Vormundschaft der Dolmetscher befreit zu haben. Nicht nur der Landes-, sondern auch der Theologensprache Siam's, des Pali, mächtig, berichtigt er vielfach die schiefen Urtheile, welche eine oberflächliche Beobachtung noch bei Gustav Spieß, einem der Begleiter der in den Jahren 1860—1862 nach Ostasien abgegangenen preußischen Expedition, hervorrufen konnte. Während der genannte Schriftsteller nur wenig zum Lobe der Siamesen zu sagen weiß, empfangen wir aus Bastian's Schilderungen lebhaft den Eindruck, als ob die Siamesen in Bezug auf geistige Entwicklung so hoch ständen als etwa die Europäer im Mittelalter, kurz bevor das weltliche Wissen der Griechen und Römer durch die Scholastiker seiner Vergessenheit entrissen wurde. Ehemals, und noch bei Beginn dieses Jahrhunderts, haben die Europäer mit ungerechtfertigter Geringschätzung auf die Asiaten herabgeblickt. Am frühesten wurde man jedoch den Arabern gerecht, dann kamen die Chinesen, nach ihnen die Hindu zu Gnaden, und jetzt darf man nur mit höchster Achtung von den Japanern sprechen, wenn man sich keine Blöße geben will. Allein die drei Völker, die, zwischen Hindu und Chinesen eingeklemmt, gewöhnlich in einem Athem als Indochinesen genannt werden, die Birmanen, Siamesen und Tonkinesen (oder auch Cochinchinesen), galten bisher nur als halbe Kulturvölker, als Zöglinge der Hindu wie der Chinesen. Wie seit Yule's großem Werke über die Birmanen, ist seit Bastian's Forschungen eine solche Meinung auch von den Siamesen unhaltbar geworden. Die Siamesen sind von schlankem, kräftigem Körperbau, aber unschönen, eines edleren Ausdruckes entbehrenden Gesichtszügen und von weichlicher, träger Haltung.



Tracht der Siamesen.

Der Siamese hat gewöhnlich eine stumpfe Nase und vorstehende Backenknochen; der Ausdruck des Auges ist trübe und ohne Intelligenz, der Mund weit gespalten, die Lippen sind immer von Betel geröthet, die Zähne schwarz wie Ebenholz, die Nasenflügel breit. Er schert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büschel stehen. Das Haar selbst ist schwarz und straff, aber bei den Frauen, welche ebenfalls einen solchen Büschel haben, ist es feiner und wird sorgfältig gepflegt. Hübsch sind nur die Kinder; mit ihren köstlichen braunen Körperchen, allerliebsten Gliedmaßen, einem lebhaften, schelmischen Gesichtsausdruck und den unbeschreiblichen glänzenden, feuchten schwarzen Augen, sind sie eine charakteristisch anmuthige Erscheinung. Leider bleibt von all diesen Reizen wenig mehr über, wenn die Jahre der Kindheit vorbei sind, namentlich altern die Mädchen früh und werden dann entschieden häßlich. Einer anderen Stimme, jener Mouhot's, zufolge sind die siamesischen Frauen weit hübscher als die Männer, und junge Mädchen zwischen zwölf und zwanzig Jahren könnten mitunter unseren Bildhauern als Modelle dienen. Sowol Gustav Spieß als Frank Vincent beobachteten, daß Mann und Frau in ihrem Aeußern kaum zu unterscheiden sind. Beide tragen das schwarze Haar, wie erwähnt, bis auf einen bürstenähnlichen Kamm auf dem Kopfe geschoren, und als Kleidung ein um die Hüften geschlungenes Stück Zeug von farbiger Seide oder Baumwolle. Es ist das Languti, ein Lendentuch, welches zwischen den Beinen aufgeknüpft und durch Einstopfen der Zipfel festgehalten wird. Als Oberkleider, je nach der Jahreszeit, dienen Jacken oder Tücher. Besonders die Frauen tragen meist noch eine Jacke oder einen Streifen Zeug quer über die Brust gefaltet. Erwachsene, selbst Frauen, tragen keinen Schmuck — weder Ringe, noch Ketten oder Zierrath in den Ohren; um so reichlicher ist dies auf die Kinder vermögender Leute übertragen, die an goldenen und silbernen Spangen und dergleichen oft ganze Schätze auf dem nackten Leibe tragen. Mouhot sah einen achtjährigen Sohn des Königs, der so sehr mit allerlei Siebensachen, Gold und Juwelen überladen war, daß er ganz steif sitzen mußte und sich kaum bücken konnte.

Beide Geschlechter kauen Betel in widerwärtiger Weise, und wenn sich der Mund öffnet, glaubt man in einen schwarzen Abgrund zu blicken. Es ist dies die allgemeine Leidenschaft der Siamesen, vom Throne herab bis zum ärmsten Sklaven, und nur Jene, die in Europa gewesen sind oder eine höhere Bildung genossen haben, entsagen dieser Gewohnheit. Sonst sind Weiber und Kinder alle mit Betelkauen beschäftigt und es ist nur zu verwundern, daß nicht auch schon Säuglingen Betel in den Mund gesteckt wird. Diese Gewohnheit bringt nicht den geringsten Nutzen und kann ohne Nachtheil für die Gesundheit unterlassen werden. Die Geräthe zum Betelkauen, eine Spuckvase und kleine Gefäße zum Aufbewahren der Betelblätter, des Kalkes und der Arekanüsse läßt sich jeder Vornehme durch einen Sklaven stets nachtragen. Diese Geräthschaften sind auch die einzigen, in denen selbst der ärmere Mann einen gewissen Luxus entfaltet und für welche sich eine Art Kunstfertigkeit ausgebildet hat. Man sieht sie von massivem Gold oder von Silber gearbeitet, letztere vergoldet und mit Zeichnungen verziert.



Siamesischer Prinz im Staatskleide.

Leutnant Tscherkaß berichtet, daß viele von den Hofleuten sich selbst während der Anwesenheit des Königs bei der dem russischen Admirale bewilligten

Audienz des Betelkauens nicht enthalten konnten. Man sagt, daß sich der König nur zweimal des Tages dieses Genusses erfreue. Der Anbau des Betels wird hauptsächlich von den Chinesen betrieben und wirft denselben viel Geld ab.

Neben dem Betelkauen geht das Tabakrauchen im Schwange, und eine Papiercigarre trägt fast jeder Mann hinter dem Ohr.

Die Hauptnahrung der Siamesen besteht aus Reis mit Fischen, Gemüsen, Früchten, Zwiebeln, sowie Pfeffer- und Gewürzbrühen. Zu den Früchten zählt natürlich auch der übel beleumundete Durian. Der Genuß der Lamphonfrucht ist vom Könige verboten worden; sie muß stark narkotisch wirken, denn Leute, die sich beherzt machen wollen, pflegen sie vor dem Bestehen einer Gefahr zu genießen. Von den Samen dieser Frucht heißt es, sie erzeugen Schwindel, und zwar das ganze Leben hindurch; ja wer davon zu viel genießt, der ziehe sich einen von Zeit zu Zeit ausbrechenden Wahnsinn zu.

Ganz unleugbar ist, daß manche Siamesen, besonders der vornehmen Stände und darunter die letzten Könige, Befähigung und Interesse für Wissenschaft und das höhere Geistesleben an den Tag legen, sich auch bemüht zeigen, ihrem Lande und Volke so viel als möglich von den Segnungen einer höheren Gesittung zu Theil werden zu lassen. König Mongkut, der Vorgänger des jetzigen Herrschers, ging mit gutem Beispiele voran, wie wir später noch erfahren werden, und sein Bruder, den er zum zweiten Könige erhoben hatte, sprach und schrieb korrekt englisch, trieb auch mit Vorliebe Naturwissenschaften und Mathematik, wie er denn nach eigenen astronomischen Ortsbestimmungen sehr ausführliche Karten des Landes angefertigt haben soll. Ein dritter Bruder hatte gar von einer amerikanischen sogenannten „Universität" ein Doktordiplom erworben! Bei den gelehrten Neigungen der königlichen Brüder ist es nicht zu verwundern, daß alljährlich ein Almanach erscheint mit politischen „Rückblicken" auf Siam; ja außer diesen historischen Jahrbüchern giebt es auch eine Hofzeitung, deren Leitartikel oft von allerhöchster Hand herrühren. Dermalen giebt es viele hochgestellte Siamesen, welche ihre Bildung in Europa, in Paris oder London genossen haben und mit den Anschauungen und Sitten des Abendlandes, guten und schlimmen, vertraut sind. Einer der größten Irrthümer europäischer Beurtheiler besteht aber darin, von den „Segnungen" unserer Kultur zu sprechen und zu wähnen, daß die Asiaten nur durch wirkliche, aufrichtige Annahme europäischer Sitten und Anschauungen zu einer höheren Civilisationsstufe emporsteigen können. Solches kann aber und wird nie geschehen, wäre auch völlig überflüssig, weil jedes Kulturniveau aus dem Innern des Volkes heraus gewonnen und errungen sein will. Fremde Einflüsse vermögen sicherlich der Kulturentwicklung eines Volkes gewisse Richtungen zu geben, sie modifiziren aber nur, bestimmen indeß nicht. Ihre geistige Kultur haben die Siamesen jedenfalls von den Hindu aus Westen empfangen, und in der Gegenwart tritt die europäische Civilisation mit Macht an sie heran. Daß sie sich nicht gegen dieselbe verschließen, zeigt das Beispiel von den Dampfschiffen. Zur Zeit des Bastian'schen Besuches bezogen die Siamesen die Maschinen für ihre Dampfer aus England und den Vereinigten Staaten, allein die Bemannung einschließlich der Maschinenmeister war nur mit

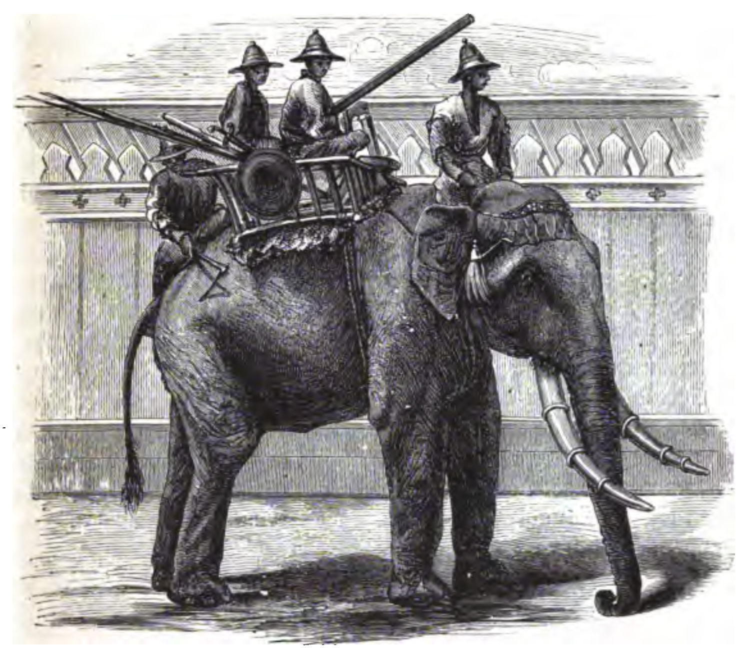
Einheimischen besetzt; ja, als einmal der König eine Fahrt nach der Malayischen Halbinsel unternahm, soll sich auf dem Geschwader von 18 Dampfern nicht ein einziger Fremder befunden haben. So eignen sich die intelligenten Asiaten jene Vorzüge unserer überlegenen Gesittung an, die von wirklichem Werthe für sie sind; im Uebrigen gehen sie ihre eigenen Wege und es ist sehr die Frage, ob die Prinzipien, welche die europäischen Völker so groß gemacht, eine gleiche Kraft für die Ostasiaten besäßen, ob sie mit einem Worte für sie passen würden. Die vergleichende Völkerkunde gestattet eher eine verneinende denn bejahende Antwort. Wir haben kein Recht, nur unsere Begriffe für die allein unfehlbaren zu halten, sie als solche den Fremden aufzuzwingen und andere Gesittungsstadien mit unserem Maßstabe zu messen. Die Indomalayen können sehr wohl zu höheren, eigenartigen Kulturstufen sich emporschwingen, ohne die westländischen Ideen zu acceptiren, und es ist daher kein Unglück, wenn bei manchen Prinzen und Großen die europäische Kultur im buchstäblichen Sinne des Wortes nur ein angezogenes Kleid ist, eine Laune und Mode, der sie bei immensem Reichthume nachgehen können, weshalb eine Schmälerung ihrer Herrscherrechte, eine Umgestaltung des despotischen Systems, die Befreiung des Volkes aus seinem Sklaventhume von ihnen nicht erwartet werden darf. Die Wirkungen des asiatischen Despotismus auf die Siamesen werden wir alsbald des Näheren schildern; man ist aber verpflichtet hinzuzufügen, daß derselbe ganz und gar dem Wesen des Volkes entspricht und ein Produkt desselben ist. Niemals haben die doch so intelligenten Völker der Goldenen Halbinsel auch nur einen Anlauf gemacht, sich eine andere Staatsform zu geben, und würden auch schwerlich eine solche verstehen. Uns klingt es daher auch nicht befremdlich, wenn wir bei allen Siebenmeilenschritten der europäischen Kultur in Siam unter Anderm von Bastian erfahren, er sei dem oben erwähnten Prinzen und Doktor einmal beim Einsteigen in die Staatsbarke begegnet, weil er wegen eines Unwohlseins des weißen Elefanten schleunigst zum königlichen Palast beschieden worden sei. Trotz der Dampfschiffe, Dreimaster, Reismühlen und astronomischen Ortsbestimmungen halten die Siamesen also fest an dem Glauben der Vorfahren und an der Ehrfurcht vor dem weißgeborenen Elefanten.

Uebrigens war der Elefant, den Bastian bei seinem Einzuge in Bangkok antraf, kein göttlicher, sondern nur ein halbgöttlicher, denn es fehlten ihm einige der erforderlichen Wahrzeichen, zu denen außer einem röthlichen Schimmer der Haut und naturschwarzen Nägeln ein unversehrter Schwanz gehört; denn die Elefanten, denen in der Wildheit nichts heilig ist, beißen gern ihren Gegnern dieses Attribut mehr oder weniger ab. Das arme Thier war zwar in einem recht hübschen, hellen und ausgeschmückten Gebäude im eigentlichen Schlosse, doch stand es auf einer Erhöhung in so grausamer Weise mit zwei Beinen an dicke Pfähle festgeschnürt, daß ihm nicht die geringste Bewegung vergönnt blieb und der königliche Elefant in seiner hohen Stellung wenig beneidenswerth erschien. Die dienstthuenden Kammerherren Sr. elefantischen Majestät waren offenbar von der Hofetikette dispensirt, denn die Herren der preußischen Gesandtschaft sahen nicht, daß irgendein Siamese sich gebückt oder sonst seine Ehrfurcht an den Tag gelegt hätte. Der Elefant, den Bastian und

Spieß sahen, hatte wol das erforderliche Merkmal der weißen Augen — sie sind gewöhnlich schwarz — aber eine etwas hellbraune Haut; deshalb führte er nur den Titel Xang Pralat oder der Wunderbare; ein ganz lichter Elefant mit dergleichen Augen erhält den Titel Tschau-fia, — ein Titel, der nur den Reichsministern Siams gebührt; ein dunklerer wird mit Fia titutirt, ein Titel, der den Gouverneuren und Gesandten zukommt; ein ganz weißer würde den königlichen Titel führen. Groß war daher die Freude, als nach der Hauptstadt die Kunde gelangte, es sei ein Thier gesehen und gefangen worden, an dessen Heiligkeit selbst nach den „Lehrbüchern der Elefanten" nicht zu zweifeln war. Was die Hofzeitung damals gesagt haben mag, hat uns Bastian schnöde verschwiegen, jedenfalls brachte sie unter dem Amtlichen, daß der Finder des Weißen in den Adelstand erhoben worden sei und ein Rittergut, frei von Steuern und Frohnden, erhalten habe, von einer räumlichen Ausdehnung wie die Tragweite der Stimme (Trompete) des Elefanten, denn so will es das Gesetz. Leutnant Tscherkaß erzählt, daß bei Gelegenheit des letzten Einzugs eines weißen Elefanten in Bangkok der König ihn in vollem Ornate empfing. Ein jeder Elefant besitzt ein eigenes Haus, die Häuser der heiligen Thiere sind aber im Hofe des königlichen Palastes aufgestellt. Vor dem Eingange in das Haus eines solchen Heiligen hängt eine rothe Tafel, auf welcher mit goldenen Lettern der Titel desselben geschrieben steht. Der Elefant steht auf einer kleinen Estrade, über welcher ein mit Blumen und Stickereien gezierter Baldachin gespannt ist. Den Rücken des Thieres deckt eine mit Silber und Gold auf das Reichste und Prächtigste gestickte Schabracke. Bei Gelegenheit des Besuches der Russen stand bei jedem dieser Thiere eine Wache in voller Parade. Die weißen Elefanten werden nicht nur nicht zur Arbeit herangezogen — in Siam arbeiten die Elefanten überhaupt nicht — sondern sie werden auch nicht zum Kriege verwendet. Ihre ganze Motion besteht in dem Spaziergang zur Tränke am Abend. Gegenwärtig gehören alle siamesischen Elefanten, auch die schwarzen, dem König, und er verwendet sie blos auf seinen Reisen im Lande. Bei solchen Gelegenheiten sitzt der König auf dem Halse des Thieres, es soll dies der ruhigste Platz sein; man sagt, daß man, auf dem Rücken im Sattel sitzend, seekrank wird. Der Führer sitzt in keinem Falle auf dem Platze des Königs, sondern hinter demselben auf dem Rücken und leitet das Thier mittels eines langen Stabes, mit dem er es nach Bedarf an den Seiten und am Halse berührt.

Die Siamesen sind besonders schwelgerisch in Schnörkeln und Etikettesachen. Vom Könige abwärts hat nicht nur Jeder sein Prädikat, sondern diese Rangabstufungen machen sich, wie bei uns ehemals, wo zwischen Sie, Du und Er unterschieden wurde, in den Pronomina, je nach dem Stande des Sprechenden oder Angeredeten, bemerklich. Dies erstreckt sich denn auch auf das Ich, wofür man, wo Höflichkeit geboten ist, „ich, des Herrn Diener" sich ausdrückt; wo aber Demuth erfordert wird, „ich, das Härchen" (meine Wenigkeit) oder „ich, das Stäubchen auf der Fußsohle des heiligen Herrn der Barmherzigkeit" oder „ich, die kleine Bestie" sagt. Wir haben gar keine Ursache zu lachen, da uns ja vor Kurzem noch selbst vorgeschrieben war, in Verkehr mit Behörden das Ich streng zu vermeiden und nur von dem alleruntertḧänigst, treugehor-

samst Unterzeichneten zu reden. Früher war Chao, was noch jetzt einen Edelmann fürstlicher Abkunft bezeichnet, die höchste Anrede; jetzt ist sie zur niedrigsten Form der zweiten Person geworden. Die Gottheit wird ebenfalls mit Chao angerufen. Geschrieben wird der Titel des ersten Königs: Phra Chom Klao In-Hua und gesprochen: Phra Phutti Chao In-Hua. Aber auch Alles, was der König an und um sich hat, erhält Titel. Daß dies mit dem Sonnenschirm der Fall ist, versteht sich von selbst, und daß seine Nase „Phra Nasa", d. i. „Ihre Majestät die Nase", genannt wird, läßt sich ebenfalls ertragen, aber auffallend bleibt es, daß ein wenn auch sehr unentbehrlicher Toilettegegenstand den Titel führt: in usum regis dominus trulleus.



Siamesischer Kriegselefant.

Siam ist ein Wahlreich. Die Nachfolge wird nämlich von den Baronen des Reiches entschieden, doch soll der Gewählte stets ein Chao Fa, d. h. von Vater- und Mutterseite königlichen Blutes sein. Will also der König successionsfähige Nachkommen erzielen, so muß er seine ebenbürtige Gemahlin unter den Töchtern des zweiten oder eines früheren ersten oder zweiten Königs suchen oder wenigstens eine Lao-Prinzessin heimführen, in welchem Falle jedoch die Legitimität von den strengen Staatsrechtkundigen bezweifelt wird. Die Sache ist übrigens nicht so schwierig, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der verstorbene König Mongkut 45 legitime Kinder hatte, schon eine ganz achtbare Zahl königlicher Prinzen und Prinzessinnen; rechnet man dazu die Familie des zweiten Königs, die Brüder und Neffen der Könige u. s. f., alle mit endlosen Namen und Titeln, so wird man gern auf eine Genealogie des königlichen

Hauses von Siam verzichten. Bekanntlich sind die Siamesen und ihre Stammverwandten das einzige Volk, welches sich den Luxus von zwei Königen vergönnt. Diese alte siamesische Sitte hat im Uebrigen jetzt alle Bedeutung verloren; der zweite König, Wangna betitelt, der gewöhnlich aus der nächsten Verwandtschaft des ersten Königs gewählt wird, lebt ruhig in seinem Palaste und kümmert sich gar nicht um die Regierungsangelegenheiten. Wenn kurzweg vom Könige die Rede ist, so ist damit stets der erste König gemeint.

Diesem gegenüber sind alle Unterthanen Leibeigene oder Sklaven. Doch bestehen wesentliche Unterschiede zwischen dem eigentlichen Volk, das am Handgelenk mit einem Tätowirungsmerkmal gezeichnet wird, und den Ungezeichneten, zu denen die Edelleute sowie die Beamten mit ihren Familien gehören. In den Handwerkerständen muß der Sohn dem Gewerbe des Vaters folgen. Während in Kriegszeiten die allgemeine Wehrpflicht gilt, rekrutirt sich das Heer in Friedenszeiten aus den Arbeitergilden, die dem Kriegsministerium zugetheilt sind. Zimmerleute werden stets als Tahan (Wehrpflichtige) eingeschrieben. So oft der König sich auf Reisen begiebt, wird eine bestimmte Anzahl Soldaten ausgehoben. Der Wachtdienst dauert für Einige je 14 Tage im Monat, für Andere jeden andern Monat, für wieder Andere jeden dritten Monat, ja Bootsleute dienen nur drei Monate im Jahre an Bord von Staatsbarken oder Staatsschiffen. Jeder Siamese steht unter dem Patronat irgend eines Höheren, dieser unter einem noch Höheren und so fort bis zum König. Jedermann kriecht vor dem Höhergestellten und liegt auf den Knieen oder dem Bauche, wenn er Befehle entgegennimmt. Die ganze Gesellschaft befindet sich immerwährend gleichsam in einem Zustande des Kniebeugens oder liegt auf dem platten Leibe; Alle zusammen aber kriechen im Staube vor dem Könige. Denn ein Siamese, sei er auch noch so vornehm, muß auf Knieen und Elnbogen liegen, solange sein göttlicher Herr und Gebieter sichtbar bleibt. Die Unterwürfigkeit erstreckt sich aber nicht blos auf die Person des Monarchen, sondern auch auf den Palast. Wer in Sicht der Thore desselben kommt, muß sein Haupt entblößen, auch die höchsten Beamten müssen ihre Sonnenschirme schließen oder doch wenigstens nach einer dem Palaste entgegengesetzten Richtung hin achtungsvoll gegen die Erde sich neigen. Ein ähnliches Ceremoniell haben wir am birmanischen Hofe zu Mandalay getroffen. Die unzähligen Ruderer der Tausende von Barken, welche stromauf oder -ab fahren, knieen und entblößen das Haupt, sobald sie vor dem königlichen Pavillon vorbeikommen. Diesem entlang sind königliche Schützen aufgestellt, welche darauf halten, daß Jeder seine Reverenz bezeige, und wer es etwa vergißt, wird gezüchtigt, denn der Bogenschütz sendet ihm eine aus harter Erde verfertigte Kugel zu. Lenkt ein hochgeschnäbeltes Staatsboot in einen Kanal ein, so stockt plötzlich der Verkehr auf den Brücken, da es ein schweres Verbrechen, besonders für Frauenzimmer, sein würde, sollten sie sich auf einer Brücke befinden, während die Angehörigen einer fürstlichen Familie unten hindurchfahren. Wir gewahren hier also wieder, daß in Siam die nämlichen Anstandsbegriffe herrschen wie in Birma. Die indomalayischen Asiaten würden es nicht begreifen, wie in Paris u. s. w. angesehene Leute, vielleicht Minister sogar, im ersten Stockwerke eines Hauses wohnen sollten,

während erhaben über ihnen im vierten oder fünften Stock Handwerksleute ihren Sitz aufgeschlagen haben. Nach ihrer Schätzung würden sie unsere Photographen, die auf der Höhe der Dächer ihr Gewerbe treiben, für die vornehmsten Leute ansehen. Wer unter den Südasiaten es wagt, andern Leuten auf den Kopf herabzuschauen, der würde es schwer büßen, wenn er nicht dazu berechtigt wäre.

Jeder wird im sechzehnten Lebensjahre im Monat April am Handgelenke mittels Nadel und Aetzfarbe mit besonderen Zeichen tätowirt, je nach seiner Berufsart, als Zimmermann, Steinmetz, Schiffer. Reiche können sich einen Freibrief kaufen, müssen ihn aber versteuern mit 8 Tikal (20 Reichsmark) im sechzehnten und mit 12 Tikal (30 Mark) im zwanzigsten Jahre. Die Freibriefe sowie die Register der Tätowirungen liegen in den betreffenden Kanzleien, und durch Nachschlagen in den Registern kann jeder Siamese seine Herkunft nachweisen; ja es würde eine große Beleidigung sein, wollte man von irgendwem behaupten, daß er keinen Stammbaum besitze.

Nach dem Range richtet sich auch das Wehrgeld, welches für Verletzungen und Tödtungen gezahlt werden soll. Nur für den König, den Unverletzlichen, ist kein Wehrgeld ausgesetzt, für den zweiten König dagegen lautet es 100,000 Reckna oder Na, für den höchsten Adelstand, Kalahom, 10,000 Na. Analog mit unseren Begriffen von Amtsehrenbeleidigung wird auch den Richtern ein höheres Wehrgeld zugemessen, als sie sonst durch Abkunft beanspruchen könnten.

Die Siamesen werden gewöhnlich Thai genannt, doch hat dieses Wort, welches einen franken, freien Menschen bedeutet, einen juristischen Sinn, da es die Freien im Gegensatze zu den Sklaven bezeichnet. Abgesehen von den Leuten, die zu Wacht- und zu Schiffsdiensten im Frieden verpflichtet sind und auch unter die Nichtfreien gehören, giebt es wirkliche Leibeigene oder Sklaven. Sie zerfallen in drei Klassen. Da sind zuerst die im Kriege gefangenen Leute, welche für immer Demjenigen gehören, welcher sie gefangen nahm. Doch können sie sich frei kaufen und zahlen gewöhnlich eine Summe von 48 Tikal (120 Reichsmark). Dann folgen die Individuen, welche wegen Schulden in Sklaverei gerathen sind. Sie müssen dem Herrn Dienste thun, welche als Zinszahlung betrachtet werden. Diese Schuldknechtschaft erlischt mit der Tilgung der Schuldsumme, daher auch ein Sklave seinen Herrn nöthigen kann, ihn zu verkaufen, wenn ein anderer Herr das Kapital zahlt. Die Kinder eines Ehepaars in Schuldknechtschaft verfallen ebenfalls der Sklaverei, wie auch Sklavenehen den Verkauf des Sklavengatten nicht hindern. Drittens kommen solche Sklaven, welche unbedingtes Eigenthum ihrer Herren sind. Diese Klasse besteht zumeist aus Menschen, die als Kinder von ihren Eltern verkauft wurden, als diese infolge eines Prozesses in Schulden gerathen waren oder sich sonst in Verlegenheiten befanden. Ueber einen solchen Verkauf wird allemal ein schriftlicher Vertrag abgeschlossen.

Die Gerichtshöfe sind doppelt besetzt, einmal nämlich durch Edelleute und dann durch gelehrte Juristen, welche letztere das Verfahren leiten, während der Edelmann nur seinen Namen unterschreibt. Es giebt drei Gesetzbücher oder vielmehr drei Klassen von Gesetzbüchern, die wahrscheinlich das bürgerliche,

das peinliche und das kanonische Recht betreffen. Wichtig ist darin besonders die Wehrgeldordnung, die in einer großen und kleinen Taxe besteht, je nachdem der Tod oder die Verletzung mit Vorsatz oder durch Fahrlässigkeit verübt wurde. Wird ein Kind männlichen Geschlechtes getödtet, so steigt im ersten Jahr von Monat zu Monat die Buße von 5 auf 12 Tikal und wächst dann noch bis zum 26. Jahre, wo sie 56 Tikal beträgt; vom 41. Jahre fällt sie wieder, sodaß für Leute zwischen 91—100 Jahren nur 4 Tikal zu zahlen sind. Diese Abschätzung erinnert uns lebhaft an die Berechnung der Lebenserwartung bei Versicherungsgesellschaften. Die Verletzung eines Auges gilt ein Sechstel, beider Augen ein Drittel, einer Hand oder eines Fußes ein Viertel, beider Hände ein Drittel, beider Füße die Hälfte des Wehrgeldes für die Tödtung.

Der siamesische Tikal ist eine Silbermünze, die 2 Reichsmark und 54 Pfennigen unseres Geldes entspricht. Gold steht ungewöhnlich hoch, gesetzlich nämlich hat es sechzehnfachen Silberwerth; doch werden Goldtikale selten geprägt. Die kleinste Münze sind Kaurimuscheln (Otterköpfchen). Der Tikal wird in Bangkok gegossen und hat eine Kugelform, wie sie unsere Schlußvignette zeigt; in neuerer Zeit hat man gefälligere Münzen hergestellt, die wir das Vergleiches halber ebenfalls dort vorführen.

Die Siamesen unterscheiden nicht weniger denn fünfzig Sorten Bananen und, was noch auffälliger ist, vierzig Sorten Reis. Der Bergreis, so genannt im Gegensatze zum Gartenreis, wird nur zur Hühnermästung benutzt oder in Brot verbacken. Das Zuckerrohr säet man in die Asche einer niedergebrannten Waldblöße. Schon im ersten Jahre erhält man eine kleine Ernte, welche die Kosten deckt, im zweiten eine ergiebige, im dritten eine reiche; dann aber überläßt man der Steuer wegen die Pflanzung dem Unkraut. Das Land scheint nämlich ziemlich stark belastet, von Fruchtbäumen z. B. wird eine sehr hohe Steuer gezahlt; für jeden Durian ein Tikal, dagegen für fünf Orangen und zwei Kokospalmen nur 1 Pfuang ($^1/_8$ Tikal = 32 Pfennige). Beim Regierungsantritt eines Königs werden die Bäume frisch gezählt und die Zahl in das Kataster eingetragen. Ob sie sich mehren oder mindern, ändert nichts an dem Steuersatze bis zur nächsten Zählung. Eine andere Steuer wird erhoben von den Feldern, auf denen Reis, Gemüse, Zuckerrohr, Tabak und andere Handelsgewächse gezogen werden. Diese Steuern werden an einen Schatzmeister verpachtet, der sie eintreibt und den Ueberschuß einstreicht. Von Holz, Harz, Oel, Rohr wird der Zehnte erhoben und die Fischwasser werden verpachtet. Auch die Branntweinbrennereien müssen eine Abgabe zahlen, denn wenn auch den Siamesen selbst alle berauschenden Getränke verboten sind, so verstattet man doch die Erzeugung von Spirituosen zu Gunsten der Fremden, namentlich der Chinesen. Nicht minder müssen die Spielhäuser einen Pacht zahlen, denn gespielt wird sehr flott und auf verschiedene Weise, selbst mit Karten, immer aber nur Zufallsspiele. Endlich giebt es auch ein Lotto mit 36, nach einer neueren Verordnung mit 34 Nummern, welches den Unternehmern schweres Geld eintragen muß, da sie, wenn die Nummer richtig errathen wurde, nur den 29fachen Einsatz zahlen.

Den Siamesen muß zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie viel auf ihre

Familie halten, ihnen also ein gutes Herz nicht fehlt. Doch hat der Familienvater das Recht, seine Frau zu verkaufen. Bei den niederen Ständen trifft die Sache auf gar kein Hinderniß, weil in den meisten Fällen der Mann sein Weib, als wäre dasselbe eine Waare, bezahlt hat. Nach siamesischen Begriffen versteht es sich ohne Weiteres von selbst, daß er sich einer solchen ganz nach Gutdünken wieder entäußern kann. Anders verhält es sich mit einer Frau, welche eine Mitgift zugebracht hat. Der Mann darf sie nur dann veräußern, wenn er Schulden bezahlen will, die mit ihrer ausdrücklichen Einwilligung gemacht wurden. Uebrigens herrscht in den Familien das beste Einvernehmen, die Frauen werden von den Männern gut behandelt, haben im Hause volle Geltung und genießen große Freiheit. Sie zeigen sich auf der Straße, gehen auf den Markt und machen und empfangen Besuche. Ihren Kindern legen die Siamesen eigenthümliche Namen bei: Mädchen werden häufig genannt Ai=Ma (Pfui, Hund) oder Ai=Mua (Pfui, Sau), Ai=Deng (rother Balg). Sieht man ein Kind unter drei Jahren, so muß man zur Mutter sagen: „Was für ein Fratzengesicht das ist!" Gefährlich wäre es nämlich, die Kinder Thong=Suk (Goldstrahl) oder Cham=vöe (Gesegnet) oder Sambun (Ueberfluß) zu nennen. Dies würde die schadenstiftenden Dämonen, die überall lauschen, auf ein solches Kind aufmerksam machen, und käme dann Krankheit, so hätte man nichts Eiligeres zu thun, als es Pe (die kleinste Kupfermünze, also so viel wie „keinen Heller werth" oder „Pfifferling") umzutaufen.

Neben der herrschenden Religion, dem Buddhismus, haben sich nämlich eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche aus Indien und China in Siam erhalten. Die Siamesen glauben an alle krummbeinigen, gehörnten und behaarten Götzen der chinesischen Mythologie, an Sirenen, Währwölfe, Riesen, Wald= und Bergfräulein, Feuer=, Wasser= und Luftgeister, kurz an alle Ungeheuer des asiatischen Pantheons und an das ganze Pandämonium der Braminen, von den Nagas an, diesen göttlichen Schlangen, welche Flammen speien, bis zum Garuda=Adler, der Menschen packt und sie durch die Lüfte entführt. Nicht minder glauben sie an Amulette, welche den Menschen unverwundbar machen, vor Krankheiten schützen, die Fruchtbarkeit befördern und den bösen Blick unschädlich machen. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß sie großes Vertrauen in Sterndeuter setzen, und Wahrsagern, welche Regen und Dürre verkünden, Glauben schenken. Diese schlauen Betrüger, welche auf Kosten des abergläubigen Volkes leben, verkünden auch Krieg oder Frieden, Glück oder Unglück beim Spiel oder in Handelsgeschäften, glückliche Tage für den Abschluß einer Heirath oder für das Antreten einer Reise, für den Bau eines Hauses, kurz für alle möglichen Dinge. Vielfach ist von christlichen Missionaren behauptet worden, daß beim Baue eines neues Stadtthores der Boden mit Menschenblut befeuchtet werde. Bischof Brugière versichert ausdrücklich, man opfere bei einer solchen Gelegenheit drei unschuldige Menschen. Dem Aberglauben zufolge dienen sie dann als Hüter und Wächter des Thores, denn durch das Opfer werden sie in Genien, Phi, verwandelt.

Die Siamesen pflegen ihre Todten zu verbrennen. Die von ihnen, wenn Stand und Reichthum es gestatten, befolgten Feierlichkeiten bestehen darin,

daß man die Leiche, sobald der letzte Lebensfunken entflohen ist, einbalsamirt und in einem Todtengemach acht bis zehn Monate lang aufbewahrt. Wenn die Leichenfeierlichkeiten stattfinden sollen, werden die Ueberreste des Dahingeschiedenen in eine metallene Urne gelegt, die, umgeben von dem dürrsten Holze, von Harzen und öligen Substanzen, auf den Scheiterhaufen gesetzt wird. Sollten diese Feierlichkeiten königliche Prinzen oder Edelleute höchsten Ranges betreffen, so sind die Könige (oder zuweilen nur der erste König) dabei anwesend, und stecken den Holzstoß von entgegengesetzten Seiten in Brand. Die Asche ist, da die Ueberreste in einer metallenen Urne verbrannt wurden, frei von jeglicher Beimischung anderer Substanzen. Sie wird sorgfältig aufbewahrt, und entweder unter einem Tempel oder unter einem eigens hierfür errichteten pyramidalen Gebäude begraben. Diese Leichenverbrennung ist indeß ein religiöser Brauch, den nur die Reichen ausüben lassen können; die ärmeren Klassen vermögen die damit verbundenen Kosten nicht zu erschwingen und müssen ihre Todten unter dem Boden bestatten. In Bangkok führen sie den Leichnam nach dem Wat Seked und werfen ihn in die ummauerten Räume, wo, wie wir gesehen haben, die gefräßigen Geier bereit sind, ihr Amt zu verrichten. Gustav Spieß ließ sich sagen, daß man es für besonders verdienstlich halte, in dieser Weise die Ueberreste des Menschen nach allen Richtungen zu zerstreuen, doch widerspricht solch rohem Aberglauben der Umstand, daß Bemittelte die Verbrennung und nicht die Aussetzung im Wat Seked wählen. Hier dürfte auch die Bemerkung am Platze sein, daß in Siam Weiß die Trauerfarbe ist, und daß aus Achtung für den Dahingeschiedenen alle Jene, die in seinem Haushalte dienten, sich die Köpfe völlig kahl scheren.

Die Siamesen entbehren einer kriegswissenschaftlichen Literatur nicht. Ein sehr geschätztes Werk dieser Art ist sogar mit Illustrationen versehen und handelt sowol über die Aufstellung der Truppen wie über die Würdigung des Terrains. Damit man sich aber von dieser Weisheit nicht allzu große Dinge vorstelle, fügen wir hinzu, daß das Buch auch angefüllt ist mit allerhand astrologischen Winken, um Tage guter Vorbereitung zu wählen. Ferner wird der Rath ertheilt, unter welchem Umstande ein Offizier, der den Mäusenamen führt, die Vorhut, unter welchen Umständen ein Offizier, der nach dem Tiger benannt ist, den linken, und ein Offizier mit dem Pferdenamen den rechten Flügel zu kommandiren habe. Der Feldherr soll sich vom Sonntag bis Sonnabend jeden Tag verschieden kleiden, nämlich weiß, gelb, grün, roth, blau, schwarz und violett. Seit den Tagen Ludwig's XIV. sind die siamesischen Truppen von Zeit zu Zeit durch europäische Offiziere gedrillt worden, und zu Bastian's Zeiten war, wenn auch kein Offizier, doch ein ehemaliger französischer Koch zum Marschall aufgestiegen. Die jetzigen Drillmeister sind, wie Leutnant Tscherkaß meldet, ausschließlich Preußen. Die Leibgarde des Königs trägt eine rothe Uniform, welche vollkommen englisch ist, was zu dem Klima von Siam nicht sehr gut paßt; doch sah der genannte Gewährsmann auch Militär in lichtblauen Husarenuniformen mit rothen Kalpaks. Das Regiment des zweiten Königs, der sich sehr für die Armee interessirt, ist mit Snidergewehren bewaffnet, und die von einem Zuge ausgeführten Exerzitien fielen

ziemlich gut aus. Zwei Bataillone Infanterie waren auch zum Empfange der russischen Herren mit Fahnen und Musik aufgestellt, welch letztere nicht übel spielte und mit europäischen Instrumenten versehen ist.

Wenn wir von der „Literatur" der Siamesen sprechen, so haben wir uns darunter keine gedruckten Bücher vorzustellen, da sie ihre Bücher — bis vor mehreren Jahren wenigstens, — noch nicht durch den Druck vervielfältigen. Die Mehrzahl der siamesischen Werke ist nicht in der Thai-Sprache, der lebenden Sprache des Landes, sondern im geheiligten Pali-Dialekte geschrieben, und zwar geschrieben, wie dies einst auch in unseren Klöstern geschah. Während man im gewöhnlichen Leben auf schwarzes oder starkes weißes Papier mit einem weichen Crayon schreibt, bestehen die religiösen Werke aus länglichen Palmblättern, auf welche die Charaktere mit einem spitzen eisernen Griffel eingeritzt und dann durch Einreiben einer schwarzen Farbe sichtbar gemacht werden. Es gehört eine bewunderswerthe Sicherheit und Festigkeit der Hand zu dieser Methode des Schreibens, denn es geschieht ohne Unterlage, nur mit der freien Hand. Diese meist religiösen Bücher, welche aus 30—80 solcher Palmblattstreifen bestehen, sind vielfach verbreitet, weil die meisten Pagoden von diesem Zweige der Literatur eine ziemlich vollständige Sammlung besitzen.



Leibgarde des Königs von Siam.

Die weltliche Literatur zählt etwa 250 Bände, darunter manche von hohem Werth; sie enthalten meist geschichtliche Annalen, Gesetzbücher, medizinische, astronomische und philosophische Werke, endlich Erzählungen, Romane, Lustspiele, Tragödien, Lieder und epische Gesänge. Für die Dramen oder Theaterstücke wird, wie es auch bei uns ehemals der Fall war, kein Dialog ausgearbeitet, sondern nur vorgeschrieben, nach welchem Sinne die Schauspieler improvisiren sollen. Außerdem aber giebt es Theaterstücke, deren poetischer Theil wenigstens wie ein Operntext ausgeschrieben ist. Das dramatische Versmaß ist ziemlich verwickelt, außerdem müssen die Endworte der ersten und zweiten Strophe mit den Mittelworten der dritten reimen. Bastian theilt einige Uebersetzungen von Poesien mit, darunter auch Liebeslieder, die wir bei Ostasiaten in der Regel nicht suchen. Wir erfahren von ihm auch das ausführliche Ceremoniell bei einer Brautwerbung. Aus dieser ergiebt sich, daß in Siam die Heirathen aus Neigung geschlossen werden, oder wenigstens die gegenseitige Zuneigung vorausgesetzt wird, denn die Bewerber sagen von dem Bräutigam, daß er Liebe zu dem Mädchen seiner Wahl gefaßt habe, und die

Eltern andererseits betheuern, daß sie sich nur von der Zärtlichkeit für ihre Tochter leiten lassen. Gesetzt auch, daß in den meisten Fällen dieser Dialog nur Redensarten enthalte, so genügt es schon, daß man die Zuneigung für etwas Wünschenswerthes hält. Die Kinder- und Ammenlieder gehen aus denselben Tonarten und nach den nämlichen Melodien wie die unsrigen, auch enthalten sie bisweilen eben so viel tiefen Sinn wie unser „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg." Ob die Siamesen wirklich eine poetische Ader besitzen, darüber lassen uns Proben, welche Bastian mittheilt, in Zweifel. Die Siamesen sagen von der Nang-Mani-Mechala oder der „Wolkenfrau mit dem Kleinod", sie sei es, die bei Gewittern den Blitz durch das rasche Oeffnen ihrer Hand erzeuge, in welcher sie einen Edelstein trage. Dieses Bild erscheint uns hochpoetisch, aber wir wissen nicht, warum uns der Argwohn kommt, als müsse es indischen Ursprungs sein. Wenn die Siamesen dagegen die Milchstraße den Weg des weißen Elefanten nennen, so wird aus Neid Niemand das ipse fecit anzweifeln. Den Regenbogen nennen sie Rung-Kim-Nan, „Glanz, der Wasser verzehrt."

Ihre geistige Kultur haben die Siamesen, wie schon erwähnt, jedenfalls aus Indien empfangen. Christian Lassen hat geglaubt, daß bereits im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung brahmanische Kolonien nicht blos nach Siam, sondern selbst nach Tonkin sich verbreitet und Kenntniß sogar vom chinesischen Kanton gehabt hätten. Wir besitzen indeß dafür nur eine einzige Urkunde, nämlich die Geographie des Claudius Ptolemäus, sowie die nach ihr angefertigten Karten, welche beide aber den Auslegungen weiten Spielraum gewähren. Die Siamesen selbst behaupten, daß die Laos die Ureinwohner, sie selbst aber von Sathung oder Säthon (Sittangfluß?) in ihre jetzige Heimat eingewandert seien. Auf seine dringenden Nachforschungen empfing Bastian die bestimmte Antwort, daß Hindu brahmanischer Religion vor 1208 nach Siam kamen, also in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, weit früher, ehe die Chinesen eine Seemacht wurden. Es giebt nur noch wenige Brahmanen in Siam, etwa „hundert", die von den Einwohnern geachtet werden und ihren Gottesdienst ungehindert ausüben dürfen. Sie stammen jedoch nicht von den älteren Einwanderern her, sondern zunächst aus der Stadt Ligor auf der Malayischen Halbinsel, wo sich noch der brahmanische Kultus als überwiegend behaupten konnte, und vielleicht war Ligor ein Rastplatz der brahmanischen Civilisation, wenn sie von Java aus nach dem Menam gekommen sein sollte. Dies leugnen indeß die alten Ueberlieferungen der Siamesen ausdrücklich, denn sie lassen die Phram (Brahmanen) von Norden und über Land an den Menam wandern, wo sie die Eingeborenen civilisirt und bekehrt sowie ihnen ihr Alphabet mitgetheilt hätten. Bald traten aber Zwischenheirathen ein und die Brahmanen gingen in der Mischung mit den Eingeborenen unter. Die Siamesen haben sich noch etliche Reste von ihrer ehemaligen brahmanischen Bekehrung bewahrt, unter andern das Trinken des Eideswassers, sonst aber gehören sie zu den frömmsten Anhängern der reinen, wenn auch wenig tröstlichen Lehre Buddha's, die jedenfalls den Vorzug besitzt, daß sie den Kastendruck beseitigte. Der Buddhismus soll sich schon drei Jahre früher in Siam verbreitet haben, als die Stiftung der jetzigen Aera, welche in das Jahr

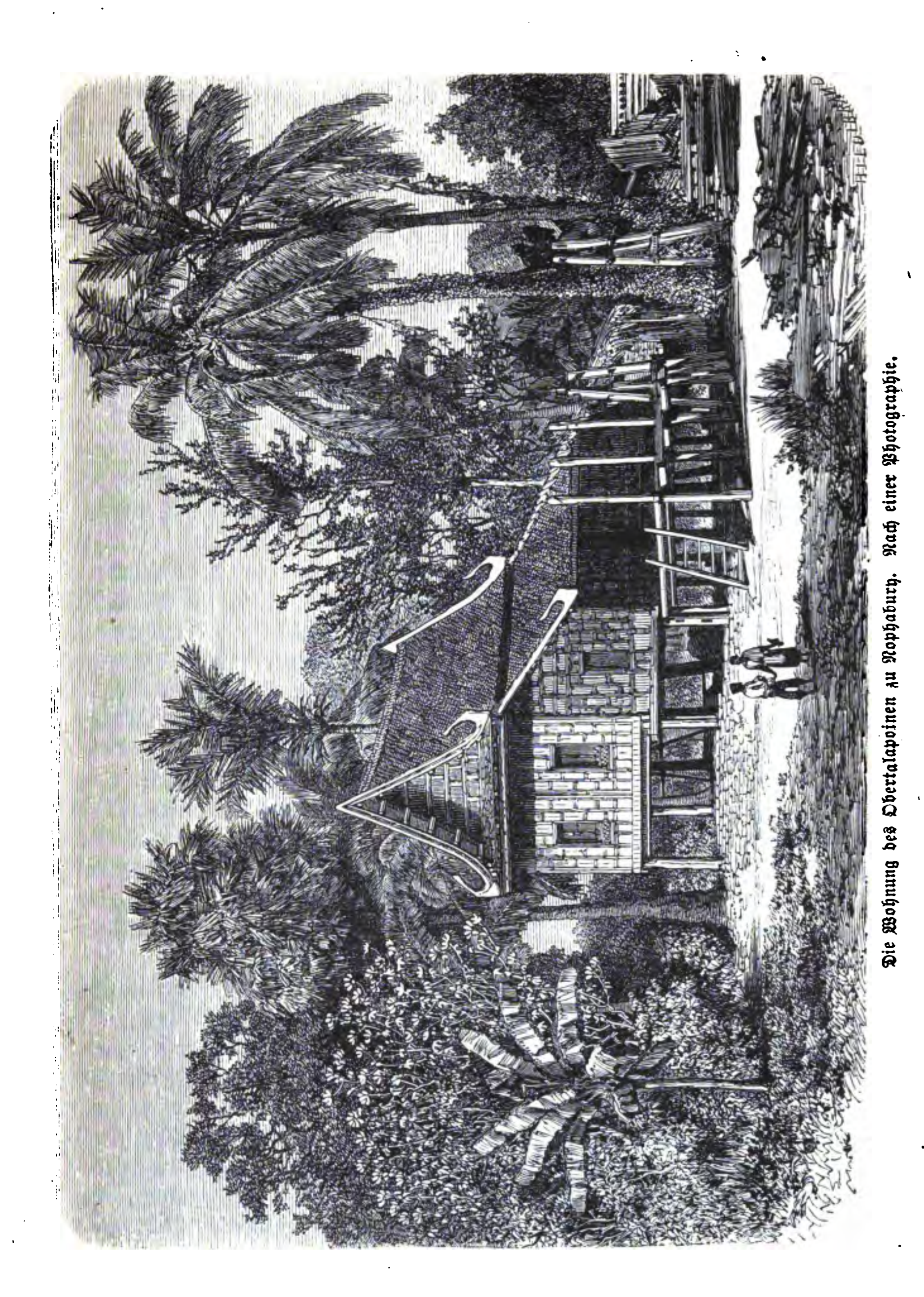
638 n. Chr. fiel; er müßte also nach obiger Angabe dem Brahmanenthum den Vorsprung abgewonnen haben.

Siam wimmelt von Klöstern und die Klöster wimmeln von Mönchen. Das Volk hängt mit großer Ehrfurcht an diesem Ordensklerus, und nur ein einziges Mal hörte Bastian aus dem Munde eines verstockten Weltkindes, es würde in Siam Vieles besser werden, wenn man nicht mehr die Bäuche so vieler Mönche füttern müßte. Allein es ist ganz klar, daß die gesammte Bildung des Volkes von diesem Klerus sich herleitet, und wenn auch diese Bildung vorzugsweise eine religiöse ist, wer wollte überhaupt leugnen, daß selbst eine ausschließlich religiöse ganz unvergleichlich besser wäre als gar keine? Obendrein ist gegen die buddhistische Sittenlehre nicht das Mindeste einzuwenden, während ihre Dogmen den Scharfsinn außerordentlich wecken. Endlich ist auch die Bildung nicht gänzlich religiös und theologisch. In Siam ist der Schulunterricht obligatorisch für die Knaben. Eine Landesstatistik behauptet sogar, daß fünf Sechstel der männlichen und ein Sechstel der weiblichen Bevölkerung lesen könnten; freilich wird dann hinzugefügt, daß sich die Zahl Derer, die schreiben könnten, auf 95 Prozent belaufe, was gegen die Glaubwürdigkeit der ersten Behauptung streitet, wenn auch hinterdrein zugestanden wird, daß unter den 95 Prozent nur der zwanzigste Theil wirklich leserlich und orthographisch schreibe. Ein Zehntel kann rechnen. Der siamesische Gymnasialunterricht, wenn man so sagen darf, erfordert 7 Jahre für die vierte, 10 Jahre für die dritte, 15 für die zweite und 16 für die erste Klasse. So wurde Bastian mitgetheilt. Schwerlich ist damit gemeint, daß der ganze Kursus 48 Jahre umfasse, sondern daß man in 16 Jahren sich die höchste Reife erwerbe, die in der Kenntniß der Pali-Literatur besteht. Mit dem Alter von 12 bis 13 Jahren tritt der Siamese, gleich wie der Birmane, als Novize in ein Kloster und legt die zehn Gelübde ab, deren vornehmste Armuth und Keuschheit betreffen. Die meisten Novizen kehren in das bürgerliche Leben zurück und legen das gelbe Klostergewand ab, andere dagegen bereiten sich zum Empfange der priesterlichen Weihen vor. Reut es später den Mönch, in den Orden getreten zu sein, so braucht er es nur seinem Lehrer zu melden und sich einer zwangigtägigen Buße in der Einsamkeit zu unterziehen, worauf seinem Rücktritt in den Laienstand nichts mehr im Wege steht. In früheren Zeiten konnte, wer einmal Talapoine war, nicht ins weltliche Leben zurücktreten, sondern mußte den gelben Rock bis zur Todesstunde tragen. Er muß vor dem Sterben abgelegt werden, denn es würde ein mit Höllenqualen zu bestrafendes Verbrechen sein, ihn anzubehalten, wenn man stirbt.

Die buddhistischen Geistlichen sind hierarchisch gegliedert und haben ihre eigene Gerichtsbarkeit unter zwei Patriarchen, wovon dem einen die nördlichen, dem anderen die südlichen Provinzen untergeben sind. Die höchste Würde bekleidet der Sangkharat, d. h. König der Cönobiten; er wird vom Herrscher ernannt und hat eigentlich die oberste Gerichtsbarkeit über alle Talapoinen und Pagoden im Lande, übt aber dieselbe nicht aus, sondern beschränkt sich darauf, dann und wann Berichte über geistliche Angelegenheiten an den König abzustatten und bei Versammlungen der Tempelvorsteher als

Präsident zu fungiren. Die Aebte der königlichen Klöster führen den Titel Sombetscha und Raxakana, d. h. Fürsten der Talapoinen; auch sie werden vom Könige ernannt, denn er ist Oberhaupt der Religion. Jeder Abt hat in seinem Kloster einen Großvikar und einen Obersekretär. Unter den gewöhnlichen Talapoinen stehen noch die Neu oder Samaneu, Schüler, die noch nicht 20 Jahre alt sind, gleichsam Novizen; sie dürfen den gelben Rock tragen und sind nur an acht Gebote gebunden. Keine geistliche Würde läßt sich ohne einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit erreichen, der sich in den Pali-Prüfungen bewähren muß. Je nachdem die Kandidaten ein drei- bis neuntägiges Examen glücklich bestehen, steigen sie in Würden und Gehalt, der bei der höchsten Stufe 12 Tikal im Monat beträgt. Freilich besteht ihr Wissen nur in Kenntniß einer todten Sprache (Pali) und in buddhistischer Theologie. Die Bibliothek König Mongkut's enthielt nicht weniger als 20—30 Schränke mit je 150 Bänden oder vielmehr aufgerollten Palmblätterbündeln rein religiösen Inhalts. In den Klöstern leben auch noch die Lek-Wat oder Tempelknechte, welche die schmuzigsten Arbeiten verrichten und die Pagoden reinigen müssen. Sie werden als eine niedrige Kaste betrachtet und vererben ihre Knechtschaft auf ihre Nachkommen. Da im Buddhismus eine der niedrigsten Formen des religiösen Kultus, nämlich der Reliquiendienst, stark im Schwange ist und jedes Kloster oder jede Pagode auf irgendeine Reliquie gegründet werden muß, so fehlt es nicht an betriebsamen Schlauköpfen, die, wie es in Italien mit Alterthümern geschieht, gefälschte Reliquien, namentlich die viel gesuchten Zähne, in Umlauf zu setzen wissen. Ein ähnlicher Betrug wurde im Norden Siams entdeckt, wo ein schlauer Mönch vorgegeben hatte, eine Offenbarung erhalten zu haben, daß die Beichte strenger einzuführen sei. Er forderte das Volk auf, einen Baum niederzuschlagen, der die Echtheit seiner Erleuchtung bestätigen würde. Wirklich fand man auch im Holze des Baumes eine Schachtel mit einer Rolle, auf welcher die Beichte anempfohlen wurde; allein später gelang es, den Priester zum Geständniß zu bringen, daß er vor Jahren die Urkunde in den Baum verborgen und gewartet habe, bis er herangewachsen war.

Die Siamesen bezeichnen ihre Priester als Phra, d. h. groß, göttlich, lichtstrahlend. Von den Europäern werden sie gewöhnlich Talapoinen genannt, nach der Talapatpalme, Talapatra (Corypha umbraculifica), aus deren Blättern der Fächer bereitet wird, welchen der Phra stets in der Hand trägt. Wir dürfen bei der Beurtheilung dieser Geistlichkeit keinen europäischen Maßstab anlegen. Die Talapoinen bilden nicht etwa eine Kaste, denn der Buddhismus kennt keinen Unterschied der Kaste, und Jedermann kann in ihre Reihen eintreten, selbst der Sklave, wenn er von seinem Herrn Erlaubniß erhalten hat. Die Talapoinen bilden auch nicht etwa eine regelmäßige Geistlichkeit, aber sie spielen eine Rolle bei allen wichtigen Vorgängen im Leben der Familie, z. B. nach Geburten, beim Scheren des Haarschopfes, bei Heirathen und Leichenbegängnissen. Dabei üben sie allerlei religiöse Gebräuche aus, aber nur ihretwegen, nicht anderer Menschen halber. Das Verdienstliche, das in solchen Ceremonien liegt, kommt lediglich ihnen zu Statten. So sind sie zwar eine Art von Seelenhüter und haben wol ein Publikum, aber keine Gemeinde.



Die Wohnung des Obertalapoinen zu Nophaburp. Nach einer Photographie.

Das Publikum ist freigebig gegen sie und bezeigt ihnen Hochachtung, bewilligt ihnen manche Vorrechte und giebt ihnen sehr schmeichelhafte Titel. Die geringen Leute werfen sich, manchmal selbst auf offener Straße, vor ihnen

nieder und erheben die Hände bis an die Stirn; von den Mandarinen und selbst von den Prinzen werden sie mit zwei Händen gegrüßt, und wenn der König ihnen den Gruß auch nur mit einer Hand spendet, so dürfen sie sich doch neben ihm niedersetzen. Er vertheilt an jedem Tage Almosen an ein paar Hundert Talapoinen, und die Angehörigen des Palastes folgen diesem Beispiele, namentlich geschieht dies von Seiten der Frauen. Zwar verbieten mehrere der 127 zum Theil sehr strengen Regeln, welche der Talapoine befolgen soll, jeglichen Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht, trotzdem aber hängen gerade die Frauen sehr stark an den Talapoinen. Die aus ärmeren Familien setzen sich am Morgen vor ihre Hausthür und erwarten den Bettelmönch von der nächsten Pagode, der ein Almosen erhält; gewiß allemal das beste Stück, etwa Fleisch oder auch Reis, wandert in den Kessel, den er mit sich führt. Die Frauen lassen es sich nicht nehmen, allmonatlich ein paar Mal Blumen zum Götzenbild in die Pagode zu tragen; sie bringen aber auch, je nach ihrem Vermögen, allerlei Geschenke dar und rufen in das ihnen doch unverständliche Gemurmel des Priesters häufig ein „Satu! Satu!" was etwa so viel bedeuten will wie unser Bravo.

Man sieht, der Talapoine macht gute Geschäfte; er hat aber außerdem manche Privilegien. Jeder Phra ist von allen Abgaben befreit, erlegt keinerlei Zoll und braucht nicht Soldat zu werden. Viele sind Schleichhändler und unter ihren weiten gelben Röcken hat viel verbotene Waare Platz, Auch an geistlichen Accidenzien fehlt es nicht; so bei Begräbnissen und beim Scheren des Haupthaares, von dem der Siamese nur ein Büschel stehen läßt. Endlich kann der Phra erben, testiren und Güter erwerben; es ist daher wol nicht erstaunlich, daß ihr Orden mehr als 100,000 Angehörige in Siam zählt, wozu noch Tausende von Vikaren, Provinzialdirektoren, Legaten, Prioren und gefürsteten Aebten kommen. Der Reisende Mouhot war in Nophaburg Gast eines solchen Oberpriesters, in dessen Wohnung er längere Zeit verweilte. Das Volk ehrt die Menschen, welche das gelbe Kleid, das Abzeichen des Priesters, tragen, besonders darum, weil es glaubt, daß die Verdienste, welche diese Männer sich erwerben, den Seelen der Vorfahren zugute kommen.

Der Talapoine muß Kopf und Augenbrauen scheren und den großen Bettelkessel aus geschmiedetem Eisen in einem Quersack tragen. Auch soll er vor den Augen einen Fächer aus Palmenblättern halten, damit er nicht über vier Meter weit vor sich hinblicke. Bei der Aufnahme findet oft großes Gepränge statt, wobei der Barke des junges Mannes viele andere folgen. Im Aufnahmesaal sitzen zwölf Phra's, und ein dreizehnter, welcher mit der Ordination beauftragt ist, heißt Upaxa. Er sitzt auf einem Teppich; seine Kollegen je sechs und sechs zur Linken und zur Rechten. Der Kandidat wird von einem Lektor vorgestellt, rutscht auf den Knieen heran, grüßt dreimal, erhebt die Hände bis zur Stirne und spricht: „Ehrwürdiger Präsident, ich erkenne Dich für meinen Upaxa!" Dann muß er 12 Meter weit zurück kriechen und feierlich erklären, daß er niemals an Aussatz oder Wahnsinn gelitten, daß kein Zauberer ihn behext, daß er keine Schulden gemacht und die Einwilligung seiner Eltern habe. Ferner muß er bekräftigen, er sei über 20 Jahre alt, habe

Hüftenschurz (Languti), Gürtel, Rock und Schärpe von gelber Farbe und besitze einen Kesseltopf. Nachdem der Ordensrath diese Versicherungen mit Wohlgeneigtheit angehört hat, liest er dem jungen Manne die Ordensregeln vor, und so wird der bisherige Laie im Handumdrehen ein Phra, und das muß er zum Allermindesten drei Monate lang bleiben.

Während der Regenzeit, also drei bis vier Monate, muß jeder Talapoine in seinem eigenen Kloster wohnen. Die übrige Zeit des Jahres kann er ein freies Leben führen, im Lande weit und breit umherschwärmen, in jedem beliebigen Kloster vorsprechen oder reisen wohin er will, weshalb man überall vagabundirende Mönche trifft. Im Kloster wird die Glocke geläutet oder die Trommel gerührt, sobald der Hahn gekräht hat. Dann stehen die Talapoinen auf und der Reis wird gekocht. Die Luksit, d. h. Novizen, Schüler, müssen die Barken in Ordnung bringen. Nachdem die Mönche ein Bad genommen, versammeln sie sich und sprechen Gebete in der Palisprache, dann rudern sie fort, halten bei den Häusern an und reichen den Frauen ihre Kessel hin, die mit Reis, Gemüse, Fischen, Obst und Kuchen gefüllt werden. Nach vollendeter Bettelfahrt speisen sie im Kloster, rauchen Tabak, trinken Thee und vertreiben sich die Zeit nach Belieben, erhalten Besuch, lesen auch wohl ein Bischen. Von Mittag an müssen sie bis zum nächsten Morgen fasten, aber dadurch ist der Genuß von acht Gegenständen, z. B. Kokosmilch, Thee mit Zucker, Palmenzucker u. dergl. nicht ausgeschlossen. Während der Regenzeit findet der große Gottesdienst um Mitternacht statt.

Die Regel der Talapoinen ist in den Büchern Phra Vinaï enthalten und auch in einem besonderen Buche, dem Patimôk, kurz zusammengefaßt. Sie ist aber so streng und geht so sehr ins Kleinliche, daß es dem Phra ganz unmöglich ist, sie genau zu befolgen. Manche bemühen sich wol, dies gewissenhaft zu thun, und essen z. B. nur Gemüse, Erbsen und Bohnen, beten einen Rosenkranz ab, der nicht weniger als 800 Kugeln zählt, und gehen immer mit zur Erde gesenkten Blicken. Die Mehrzahl aber macht sich kein Gewissen daraus, diese unausführbaren Regeln, trotzdem sie viele herrliche Wahrheiten enthalten, zu übertreten.

In der Nähe der Pagoden halten sich gewöhnlich Nang xi auf, d. s. Wittwen, die eben nichts Besseres anzufangen wissen, als sich dem Dienste der Phra's zu weihen. Der Abt des Klosters giebt ihnen ein weißes Kleid und damit das Recht, Almosen einzusammeln. Wer von ihnen sich schlecht aufführt, wird zu seinen Verwandten zurückgebracht und dort gezüchtigt. Diese Halbnonnen müssen einen Rosenkranz beten und sich dabei den Rücken zuwenden.

Der gesammte Orden der höheren Talapoinen steht unter der Aufsicht eines Prinzen, der vom Könige ernannt wird und darüber wacht, daß sie sich gut betragen. Wer sich unangemessen aufführt, wird vor den Prinzen geführt, des gelben Rockes entkleidet, und je nach dem Vergehen tüchtig ausgepeitscht oder ins Gefängniß geworfen. Schomburgk berichtet von einem Falle, der sogar mit der Hinrichtung der Schuldigen endete.

Der Vater des jetzt regierenden ersten Königs von Siam war jener vielgenannte Mongkut, unter dessen Leitung das Reich zuerst in nähere Berührung

mit den Nationen des Abendlandes trat. König Mongkut war eine Erscheinung, wie die Welt sie noch nicht gesehen hatte, ein Despot, ehemals Mönch, nachher ein „philosophischer" Monarch und in religiösen Dingen so duldsam und mild, daß man in manchen Staaten Europa's sich ihn billig zum Muster hätte nehmen können. Protestantische und römisch-katholische Missionare, die einander wie überall so auch in Siam befehden, sind doch einstimmig in der Anerkennung dieses buddhistischen Heiden, der Alle mit gleichem Wohlwollen behandelte und ihnen die Pforten seines Landes öffnete, damit sie ihre Lehren verkünden könnten, wie es ihnen beliebe. Er sagte ihnen, daß es ihm Freude mache, wenn die Talapoinen seines Reiches mit den Priestern aus Europa in wissenschaftliche Erörterungen und Streitigkeiten sich einließen; der wohlwollende Monarch fügte aber zugleich bei, es sei den weißen wie den weizengelben Geistlichen wohl zu rathen, dabei die Liebe walten und, wie er sich ausdrückte, das odium theologicum nicht hervortreten zu lassen. Während seines sechsundzwanzigjährigen Priesterthums lernte Mongkut Sanskrit, Pali, die Sprachen der abhängigen Nachbarstaaten, Lateinisch und Englisch, das er sehr gut verstand, beschäftigte sich eifrig mit allen Religionen und philosophischen Systemen, die jene Sprachen ihm erschlossen, und erwarb sich Kenntnisse in der Astronomie und Physik. Er besaß schon als Mönch eine große Bibliothek, mathematische und physikalische Werkzeuge und ein chemisches Laboratorium; auch liebte er die Musik und spielte Klavier. Der ehrwürdige Bischof Paillegoix besuchte ihn oft in seiner Zelle und versorgte ihn mit den Schriften des Abendlandes, dessen Geschichte von den Zeiten des Alterthums bis zur Gegenwart er in ihrem Zusammenhang kannte. Daneben las er die lateinischen Klassiker, Tacitus, Virgil, Horaz in der Ursprache und nahm Londoner Zeitungen täglich zur Hand. Mit einem Worte, König Mongkut war ein wissenschaftlich gebildeter Mann und mit dem Ideengange der abendländischen Kulturvölker völlig vertraut. Das war bis jetzt unerhört auf einem Throne im fernen Morgenlande. Aber daneben war er auch ein orientalischer Despot, der eine unbegrenzte Vollgewalt ausübte und als Träger der Krone und Inhaber der höchsten Würde wie ein Gott verehrt ward. Alles lag vor ihm auf den Knieen. Darin steckt ein schroffer Gegensatz, den der König selber wohl begriff und über welchen er sich mehr als einmal gegen Europäer ausgesprochen hat. Er bemerkte sehr richtig, daß er die Siamesen nicht anders machen könne, als sie seien; die herkömmliche Ordnung dürfe er um so weniger über den Haufen werfen, weil die Gemüther darauf gar nicht vorbereitet seien. Abendländische Begriffe von königlicher Amtsgewalt und Bürgerfreiheit lägen den Ostasiaten, also auch seinen Unterthanen, ganz ferne und sie hätten dafür gar keinen Begriff. Er aber wolle seine irdische Allmacht mild, gnädig und gerecht walten lassen. In Betreff der theologischen Richtung war er Reformator; schon im Kloster galt er als Führer einer Partei unter den Talapoinen, welche dahin trachtete, den sittlichen Kern des Buddhismus, dem er ehrlich anhing, von den abergläubischen Lehren zu befreien, welche ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellten, und eine Menge von Mißbräuchen abzuschaffen, welche sich nach und nach in den Kultus eingeschlichen hatten. Er sah ein, daß der Versuch, die Echtheit

der 85,000 Bände heiliger Bücher zu beweisen, welche bisher von allen Lehrern des Buddhismus für kanonisch gehalten worden waren, der größte Unsinn sei, und indem er den Muth hatte dies auszusprechen, ward er der Vater einer neuen Schule, welche sich bis zu seiner Thronbesteigung ungemein rasch verbreitete. Vom Buddhismus selbst konnte oder mochte er des Volkes wegen sich nicht lossagen. Als die nordamerikanischen Missionare, mit denen er eine englische Bibel las, ihn in zudringlicher Weise bekehren wollten, wies er sie dafür derb zurecht und mit den Worten ab: „Bildet Euch nicht ein, daß Leute von meiner Partei jemals Christen werden wollen. Wir werden keine Religion annehmen, die wir für eine närrische (foolish) halten.“ Ein andermal sagte er: „Die christliche Religion mag für die christlichen Völker passen, nicht für uns. Ich habe in den buddhistischen Büchern Alles verworfen, was den Gesetzen, welche die Welt regieren, zuwiderläuft. Die Bibel aber enthält Lehren, die sich mit den Forschungsresultaten der neueren Naturwissenschaften nicht in Einklang bringen lassen. Aus dem Lichte und der Erkenntniß der Gegenwart kann ich nicht in die Dunkelheit und Unwissenheit der Vergangenheit tauchen. In allen Religionen finden sich Wahrheiten; wenn Euch Eure Religion lehrt, mich zu lieben, wie mich die meinige lehrt Euch zu lieben, so müssen solche Lehren in beiden Religionen wahr und göttlich sein. Ich hindere die Missionare nicht an dem Versuche, meine Unterthanen zu bekehren, — es ist ihnen aber niemals gelungen, und ich glaube auch nicht, daß es ihnen jemals gelingen wird. Ich gab den Katholiken 140 meiner annamitischen Gefangenen (Sklaven), sie sollten sie zu Christen machen, wenn sie es könnten. Die Katholiken verstehen sich besser darauf als die Protestanten.“

Obwol mit dem letzteren Satze der König nur die Wahrheit ausgesprochen, darf sich doch auch der Katholizismus keiner Erfolge in Siam rühmen. So wenig die Siamesen sich im Allgemeinen um Religion zu kümmern scheinen, so sehr heben sie doch geradezu mit Stolz hervor, daß unter ihnen keine Christen sich befinden. Als die größten Hindernisse für die Fortschritte des Christenthums in Siam nannte Paillegoix, Bischof von Mallos und apostolischer Vikar in diesem Lande, zuerst die Polygamie, dann die Erziehung der Jugend in den Pagoden, endlich das Mißtrauen vor dem um sich greifenden Geist der Europäer oder Farang. Von der Duldsamkeit des Königs giebt aber das Schreiben Zeugniß, welches dieser Buddhist durch zwei von Paillegoix nach Rom geleitete Siamesen dem Papste Pius IX. am 10. November 1852 überreichen ließ. In demselben heißt es: „Ich habe noch keinen Glauben an Christus, ich bin ein frommer Anhänger des Buddhismus, aber ich halte mich nur an die Philosophie dieser Religion, welche durch so ungeheuerliche und abgeschmackte Fabeln entstellt worden ist, daß sie einmal völlig aus der Welt verschwinden muß. Deine Heiligkeit kann sich fest versichert halten, daß unter meiner Regierung die Christen nicht verfolgt werden und die Römischkatholischen, welche ich unter meinen besonderen Schutz nehme, zu keiner abergläubischen Feierlichkeit, welche ihrer Religion zuwider ist, sich herbei zu lassen brauchen. Ich habe den Bischof von Mallos beauftragt, das Deiner Heiligkeit zu erklären.“

Phra Bat Sombetsch Phra Paramenar Maha Mongkut Phra Chau klau Chau thu hua, der sich in seinem Briefwechsel mit Europäern als Rex Siamensium unterschrieb, der vierzigste unumschränkte Herrscher Siams seit Phra Rama, welcher die Monarchie im Jahre 1352 gründete, und der fünfte der Dynastie, welche 1782 durch den berühmten siamesischen General Phra Bauroma Racha auf den Thron kam, wurde am 18. Oktober 1804 geboren. Als er dreizehn Jahre alt war, erhielt er von seinem Vater den Titel Chao Fa mit dem höchsten Adelsrange. Seine Erziehung war eine sehr sorgfältige; allein die Lehrbücher bildeten hauptsächlich solche in Pali und Siamesisch geschriebene, aus denen er im Gebiete der Kosmogonie die unsinnigsten Begriffe erhielt, während die ausschweifendsten Liebesgeschichten des Orients die Nahrung für seine Phantasie ausmachten. Seine erste Frau nahm er schon in einem Alter von siebzehn Jahren und ein Jahr darauf gebar sie ihm einen Sohn. Als er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, starb sein Vater und ein illegitimer älterer Bruder riß den Thron an sich. Mongkut wollte kein Blut vergießen; deshalb ging er in ein Kloster, das für ihn ein Schutzort wurde, da er auf Verlangen der Talapoinen die Gelübde, darunter auch das der Keuschheit, ablegte und infolge dessen seine Person eine geheiligte war. Diese Zurückgezogenheit währte siebenundzwanzig Jahre, so lange nämlich, als sein Bruder regierte, und er selbst ward in den zwei von ihm bewohnten Wats zur Würde eines Hohenpriesters erhoben.

Er besaß stets eine große Neigung für das Studium; erst im Jahre 1845, in einem Alter von einundvierzig Jahren, fing er jedoch an sich systematisch zu unterrichten, mit Hülfe der europäischen und amerikanischen Missionare, die er zu sich in seinen Tempel lud. Am 3. April 1851 starb der Usurpator, und seine Absicht, seinen Sohn zum Nachfolger ernennen zu lassen, vereitelte der hohe Adel Siams, der mit Einstimmigkeit die Rechte des legitimen Prinzen auf den Thron proklamirte und die Armee auf seiner Seite hatte. Der Sohn des verstorbenen Königs schien auch keine Lust zu haben, den Thron für sich zu beanspruchen, und ließ die Krönung des rechtmäßigen Nachfolgers, der nun aus dem Dunkel seiner Klosterzelle hervortrat, ruhig vor sich gehen. Dieselbe fand am 15. Mai statt, und am 2. Juni erfolgte die Krönung des zweiten Königs, seines jüngeren Bruders Noi, der 1858 starb. Er war, gleich Mongkut, ein sehr gebildeter Mann, sprach und schrieb Englisch, und lebte wie ein Abendländer. Die von ihm nachgelassene Bibliothek und seine Gemäldesammlung sind sehr werthvoll. Seinen Nachfolger, dessen Bekanntschaft der Reisende Mouhot machte, stellen wir im Bilde dar.

Durch König Mongkut wurden große Reformen in Siam eingeführt. Er gab sehr bald die Absicht kund, die offiziellen Geschäfte in derselben Ordnung wie an den europäischen Höfen vornehmen zu lassen. Auch wünschte er den wissenschaftlichen Unterricht und das Studium der englischen Sprache in den Schulen eingeführt zu sehen. In der Gegenwart lernen die Männer der höheren Klassen in Siam mit Eifer Englisch. Die in Bangkok erscheinende Zeitung „Siam Weekly" berichtet, daß man in den Häusern der Prinzen und Vornehmen englische Zeitungen halte und mit Aufmerksamkeit lese,



S P P M Mongkut
Rex Siamensium.

Mongkut, erster König von Siam.

Einige Prinzen sind in mehreren europäischen Sprachen bewandert, und alle sprechen das Englische geläufig. Daß sie sich infolge ihrer Studien viele neue Ideen aneignen, versteht sich von selbst. Dieser Stand der Dinge bereitete

Mongkut's reformatorische Ideen nach Kräften vor; er lud auch die Frauen der Missionare ein, die Damen des Palastes zu unterrichten. So hatten einmal 20 Frauen und Nebenfrauen des Königs Unterricht, allein das Experiment war nicht von Dauer. Die amerikanischen Lehrerinnen hielten es — taktlos genug — für ihre ganz besondere Pflicht, die weiblichen Familienmitglieder des Königs auch mit der „biblischen Geschichte“ bekannt zu machen; da diese den buddhistischen Anschauungen gegenüber nicht anders als abgeschmackt erscheinen mußte, so wurde der Unterricht nach drei Jahren wieder eingestellt. Nach mehreren Jahren wurde noch einmal eine Lehrerin in Singapur aufgefordert, nach Bangkok zu kommen. Obgleich diese versprach, in ihrem Unterricht nicht direkt auf eine Bekehrung hinzuwirken, so glauben die Missionarinnen doch, „daß sie beim besten Willen dieses Versprechen nicht halten konnte, denn es mußte ihr unmöglich sein, aus englischen Büchern zu lehren, ohne von Gott und dem Erlöser zu sprechen.“ Der König scheint auch hier sehr nachsichtig gewesen zu sein; allein nach fünf Jahren „sah er für sie die Unmöglichkeit ein“, aus einer der ihr anvertrauten Damen eine gute Schülerin zu machen.

Von den einundachtzig Kindern des Königs — neununddreißig Söhnen und zweiundvierzig Töchtern — wurde keines in der Zeit geboren, wo er vom Throne ausgeschlossen war, zwei aber zugleich, als er das achtundvierzigste Lebensjahr erreicht hatte, und vierzig nach seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre; vierzehn wurden in den letzten drei Jahren seiner Regierung geboren. Demnach wurden zu seinen Lebzeiten nur sehr wenige von seinen Kindern für den Unterricht reif.

Diese große Kinderzahl ist natürlich nur in der polygamischen Familie möglich, welcher König Mongkut gleich seinen Unterthanen huldigt. Die Frauengemächer des königlichen Palastes zu Bangkok nahmen auch einen weiten Raum ein, weil der Monarch allein sechshundert Gemahlinnen und Nebenfrauen unterhielt, während die Gesammtzahl der innerhalb der Palastmauern wohnenden Schönen auf etwa 3000 angegeben wurde. Die Gemächer der Gemahlinnen sind glänzend ausgestattet, auch mangeln schöne Gärten nicht, und diese werden um so höher geschätzt, da im Uebrigen die königlichen Damen von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten sind. Eine bejahrte Frau, die das volle Vertrauen des Königs besitzt, führt die Aufsicht über das Hauswesen der Königin, deren es nur eine giebt, welche etwa hundert Damen zur Aufwartung hat. Auch von den übrigen Frauen des Königs sind viele aus fürstlichen Häusern oder Töchter von Mandarinen; diese machen sich eine Ehre daraus, ihr Fleisch und Blut dem Könige zu schenken, der ja übrigens nach siamesischen Begriffen ohnehin Herr über dieselben ist. Auch verstand der philosophische König in dieser Beziehung keinen Spaß. Einmal war ihm berichtet worden — so erzählt Mouhot — daß sein Vasall, der König von Kambodscha, eine wunderschöne Tochter habe. Mongkut bat sich dieselbe aus, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Was that er? Er nahm zwei Söhne des Königs von Kambodscha, die zufällig nach Bangkok kamen, gefangen und hielt sie als Geiseln fest. — Jene Vertrauensdame führt auch strenge Aufsicht über die Töchter des Königs, welche niemals heirathen dürfen. Alle diese Tausende weiblicher Wesen

verbringen ihre Lebenstage innerhalb der Palastmauern und dürfen nur selten ausgehen, um Einkäufe zu machen oder in einer Pagode zu beten. Alle, von der Königin bis zur Thürsteherin, bekommen Monatsgehalte vom Könige, der sich übrigens gar nicht karg gegen sie benimmt. Die Porträts der beiden Frauen sind von Sr. Majestät selber photographirt worden, die sich unter andern auch mit dieser nützlichen Kunst beschäftigt.

Daß es in einem so zahlreich besetzten Harem an Intriguen aller Art nicht fehlt, ist wol selbstverständlich; manchmal nehmen dieselben einen tragischen Ausgang, wie der Fall von Sir Richard Schomburgk, damals britischer Konsul in Bangkok, berichtete und den wir hier mittheilen wollen: Die schöne Tschom (so viel wie Lady) Tschoi war die zweitjüngste von sechs Schwestern, den Töchtern eines hohen und einflußreichen Edelmannes, welcher diese hübschen Blüten in ihrer zartesten Jugend dem König Mongkut geschenkt hatte, um im königlichen Harem erzogen zu werden. Unter den Siamesen hohen Ranges, welche den König umgeben, war Nai Kien, ein junger verheirateter und überdies im Besitz eines Harems befindlicher Edelmann. Seine Aufmerksamkeit und offene Bewunderung ihrer Reize scheinen aber der Lady Tschoi geschmeichelt zu haben. Zuletzt wurden Geschenke zwischen ihr und ihrem Bewunderer ausgetauscht; aus dem traurigen Verhöre, welches darauf folgte, ging indeß hervor, daß sie sich keines weiteren Fehltrittes schuldig gemacht hatte. Der erstaunlichste Umstand ist jedoch der, daß die Hauptfrau des Edelmannes die Zwischenträgerin gemacht und ihres Mannes unerlaubte Liebe ermuntert hatte. Eines der Kebsweiber des Königs war nun schon lange eifersüchtig auf den Einfluß der Tschoi und ihrer Schwestern über den König, und so sonderbar es auch scheinen mag, es war gerade die jüngste von ihnen, welche die Katastrophe herbeiführte. Auf dem Bette der Tschom Tschoi findet sie einen Streifen Papier, auf dem in der Handschrift ihrer Schwester die Worte geschriebenstanden: „Ich will, oder ich möchte gern, ins Vogelhaus gehen" oder andere dem entsprechende Worte, jedoch ohne daß im geringsten durch eine Adresse angedeutet gewesen wäre, wem sie gälten. Das Mädchen liest das Billet laut vor; die auf Tschoi eifersüchtige Dame ergreift es begierig und äußert, es sei ein Vorschlag für Tschoi's Bewunderer, schließt daraus auf deren Untreue gegen den König und macht die Entdeckung bekannt. Die Neuigkeit geht wie ein Lauffeuer durch den Harem und kommt dem Könige zu Ohren. Die Angeschuldigte wird sogleich gefangen gesetzt und ebenso die Frau des jungen Edelmannes. Der König darf in solchen Dingen nicht selbst entscheiden; er hat die Nachforschungen einem eigenen, aus Edelleuten und Würdenträgern bestehenden Gerichtshof zu übertragen, welcher sozusagen ein Inquisitions- oder Schwurgericht bildet. Das Ergebniß dieser Nachforschungen wird dann dem obersten Rath vorgelegt, welcher die den Schuldigen aufzuerlegende Strafe bestimmt. Indeß besitzt der König das Recht, das Urtheil entweder zu mildern oder der Angeklagten gänzlich zu verzeihen. Aus der Untersuchung des niederen Gerichtshofes ging hervor, daß der Edelmann und seine Frau der Intrigue schuldig waren; allein es lag kein Beweis vor, daß Tschoi sich außer großer Unbesonnenheit eines Vergehens

schuldig gemacht habe. Dessenungeachtet wurden sie, ihr angeblicher Liebhaber und dessen Frau zu einem schmachvollen Tode verurtheilt.

Zu Gunsten Tschoi's wandte sich nun Sir Richard Schomburgk brieflich an den König, in dem er unter Anderem auf deren Jugend hindeutete. Mongkut schenkte seiner Vermittlung Gehör und sein Antwortschreiben enthält manche edle Gesinnung. Es beklagt die Sitte der Polygamie, und anerkennt, daß sie zu vielen Uebeln führe. „Dennoch", sagt er, „wurde sie von den Herrschern und Völkern Siams befolgt, so weit die Geschichte reicht." Mongkut zieht nicht in Abrede, daß sie zu Brüchen jener Glaubenstreue führe, welche der Herr des Harems von dessen Inwohnerinnen erwarte, daher habe das Gesetz für gehörige Bestrafung der Ueberschreiter gesorgt. „Allein wenn ein Verbrechen dieser Art in den Harems der Könige vorkommt, so wird es nach siamesischem Gesetz die größte und umfangreichste Schuld gegen das Königthum. Denn die siamesische Geschichte enthält viele schriftliche Beweise dafür, daß, wenn das königliche Blut mit dem einer niedrigeren Klasse sich vermischte, die Folge gewöhnlich Empörung oder die Ermordung des rechtmäßigen Herrschers war. Da der Nation die gesetzmäßige Thronfolge ihrer Monarchen am Herzen liegt, so sprechen die Gesetze aus, daß jede Ueberschreitung, die zum Gegentheil führen kann, auf die härteste Weise bestraft werden solle." Naiv bemerkte der König weiter: „daß Sie dieselbe (nämlich Tschoi) nicht jung nennen können, wie Sie thun, denn sie ist neunzehn Jahre alt; sie wird indeß den Tod nicht erleiden, sie und andere Weiber werden von einem Verbrechertode gerettet werden; allein ihre Einsperrung auf Lebenslang oder lange Zeit, je nach meinem Gutdünken, ist unvermeidlich." Leider gelang es nicht, auch die übrigen zwei Opfer vor der Hinrichtung zu bewahren; das Urtheil ward an ihnen auf die empörendste Weise vollstreckt, indem der Vater der Frau Befehl erhielt, den Henker seiner eigenen Tochter zu machen. Das Urtheil ihres Gatten lautete dahin: er solle zuerst Zeuge sein der Enthauptung seines Weibes und dann einen ähnlichen Tod erleiden. Die beiden Leichname wurden dann, aufgehängt, als Warnungszeichen bis zu Sonnenuntergang auf dem Hinrichtungsplatze gelassen.

Verbrechen, wie die von den beiden Hingerichteten begangenen, wurden früher auf folgende Weise bestraft: der Verbrecher ward mit Händen und Füßen an vier Elefanten gebunden, so daß jedes dieser mächtigen Thiere seinen Kopf nach einem der Viertel des Kompasses gekehrt hatte; dann wurden sie alle zu gleicher Zeit von ihren Lenkern vorwärts getrieben, und der Verbrecher ward fast augenblicklich in Stücke zerrissen.

Mag man nun auch von diesem orientalischen Fürsten sagen und halten was man will, in einer Beziehung verdient er die höchste Anerkennung. Sein Vorgänger hatte sich hartnäckig geweigert, in irgendwelche freundschaftliche Beziehungen zu fremden Mächten zu treten. Auf der gesammten Produktion des Landes lagen die drückendsten Steuern und Monopole, und ausländische Artikel waren durch Prohibitivgesetze ausgeschlossen. Seit dem Jahre 1855 aber erfreut sich das Land eines wachsenden Gedeihens; in jenem Jahre kam nämlich der von Sir John Bowring abgeschlossene Handelsvertrag mit England zu Stande, wonach die Briten ihre Waaren gegen drei Prozent Zoll ein-

führen, Land erwerben und Schiffe in den Flüssen bauen durften. Die Resultate dieses Vertrages zeigen folgende statistische Mittheilungen:

Im Jahre 1844 liefen in den Hafen von Bangkok 9 siamesische und 9 fremde Schiffe ein. Drei Jahre nach dem Abschlusse des Vertrages waren es 228 fremde und 63 siamesische Fahrzeuge; 1869 kamen 100 Segelschiffe und 14 Dampfer unter siamesischer Flagge und 204 fremde Schiffe an, deren Ladung zusammen 146,294 Tonnen betrug; mehr als $2^1/_2$ Millionen Centner (à 50 Kilogramm) Reis wurden exportirt und 140,000 Centner Zucker; 1866 stellte sich die Handelsbewegung Bangkoks auf die beträchtliche Summe von 46 Millionen Francs, und 1870 gingen mehr denn 60 Schiffe mit siamesischen Produkten nach Europa ab.

Dem englisch-siamesischen Vertrage folgten andere. Viele Fremde ließen sich selbst als Kaufleute in Bangkok nieder; Docks wurden angelegt und Schiffe gebaut, wobei die Menge an Tekholz ungemein zu statten kam. Millionen von Dollars flossen seitdem alljährlich nach Siam; es mehrte sich der königliche Schatz aufs Reichlichste und es füllten sich die Goldkästen der Prinzen und Vornehmen, sowie der siamesischen und chinesischen Kaufleute, und ein Steigen der Produktion machte sich im ganzen Lande bemerklich. Auch wurden große Verbesserungen in der Hauptstadt und deren Umgebung eingeführt. Kanäle haben nicht nur die Leichtigkeit der Kommunikation vermehrt, sondern dazu beigetragen, das Land zu kultiviren. Ebenso findet man jetzt eiserne Brücken und bessere Straßen. Die im Hafen und im Zollwesen vorgenommenen Aenderungen sowie die durch einen Engländer organisirte Polizei helfen den Schutz der Person und des Eigenthums erhöhen. Die Gerichte sind gleichfalls von der Civilisation nicht unberührt geblieben. Mehrere Regierungsdampfer machen regelmäßige Fahrten zwischen den Häfen von Siam und denen anderer Länder des Orients, und bald werden Telegraphenlinien nicht blos die Residenzstadt, sondern das ganze Land durchziehen.

Von welchem Geiste Mongkut erfüllt war, beweist auch der bemerkenswerthe Umstand, daß die Zahl derjenigen buddhistischen Priester, welche von der Mildthätigkeit leben, in der Hauptstadt allein von 10,000 auf 5000 vermindert worden ist, und daß selbst die Kinder der vornehmsten Familien den einen oder den anderen nützlichen und produktiven Beruf ergreifen.

Fieberkrank von einem Ausfluge nach Hawa Wan nach Bangkok zurückgekehrt, scheint Mongkut nicht richtig behandelt worden zu sein; man versäumte leider die Anwendung von Chinin, die den König wol gerettet hätte. Zwei Tage vor seinem Hinscheiden rief er seine vertrautesten Freunde zu sich, gab Jedem ein Andenken und sagte dabei: „Ich werde Euch nun verlassen; ich bedarf dessen nicht mehr." Am Tage seines Todes, am 1. Oktober 1868, richtete er ein Abschiedsschreiben an die buddhistische Priesterschaft, worin er sagt: „Alles Seiende ist unverläßlich, ohne Ausnahme; ich selbst war der strengen Nothwendigkeit eines höchsten Gesetzes unterworfen und bin ihr nur etwas zuvorgekommen." Dann ließ er einige Familienmitglieder und Minister zu sich kommen, beschenkte auch sie und legte ihnen die Sorge um seinen ältesten Sohn als seinen Nachfolger auf dem Thron ans Herz, indem er ihnen zugleich

auftrug, über die wahren Interessen des Landes zu wachen. Endlich wünschte er noch ausdrücklich, daß der Senabawder (der große Staatsrath) seiner Pflicht, alle Parteien zu versöhnen und Zwistigkeiten vorzubeugen, getreulich nachkommen möchte. Die Sonne ging gerade unter, als König Mongkut die letzten Worte sprach: „Ich gehe nun aus dem Leben; aber verwundert Euch nicht und seid auch nicht betrübt darüber, daß ich Euch so verlasse. Es erfüllt sich auch an mir die Bestimmung, welche alle Geschöpfe dieser Welt haben; es ist die Folge eines unabänderlichen und unvermeidlichen Gesetzes.“ Kurz nach 9 Uhr Abends war der große Mongkut nicht mehr.

Europäischen Reisenden ist wiederholt die Ehre eines Empfanges am königlich siamesischen Hofe zu Theil geworden, und Jeder von ihnen hat uns mit einer mehr oder minder ausführlichen Schilderung dessen versehen, was er dort geschaut und beobachtet hat. Aus naheliegenden Gründen wählen wir hier aus den vorliegenden Beschreibungen die allerjüngste, jene des russischen Marine-Leutnants Tscherkaß, weil sie am meisten die jetzigen Zustände in Bangkok abspiegelt. Wie schon einmal erwähnt, bekleidete Leutnant Tscherkaß die Stelle eines Flaggenoffiziers beim Contreadmiral Brümmer auf der Korvette „Askold“ und wohnte als solcher den zu Ehren des russischen Besuches in Bangkok veranstalteten Empfangsfeierlichkeiten bei.

Es war am 26. Februar 1874, als die russischen Herren sich zum Besuche der Behörden begaben, die sie bei ihrer Landung in Bangkok so zuvorkommend empfangen hatten. In ihrer Begleitung befand sich der ihnen zugetheilte Beamte Loang Bises, ein sehr liebenswürdiger und dienstfreundlicher Herr. Derselbe sprach geläufig Englisch und war bei dieser Gelegenheit im Fracke und mit einigen europäischen Orden dekorirt, während die Beine, anstatt mit Beinkleidern bekleidet zu sein, nach siamesischer Art mit blauem Stoffe umwunden waren. An diesem Morgen besuchten die Russen den Minister des Aeußeren, den Kriegs- und Marineminister, den Regenten und ersten Sekretär des Königs; beim Besuche des Regenten wurden sie durch eine Ehrenwache empfangen. Die Häuser aller dieser Würdenträger sind ganz nach europäischer Art erbaut, und überall wurden die Besucher mit vorzüglichem Thee und erträglichen Cigaretten aus siamesischem Tabak bewirthet. Die Cigaretten waren, anstatt in Papier, in Blätter von Reis oder von Bananen gewickelt.

Ueber die Person des ersten Sekretärs kann man nicht umhin zu bemerken, daß er, klein von Gestalt, einen ungeheuren Kopf mit lebhaften kleinen Augen besitzt. Er hat ganz europäische Manieren und soll, wie behauptet wird, auf den jungen König einen großen Einfluß ausüben. Tags darauf erwiederte der Sekretär dem Admiral die Visite und Nachmittags begaben sich die Russen zu der auf vier Uhr festgesetzten Audienz zum König.

Das königliche Schloß befindet sich in der Altstadt und ist für sich mit einer hohen Mauer umgeben. Das Ganze ist ein großes Viereck, innerhalb dessen sich eine Menge einzeln stehender Gebäude, Tempel, Pagoden, Gärten und Höfe, aneinander reihen. Der vom Könige selbst bewohnte Palast verdient diesen Namen mit Recht; es ist ein schönes, in europäischem Stile errichtetes Gebäude, dessen innere Einrichtung kostbar und geschmackvoll genannt

werden muß. Der Boden ist mit Granitplatten belegt; in verschiedenen Theilen stehen Wachtposten und Kanonen; auf allen Seiten hat man kleine zierliche Häuser erbaut, deren Außenseite mit Gemälden und Vergoldungen geschmückt ist. In der Mitte des großen Hofes erhebt sich majestätisch die Mahaprasat, die große Pyramide, mit vier Façaden. Sie ist mit lackirten Ziegeln belegt, mit prächtigen Malereien geschmückt und oben ragt eine vergoldete Spitze hoch empor. Dort empfängt der König fremde Gesandte; dort ruht auch ein ganzes Jahr lang die Leiche eines Königs in goldenem Sarge, bevor sie verbrannt wird. Ebenda halten auch Talapoinen ihre Predigten, denen die Frauen des Königs, durch Vorhänge den Augen der übrigen Anwesenden entzogen, mit Andacht horchen. Nicht weit von der Mahaprasat befindet sich der große Saal, in welchem der König seine Audienzen ertheilt; am Eingange stehen Riesenstatuen aus Granit, die aus China stammen. Mauern und Säulen der Hallen sind mit Malereien und Vergoldungen geziert, und über den Thron, welcher die Gestalt eines Altars hat, ragt ein Baldachin in sieben Absätzen. An diese Audienzhalle stoßen die Gemächer des Monarchen, dann schließen sich der Palast der Königin und die Wohnungen der übrigen Frauen und der Palastdamen an. Daneben dehnt sich ein schöner, geräumiger Garten aus. Die Schatzkammer befindet sich in einem besonderen Gebäude und ist angefüllt mit Gold, Silber, Edelsteinen, Möbeln und kostbaren Stoffen.

„Bis zur Altstadt", erzählt Leutnant Tscherkaß, den wir seine Eindrücke selbst schildern lassen wollen, „fuhren wir auf unserem Boote vom Ufer bis in das etwa zwei Kilometer entfernte Schloß in Equipagen. Ich sage: auf unserem Boote, da uns deren drei zur Verfügung gestellt waren, und zwar zwei vierrudrige für die Offiziere und ein zehnrudriges für den Admiral, dieses letztere war ein langes Kaik mit flachem Boden und hohem Bug. In der Mitte desselben war eine bequeme hölzerne Hütte aufgestellt; dieselbe war mit Jalousien und Vorhängen versehen, die bei Abendfahrten abgenommen wurden. Zehn hochgewachsene Siamesen, in blau und roth verzierte Jacken und ebensolche Hosen gekleidet, rudern darin stehend, mit dem Gesichte nach dem Bug gewendet. In einigen Booten verwendet man anstatt der Riemen schaufelartige Flußruder. Während der Anwesenheit des Admirals wurde auf Ansuchen der Siamesen am Bug dieses Bootes stets die Admiralsflagge aufgehißt.

„Am Landungsplatze der Altstadt erwartete uns eine Ehrenwache mit drei Offizieren und Fahne, der Oberrichter, vier Kammerherren des Königs und der Gouverneur von Paknam. Nach der Begrüßung am Landungsplatze wurden wir in das in der Nähe befindliche internationale Haus geführt; dieses Haus oder vielmehr dieser Saal dient zum Empfang aller Gesandten und Fremden überhaupt, bevor sie zur Audienz beim König gelangen. Während wir Thee einnahmen, welcher in Siam bei jeder halbwegs passenden Gelegenheit gereicht wird, begrüßte eine am Ufer aufgestellte Feldbatterie unsern Admiral mit 15 Kanonenschüssen. Nach Beendigung des Saluts setzten wir uns in die Equipagen und begaben uns, von der Suite begleitet, nach dem königlichen Palast.

„Die Equipagen waren elegante europäische Kutschen, die Kutscher und Bedienten je zu zweien auf dem Bock und dem Tritte rückwärts, reinlich englisch

gekleidet, in Jacken und langen Hosen von blauer oder brauner Farbe, mit Goldborden verziert. Die großen Pferde schienen auf den ersten Blick englischer Rasse zu sein; sie sind jedoch australischer Herkunft, da englische Pferde das hiesige Klima nicht aushalten.

„Die Nähe des königlichen Palastes machte sich bemerkbar durch die immer zunehmende Menge des halbnackten Volkes auf der Straße und die Menge der Sänften, in welchen sich die Hofangehörigen nach dem königlichen Palast tragen ließen. Die Sänften in Siam sind von den chinesischen Palankins sehr verschieden: diese letzteren sind kleinen Hütten ähnlich hergestellt; die Sänften bestehen aus einer breiten Bank mit zwei langen Tragstangen aus Bamburohr darunter, es sind für jede derselben vier Träger und außer ihnen noch ein fünfter Sonnenschirmträger, zum Tragen des ungeheuer großen Sonnenschirms, nothwendig.

„Beim Eingange zu dem königlichen Palast empfing uns eine Ehrenwache, im Hofe des Palastes selbst aber waren zwei Bataillone mit Fahnen und Musik aufgestellt. In Gewärtigung der Audienz tranken wir Thee in einem in indischem Geschmack eingerichteten Saale, in welchem sich auch ein Thron befand, der vor einem riesigen Fenster stand; von hier aus nimmt der König die Militärparaden in Augenschein und schaut auch den Uebungen seiner Truppen zu. Der Thee wurde uns diesmal durch den Haushofmeister des Königs, einen Schweizer in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, gereicht. Zu unserer Suite gesellten sich hier auch noch der Adjutant des Königs — sein Vetter — der Sprechminister und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der uns zur Audienz einführen sollte.

„Die siamesische Hoftracht ist außerordentlich malerisch. Die Röcke, mit einer Reihe Knöpfe und nach europäischem Schnitte, sind aus äußerst feinem indischen Goldbrokat mit blauem, grünem oder rothem Fond verfertigt, was das allzu Grelle des Anzugs mildert. Ueber dem Rocke wird eine aus feinen Goldketten gebildete Schärpe getragen, auf der das siamesische Wappen befestigt ist. Dieses Wappen ist bei der Mehrzahl der Hofwürdenträger mit Brillanten besetzt. Die Füße sind mit grauen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen bekleidet. Der siamesische graue Shawl, mit welchem die Beine umwunden werden, wird, die Soldatenkleidung ausgenommen, nie durch Beinkleider europäischen Schnittes ersetzt. Als Kopfbedeckung dient ein Hut aus schwarzem oder weißem Seidenfilze, der Form nach unseren Pickelhauben ähnlich; anstatt der aus einer explodirenden Bombe bestehenden Verzierung ist bei den Siamesen an dieser Stelle die indische Krone, welche die Form einer Pagode besitzt, angebracht.

„Dieses prachtvolle Kostüm wird bei vielen noch durch Ordensbänder und zahlreiche Orden, mit denen die Siamesen durch europäische Fürsten sehr freigebig bedacht zu sein scheinen, gehoben. Eigene Orden besitzt Siam blos drei, und zwar den Orden der brüderlichen Krone, der nur an Mitglieder der herrschenden Familie verliehen wird, ferner den Orden der siamesischen Krone und den Orden des weißen Elefanten. Als der Beginn der Audienz angemeldet war, wurden wir eingeladen, uns in den Thronsaal zu begeben. In dem inneren

Palasthofe, den man durchschreiten mußte, um in den Thronsaal zu gelangen, welcher sich in einem eigenen Gebäude befindet, war eine Compagnie der königlichen Leibwache aufgestellt, die den Admiral mit Ehrenbezeigungen empfing; in dieser Leibwache dienen blos junge Edelleute, die sich selbst erhalten.



Porträt des regierenden Königs von Siam.

Als wir uns dem Thronsaale näherten, spielte die Militärmusik. Die schrecklich wilden, unharmonischen Töne lenkten unsere Aufmerksamkeit auf sich: es war dies ein Zeichen, daß sich der König näherte.

„Den Saal betrat zuerst der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, begleitet von dem Sprechminister, hinter ihnen unsere gesammte siamesische Suite.

Beim Eintritte machte man eine Verbeugung gegen den König, in der Mitte des Saales eine zweite, und blieb auf etwa zehn Schritte vom Throne mit einer dritten Verbeugung stehen.

„Vor dem Throne, der auf einer zwei bis drei Stufen hohen Estrade aufgestellt war, stand der König, ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, von hübscher sympathischer Gestalt. Nach der durch den Sprechminister erfolgten Vorlesung unserer Adresse wandte sich der König mit einer Ansprache an den Admiral: er drückte darin sein Vergnügen aus, in Bangkok zum ersten Mal einen kaiserlich russischen Admiral begrüßen zu können, sprach die Hoffnung aus, daß Rußland hoffentlich bald in ein freundschaftliches Verhältniß zu Siam treten und die beiderseitigen Beziehungen sich auf das Freundlichste gestalten würden.

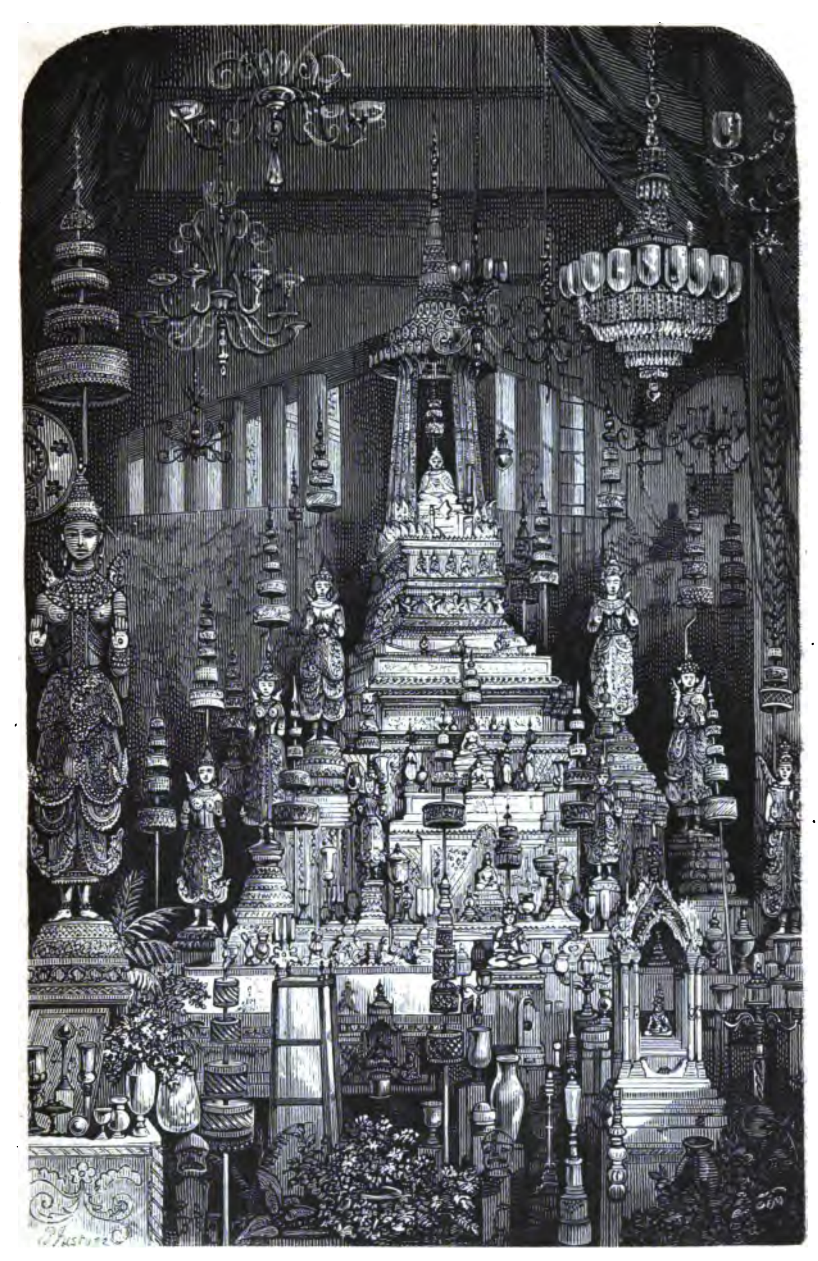
„Nachdem er sich nach dem Befinden des Admirals und der Begleitung desselben erkundigt hatte, beendigte Se. Majestät die Audienz und verließ den Saal durch die hinter dem Throne befindliche Thüre. Die schöne Gestalt des Königs, im Verein mit seinem feinen Benehmen und offenen Wesen und der angenehmen Stimme, machte einen sehr günstigen Eindruck. Das Gespräch während der Audienz wurde einerseits durch den Sprechminister und andererseits durch den Konsulatsdolmetsch geführt; dieser übersetzte die Worte des Königs in das Englische. Das Kostüm des Königs war im Verhältniß zu der kostbaren Kleidung des Hofes einfach; er trug einen dunkelgrauen Waffenrock mit umgürtetem Säbel; das orangegelbe Band des Schwarzen Adler-Ordens stand der dunkeln Gestalt sehr gut. Als sich der König entfernte, ertönte wieder die vorerwähnte unharmonische Musik. Se. Majestät führt den Namen Tjan Fa Tjula Longkorn; er ist am 21. September 1853 geboren und hat den Thron am 1. Oktober 1868 bestiegen.

„Nach der Audienz wurden wir vielen königlichen Prinzen, die links vom Throne standen, vorgestellt. Dieselben waren in dem gewöhnlichen Hofkostüme, d. h. in Kleidern aus Goldbrokat; als Unterscheidungszeichen von den übrigen Hofwürdenträgern tragen sie den Orden der „Brüderlichen Krone" auf rosenrothem Band um den Hals.

„An der rechten Seite des Thrones stand die militärische Suite des Königs. Hier sah man Männer aller Altersklassen, während die an der linken Seite stehenden Brüder und übrigen Verwandten des Königs fast alle jung waren. Die Militärs erscheinen bei Hofe ebenfalls im Hofkostüme, jedoch mit umgürtetem Säbel. Der übrige Theil des Saales war mit Hofleuten und solchen Personen angefüllt, die Zutritt zum Hofe haben.

„Der lichte, mit gelbem Marmor bekleidete Saal, dessen Boden mit bunten Teppichen belegt war, gewährte einen würdigen Aufenthaltsort für die reichen siamesischen Kostüme.

„Die Saaldecke ist ganz vergoldet, die Zeichnung der Vergoldungen dürfte indisch sein, es war dies jedoch nicht genau zu entnehmen. Der Thron selbst ist nicht in indischem Stile gearbeitet; es ist ein gewöhnlicher kleiner Stuhl mit vergoldetem Gestelle, mit feuerrothem Stoff überzogen; über der Rücklehne ist ein kleines siamesisches Wappen auf einem Schilde von siamesischer Form angebracht.



Hofpagode.

An der rechten Wand des Saales steht auf einer Estrade ein Oelgemälde, die Vorstellung der ersten siamesischen Gesandtschaft vor der Königin Victoria darstellend. Ueber dem Gemälde befindet sich eine Trophäe aus den

Flaggen sämmtlicher Nationen, mit denen Siam Friedensverträge abgeschlossen hat.

„Nachdem wir uns bei den Ministern verabschiedet hatten, besichtigten wir in Begleitung einiger jüngeren Hofleute, Loang Naxa's und Loang Bises, die kleine Menagerie des Königs und die Hofpagode; es befinden sich beide ganz in der Nähe des königlichen Palastes. Die königliche Leibwache und die im Hof aufgestellten Truppen erwiesen dem vorbeigehenden Admiral die militärischen Ehren, wobei die Musik einen österreichischen Marsch spielte.

„Die Siamesen sind auf ihre Hofpagode aus dem Grunde stolz, weil sich darin ein Buddha befindet, der aus dem größten Smaragd der Welt gefertigt ist. Die Gestalt ist zwei Fuß hoch und einen Fuß dick. Dieser Buddha wurde in dem letzten Kriege mit Birma erbeutet. Dem Werthe dieses Juwels — welches, wenn es echt ist, unschätzbar wäre — ist auch die übrige Ausstattung des Altars, auf welchem er aufgestellt ist, entsprechend. Der Smaragd-Buddha ist sitzend dargestellt. An den Seiten des Altars stehen zwei segnende Buddhas in natürlicher Größe. Die Händeflächen des segnenden Buddha sind nach außen gekehrt und in die Handfläche ist je ein riesiger Brillant eingesetzt. Die Ringe an den Fingern, die Gürtel und die Kronen, sowie Theile der Kleidung dieser Figuren, sind mit Brillanten und anderen farbigen Edelsteinen besäet. Die Figuren selbst sind aus massivem Gold gegossen und, nach Aussage unserer Begleiter, mehr als einen Zoll dick. Die in dieser Pagode Dienstleistenden müssen alle sechs Monate dem König den Eid der Treue leisten.

„Unter den verschiedenartigsten Kostbarkeiten und Nippsachen, alten indischen und europäischen Porzellanfiguren, die auf dem Altar ausgelegt sind, stehen auch zwei Bäume, beiläufig eine Klafter hoch, der eine aus Gold, der andere aus Silber hergestellt; Stamm und Aeste sind gegossen, die Blätter sind aus Blech ausgearbeitet. Die Wände des Tempels sind bis zum Marmor-Fußboden hinunter mit Scenen aus Buddha's Leben bemalt; auf diesen Bildern begegnet man, sowie in den andern Tempeln, rothen englischen Uniformen, Kapselgewehren, ja selbst Dampfschiffen. Außen ist der Tempel ganz vergoldet, die Thüren und die Fensterrahmen sind aus Ebenholz, mit Silber und Perlmutter eingelegt. An der Eingangsthüre stehen zwei phantastische Figuren, die Schutzgenien des Tempels darstellend; dort stehen ferner auch noch die von den Indern heilig gehaltenen Kühe, in Europa aus Zink gegossen. Im Hofe oder, besser gesagt, innerhalb der Tempelmauer stehen noch mehrere kleine hübsche Tempel und Obelisken.

„Der Morgen des letzten Februar verging mit dem Empfange von Besuchen, die von Seiten der siamesischen Würdenträger dem Admiral abgestattet wurden; dieselben waren diesmal in blauen Paletots, mit Ordensbändern und Sternen geziert. Der Kriegsminister, der Marineminister, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Regent erschienen in Begleitung ihrer Söhne; der Regent erschien eigentlich in Begleitung seiner Enkel, da er nur einen einzigen Sohn, den gegenwärtigen Kriegsminister, besitzt, der seinerseits, wie man sagt, 30 Söhne hat, von denen beiläufig die Hälfte in Europa erzogen wurde. Diese Jugend denkt, wie es scheint, mehr an das Leben in Paris

und London zurück, als darauf, ihre dort erworbenen Erfahrungen zum Besten ihres Vaterlandes zu verwerthen. Einer von ihnen, ein sehr eifriger Anglomane, versuchte es, die Pferderennen in Siam einzuführen; es gelang ihm dies jedoch nicht, da dieselben keine genügende Theilnahme fanden. Die Gespräche während der Besuche drehten sich vorzüglich um unser Leben in Bangkok, ob wir von den klimatischen Verhältnissen nicht zu viel litten u. dgl.

„Der alte, aber noch recht rüstige Regent ging längere Zeit mit uns auf der Veranda vor unserer Wohnung auf und ab und besichtigte unsere Wohn- und Speisezimmer; unser zahlreiches Dienerpersonal verneigte sich stets tief vor demselben. Der Regent ist gegenwärtig zugleich Reichskanzler. Er erhob vor allen anderen seine Stimme zu Gunsten der Einführung europäischer Sitten in Siam; der verstorbene König war damit nicht einverstanden. Der gegenwärtige junge König, der den Thron mit Beihülfe des für die Verwirklichung seiner Pläne eifrig wirkenden Regenten bestieg, steht für die Civilisation ein, und die siamesischen Progressisten rühmen sich ihrer Stärke, indem sie sagen können, daß sie den König an der Spitze haben. Der Regent hat während seiner dreißigjährigen Regentschaft der Friedenspolitik gehuldigt und dadurch das Aufblühen des Landes sehr gefördert. Der größere Theil der im Auslande gebildeten Jugend erhielt seine Erziehung in England, und nur ein kleiner Theil wurde in Paris erzogen. Die Siamesen sind überhaupt keine großen Freunde der Franzosen, wahrscheinlich deswegen, weil sie sich vor denselben, als ihren Nachbarn in Cochinchina, fürchten.



Der Regent von Siam.

„Nach dem Gabelfrühstück, beiläufig um 4 Uhr Nachmittags, begaben wir uns wieder in voller Uniform zur Vorstellung zum zweiten Könige. Sein Palast befindet sich am Ende der Altstadt, und wir mußten diesmal in den Hofequipagen etwas weiter fahren als das erste Mal.

„Nachdem wir in Begleitung des Gefolges, das uns bei dem Eintritt in den Palast empfangen hatte, einige Höfe durchschritten hatten, führte man uns in den Empfangssaal, wo nach erfolgter Vorstellung beim Minister des königlichen Hauses selbstverständlich Thee und Papiercigaretten gereicht wurden.



Erster König von Siam.



Zweiter König von Siam.

Die Höfe dieses Palastes sind mit Gras bewachsen, und es ist von jener Nettigkeit und dem Reichthum, die in dem Palaste des ersten Königs herrschen, wenig bemerkbar. Der Boden des Saales z. B., in welchem wir empfangen wurden, war — offenbar speziell nur für diese Gelegenheit — über Strohmatten mit englischen neuen, doch nicht zusammengenähten Teppichen belegt; unter der mit indischen Freskogemälden gezierten Zimmerdecke flogen ganze Scharen Fledermäuse.

„Am Eingange zu dem Audienzsaal erwartete uns ein Bataillon Soldaten mit Fahne und Musik. Der Hofstaat dieses Königs ist nicht so zahlreich wie jener des ersten, und in dem kleinen Thronsaale, in welchen wir durch den alten Minister des königlichen Hauses eingeführt wurden, befanden sich im Ganzen etwa fünfzehn Personen in Staatsgewändern. Nach drei Verneigungen dankte der vor einem Thron stehende König eben so vielmal; er stieg von der Estrade herab, reichte dem Admiral und dem Kapitän die Hand, und begrüßte die Offiziere des Gefolges; er lud uns ein, um einen runden Tisch Platz zu nehmen, und führte uns persönlich zu demselben. Der Hofstaat blieb hierbei im Hintergrunde des Saales stehen.

„Kaum hatten wir das uns gereichte Eiswasser — eine große Delikatesse in Bangkok — genossen, als man heißen Thee und sofort darauf schwarzen Kaffee in enormen Tassen reichte.

„Der König sowie sein Hofstaat war in Brokatuniform gekleidet und trug das große Band des Rothen Adler-Ordens. Er führte das Gespräch ohne Dolmetsch, da er nicht schlecht englisch spricht.

„Nach den Fragen über unsere Unterkunft in Bangkok, die Geschützezahl des „Askold", die Anzahl der russischen Kriegsschiffe, die sich in den chinesischen Meeren befinden, und über die russischen Winter producirte der König von ihm selbst hergestellte Karten von Siam, da er sich selbst mit Vorliebe mit astronomischen Beobachtungen und geographischen Aufnahmen beschäftigte. Die Siamesen behaupten: er sei sehr gebildet und ein tüchtiger Mathematiker. Nach den Karten kam die Rede auf die in diesem Schlosse lebenden alten Elefanten; dann kam das Gespräch auf die Soldaten, da sich der König um die Organisation der Armee sehr interessirt.'

„Wenngleich von dem weiten Wege und der großen Hitze sehr ermattet, begaben wir uns Abends doch noch in ein Privatschauspielhaus, da die Vorstellung speziell uns zuliebe veranstaltet war. Der jüngere von den uns zugetheilten Hofleuten, Loang Nara, ein sehr reicher Mann, hält sich eine eigene Schauspielertruppe. Die Vorstellungen werden auf einem Floß auf dem Flusse gegeben, die Wände des Theaters sind aus Jalousien gebildet und das Dach ist aus Palmenblättern hergestellt. Das auf solche Art gebaute Haus, in welchem Loang Nara selbst wohnt, besteht aus vier schönen Gemächern, deren Boden mit Teppichen belegt ist; die Wände sind mit Spiegeln in den unvermeidlichen Goldrahmen geziert. Das ganze Haus ist mit einer Veranda umgeben. Die Wände selbst sind sehr leicht in Thürbändern aufgehängt, können daher geöffnet werden. Das schwimmende Theater ward ganz nahe zum Hause gebracht und die Zimmerwände wurden ausgehoben.



Schauspieler.

Wir konnten sonach das Schauspiel sehr bequem, im Zimmer und in unseren bequemen Rohrstühlen sitzend, genießen. Der liebenswürdige Hausherr servirte uns alle möglichen siamesischen Leckerbissen, die ich übrigens, nachdem ich einen gekostet hatte, nicht weiter berührte.

„Bei den Siamesen werden, gleichwie bei den Chinesen, die Rollen in einem Stück entweder blos von Frauen oder blos von Männern dargestellt; beide Geschlechter treten nie zusammen auf.

„Diesmal bestand die Truppe aus Frauenzimmern. Eine indische Königin beweint den Tod des Königs und trachtet ihn wieder ins Leben zu rufen: dies war der Gegenstand der heutigen Vorstellung. Während der ganzen Vorstellung spielte Musik und sang ein Frauenchor.

„Die Musik ist bei weitem erträglicher als die chinesische oder die japanesische, die rein nicht zum Anhören ist. Das Orchester, aus 5—6 Instrumenten bestehend, ist ziemlich gut zusammengestellt. Außer der Flöte und der Trommel bestehen alle Instrumente aus Schlaginstrumenten von Bronze, Eisen oder Bambu, die auf eine Oktave von 8 Noten gestimmt sind. Diese Platten sind an beiden Seiten auf schiffförmigen Schnüren aufgehängt. Auf diesen Tasten wird nicht mit den Fingern, sondern mit Stäbchen, die in einer kleinen Scheibe enden, gespielt. Die melodischsten von diesen Miniatur-Klavieren sind jene aus Bambu. Als nicht musikalisch maße ich mir über die Musik selbst kein Urtheil an; ich kann nur sagen, daß sie nicht eine so arge Ohrenschinderei ist wie die chinesische, in welch letzterer sich zu viele Saiteninstrumente befinden. Die langweiligen ungraziösen Pantomimen, die aus endlosem Aufstehen, Niedersetzen, Verneigen und einem eigenthümlichen Verrenken der Handgelenke bestehen, was hier im Osten gegenwärtig sehr in der Mode zu sein scheint, bieten nichts Interessantes. Das Hübscheste an der ganzen Vorstellung waren die Kostüme der Königin. Dieselben waren aus reichen Seidenstoffen hergestellt, mit Gold und Edelsteinen verziert; eben so reich waren die Kostüme des — nachdem er durch irgendwelche Zauberei von den Todten auferweckt worden war — auftretenden Königs.

„Die Vorstellung dauert bei solchen Gelegenheiten, so lange, bis sich die Zuschauer selbst entfernen; uns diese Sitte zunutze machend, erhoben wir uns gegen Mitternacht, bedankten uns beim Hausherrn für die gebotenen Genüsse und fuhren auf unserem Boote nach Hause.“

Soweit unser russischer Gewährsmann. Seltsamerweise erwähnt er mit keiner Silbe des Amazonen-Bataillons, welches früher die Palastwache bildete und von anderen Reisenden wiederholt beschrieben wurde. Der Herrscher von Siam besaß nämlich auch eine weibliche Leibgarde, wie der Nizan von Haiderabad in Indien und der König von Dahomey. In Bangkok bezeichnete man sie als „Weiber-Männer“, und sie waren zu König Mongkut's Zeiten wenigstens ohne alle Frage der bestgehaltene Theil der Armee. Es will uns bedünken, als ob diese siamesischen Amazonen in Europa als Ballettänzerinnen Glück machen würden; sie sahen wenigstens so aus, als ob sie auf der Bühne ständen. Solches mag auch dem gegenwärtigen Herrscher vorgekommen sein, denn diese Amazonen sind dem reformatorischen Geiste gewichen, welcher den jungen König beseelt, und dem wir hier zum Schlusse noch einige Worte widmen müssen.

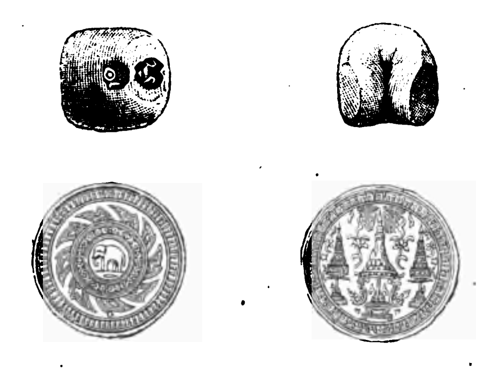
Mongkut's Sohn, der jetzt regierende erste König, hat gleich dem Mikado von Japan mit allen Ueberlieferungen gebrochen und eine in Hinterindien unerhörte Revolution des hergebrachten, bisher für heilig erachteten, in der

Anschauung des Volkes tief eingewurzelten Hofceremonials veranlaßt, woran sich obendrein wirkliche Landesreformen knüpfen. Der König hat nicht nur eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, er ist auch der erste Monarch Siam's, der außer Landes ging; 1871 unternahm er eine weite Reise zu dem ausgesprochenen Zwecke, sich zu unterrichten. Er besuchte Batavia, Singapur, Calcutta, Bombay und es ist seine Absicht, späterhin auch nach Europa zu kommen. Er hat auf jener Reise etwas Praktisches gelernt, und Manches, was nach europäischer Art zweckmäßig erscheint, eingeführt, ohne jedoch in sklavische Nachahmung zu verfallen. Doch dies sind nur kleine äußerliche Dinge und ohne großen Belang. Von Wichtigkeit war dagegen die zweite Krönung des Königs am 16. November 1873; die erste fand 1868 nach dem Ableben seines Vaters statt, als jener ein Knabe von erst 13 Jahren, also minderjährig, war. Während der Regent die Staatsgeschäfte leitete, war der König nach landesüblichem Brauch eine Zeitlang in's Kloster gegangen, wo er alle Novizendienste verrichtete und ihm die Regentenpflichten eingeschärft wurden. Als er nun 1873 im November großjährig geworden, fand die zweite eigentliche Krönung statt; 101 Kanonenschüsse verkündeten die Feierlichkeit. Um zehn Uhr Morgens bestieg der König in vollem Ornate den Thron; in der Halle waren fast alle europäischen Völker vertreten. Sofort verlas er einen Befehl, wodurch verboten wird, daß man sich vor einem höher Gestellten zu Boden werfe. Dann sprach er seine Ueberzeugung aus, daß es kein Gedeihen und keine Wohlfahrt in einem Lande geben könne, wo ein so knechtischer Gebrauch herrsche; er wünsche, daß ein Mensch mit dem andern auf dem Fuße der Gleichheit verkehre und auch der ärmste Unterthan im Reiche überzeugt sein könne, daß ihm ebenso wie dem Reichsten volle Gerechtigkeit werde. Während der König sein Dekret verlas, blieben die Siamesen, deren etwa vierhundert zugegen waren, am Boden liegen; als aber die letzten Worte gesprochen worden, standen sie gleichzeitig auf und verneigten sich vor ihrem Monarchen in europäischer Weise. Nur mit Mühe fanden sie sich in ihre neue Stellung hinein. Sodann hielt der Regent eine Ansprache an den König, welchen er lobte, ohne ihm aber im Mindesten zu schmeicheln. Darauf brachten die Konsuln ihre Glückwünsche dar und nachher zog sich der König zurück, während mit Muscheltrompeten, Gongs, Hörnern und vielerlei anderen Instrumenten ein Höllenlärm verübt wurde.

Eine andere, sehr eigenthümliche Feier bildet die Einweihung des Wangna oder zweiten Königs, die zuletzt am 25. November 1868 stattfand. Ein großer Zug von Fürsten und Edelleuten, denen sich auch die Konsuln und manche Europäer anschlossen, holte den Wangna aus dem Palaste des ersten Königs ab. Der letztere folgte etwa eine Stunde später, und als er erschienen war, begann die Feierlichkeit, wobei der Wangna ein Bad nehmen muß. Das Badegefäß war von Gold und stand unter dem Sawetraxat, einem großen Schirme mit sieben Abtheilungen über einander. Der erste König goß dem ganz weiß gekleideten Wangna die ersten Wassertropfen über den Kopf, dann badete dieser sich selber und zuletzt trat seine Mutter vor und schüttete ihm Wasser über das Haupt. Dann verließ der Wangna das Bad, man reichte ihm einen Panong (Tuch zum Abtrocknen) und jetzt legte er die nassen Kleider ab, um ein trockenes

Gewand anzuziehen. Das Alles geschah vor dem versammelten Hofe mit so vortrefflichem Anstande, daß das Dekorum nicht im Mindesten verletzt wurde. Während der Wangna im Bade saß, ertönte die weite Halle von musikalischem Lärm, und nachdem er sich in ein Nebenzimmer begeben, um königliche Gewänder anzulegen, erschien er wieder, um vom ersten Könige Schwert und Szepter entgegenzunehmen. Dann las ein angesehener Schreiber einen Belehnungsbrief vor und verkündete den Namen, welchen der Wangna fortan führen werde. Damit war die Hauptfeierlichkeit beendet, der ein glänzendes Festmahl folgte.

Wir stehen am Schlusse unserer Wanderung durch die Völker und Länder Hinterindiens. Keines darunter schreitet einer helleren Zukunft entgegen, als das vom politischen Einflusse der Europäer noch wenig berührte Siam, dessen Fürsten, wie wir sahen, für die Bedürfnisse ihres Volkes wie für die Anforderungen der Zeit ein offenes Verständniß bekunden. Nach dem, was wir in dem hier abschließenden Buche vernommen, mag es fraglich erscheinen, ob dem begabten Volke der Thai der Import europäischer Gesittung, europäischer Aufklärung und europäischer Ideen überhaupt zuträglich und wünschenswerth sei; ob es nicht besser seiner eigenen Kraft überlassen bliebe, um sich zu neuen Kulturhöhen emporzuschwingen. Daß die Hinterindier sehr wohl zu selbstständigen Leistungen befähigt sind, davon haben die Prachtbauten Kambodscha's uns ein glänzendes Zeugniß geliefert. Die Epochen der Abgeschiedenheit scheinen auch für die transgangetische Halbinsel für immer vorüber, unaufhaltsam flutet der Einfluß Europa's heran, seine Gier nach neuen ausbeutungsfähigen Gebieten unter der bekannten Maske civilisatorischer Bestrebungen verbergend. Schon hat die Rivalität zweier europäischer Großmächte sich des Westens wie des Ostens der goldenen Halbinsel bemächtigt und immer enger ziehen sich ihre Ringe um das noch jungfräuliche Land des weißen Elefanten. Schon die nächste Zukunft kann von solchen Versuchen melden, auch dort festen Fuß zu fassen. Das Verhalten der Siamesen mag dann gewiß eines der spannendsten Schauspiele gewähren.



Ende.

Namen- und Sachregister.

A. Abbildung. Tb. Tonbild.